Peyrefitte

die Juden



ROGER PEYREFITTE

DIE JUDEN

STAHLBERG

Titel der französischen Ausgabe
Les Juifs
Editions Flammarion Paris 1965
Übersetzt von Brigitte Weitbrecht

Stahlberg Verlag GmbH Karlsruhe 1966
Einband Imre Reiner
Gesamtherstellung Badendruck GmbH Karlsruhe

ERSTER TEIL

I

Am 1. Januar 1963, dem Fest der Beschneidung unseres Herrn und Heilands, dachte General de Gaulle wohl kaum an seine Ahnen, die Juden Kolb, Bundeskanzler Adenauer an seine Ahnen, die Juden Adenauer, der Präsident der Republik Italien an seine Ahnen, die Juden Segni, der König von Schweden an seinen Ahnherrn, den Halbjuden Bernadotte, der Exkönig von Italien an seine Ahnen mütterlicherseits, die Juden Petrowitsch Niegoch aus Montenegro, Erzherzog Otto von Habsburg an seine Ahnherrin, die Jüdin Henriquez, Mutter Ferdinands II. des Katholischen, der König von Belgien an seine Ahnherrin, die Jüdin Pereira, von der seine Urgroßmutter Bragança abstammt, Prinz Bernhard der Niederlande an seine Ahnherrin, die Jüdin Pacheco, Königin Elizabeth an ihre Ahnen mütterlicherseits, die Juden Bowes-Lyon, der Herzog von Edinburgh an seine Ahnen, die Juden Haucke, ebensowenig wie sich im Weißen Haus Präsident Kennedy seiner Vorfahren, der Juden Kennedy, und Vizepräsident Johnson seiner Vorfahren, der Juden Johnson erinnerte. Zweifelhaft ist, ob der Graf von Paris in Louveciennes der Jüdin Pierleoni gedachte, von der die Bourbonen über Jeanne d'Albret abstammen, und der Jüdin Alvarez von Toledo, ihrer Ahnherrin über die Medici, und der Jüdin Henriquez, ihrer Ahnherrin über Anna von Österreich, oder ob sich die Gräfin von

Paris der Jüdin Pereira erinnerte, von der sie ebenfalls über die Bragança abstammt. Auch Fidel Castro in Havanna dachte wahrscheinlich nicht an seine Vorfahren, die Juden Castro, oder General Franco in Madrid an seine Vorfahren, die Juden Franco, oder Präsident Salazar in Lissabon an seine Vorfahren, die Juden Salazar. Neben diesen berühmten Persönlichkeiten, der Zierde des erhaltenen Präputiums, machte der israelische Staatspräsident Ben Zwi eine bescheidene Figur. Er hatte vor allem die Rolle des Spielverderbers, konnte er doch jeden einzelnen mahnen: »Erinnere dich!«

An eben diesem 1. Januar gegen neun Uhr abends las ein etwa zwölfjähriger Junge in der Rue Vieille-du-Temple in Paris eine Nummer der Zeitung *Le Libertaire*, die in der Vertiefung einer fleckigen Mauer angeschlagen war. Er stampfte mit den Füßen vor Kälte und zitterte in seinem Mantel. Im Schein der Straßenlaterne glänzten die Goldstickerei an seinem blauen Satinmützchen und eine Pfütze, in der Fischreste festgefroren waren. Aus der Passage des Singes trat ein etwa dreißigjähriger Mann. Sein Hut war zu klein, er trug einen Vollbart und eine schlecht geknüpfte Krawatte und hielt ein dickes Buch in der Hand. Unter seiner Lederjacke hingen die Schaufäden seines Gebetsmantels hervor. Er schien mit einem abwesenden Blick jemanden oder etwas zu suchen, aber die Straße war wie ausgestorben. Er betrachtete das Stück Himmel über den schwarzen Häusern, an dem in der Eiseskälte Sterne funkelten, und entdeckte hinter einer Reihe Stützbalken an einer baufälligen Fassade den Jungen, der im *Libertaire* las.
»Schalom!« grüßte er.
»Schalom!« entgegnete der Junge.
Der jüdische Gruß, das Mützchen und die Schaufäden ersetzten die gegenseitige Vorstellung. Auch der Junge trug

unter seinem Hemd den rechteckigen Gebetsmantel, aber er war bescheidener und hatte die Schaufäden in seine Hose geschoben. Der Mann fragte ihn nach der Adresse des Restaurants Aronovitz und ob es gewiß ein koscheres Restaurant sei.

»Das koscherste in ganz Paris«, lächelte der Junge. »Es gehört meiner Familie – hier rechts, in der Rue des Rosiers.«

»Begleitest du mich hin?«

»Lassen Sie mich bitte noch diesen Artikel zu Ende lesen.«

Der Mann warf einen Blick auf das Zeitungsblatt an der Mauer. Er konnte offensichtlich kein Französisch, denn er hatte Jiddisch gesprochen. Ohne sich über die Ungeniertheit seines jungen Glaubensbruders zu erzürnen, aber um ihm zu bedeuten, daß es besseren Lesestoff gibt, öffnete er sein Buch und begann halblaut zu lesen.

»Wir wollen lieber gleich gehen!« rief der Junge, als er das Hebräisch des Talmuds erkannte.

»Ich heiße Rahmin«, sagte der Mann, »Rahmin Heiney.«

»Wie der Dichter?«

»Ja, aber mit y am Ende. Ich bin Amerikaner, komme aus New York und gehe nach Israel, aber ich möchte einige Zeit in der Jeschiwa von Brunoy verbringen.«

»Sehr gut! Von dort kommen unsere besten Rabbiner. Ich heiße Ascher, Ascher Aronovitz.«

»Gelobt sei Ascher, der ›Selige‹, der achte Sohn unseres Vaters Jakob!«

»Gelobt sei Rahmin, der ›Barmherzige‹, der Name des Ewigen!«

Ehe sie in das Restaurant eintraten, berührte jeder mit der rechten Hand die an der Tür angebrachte kleine Hülse, die Verse aus der Thora enthielt. Um die von der Feuchtigkeit verquollene Tür zu öffnen, mußten sie sich beide dagegenstemmen. Vier oder fünf Gäste beendeten eben ihre Mahlzeit; Sträußchen künstlicher Blumen standen auf den Papiertischtüchern. Ein Greis, der seine Rech-

nung bezahlen wollte, konnte den Blick nicht von dem nagelneuen Francstück in seiner Hand wenden, an dem das Nickel der Rothschilds glänzte. In einem Nebenzimmer psalmodierten zwei Rabbiner den Tischdank und wiegten sich dabei auf ihren Stühlen. Die Wirtin ging zwischen Küche und Theke hin und her. Ein anmutiges Mädchen bediente; es war Aschers Schwester Egla.

Der Amerikaner machte Miene, seine Lederjacke auszuziehen, behielt sie aber doch an; auch die anderen Gäste trugen noch ihre Mäntel, denn die dem kleinen Gasofen entströmende Wärme schien illusorisch. Alle hatten Hut oder Mütze auf, aber nicht, um sich vor der Kälte zu schützen; ein orthodoxer Jude muß sein Haupt stets bedecken zur Ehre des allgegenwärtigen Gottes.

Die Tür zum Waschraum mußte Rahmin ebenso aufstoßen wie die Eingangstür. Um sich dem Ritual gemäß die Hände zu waschen, ließ er Leitungswasser in einen Blechkrug laufen. Dann setzte er sich an einen Tisch, las die französisch und hebräisch geschriebene Speisekarte, tauchte ein Stück Brot in Salz und sprach das Tischgebet. Danach schlug er seinen Talmud wieder auf, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

»Sind Sie Amerikaner?« fragte ein großer, rotgesichtiger Mann mit Baskenmütze.

Ascher antwortete für ihn. Der Neugierige war damit nicht zufrieden, denn er wollte ins Gespräch kommen. Sein südfranzösischer Akzent war ebensowenig jüdisch wie seine rote Gesichtsfarbe und seine Stupsnase. Ascher amüsierte sich darüber; er war zwar selbst in Marseille geboren, als seine Eltern sich dort aufhielten, sprach aber mit Pariser Akzent.

»Er hat Glück, weil er Amerikaner ist«, sagte der Rotgesichtige, »eine gute Staatsangehörigkeit für einen Juden!«

»Aber, Herr Constantini«, sagte das Mädchen, »achten

Sie doch unsere französische Nationalität! Es war nicht einfach, sie zu bekommen.«
»Vielleicht nicht für Ihre Eltern, die ja aus Polen kamen; aber meine Familie erhielt sie in Algerien schon 1870. Sie kostet mich meine Ersparnisse, die auf Nimmerwiedersehen verschwunden sind, mein Häuschen, das ich verlassen mußte, und meine Stelle als Briefträger, die ich verlor. Das kam heraus bei all den Versprechungen und bei meiner schönen französischen Staatsangehörigkeit!«
»Verhungern läßt man Sie aber nicht!« antwortete Egla.
»Ein Almosen! Zum Glück hilft uns der Jüdische Sozialfonds ein bißchen, aber die Rothschilds könnten mehr tun. Ich habe die Zusicherung, daß ich wieder als Postbeamter angestellt werde, sobald eine Stelle frei ist. Sie können sich ausmalen, ob ich damit rechne! Deshalb schreie ich nicht: ›Es lebe das französische Algerien!‹ sondern: ›Es lebe Amerika!‹«
Der Amerikaner, in seinen Talmud vertieft, rührte sich nicht bei diesen Worten. Er achtete sorgsam darauf, das Buch nicht mit der heißen Bouillon zu bespritzen. Ein nervöser Mann mit gequälten Zügen, der an seinem Tisch schon dreimal den Platz gewechselt hatte, erklärte, man solle sich nicht so sehr für Amerika begeistern; die Juden regierten dort zwar einerseits, aber andererseits seien sie verachtet und würden nicht selten schlecht behandelt.
»Das sind die Exzesse im großen Land der Freiheit«, meinte der Rotgesichtige.
»Und was sagen Sie zum dortigen Judentum?« fuhr der Nervöse fort. »An der Brandeis-Universität in New York, auf die die amerikanischen Juden so stolz sind, sah ich Studenten am Sonnabend Fußball spielen.«
»Unglaublich!« rief Ascher.
»Das ist noch nicht alles: Amerikanische Rabbiner gestatten die Leichenöffnung. In Frankreich und Israel geben wir unsere Zustimmung nur bei gerichtlicher Anordnung.«

Ascher, der nicht weit von Rahmin beim Essen saß, fragte ihn, wie viele Jungen in den Vereinigten Staaten die orthodoxen Schulen besuchten.
»Dreißigtausend.«
»Dreißigtausend von fünf Millionen Juden ist nicht gerade erheblich«, ließ sich der Rotgesichtige vernehmen.
»Es ist viel«, antwortete der Junge, »denn dreißig Juden genügen, um das Judentum zu retten.«
Sein schulmeisterlicher Ton wunderte niemanden; im Viertel zählte man den kleinen Aronovitz schon jetzt zu diesen dreißig Juden wegen seiner Intelligenz, seines Wissens und seiner Frömmigkeit, die durch seine Schönheit geadelt wurden. Er war einer jener außergewöhnlichen Knaben, die das jüdische Volk von Zeit zu Zeit hervorbringt, wie um den Massenmord an so vielen der Seinen auszugleichen. Wenn dieser Schüler der Jabne-Schule in der Rue Claude-Bernard, dieser Gläubige in der kleinen orthodoxen Synagoge der Rue des Rosiers, dieser Junge von zwölfeinhalb Jahren, den sein Vater seit seinem sechsten Jahr den Talmud lehrte, kundtat, er wolle sich »der friedlichen Nutzung des Atoms« widmen, sahen seine Zuhörer in ihm schon einen neuen Einstein. Er hätte gewiß nichts Schlechtes über die amerikanischen Juden gesagt, deren einer, Norbert Wiener, der Erfinder der Kybernetik, im Alter von achtzehn Jahren an der Harvard-Universität den Doktorhut errungen hatte.
Der alte Jude an der Theke ging zur Tür. Im Vorbeigehen blieb er bei dem Amerikaner stehen, der noch immer in den Talmud vertieft war und nebenher ein Rippenstück zerschnitt, und hielt ihm einen in dünnes Papier gewikkelten Gegenstand vor die Augen:
»Brauchen Sie vielleicht eine Uhr?«
»Nein, danke«, sagte Rahmin.
Der Greis zog ein ebenso sorgfältig verschnürtes Päckchen aus der Tasche.

»Brauchen Sie vielleicht ein Feuerzeug?«
»Sie sehen doch, daß der Herr im Talmud liest!« sagte Ascher streng. »Stören Sie ihn nicht!«
Der Greis grüßte alle zum Abschied mit Schalom. Die schreckliche Eingangstür öffnete sich wie durch ein Wunder: Während er innen rüttelte, stieß jemand von außen. Ein kleiner, ungefähr fünfzig Jahre alter Mann mit langer Nase und fahlem Gesicht, einen Koffer mit Ziehharmonikaboden in jeder Hand, trat in die Wirtsstube. Ohne seine Koffer abzustellen ging er zu einem Tisch und beugte sich über die Speisekarte.
»Haben Sie heiße Bouillon?« fragte er mit englischem Akzent.
»Sie ist aus«, antwortete Egla.
»Gemüsesuppe?«
»Aus.«
»Also weder Bouillon noch Suppe?«
»Das ist dasselbe.«
»Aber mein Fräulein, Bouillon ist nicht Suppe und Suppe ist nicht Bouillon! Haben Sie sonst etwas Warmes, etwas sehr Heißes?«
»Rippenstück, Beefsteak und Buletten.«
»Mit welchen Beilagen?«
»Mit Kartoffeln aus der Bouillon.«
»Wie? Kartoffeln haben Sie noch und Bouillon nicht mehr?«
»Stimmt.«
»Sind die Buletten gut?«
»Wie in Polen.«
»Aber auch so gut wie in Ungarn? Ich bin nämlich Ungar, wenn ich auch seit 1946 in England lebe.«
»Unsere ungarischen Gäste sind sehr zufrieden.«
»Ist das Beefsteak weich?«
»Sehr weich«, antwortete Egla geduldig.
»Wirklich sehr weich?«

»Wirklich sehr weich«, warf Ascher schroff ein.
»Ich frage, weil ich keine Zähne mehr habe. Ich habe sie in einem Konzentrationslager gelassen, in Sobibor – hübscher Name.«
Schamröte flog über Aschers Gesicht. Er warf sich vor, beleidigend zu seinesgleichen gesprochen zu haben. Wie konnte er vergessen, daß die Juden, die so bescheiden und so religiös waren und deshalb in dieses Restaurant kamen, alle eine Tragödie erlebt hatten? Ihre Nervosität, ihr Feilschen verdienten Nachsicht. Ihr Streiten um des Kaisers Bart, ihre Haarspaltereien – der berühmte, manchmal sokratischer Ironie würdige »Pilpul« – mochten gelegentlich sogar den Grad der Weichheit des Fleisches betreffen. Der Engländer aus Ungarn stellte endlich seine Koffer zu beiden Seiten eines Stuhles ab.
»Die englischen Zahnärzte genießen ihren Ruf zu Unrecht«, sagte er und setzte sich. »Ich muß mein Gebiß zum Essen herausnehmen.«
Er öffnete den Mund weit, entfernte stöhnend sein Gebiß und wickelte es in ein Taschentuch.
»Nehmen Sie doch Buletten!« riet Egla mitleidig.
»Ich esse lieber Beefsteak, da es ja wirklich weich ist.«
»Vielleicht sind die Buletten . . .«
»Sie haben mir garantiert, es sei weich.«
Egla stürzte in die Küche. Der Mann erhob sich, um seine Hände zu waschen. Man hörte den Blechkrug klappern.
»Kommen Sie zum ersten Mal in die Rue des Rosiers?« fragte der Rotgesichtige, als der andere zurückkam.
»Zum ersten Mal? Das war vor genau dreißig Jahren, im Jahr 1933. Das Restaurant existierte schon, aber es hatte andere Besitzer. Bis zum Krieg kam ich jedes Jahr hierher, und stets waren es neue Besitzer, aber immer Orthodoxe; ich bezweifle übrigens, daß sie reich wurden. Dann bin ich 1950, 1955 und 1960 gekommen, und jetzt sehe ich die vierten Wirtsleute seit dem Krieg.«

Er hatte sein in Salz getauchtes Brot gegessen und steckte die Hand tief in die Hosentasche, um sich zu kratzen. Ascher wandte verschämt die Augen ab.
»Sind Sie Handelsvertreter?« fragte der Rotgesichtige und deutete auf die Ziehharmonikakoffer.
»Jawohl, in Hemden und Schlafanzügen, stehe zu Diensten.«
»Meine Hemden und Schlafanzüge tragen die Araber, und ich habe kein Geld, mir neue zu kaufen. Ich besitze nur zwei Hemden, eines für den Tag und eines für die Nacht.«
»Immerhin können Sie wechseln. In Sobibor hatte ich kein Hemd mehr wie der Glückselige, und doch besaß mein Vater in Budapest eine kleine Spinnerei. Vor dem Krieg reiste ich für unser Geschäft. Heute reise ich für einen englischen Vetter. Immer noch Familie.«
»Sie haben Glück, weil Sie Vettern in England haben. Meine sind in Algerien geblieben und nützen mir nichts. Meine Eltern waren vor meinem Aufbruch gestorben. Ihre Gräber wurden umgepflügt.«
»Sie hatten es gut, weil sie ein Grab bekamen. Das Grab meiner Eltern . . .«
Er machte eine Handbewegung, die Rauchwölkchen nachformte. Egla brachte das Beefsteak. Der Vertreter nahm unter den aufmerksamen Blicken aller Messer und Gabel zur Hand. Nur der Amerikaner las weiter und aß dabei Apfelkompott. Vom Nebenzimmer aus beobachteten auch die beiden Rabbiner, die ihr Gebet längst beendet hatten, gespannt die Szene. Der Engländer aus Ungarn zuckte zweifelnd die Schultern, biß ein Stück Fleisch ab, mahlte es zwischen den Kiefern und ließ es vorsichtig auf den Tellerrand gleiten.
»Fräulein«, sagte er vorwurfsvoll, »ich habe Sie gefragt, ob das Beefsteak weich sei. Sie sagten, es sei weich, aber das stimmt nicht!«

»O doch, es ist weich!« widersprach das Mädchen.
»Vielleicht für jemanden, der Zähne hat, aber ich habe keine.«
»Deshalb riet ich Ihnen zu den Buletten.«
»Aber Sie sagten doch, das Beefsteak sei weich!«
»Als ich das sagte, wußte ich noch nicht, daß Sie keine Zähne mehr haben.«
»Ein wirklich weiches Beefsteak ist immer weich, auch für jemanden, der keine Zähne mehr hat.«
»Es gibt weich und weich!«
»Nein, Fräulein, es gibt weich und wirklich weich. Und Sie sagten mir, das Beefsteak sei wirklich weich. Ich glaubte Ihnen aufs Wort.«
»Entschuldigen Sie, ich habe es nicht gesagt, sondern mein Bruder, der nichts vom Kochen versteht.«
Der Engländer aus Ungarn fixierte den Jungen, der sich verlegen wand. Die Rabbiner machten von weitem Andeutungen von Vorwürfen, Tränen stiegen ihm in die Augen.
»Verzeihen Sie«, murmelte er mit erstickter Stimme.
Er verbeugte sich vor dem Vertreter und hob dann stolz den Kopf, als sei er froh, daß der lächerliche Zwischenfall mit dem Beefsteak die ganze Welt des Judentums einbezogen hatte. Wußte er doch, daß er einem Volk angehörte, das nicht lügen durfte, auch nicht in einem Augenblick der Ungeduld, da es das auserwählte Volk des Ewigen, des Gottes der Wahrheit war. Allerdings – aber das durfte man nur ganz leise eingestehen – gestattete der Talmud den Zöllnern, das heißt den Steuereinnehmern, das Lügen.
»Ich bringe Ihnen Buletten«, sagte Egla.
Sie trug das Beefsteak hinaus. Auf einem anderen Teller hatte sie die Kartoffeln liegenlassen, die der Überlebende von Sobibor nun langsam im Mund zergehen ließ.
»Ich komme aus Vichy«, erzählte er. »Eine trübselige Stadt, wenigstens im Winter. Ich war darauf gefaßt, dort

nichts anderes essen zu können als Honig und Obst wie in Monaco, wo ich vorher war und bis Nizza warten mußte, ehe ich koscher essen konnte. Aber in diesem unglückseligen Vichy sehe ich doch plötzlich ein blau und weiß gestrichenes Restaurant mit dem Davidsschild. Ich stürze hinein. Aber ach! Es waren Sephardim!«
»Ich bin auch Sephard!« warf der Rotgesichtige ein.
»Und Sie essen in einem Aschkenasimrestaurant?«
»Es gibt Sephardim und Sephardim. Ich bin stolz darauf, daß ich meine letzten Pfennige in dieses Restaurant trage, dessen Besitzer nicht nur Aschkenasim, sondern Chassidim sind – die Blüte des Judentums!«
»Danke, Herr Constantini!« sagte Ascher.
»Oh«, äußerte der Vertreter verlegen, »das wußte ich nicht . . . Ehre sei den Wirtsleuten! Hätten Sie es mir früher gesagt, so hätte ich das Beefsteak wirklich weich gefunden. Und wo ist Ihr Vater, mein Sohn?«
»Er besucht unseren kranken Gemeindevorsteher.«
»Welch eine Zeit! Chassidim sind gezwungen, ein Restaurant zu führen, statt ihr Leben mit dem Studium des Talmuds zu verbringen und, wie sie sagen, ›am Ewigen zu hangen‹! Mein Großvater und mein Urgroßvater waren auch Chassidim. Mein Vater war es nicht mehr, seit er Spinnereibesitzer wurde; ich bewundere Sie, daß Sie es mit Ihrem Beruf verbinden.«
Ascher errötete; er entgegnete, seine Familie behaupte nicht, dem Ideal der Chassidim auf den Buchstaben genau zu folgen, aber sie halte sich im Rahmen des Möglichen daran. Hatten nicht auch die berühmten Rabbiner der talmudischen Zeit Berufe ausgeübt?
»Als mein Vater nach Sobibor verschleppt wurde«, sprach der Ungar weiter, »sagte er mir, das sei die Strafe dafür, daß er vom Chassidismus abgefallen sei.«
»Mein Großvater und meine drei Onkel sind in Auschwitz umgekommen, sie waren alle Chassidim.«

»Ich glaube, der Glückspilz unter uns ist der Herr hier, der aus Algerien vertrieben wurde.«
»Wenn Sie glauben, es sei ein Glück, das Haus zu verlassen, das man gebaut hat, das Land, das man bestellt hat . . .!« wehrte sich der Algerier.
»Sie waren Maurer?«
»Wie bitte?«
»Sie sagen: Das Haus, das man gebaut hat . . .«
»Das Haus haben natürlich andere gebaut.«
»Die Araber, nehme ich an. Und Sie bestellten Land?«
»Aber nein, natürlich nicht! Hat Ihr Vater vielleicht seine Fabrik eigenhändig gebaut?«
»Habe ich gesagt, ich beklagte mich über irgend etwas? Ein Jude, der sich beklagt, ist ein Mann, der vergessen hat, daß er Jude ist. Ich habe in meinem Leben nur einmal geklagt, nämlich dort, wo jeder Jude klagen soll, an der Klagemauer. Zum Glück hatte ich den guten Gedanken, schon 1938 hinzureisen, denn heute liegt die Mauer im jordanischen Teil Jerusalems. Selbst wenn die Juden endlich ihr Land haben, gehört ihnen doch nur die Hälfte ihrer Hauptstadt. Sie sehen also, daß man entweder kein Jude sein oder sich nicht beklagen darf.«
Egla kam zitternd mit einem Teller voll Buletten. Der Ungar stürzte sich auf das Gericht und spuckte sofort den ersten Bissen wieder aus.
»Ihre Buletten sind weich, Fräulein, aber sie sind brennend heiß. Sie hätten mich warnen sollen.«
Alles atmete auf, die Qualität der Speise stand nicht mehr in Frage. Ascher fragte den Vertreter, ob er seit dem Kriege in Israel gewesen sei.
»Sobald ich das Reisegeld zusammensparen kann oder eine Freikarte bekomme«, antwortete er, »fahre ich, fliege ich nach Israel. Lieber ginge ich zu Fuß als gar nicht.«
»Warum leben Sie eigentlich in England?« fragte der Algerier.

»Weil Israel überall ist, wo sich ein Jude befindet. Israel ist heute abend hier wie es in den Konzentrationslagern war. Der Staat Israel soll für mich das Ziel ständiger Sehnsucht bleiben wie der Messias. Von dem Tage an, an dem ich in Israel leben würde, wäre ich kein Jude mehr, sondern ein Israeli.«

Ascher wandte sich um, um die Wirkung dieser Worte auf einen der beiden Rabbiner zu erkennen. Es war ein Armeerabbiner aus Israel, der sich in finanzieller Mission in Paris befand, aber er rührte sich nicht. Der andere war Herr Warchawsky, der erste polnische Rabbiner des Zentralkonsistoriums. Wenn Ascher auch das offizielle Judentum mißbilligte, bei diesem Mann machte er eine Ausnahme, denn er war in Polen der Freund seiner Familie und während der Gefangenschaft in Auschwitz der Gefährte vieler seiner Angehörigen gewesen.

»Ich habe gehört«, sagte der Rotgesichtige dazwischen, »in Israel sei das Leben billig. Eine Ente koste drei Francs. Ist das wahr?«

»Ich gehe nicht nach Israel, um Ente zu essen«, entgegnete der Ungar.

»Außerdem soll es dort nicht immer orthodox zugehen. Es heißt, man züchte Schweine und rauche am Sabbat.«

»Man raucht oder man raucht nicht. Auch in unseren Ländern machen die Juden was sie wollen; in Israel züchten nur die katholischen Mönche Schweine, und bald soll es ihnen untersagt werden.«

»Es ist doch unerhört, daß die Israelis nicht mehr Ehrfurcht vor der Religion unserer Väter haben! Aber drei Francs die Ente, das ist verlockend.«

»Hängt vom Geschmack und von den Zähnen ab.«

»Spenden die amerikanischen Juden viel für Israel?«

»Wir spenden alle etwas.«

»Selbstverständlich, aber ich möchte mehr geben können. Ach, wenn ich ein Rothschild wäre!«

»Warum denken Sie immer an die Rothschilds?« fragte Egla. »Sie interessieren sich weniger für uns als für ihre Rennställe.«
Rabbiner Warchawsky erhob seine Stimme:
»Das dürfen Sie nicht sagen. Die Rothschilds tun viel für Israel, viel für die Juden in Frankreich, viel für die nordafrikanischen Juden.«
Die beiden Rabbiner kamen in die Wirtsstube herüber und setzten sich. Der Amerikaner trank ein Glas Tee, den Kopf über seinen Talmud gebeugt. Rabbiner Warchawsky sprach den Lesenden leise an, der aus einem Traum zu erwachen schien. Der Rotgesichtige hatte entschieden etwas gegen die Bankiers aus der Rue Laffitte.
»Ich stelle nur eines fest«, sagte er, »wir haben Algerien verloren, sie aber haben in der Sahara nichts verloren.«
»Wenn es das jüdische Elend nicht gäbe«, bemerkte der Engländer, der endlich seine Buletten verzehrte, »hätten es die Rothschilds erfunden. Sie brauchen es, damit sie sich großherzig zeigen, damit sie sich ein gutes Gewissen verschaffen können, das für sie so nötig ist wie Gold. Es ist eine Stufe auf ihrem Weg zur Größe. Genauso bleiben sie unserer Religion treu, vielleicht auf Grund eines Versprechens an ihren großen Ahnherrn, vor allem aber, weil sie ihnen als Rüstung dient, um sich gerade zu halten. Das Judentum ist für sie ein Pfeiler in der Börse.«
»Ich lasse Sie reden«, sprach der Rabbiner aus Israel, »aber ich bin nicht Ihrer Meinung. Die Rothschilds sind in ihrer Religion aufrichtig. Ich errate, daß Sie die Unabhängigkeit Algeriens bedauern. Das ist nicht recht von einem Juden. Wir müssen für die Unabhängigkeit aller Länder sein, wie wir bereit sind, die Unabhängigkeit des unsrigen zu verteidigen.«
»Hatten Sie nicht versprochen, uns israelische Offiziere nach Algerien zu schicken?«
»Es gibt immer Leute, die die unsinnigsten Dinge ver-

langen, und solche, die sie versprechen. Ein echter Jude ist es sich schuldig, General de Gaulle zu loben, der Algerien die Unabhängigkeit verlieh und die Aufnahme von hunderttausend algerischen Juden in Frankreich ermöglichte. Wir hätten sie mit offenen Armen empfangen, aber nur sehr wenige entschieden sich für Israel.«
»Wer weiß, Herr Rabbiner, vielleicht gehe ich eines Tages nach Israel und bitte um freundliche Aufnahme.«
»Aber kommen Sie nicht wegen der Enten. Kommen Sie nur, wenn Sie Israel dienen wollen, wenn Sie an Israel, und nur an Israel glauben. Sonst bleiben Sie lieber in Frankreich, da Sie das Glück haben, Franzose zu sein!«
»Was mich abstößt ist, daß sich de Gaulle populär machte mit der Anwendung der Politik von Mendès-France, und daß Mendès-France, wenn ich so sagen darf, noch alle Sünden Israels an sich trägt.«
»Mendès-France ist Franzose wie wir. Beurteilen Sie ihn nicht als Juden, sondern als Franzosen. Es gab immer Menschen, die ihrer Zeit voraus waren.«
»Was mich reizen könnte, nach Israel zu gehen, ist nicht der Preis der Enten, glauben Sie mir; es ist auch nicht das Vergnügen, mich im Kreis von Glaubensgenossen zu befinden, denn das kann ich schließlich in Paris haben, wie eben jetzt. Was mir fehlt, ist das befriedigende Gefühl, von Juden regiert zu werden. Wir hatten einen Mendès-France, aber er ist nicht einmal mehr Abgeordneter!«
»Er wird es wieder werden. Doch wußten Sie nicht, daß er nur dem Namen nach Jude ist? Er übt unsere Religion nicht aus. Er trinkt Milch zum Fleisch. Auf Zehenspitzen ist er nach Israel gekommen. Es war ungeheuer schwierig, ihn am Grab des Königs David zu photographieren. Aber Sie haben Herrn René Mayer gehabt!«
»Ein Mann der Rothschilds!«
»Ein großer Franzose und ein großer Jude, wie die Rothschilds!«

Rabbiner Warchawsky nahm das Wort und erklärte, René Mayer sei Ausschußmitglied der Jüdischen Vereinigung und Vizepräsident des Jüdischen Universalbundes gewesen. Er fügte hinzu, gestern habe Frankreich als Premierminister Michel Debré gehabt, den Enkel des Oberrabbiners von Neuilly, und heute, unter Führung von Premierminister Pompidou ... Der Algerier unterbrach ihn mit der Frage, ob es ein Trost sei, daß auch Premierminister Pompidou ein Mann der Rothschilds sei.

»Herr Jaïs, der Oberrabbiner von Paris, einer Ihrer Landsleute, da er aus Constantine stammt, sagte mir, Frankreich habe seit Léon Blums Zeiten niemals eine jüdischere Regierung als die jetzige gehabt. In der Regierung sitzen die Herren Palewski, Bokanowski, Herzog, Grandval, früher Hirsch-Ollendorff. Der Name des Herrn Habib-Deloncle in seinem Bestandteil Habib, der des Herrn Sainteny, früher Roger, die Namen der Herren Messmer, Pisani, Jacquet und Frey sind jüdisch. Fürst de Broglie ist der Enkel einer Jüdin, Herr Jacquinot hat eine Jüdin zur Frau. Im Palais des Präsidenten der Republik hieß Herr Foccard früher Koch.«

»Allerhand!« stieß der Rotgesichtige verblüfft hervor.

»Sie sehen«, schloß Rabbiner Warchawsky, »es gibt in Frankreich noch Juden außer Herrn Mendès-France.«

II

Eine neue Schöpfung der Rothschilds, das Hotel Mont d'Arbois oberhalb Megève, mit sonnenbeschienenen Schneeflächen im Hintergrund, war vor kurzem fertiggestellt worden. Zur Einweihung hatte ein phantastisches,

tahitisches Fest stattgefunden. Es bedurfte der Phantasie und des Vermögens einer Weltmacht, um Tahiti mitten in die Alpen zu versetzen. Aus Tahiti stammte alles, nicht nur die bunten Röckchen, sondern auch die Blumen, das Menü, die Musiker. Beleuchtete Fontänen ergossen ihr Wasser nachts über das Glasdach des Schwimmbads. Die Gäste waren mit Schlitten vom Flugplatz abgeholt worden. Photographen wurden nicht zugelassen, obwohl Vertreter der großen Zeitungen sowie Tout-Paris und das weltweite Tout-Israel anwesend waren. Der Milliardär Paul-Louis Weiller hatte sich eingefunden, umgeben von seinem Hofstaat, einer Prinzessin von Savoyen, einem Prinzen von Bourbon-Parma, dem König von Jugoslawien, aber wenn man vom »König und seinen Hofnarren« sprach, meinte man den jüdischen König. Man bewunderte, wie leichtfüßig er trotz seines Alters Twist tanzte und wie gewandt er inmitten von Blumen in dem Bassin schwamm, in das man ihn geworfen hatte.

Einige Wochen später, am 3. Februar, einem Sonnabend, lasen morgens die Juden in den Synagogen der ganzen Welt aus dem Buch Exodus die Kapitel über die Durchquerung des Roten Meeres und über den Wachtel- und Mannaregen in der Wüste, dann aus dem Buch Richter das Siegeslied der Priesterin Debora: » ... Höret zu, ihr Könige, und merket auf, ihr Fürsten! Dem Herrn will ich singen ... Es waren verlassen die Wege, und die da auf Straßen gehen sollten, die wandelten durch krumme Wege. Es gebrach, an Regiment gebrach's in Israel, bis daß ich, Debora, aufkam, bis ich aufkam, eine Mutter in Israel ... Die ihr auf schönen Eselinnen reitet, die ihr auf Teppichen sitzet und die ihr auf dem Wege gehet: singet! ... Wohlauf, wohlauf, Debora!«

Um vier Uhr am Nachmittag desselben Tages erhob sich Baronin de Rothschild geborene Halphen. Sie war die eigentliche Siegerin des tahitischen Festes letzten Monat,

denn sie hatte vor fünfunddreißig Jahren den Grundstein zu dem Hotel gelegt. Deshalb bemühte sich Premierminister Pompidou nun wegen der Baronin persönlich her, wohingegen es ihm ausreichend erschienen war, seine Gattin zu dem Tahiti-Fest abzuordnen. Groß, schlank, stolz und vornehm trat Baronin de Rothschild Punkt fünf Uhr in den Living-room des Hotels. Alle erwarteten sie. Die Herren trugen zwar Skikleidung, waren aber gebeten worden, Krawatte und Sakko anzulegen. Die Damen trugen Après-Ski-Hosen. Herr Sainteny, Minister der ehemaligen Kriegsteilnehmer, der Pompidou begleitet hatte, eröffnete die Reihe der Reden. Er feierte die tapfere Kämpferin der Alpenfront, deren Verdienste Herr Jacquet, Minister für öffentliche Bauten, unbedingt belohnen wolle. Der bekannteste jüdische Name verdankte diesen zusätzlichen Glanz zwei Ministern, die möglicherweise, ihrem französischen Namen zum Trotz, zu Israel gehörten. Der Präfekt des Departements Haute-Savoie und ein paar andere Persönlichkeiten sprachen verbindliche Worte. Dann heftete der Premierminister der würdigen, vor Erregung zitternden Baronin schweigend das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust.

Zu dieser Feier war die junge Osmonde de N. eingeladen, die weder jüdisch noch mit Ministern verwandt war. Sie war die Enkelin Laurents, des ehemaligen Botschafters in Athen, und die geistige Tochter des Schriftstellers Georges Sarre, dazu der anerkannte Flirt Sauls de Goldschild, eines Vetters der Herren von Mont d'Arbois. Sie hatten sich in der Schule in der Rue Saint-Guillaume kennengelernt. Er war zwanzig, sie achtzehn; sie war blond, er bräunlich, beide waren gleich bezaubernd. Sie verließen die offizielle Welt und ihre Begleiter und setzten sich in eine Ecke, um allein bei einem Cocktail zu plaudern.

»Hast du Pompidous Nase gesehen?« fragte Osmonde.

»Sie könnte einem Juden Neid einflößen.«
»Er ist nur aus der Auvergne.«
»Aber wir haben im Schwimmbad seine Füße gesehen, seine Zehen sind gebogen wie Klauen. Das hat vielleicht die Rothschilds für ihn eingenommen.«
»Lästermaul!«
»Sarre behauptet, der Name Pompidou könne jüdisch sein, weil es ein Ortsname ist.«
»Seit sich dein Sarre mit den Juden beschäftigt, sieht er überall welche.«
»Ich glaube, er hat oft recht. Er sagt selbst, Sarre ohne Adelsprädikat gehöre dazu. Die Christen, die nichts davon ahnen, daß sie einen jüdischen Namen tragen, nennt er ›ungekannte Juden‹.«
»Ich bin sicher, daß wir sie durch ihn kennenlernen.«
»Sainteny hieß Roger, ehe er vom Staatsrat seinen neuen Namen bekam. Roger ist aber einer der Vornamen, die den bekehrten Juden schon im Mittelalter als Nachnamen dienten. Jacquet war seit dem 12. Jahrhundert oft eine Französierung von Jakob. Was Pompidou angeht, so fragen sich viele Leute, durch welches Wunder ein Nichtjude euer Generaldirektor werden konnte.«
»Fillon war auch ›unser‹ Generaldirektor, ohne Jude zu sein. Mache mich nicht mehr Rothschild als ich bin und verwechsle nicht das ›goldene Schild‹ mit dem ›roten Schild‹!«
»Beides sind Schilder. Aber dein rotes Schild interessiert mich weniger als deine rote Hose ... und was sie umschließt.«
»Hübsch gesagt, mein Fräulein!« entgegnete Saul und küßte sie. »Meine rote Hose hätte deiner blauen manches anzuvertrauen«, fügte er hinzu und streichelte ihren Schenkel.
»Verwirre mich nicht, wenn ich von Pompidou spreche! Ein Freund meiner Mutter, ein Abgeordneter, erzählte

mir, an dem Tag, an dem sich Pompidou der Nationalversammlung vorstellte, hätten alle eure Baroninnen auf der Tribüne gesessen, eine Sensation. An jenem Tag habe das Parlament für die Investitur der Rothschilds ... und der Goldschild gestimmt.«

»Erzähle nur noch den Witz aus dem satirischen Wochenblatt *Canard enchaîné* über die Initialen R. F., die nicht mehr ›République française‹, sondern ›Rothschild frères‹ bedeuten. Lieber sollst du dich an den tiefsinnigeren Ausspruch von ich weiß nicht mehr wem erinnern: ›Wenn die Rothschilds fallen, fällt auch Frankreich.‹ Sie sind mit Frankreich gefallen.«

»Und als sich Frankreich wieder erhob, fiel es ihnen in die Hände.«

»Kleiner Streithammel, ich bewundere dich! In dir heirate ich die Opposition!«

»Weiter. Pompidou und seine Jünger vollbrachten noch etwas Beispielloses (ich zitiere Sarre): Der Erlaß im *Journal officiel*, mit dem deiner Verwandten das Kreuz der Ehrenlegion verliehen wird, bezeichnet sie als Baronin, was eine Plattheit, eine Beleidigung und eine Lüge ist.«

»Sonst noch was?«

»Eine Plattheit, denn es werden keine Adelstitel mehr vergeben; eine Beleidigung, weil man sie wie eine Ausländerin behandelt, wenn man ihr einen Titel beilegt; eine Lüge, weil es keine Barone de Rothschild mehr gibt, seit sie 1914 ihren Titel dem Kaiser von Österreich zurückgaben. Zum Glück gibt es noch Barone de Goldschild!«

»Meine Mutter weiß nichts von der patriotischen Geste von 1914, aber sie macht sich manchmal ein Vergnügen daraus, unsere Vettern damit zu necken, daß unser Titel in Frankreich eingetragen wurde, ihrer aber niemals.«

»Also handelt es sich erst recht um einen reinen Höflichkeitstitel.«

»Der Höflichste von allen ist Pompidou. Glaube nur nicht, du könntest auf dem Umweg über einen Vetter der Rothschilds Frankreich beherrschen!«
»Mein Frankreich bist du, Liebster, nicht sie!«
»Während des Krieges dienten sie dem freien Frankreich, was ihnen bei der Befreiung manche Vorteile eintrug. Aber übertreibe nicht die Dankbarkeit General de Gaulles!«
»Die Könige, diese berühmten Undankbaren . . .«
»Bloch-Dassault hat ihm auch gedient, vor allem 1958. Weißt du, wie er bei seinem ersten Besuch im Elysée-Palast empfangen wurde? ›Wollen Sie von Ihren kleinen Anliegen mit mir sprechen, Monsieur Dassault? Nein? Dann wollen Sie also mit mir über Frankreich reden. Dazu brauche ich Sie nicht.‹ Die Audienz hatte zwei Minuten gedauert.«
»Der Vater des Innenministers Frey war in eure Nickelaffäre in Numea verwickelt . . . aber Schluß mit Politik!«
»Du kennst dich besser aus als ich.«
Sie betrachteten die Anwesenden.
»Wer beschäftigt sich denn so verzückt mit Pompidous Bein?« fragte Osmonde.
»Herr Lecléry.«
»Was verkauft er?«
»Schuhe. Es ist Lévy, der große Schuhmacher, der seinen Namen geändert hat.«
»Doktor Claoué, der Schönheitschirurg, hat Carole Weisweillers Nase verdorben, schade.«
»Hast du sie so gern?«
»Sie hat sich besser benommen als ihre Mutter mit Cocteau. Erst war sie durch ihn berühmt geworden, denn sie hatte ihn bei sich beherbergt, später hat sie ihm die Tür gewiesen.«
»Nach acht Jahren kann eine Hausfrau auch vom reizendsten Gast genug haben. Ich hörte die teure Francine

in den Salons stöhnen: ›Wer will meinen Dichter?‹ Hätte er ihr nur Verse, Mosaiken und Fresken gewidmet . . . Aber er machte sich an das Ausschmücken von Kapellen, und sie glaubte, er wolle sie bekehren.«

»Das ist kein Grund. Als ihm die schöne Libelle seine Koffer nachschickte, in die man seine Sachen und seine Manuskripte durcheinander geworfen hatte, handelte sie wie eine Trödlerstochter, denn sie behielt sein Akademikergewand und -schwert zurück.«

»Schließlich hatte sie sie bezahlt!«

»So wäre Madame de La Sablière mit La Fontaine nicht verfahren! Da hast du den Unterschied zwischen zwei Gesellschaften.«

»Ich dachte, du würdest sagen: Zwischen zwei Völkern.«

»Hätte ich es gesagt, so hätte ich dabei nicht an dich gedacht. Du bist das Gegenteil von allem, was man gewöhnlich unter einem Juden versteht. Um meine Mutter zu ärgern, die die Juden nicht leiden kann und die dich in der Oper kurz sah, sagte ich ihr, du habest eine griechische Nase. Das schlimmste daran ist, daß es stimmt.«

Einige junge Skifahrer, die sich verspätet hatten, traten in diesem Augenblick ein. Sie kamen von der Mandarines-Bar, der Endstation des Skilifts hinter dem Haus. Prinz Victor-Emmanuel von Savoyen führte sie an.

»Wenn man bedenkt, daß er beinahe Claudels Enkelin geheiratet hätte!« flüsterte Osmonde.

»Wie die Weisweiller hat auch er seinen Dichter versetzt. Er hätte uns die Ehre antun können, bei der Verleihung des Ehrenlegionkreuzes an meine Tante anwesend zu sein!«

»Vielleicht wollte er sich nach dem Skandal diskret zurückhalten.«

»Wir beide waren ja nicht dabei. Die Dinge werden so leicht aufgebauscht!«

»Was verlangst du denn? Eine Orgie mitten in den Ber-

gen, dann eine schwarze Messe, und anschließend zündete man die Hütte an. Ich begreife, daß deine Tante wütend war.«

»Sie war zornig, aber königlichen Hoheiten wird alles verziehen.«

»Als ich es meiner Mutter erzählte, sah sie darin sofort den Beweis für das jüdische Blut des Hauses Savoyen.«

»Was? Die auch?«

»Wenigstens die heutige Generation, die über die Frauen von der montenegrinischen Dynastie abstammt. Die Petrowitsch Niegoch sollen jüdischen Ursprungs sein. Das paßt Sarre gar nicht, war er doch stolz darauf, den letzten König von Montenegro, seinen einstigen Kommilitonen an der Fakultät der politischen Wissenschaften, zu duzen.«

Saul faßte Osmonde um die Taille und führte sie vor das Haus. Sie zog die Kapuze ihres Anoraks über den Kopf, aber er schob sie zurück, um ihr ins Ohr zu flüstern:

»Es war am ersten Tag nach den Ferien. Du konntest nicht wissen, wer ich bin. Wir saßen nebeneinander in Fourastiés Vorlesung. Weil ich so wenig wie möglich Goldschild sein wollte, hatte ich meine Cartier-Armbanduhr zu Hause gelassen und in einem Warenhaus eine aus Nickel, einen Kugelschreiber, eine Kunstledermappe und ein Heft mit Jeanne-d'Arc-Umschlag gekauft. Selbstverständlich war ich nicht mit dem Jaguar, sondern im Taxi gekommen. Während ich mich an die Stimme des Professors zu gewöhnen versuchte, schrieb ich meinen Vornamen auf mein Heft und lächelte über die Wirkung, die er neben dem Bild der Jungfrau machte. Aber die Jungfrau erinnerte mich an meine Nachbarin. Sie bezauberte mich schon mit einem leichten Jasminduft, an dem meine in vornehmen Parfüms geübte Nase Guerlain erkannte. Und mein nicht weniger geübtes Auge erblickte neben meiner ärmlichen Mappe eine Tasche von Hermès. Diese

Eleganz öffnete mir zwar die Augen und die Nase, aber noch nicht das Herz. Sie störte mich sogar, als sei ich Gefangener eines Schicksals, dem ich so oft entrinnen möchte. Mir schien, mein Eintritt in die Fakultät der Rue Saint-Guillaume sei mißglückt. Nachdem ich in Oxford zwei Jahre inmitten junger, mit meiner Mutter verwandter Lords zugebracht hatte, hoffte ich, wenigstens ein paar Stunden lang wie ein guter, demokratischer Franzose leben zu können.

Du hast deine schöne Mappe geöffnet und ihr ein ebenso einfaches Heft wie meines entnommen. Ich war verblüfft, es war ein Jeanne-d'Arc-Heft. Dein Sheafferfüllhalter zeichnete genau an der Stelle, an der ich eben Saul geschrieben hatte, den köstlichen Vornamen Osmonde. Da sah ich dich an, und mein Blick traf den deinen. Wie Adam und Eva vor dem Sündenfall waren wir nicht mehr in Fourastiés Kolleg, sondern im Paradies auf Erden. Sünde lag in der Luft; ich spürte plötzlich, daß sich unsere Hüften berührten, und daß du zu gleicher Zeit wie ich diese Berührung wahrnahmst. Mit deinem Parfüm, das zuerst nur meinen Geruchssinn angesprochen hatte, bist du wie durch eine Art Umkehrung unserer Sinne in mich eingedrungen. Es war einzigartig. Wir hatten noch keine Geste gemacht, und es schien, als seien alle Gesten vorweggenommen. Die Erregung wurde so stark, daß ich glaubte, mir schwänden die Sinne; du weißt ja seither, wie empfindsam ein Jude sein kann. Was mich erhob, war das Gefühl, daß du keine Jüdin bist, daß aber deine Empfindsamkeit der meinen gleichkommt. Wir waren in der schweigenden Schar verloren wie in einem Wald und hörten beide dem Vortragenden nicht zu. Unsere Wünsche glichen ›jenen tiefen Wassern, die lautlos fließen‹ – ich habe dir diesen Vers Lord Rochesters zitiert. Wir hatten nichts mitgeschrieben, weil wir nichts hörten. Ich griff nach meinem Kugelschreiber, zog

langsam die Buchstaben meines Vornamens nach und malte einen Kreis herum. Du tatest das gleiche. So kam es.«

»Sie vergessen etwas, verehrter Herr: Als Sie aufstanden, ließen Sie mein Heft mitlaufen. Allerdings hatten Sie mir Ihres gegeben. Seitdem blättere ich jeden Morgen in den leeren Seiten und lese dort alles mögliche.«

In der herben Schneeluft, die ihnen das Blut aufpeitschte, schmiegten sie sich aneinander.

»Und ich? Meine Seiten waren ebenfalls leer. Ich hatte geschworen, mich aufzubewahren für die, die ich liebe. Als ganz kleiner Junge erkannte ich, daß ich für die Liebe geboren bin. Da war ich zuerst in meine Reinheit verliebt, wie es nur ein jüdischer Knabe sein kann, dann in meine Unberührtheit, als die Reinheit nicht mehr möglich war.«

»Genauso war es bei mir.«

III

Die Stellung der Juden im Grand Orient hatte sich nicht verändert, seit Sarre Mitglied war. Sie waren zwar zahlreich vertreten, spielten aber keine beherrschende Rolle. Man ließ sie möglichst nicht zu Ämtern zu, weil man wußte, daß sie andere Juden einführen würden. Manche Freimaurer-Logen boykottierten sie sogar aus Vorsicht weiter. Die Symbolisten wiesen darauf hin, daß trotz allem, was die Maurerei dem Judentum verdankte, der Freimaurerstern nur fünf und nicht sechs Zacken wie der Davidstern habe. Die Bruderbünde hatten den Justiz-Palast vor

Augen, in dem die jüdischen Anwälte eine stets wachsende Mehrheit besaßen, was die Nichtjuden störte.
Die Großloge von Frankreich war eher aufnahmebereit. Zu ihren Großmeistern hatten schon die Juden Welhoff, Hazan und Coen gezählt. Großmeister Dupuy, ein Halbjude, war vor kurzem wiedergewählt worden. Im Obersten Rat schien Baron Marsaudon, ehemaliger Gesandter des Malteserordens, mit anderen spiritualistischen Freimaurern die Hoffnung aufgegeben zu haben, daß Papst Johannes XXIII. mit einem »kleinen Federstrich« die Exkommunikation löschen würde. Wenn der Oberste Rat die Juden auch nicht exkommunizierte, so nahm er sie doch nicht auf. Doktor Pariente, ein bewährter Dreiunddreißiger, der von Marranen, das heißt bekehrten spanischen Juden abstammte, wartete ungeduldig vor der Tür. Einst war man nachsichtiger gewesen dem Grafen Foy gegenüber, der einen jüdischen Namen, von den Gérard jüdisches Blut und eine jüdische Frau besaß. Allerdings gehörte der jüdische Name Foy zu denen, die Sarre ungekannt nannte.
Er bedauerte, daß er in der Rue Cadet seinen Freund Marius Lepage nicht mehr traf, den einstigen Meister vom Stuhl der Loge »Volney« in Laval. Dieser Mann mit seiner hervorragenden Freimaurerkultur und -treue hatte unter dem Einfluß seiner angelsächsischen Freunde eines Tages der Anziehungskraft der sogenannten regulären Freimaurerei nicht mehr widerstanden. Er war in die französische Nationalgroßloge übergetreten, die die reguläre Maurerei für die drei ersten Grade vertrat wie der Oberste Rat in der Rue Puteaux für die Hochgrade, und er hatte die Loge »Ambroise Paré« gegründet, zusammen mit dem einstigen Polizeipräfekten Baylot, dem zweiten großen Anhänger dieser Obödienz. Der Großloge vom Boulevard Bineau war noch kein Jude vorgestanden, doch hatte ihr Großmeister van Hecke bis

zum letzten Jahr einen Robinson als stellvertretenden Großmeister neben sich und immer einen Sampson als Freundschaftsbürgen bei der Großloge von Israel. Im Büro mochten Großmeister Schneider und der Experte Roger als ungekannte Juden gelten.
Vielleicht gab es im Grand Orient mehr Juden als man dachte. Gehörte nicht auch Großmeister Ravel, der vor kurzem Jacques Mitterand seinen Platz überlassen hatte, zu ihnen? Seine Herkunft aus Martinique schien solche bevorzugte Abkunft auszuschließen, aber es gibt Juden jeglicher Hautfarbe, und in den Vereinigten Staaten war der Komponist Ravel als Jude begrüßt worden, wenn er sich auch dagegen gewehrt hatte. Er wäre in der Rue Cadet der einzige jüdische Großmeister gewesen; der Grand Orient brüstete sich wie die französische Nationalgroßloge und wie der Rat der Anwaltskammer damit, sein höchstes Amt niemals an Israel abgetreten zu haben. Im Büro wurde jedoch den Juden ein Sitz zugestanden, um den sie sich heftig stritten; seit 1962 hatte ihn ein Bernheim inne. Bei den niedrigeren Ämtern entschädigten sich die ungekannten Juden: Jullian, Errera, Joxe (Namensvetter des Ministers) saßen in der Rechts- und Berufungskammer; Darmon, Chicurel im Unterstützungskomitee.
Unter den Meistern vom Stuhl der dreihundertfünfzehn Logen von Paris waren Marcovici in der Loge »Chantiers des Egaux«, Boubli in der Loge »Clémente Amitié«, Baehr in der Loge »L'Evolution«, Cohen in der Loge »Fraternité des peuples et Ernest Renan« anzutreffen, also vier von fünfzig, weniger als im Ministerium Pompidou. Die achtundzwanzig Logen in der Pariser Umgebung wiesen Lévy in Juvisy, Michel in Aulnay-sous-Bois, Moreau in Chelles, de la Roque in Levallois-Perret auf – auch ungekannte Juden tragen Adelsprädikate. In den zweihundertsechzehn Logen der Provinz befanden

sich Daniel in Bordeaux, Lefèvre in Fontenay-le-Comte, Gay in Grasse, Jacob in Lons-le-Saulnier, Netter in Belfort, wieder Michel und Bonnet in Marseille, Maresco in Ajaccio, Bernard in Nantes, Robert in Vendôme, Brun in Straßburg, Tixier in Vichy, alles Stuhlmeister, die, abgesehen von Jacob und Netter, nicht weniger überrascht gewesen wären als Bruder de la Roque, daß sie jüdische Namen tragen. Es war aber merkwürdig, daß zwei von den drei in Algerien noch bestehenden Logen – die Logen von Tunesien hatten ihre Arbeit eingestellt und die von Marokko hatten sich in Paris neu gebildet – mutmaßliche Juden zu ihren Stuhlmeistern zählten, nämlich Viel und Picard. Im Ausland stand ein Alexander der Loge in Baden-Baden und ein Kagan einer der drei Logen von New York vor.

Vielleicht wußten die Juden selbst nichts von der Existenz ungekannter Juden, aber sie verfuhren oft hart mit denjenigen der Ihren, die sich als Christen ausgaben. Im Konvent hatten sie geschlossen gegen Larrier, früher Nattan-Larrier, gestimmt, der vor dem Disziplinarrat stand, und bewirkt, daß er sich geschlagen geben mußte. Vielleicht waren sie neidisch, weil die Träger des Namens Nattan am Anfang des Jahrhunderts zu Nattan-Larrier wurden und sich fünfzig Jahre später nur noch kurz Larrier nannten. Viel schneller ging es noch bei dem Flugzeugkonstrukteur Bloch und seinem Bruder, dem General, die keine Freimaurer waren; 1946 begannen sie ihren Aufschwung unter dem Namen Bloch-Dassault und landeten 1950 unter dem Namen Dassault. Immerhin versuchten viele jüdische Freimaurer, Nattan-Larrier nachzuahmen, auch wenn sie die Gunst ihrer Glaubensgenossen verloren. Insgeheim klagten sie über die Hindernisse, die der Staatsrat einer Namensänderung in den Weg legte. Die großen jüdischen Familien, die sich seit mehreren Generationen in diesem Gerichtshof auszeich-

neten, wie die Cahen-Salvador oder die Helbronner – oder Heilbronner –, Nachfolger der Grunebaum-Ballin und Seligmann, heute unterstützt von den Larroque und Siméon – diese als ungekannte Juden –, standen dem Namenswechsel im allgemeinen feindlich gegenüber. Der einstige Vizepräsident Cassin war auch nicht positiver eingestellt gewesen. Deshalb haben im Gegensatz zur allgemeinen Meinung, nach der über hunderttausend Juden seit dem Krieg ihren Namen änderten, nur knapp tausend einen neuen Namen angenommen. Glücklich war Nathan-Murat zu nennen, hatte er doch, ohne den Staatsrat zu bemühen und ohne jemandes Mißfallen zu erregen, seinem jüdischen Namen den ruhmreichen Widerstandskämpfernamen angehängt und glänzte nun in der Rue Cadet.

In den Logen hielt man die Söhne Abrahams in Schach, noch mehr in den Hochgraden, die der einstige Großmeister Viaud leitete. Man mußte bis Dakar gehen, um ein Rosenkreuzerkapitel unter dem Vorsitz eines Weiss zu finden. Die Kadoschritter oder Dreißiger hatten in Montpellier einen Colonna als Präsidenten, in Dijon einen Lévy und in New York den Anwalt Claude Lewy, ehemaligen Bürgermeister von Orléans.

Gewiß konnte sich der Grand Orient seit dem Tode des Präsidenten Ramadier keines so bedeutenden Dreiunddreißigers rühmen wie es Präsident Monnerville war, die Zierde der Großloge von Frankreich, aber noch nicht des Obersten Rates. Er war der Hauptgegner General de Gaulles geworden und vertrat den in der Rue Puteaux gepflegten Spiritualismus. Bei der Bestattung des Präsidenten Coty in Le Havre befand sich der Dreiunddreißiger Monnerville in der ersten Reihe, während Guy Mollet, Freimaurer aus der Rue Cadet, nicht in die Kirche trat. Als Johannes XXIII. einmal krank war, telephonierten Geistliche mit Baron Marsaudon, um Neues

über den Zustand des Papstes zu erfahren. Und der Papst hatte dem Dreiunddreißiger Ramadier ein Glückwunschtelegramm gesandt, kurz vor dessen Tode.
Man wird sagen können, daß die Haltung des Präsidenten Guy Mollet die wahre Lage der Dinge besser widerspiegelte als die des Präsidenten Monnerville. In der Rue Puteaux hatte der neue Souveräne Großkommandeur Riandey, umgarnt von einem jüdischen, christlichen und royalistischen Geheimboten des Paters Riquet, eine Unterredung mit diesem Jesuiten »im Geist des Konzils«. Bei der zweiten Zusammenkunft hob er die Sitzung auf: Sein Gesprächspartner, der sich den Juden und den Freimaurern so geneigt zeigte, hatte ihn nur um eines gebeten, damit die Versöhnung zwischen den Söhnen Gottes und den Söhnen der Witwe erleichtert werde, nämlich um die Aufgabe des »veralteten Laizitätsprinzips«.
Die Intrigen des Paters Riquet und seines Boten, die die Großloge von Frankreich mehr oder weniger begünstigt hatte, schienen unerwartete Folgen zu zeitigen: Riandey plante übereinstimmend mit Großmeister van Hecke die Gründung einer Distriktsgroßloge, eines Ablegers der französischen Nationalgroßloge, deren höchstes Organ ihr Oberster Rat sein sollte. Der Oberste Rat von Boston-Washington, »die Mutter der Welt«, schien den Plan zu unterstützen. Sein berühmtes Oberhaupt, der Souveräne Großkommandeur Luther Smith, war ebensowenig wie Riandey für geheime Einverständnisse zwischen Juden und Jesuiten.

IV

Um sieben Uhr klingelte der Wecker in Aschers Zimmer. Er reckte sich, gähnte, rieb sich die Augen und griff an den Kopf, um festzustellen, ob sein Nachtkäppchen dank der Nadel, mit der er es auf den Haaren feststeckte, nicht heruntergerutscht war. Im Liegen sprach er das Gebet, das jeder Jude vor dem Aufstehen sagt, den Dank an den Ewigen, der ihm »seinen Odem wiederkehren ließ«, aber der göttliche Name wird nicht genannt, weil man sich die Hände noch nicht gewaschen hat. Dann versuchte er, sich an seine Träume zu erinnern. Er wußte, daß man träumen muß, gilt doch als Bösewicht, wer sieben Nächte hintereinander nichts träumt. Er hatte wie so oft von seiner Mutter und von seiner Schwester geträumt, aber diese Träume beunruhigten ihn nicht. Er hatte niemals geträumt, daß zum Beispiel sein eines Auge das andere küßte, was nach dem Talmud ein Vorzeichen für sündige Beziehungen zwischen Bruder und Schwester gewesen wäre; er hatte auch nie geträumt, er beträufle eine Olive mit Öl, was als Vorzeichen ebensolcher Beziehungen zwischen Mutter und Sohn gilt. In dieser Nacht hatte er von seinem jüdischen Religionslehrer geträumt, dem Oberrabbiner Rubinstein, dessen weißer Bart, Weisheit und Beredsamkeit die Synagoge in der Rue Pavée zierten. Seine eigene Synagoge aber, oder vielmehr seine »Schul«, wie man die kleinen Synagogen nannte, befand sich in der Rue des Rosiers, nur ein paar Schritte entfernt. Diese Gebetsstätte war das Allerheiligste des Judentums, das Tabernakel der wenigen Chassidim von Paris, Erben der Chassidim von Polen und Anhänger des berühmten Rabbiners von Lubawitz.

Ascher freute sich, weil er auch vom Propheten Elias geträumt hatte. Welcher jüdische Junge träumt nicht vom Propheten Elias, wenigstens ab und zu? Sein Vater hatte

ihm erzählt, in seiner Kindheit in Lemberg in Galizien habe auch er vom Propheten Elias geträumt, und während des Krieges, als ihn sein Vater zur Flucht zwang, habe er von der Straße aus einen letzten Blick auf das Fensterchen geworfen, hinter dem der kleine Greis, dem der Tod bevorstand, im Talmud las, und es sei ihm vorgekommen, als sehe er den Propheten Elias. Dieser Prophet ist die erste Persönlichkeit im Leben eines Juden, denn er wohnt der Beschneidung acht Tage nach der Geburt bei. Ascher war in Marseille beschnitten und sein Präputium in einem Garten vergraben worden. Heute gibt es keine Jüdinnen mehr, die so abergläubisch sind, daß sie kleingeschnittene Vorhäute essen, um Knaben zu gebären. Bei den Chassidim ist es auch nicht Sitte, wie es bei den deutschen Juden war, sie unter dem Fußboden der Synagogen niederzulegen oder sie, wie es bei den portugiesischen Juden lange üblich war, aufzubewahren, um sie mit dem Beschneider zu bestatten als Zeugnis seiner guten Dienste. Kein Beschneider könnte indessen eine größere Anzahl aufweisen als der Prophet Elias seit viertausend Jahren.

Ascher sprang aus dem Bett. Er nahm den Wasserkrug zur Hand, der weniger als vier Ellen entfernt auf einem Tisch stand, denn es ist nicht erlaubt, mit ungewaschenen Händen weiter zu gehen. Erst danach darf man seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen. Dabei dachte Ascher an Rabbi Jehuda, einen Meister aus talmudischer Zeit, der den Namen eines Heiligen zu Recht trug, weil er niemals seine Geschlechtsteile berührte. Er war unfähig, ein so großes Vorbild zu erreichen, und sprach das Gebet, das man Gott nach diesen Handlungen darbringt, wobei er sich wieder die Hände wusch: »Du begnadest den Menschen mit Erkenntnis; du hast Röhren und Leitungen in ihn gelegt; vor deinem majestätischen Thron und allerwege lässest du uns wissen, ob sich eine öffnen oder

schließen wird, und ohne die könnten wir nicht leben.«
Der Junge bedauerte, daß er noch keinen Talit und keine Tefillin für das nun folgende Hauptgebet anlegen durfte, wie es ihm auch leid tat, daß er zum öffentlichen Gebet in der Synagoge noch nicht zugelassen war. Wenn auch seine Anwesenheit beim öffentlichen Gebet, das zehn »religiös mündige« Gläubige männlichen Geschlechts erforderte, unnötig war, fehlte er doch nie. Den heiligen Gebetsmantel der Juden (den Talit) und die Gebetsriemen mit Abschnitten aus der Thora (die Tefillin) würde er jedoch erst am Tage seiner Bar-Mizwa tragen, der Feier, die in ein paar Monaten an seinem dreizehnten Geburtstag stattfinden würde – die algerischen Juden nannten sie »Kommunion«. Zum Trost zog er unter seinem Hemd den »kleinen Talit« an, den Umhang, dessen Schaufäden wie die des großen rituell gedreht waren.
Als er seine Hände abgetrocknet und sein Mützchen geradegerückt hatte, knüpfte er über seinem Schlafanzug seinen Reinheitsgürtel, den Strick, der bei den Chassidim das Geistige vom Animalischen trennt, und sprach mit geschlossenen Augen und wiegenden Bewegungen inbrünstig das Gebet, für das die anderen nur als Einleitung gedient hatten, das Glaubensbekenntnis des Judentums, das älteste und am heftigsten umstrittene Gebet der Welt, das Gebet der letzten Verteidiger Jerusalems, das Gebet der Juden, die auf den Scheiterhaufen der Christen starben, das Gebet, das sie in den Gaskammern der Nazis gen Himmel schickten: *Schema Israel, Adonai elohenu, Adonai echod* – »Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist Einer«. Diese Worte würde Ascher sein ganzes Leben lang sprechen und, wie er hoffte, auch im Augenblick seines Todes. So hauchte Rabbi Akiba, der unter der Folter starb, seine Seele aus bei dem Wort aller Worte, das seinen Gott von den Göttern der Heiden und sogar vom Gott der Christen unterschied: »Einer!«

Auf dem Weg ins Badezimmer klopfte Ascher an die Tür seiner Schwester, um sie zu wecken. Egla hatte den ersten Teil des Bakkalaureats schon bestanden und begann mit der Philosophieklasse an der Sorbonne. Sie hatten den gleichen Weg, weil die Jabne-Schule im selben Viertel lag. Unter der Dusche fiel Ascher das Schimpfwort ein, das er in der Volksschule in der Rue des Hospitalières-Saint-Gervais gehört hatte, aber in der Jabne-Schule nicht mehr: »Dreckjude!« Es hatte sowohl sein Zartgefühl als auch seine Logik verletzt, war er doch viel sauberer als seine kleinen nichtjüdischen Schulkameraden. Das Judentum ist eine Religion, die sich auf Sauberkeit gründet und nicht auf Schmutz. Die Kernseife wurde im 14. Jahrhundert von dem Juden Davin erfunden.

Ascher hielt es sogar für seine Pflicht, sauberer zu sein als jedermann sonst, denn er war nicht nur »Sohn des Fürsten« wie alle Juden, sondern »Sohn des Priesters«, weil er ein Kohen war. Diese Würde wurde über die männliche Linie weitergegeben und leitete sich von den Nachkommen Aarons her, die einst den Tempeldienst versahen. Sie hatte nichts mit dem Eigennamen Cohen zu tun; es gibt Juden, die Cohen heißen, aber keine Kohanim sind. Vorrecht des Kohen ist es heute nicht mehr, den Zehnten einzunehmen, sondern einen besonderen Platz in den Synagogen innezuhaben, vor allen anderen zum öffentlichen Gebet gerufen zu werden und dem Ewigen die männlichen Erstgeborenen zurückzukaufen. Ascher hatte manchmal dieser merkwürdigen Zeremonie beigewohnt, wenn ein Vater und eine Mutter Herrn Aronovitz aufsuchten, um ihm ihr dreißig Tage altes Kind zu übergeben. Sie legten es auf die eine Schale einer Waage und häuften auf die andere Schale Schmuck und Geldstücke, wobei sie sich bereiterklärten, ihren Sohn gegen dieses Lösegeld wieder aufzunehmen. Aschers Vater nahm das Lösegeld und gab es mittels eines Fünfzigfrancscheins

zurück. Als neulich abends von den Rothschilds die Rede war, hatte Ascher hinzufügen wollen, sie seien wirklich sehr gute Juden, denn sie kauften ihre Erstgeborenen auch los. Da die Rothschilds keine Kohanim sind, hielt sich der kleine Ascher Aronovitz in seiner Rue des Rosiers in aller Bescheidenheit für eine größere Persönlichkeit als sie in ihren Avenuen Foch oder Marigny. Natürlich trugen die Barone ihre Juwelen zum Loskauf ihrer Erstgeborenen nicht in die Rue des Rosiers. Sie wandten sich vermutlich an einen Luxus-Kohen, dem sie ihr Vertrauen schenkten.

V

Mit einer knappen Handbewegung bedeutete Pater Brissac Georges Sarre, er möge sich setzen.

»So habe ich also, wie in einer Art abgesprochener Komödie, die Ehre, Sie jedesmal zu treffen, wenn Sie einen weiteren Schritt auf dem Wege zum Verderben tun. Wirklich, ich müßte mich fragen, mit wem ich es zu tun habe, wenn ich es nicht schon wüßte.«

Obwohl Georges den Jesuiten in der Rue Monsieur seit jener Zeit, als er ihn wegen der Freimaurerei aufsuchte, nicht wiedergesehen hatte, waren ihm seine den Gegner verwirrenden Reden noch frisch im Gedächtnis. Aber er ließ sich nicht so leicht verwirren. Außerdem hatte er eine kleine Bombe in der Tasche, von der er sich eine nicht geringe Wirkung auf den Reverendus versprach. Die Vorfreude darauf hätte ihn auch einen noch unhöflicheren Empfang hinnehmen lassen.

»Ich wundere mich, Herr Pater, daß Sie meiner Absicht,

das Judentum zu erforschen, so ablehnend gegenüberstehen. Mir scheint sie ein Schritt auf dem Wege zum Heil, denn der alttestamentliche Gott steht dem christlichen Gott näher als der Große Baumeister des Universums. Zumindest ist er nicht exkommuniziert.«
Pater Brissac lächelte bitter.
»Ihre Worte hätten einen Sinn, wenn Sie an Gott glaubten. Urteilt man nach Ihren Büchern, so heißen Ihre Götter Priapus, Venus, Pan, Apollo – oder hießen so in Ihren jüngeren Jahren. Es sind dies Götter, die ›Augen haben und nicht sehen, Ohren haben und nicht hören‹. Ich überlasse es Ihnen, ihre anderen Organe zu bewundern.«
»Herr Pater . . .«
»Als Sie mir mitteilten, Sie wünschten eine Unterredung über die Juden, war ich versucht, Ihren Brief in den Papierkorb zu werfen, was ich übrigens, um es Ihnen zu gestehen, mit Ihren Büchern mache. Es ist schon viel, daß geweihte Hände sie bis zur letzten Seite durchblätterten.«
»Damit geben Sie immerhin zu, daß sie von Interesse sind. Ich könnte Ihnen berühmte Persönlichkeiten der römischen Kurie nennen . . .«
». . . die Ihnen gewiß fertige Absolutionen für Sonderfälle erteilen. Stimmt, Sie haben jetzt wieder einen guten Fürsprecher in Rom, unseren lieben Pater de Trennes, den Sie aber nicht kompromittieren konnten, als Sie ihn zum Freimaurer stempelten. Wenn es nur das wäre! . . . Meine Güte! Sie revanchieren sich für die längst vergangene Zeit, als er Ihr Gewissen leitete, und Sie bewegen ihn wie eine Marionette. Wir waren verblüfft, als wir erfuhren, daß er der Geistliche der Soeurs de Saint-Charles war und der bevorzugte Beichtvater von Schwester Pascalina, der einstigen Vertrauten Pius' XII. – Gott hab' ihn selig. Wie weit werden Sie noch gehen? Wahrscheinlich packt Pater de Trennes schon seine Koffer, um Sie

eiligst beim Oberrabbiner von Israel einzuführen. Ich habe mich entschlossen, Sie zu empfangen, in der vergeblichen Hoffnung, daß Sie wirklich die Wahrheit suchen.«
»Dieses Wort ist meine Lebensregel, Herr Pater.«
»Leider benützen Sie es als Vorwand für Ihr angemaßtes Recht, alles zu sagen, und Sie zwingen andere Menschen zur übermäßigen Erfüllung der Christenpflicht, Beleidigungen zu vergeben. Kommen wir aber endlich zu den Juden und sprechen wir im Lichte der Wahrheit von ihnen!«
»Wie jedermann freue auch ich mich, daß die Kirche ihren Standpunkt den Juden gegenüber verbessert hat, denn sie strich aus der Liturgie jene unnötige und so mörderische Beleidigung *perfidi judaei* und *perfidia judaica.*«
„Ich möchte die Verdienste Seiner Heiligkeit Johannes' XXIII. nicht schmälern, aber wenn man jetzt Pius XII. so böswillig verleumdet, müßte man sich auch daran erinnern, daß er schon 1955 gebot, man solle am Karfreitag nach dem Gebet *pro perfidis judaeis* niederknien.«
»Es ist erstaunlich, daß man so viele Jahrhunderte hindurch für sie betete und sie doch so unbarmherzig verfolgte, vielleicht, weil man nicht niederkniete. Wenn man aber von nun an kniend für sie betet und sie nicht mehr als treulos bezeichnet, ist alles gut.«
»Es ist nicht einfach, eine so lange bestätigte Treulosigkeit so rasch zu vergessen.«
»Das glaube ich gern! Bestätigt durch Gebete in neunzehn Jahrhunderten!«
»Pius XII. war es auch, der 1948 durch die heilige Ritenkongregation die Übersetzung von *perfidi* und *perfidia* mit ›ungläubige‹ und ›Unglaube‹ genehmigte als ›weniger beleidigend für das Ohr‹. Sein Nachfolger strich die lateinischen Worte ganz, ersetzte sie aber durch nichts. Man teilt uns mit, die Juden seien nicht mehr treulos, wir erfahren aber nicht, was sie geworden sind. Bei der Er-

wachsenentaufe wurde die auf die Juden gemünzte Formel ebenfalls entfernt; die Täuflinge waren aufgefordert worden, ›Entsetzen vor der jüdischen Treulosigkeit‹ zu haben und den ›hebräischen Aberglauben‹ zu verwerfen.«
»Man schonte sie nicht.«
»Man schonte die Mohammedaner ebensowenig. Aber unter uns gesagt: Diese Reform erregte zwar draußen großes Aufsehen, in der Kirche aber kaum. Johannes XXIII. machte eine theatralische Geste, als er in der Kirche Santa Croce di Gerusalemme Kardinal Cento unterbrach und ihn das laute Gebet wiederholen ließ, in dem das ärgernis-erregende Beiwort noch enthalten war. Aber Kardinal Cento hatte nicht ganz unrecht, wenn er ein in der Rubrik eingetragenes Wort, das ein Pontifex plötzlich für mißtönend erachtete, beibehielt. Derselbe Pontifex hütete sich wohl, die Streichung in den offiziellen Organen des Heiligen Stuhls, den *Acta apostolicae sedis*, zu veröffentlichen. Merkwürdigerweise wurde die Hierarchie der verschiedenen Länder durch eine Mitteilung der Nuntien oder apostolischen Gesandten verständigt und gab die Nachricht in ihren Bulletins an den Klerus weiter. Die Herren Juden mögen sich also nicht zu früh freuen! Ich würde zwar nicht sagen, was ein Papst anordnete, könne ein Papst wieder aufheben, weil Johannes XXIII. im Grunde nichts angeordnet hatte. Gewiß sprechen die neuen Offizien der Karwoche nicht mehr von *perfidi* und *perfidia*, auch die neuen Meßbücher und Breviere nicht, aber man hat uns nicht befohlen, die alten zu verbrennen, wie man den Talmud verbrannte. Unsere guten alten Breviere und Meßbücher sprechen immer noch von den treulosen Juden und werden es noch lange tun.«
Sarre staunte über so freie Reden zu den Schritten des Papstes. Dabei hatte Pater Brissac das vierte Gelübde der Jesuiten abgelegt, nämlich das Versprechen blinden Gehorsams gegenüber dem Oberhaupt der Kirche. Sein An-

tisemitismus mußte stärker sein als all seine Gelübde. »Der Geist des Konzils weht nicht über Ihnen«, murmelte Georges.

»Ich glaube im Gegenteil, den Geist des Konzils zu atmen, der sich entgegen dem Anschein nicht auf die gefährliche Bahn unmöglicher Versöhnungen bringen lassen wird. Die katholische, apostolische, römische Kirche braucht keine Ketzer, Schismatiker, Juden und Freimaurer.«

»Kardinal Bea, die Seele der großen Bewegung, ist aber einer der Ihren!«

»Er tut, was er kann, aber er wird nicht tun, was er nicht will.«

»Ist die Nächstenliebe nicht eine römisch-katholische Tugend?«

»Auch Treu und Glauben sind Bestandteile des Glaubens. Ich habe es nicht gern, wenn man sich den Anschein der Versöhnung gibt und sich dabei übereinander lustig macht. Das beweist nur, daß man sich selbst und andere irrezuleiten sucht. Ich habe Ihnen die Geheimnisse der angeblichen Streichung enthüllt, aber was denken Sie bitte über die klugen Apostel, die darüber hinaus die Worte ihres traditionellen Sinnes entkleiden wollen? Nicht nur nennt man die Juden nicht mehr perfide, sondern man bemüht sich, sie davon zu überzeugen, daß dieses Wort falsch verstanden wurde; es soll nur ›Rebellen, Ungläubige‹ bedeutet haben. Wenn das zutrifft, warum hat man es dann gestrichen? Braucht sich die Kirche um Interpretationsfehler in ihren Gebeten zu kümmern? Pius XII. war so weise, eine gemilderte Übersetzung ›in die Vulgärsprachen‹ zu billigen oder, genauer gesagt, nicht zu mißbilligen – *non improbare* –, aber er maßte sich nicht an, Unterricht in falschem Latein zu geben. Sie sind gebildet genug um zu wissen, daß *perfidus* niemals etwas anderes bedeutet als treulos.«

»Wenn ich mich recht erinnere, liest man bei Martial *Vaticani perfida vappa*, das heißt ›der perfide saure Wein des Vatikans‹. Er ahnte nicht, daß der Vatikanhügel eines Tages der Ort des wahren Glaubens und des besten Meßweins sein würde!«

»Ich erkenne Sie an Ihren Zitaten und Kommentaren. Der Botschafter und Schriftsteller Maritain, der Frankreich auf jenem Hügel vertrat und sein möglichstes tat, um den harmlosen Sinn von *perfidi* zu verbreiten, liest wohl kaum Martial. Das Wort müßte ihn verletzen, weil er eine Jüdin zur Frau hat.«

»Eine konvertierte Jüdin.«

»Alle Konversionen der Welt berechtigen nicht dazu, die Menschen für Dummköpfe zu halten. Selbst das Glossar von Du Cange über das Vulgärlatein enthält diese Definition nicht. Sie erscheint erst in unseren neuesten kirchlichen Wörterbüchern, deren Verfasser von Freud nicht die geringste Ahnung haben – Freud war übrigens Jude, und zwar ausübender Jude. Ein weiterer Beweis, daß die Kirche die Juden als perfid bezeichnen wollte: In der Kunst des Mittelalters war ihr Symbol der Skorpion, der mit dem Schwanz tötet und die Perfidie verkörpert.«

»Und das Christentum, Herr Pater, wurde durch das weiße Hermelin symbolisiert, was sicherlich nicht dem Eindruck entspricht, den es auf die Juden machte.«

»Ich verteidige das weiße Hermelin gegen den schwarzen Skorpion. Auf meiner Wange spüre ich die Ohrfeige, die sich die Kirche gab, um den Juden zu gefallen, den Juden, die sie doch hassen müssen bis zum Ende der Welt, das heißt, bis zu dem theoretischen Augenblick, in dem sie sich bekehren. Diese Ohrfeige verabreicht sie all ihren Päpsten, all ihren Heiligen und manchen Märtyrern, Opfern der Juden.«

»Die Märtyrer der Juden waren weniger zahlreich, scheint mir, als die jüdischen Märtyrer.«

»Als guter Christ beklage ich das Unglück, das die Juden traf und dem man nicht so leicht abhelfen konnte. Wie alle Geistliche habe ich damals das Menschenmögliche getan und bin bereit, es wieder zu tun. Ich lese aber in Heiligenleben, in Papstbullen und im Martyrologium. Werden wir die fünfundfünfzigste Epistel des heiligen Hieronymus entfernen, in der er seinen ›Widerwillen gegen die Beschnittenen‹ darlegt? Die ›Predigt‹ des heiligen Johannes Chrysostomus gegen die Juden, in der er die Synagoge als ›Räuberhöhle, Bordell, Wohnsitz des Teufels‹ bezeichnet? Die Predigt des heiligen Ambrosius, in der er erklärt, es sei schon eine Sünde, wenn man nur das Wort an einen Juden richte? Die Abhandlung des heiligen Agobard, Bischof von Lyon, über ›die Unverschämtheit der Juden‹? Werden wir die Heiligkeit dem heiligen Nilus entziehen, der in seiner Einsiedelei in Kalabrien gefragt wurde, auf welche Weise ein Christ, der einen Juden ermordet hatte, gefoltert werden solle und der darauf antwortete, ein Christ wiege sieben Juden auf, und man müsse zuerst sechs weitere Juden umbringen, ehe man ihn foltern dürfe? Werden wir Gregor IX., Innozenz IV. und Clemens XI. tadeln, weil sie *ex cathedra* von der ›Treulosigkeit der Juden‹ sprachen, Clemens VIII., weil er ihre ›Bosheit‹ erwähnte, den heiligen Pius V., weil er sie als ›verkehrtes Geschlecht‹ bezeichnete? Werden wir dem heiligen Johannes Capistranus seinen schönen Beinamen ›Geißel der Juden‹ nehmen und seine Sondermesse, die im Meßbuch zwei Seiten beansprucht? Wird Bernhardin von Siena seinen Heiligenschein verlieren, weil er vierzig Jahre lang gegen den Wucher der Juden predigte? Wird Bernhardin von Feltre nicht mehr selig sein, weil er uns offenbarte, ein jüdischer Arzt habe in *articulo mortis* gestanden, er habe Tausende von Christen vergiftet?«

»Man kann nicht behaupten, diese Heiligen hätten sich

den Gebeten der Juden empfohlen. Die Juden sind beim Vergeben von Beleidigungen weniger gewissenhaft als wir. Vor allem sind sie böse auf den seligen Bernhardin von Feltre, denn auf Grund seiner flammenden Predigten wurde den Juden von Trient der Mord an dem kleinen, später heiliggesprochenen Simon zur Last gelegt. Ich glaube, heute denkt niemand mehr daran, sie wegen ihrer angeblichen Ritualmorde anzuklagen.«

»Da Sie junge Heilige bevorzugen, habe ich Ihnen eine Liste derjenigen zusammengestellt, die wir Ihnen verdanken, die aber diesem Martyrium erlagen.«

Sarre nahm das Blatt, das der Pater ihm reichte. Nach einer Weile sagte er:

»Diese Märtyrer stehen uns sehr fern.«

»Da fällt mir ein, daß ich in meiner Liste den seligen Andreas vergessen habe, seliggesprochen von Benedikt XIV., dem aufgeklärten Papst und Briefpartner Voltaires.«

»In welchem Jahr erlitt er das Martyrium?«

»Wenn ich mich recht erinnere im gleichen Jahr, in dem unser glorreicher Gründer unsere Gesellschaft ins Leben rief und ihr unter anderem die Bekehrung der Juden zum Ziel setzte.«

Bei der Anspielung auf den heiligen Ignatius von Loyola zitterte Sarre vor Schadenfreude.

»Ich möchte dazu bemerken«, fuhr der Pater fort, »daß diese Bekehrung nicht bis zur Assimilation geht, denn unsere Geheimregeln untersagen uns die Aufnahme von Juden, deren Familie nicht wenigstens seit drei Generationen bekehrt ist.«

»Ich bitte um Entschuldigung, aber Pater Bonsirven, Ihr Konfrater, der auf dem Gebiet des Judentums eine Autorität war, hatte einen sehr verdächtigen Namen.«

»Das sagen Sie!«

»Alle Namen, die mit Bon anfangen, wie Bonamy, Bonen-

fant, Bonfils, Bonnafos, Bonnafous, Bonnefous, Bonnefoi, Bonnefon, Bonnet sind jüdisch oder können es sein.«
»Ich möchte wetten, daß sie seit mehr als drei Generationen Christen sind.«
»Entschuldigen Sie, aber war nicht einer Ihrer berühmtesten Kollegen, Pater Valensin, der vor wenigen Jahren starb, von unmittelbar jüdischer Herkunft?«
Pater Brissac verzog das Gesicht:
»Doch, tatsächlich. Ich muß übrigens berichtigen, was ich soeben über das Verbot der Aufnahme von Juden sagte: Es wurde 1946 abgeschafft.«
»Eine schöne Huldigung Ihrer Gesellschaft an die entsetzlichen Leiden der Juden. Aber Pater Valensin gehörte schon vorher zu Ihnen.«
»Er berichtete selbst, wie sein Vater, ein bekehrter Jude, das Geheimnis seiner Herkunft bis zum Ende wahrte. In seiner letzten Stunde ließ dieser Mann seine beiden Söhne, die ihr Noviziat absolvierten, an sein Bett rufen. Er ließ sich die Kassette bringen, in der er seine Papiere aufbewahrte, und befahl ihnen, diese zu verbrennen, widerrief dann seinen Befehl und gebot ihnen, sie zur Kenntnis zu nehmen. Dabei befand sich seine Geburtsurkunde aus der Synagoge von Livorno und sein bei seiner Bekehrung ausgestellter Taufschein. Man muß im Tagebuch des Paters Valensin lesen, wie dramatisch diese Enthüllung auf ihn wirkte: ›Hätte ich jemals geglaubt, daß Gott mir dieses Kreuz zugedacht hatte! Ein Kreuz, mit Demütigungen mehr beladen, als ich mir vorstellen konnte, das schmachvollste, dargereicht von der geliebtesten Hand . . .!‹ Er und sein Bruder gerieten damit in Gewissenskonflikte, denn ihre Gelübde waren wertlos. Ein Dispens war erforderlich, auf den Leo XIII. ziemlich lange warten ließ.«
»Dieses Drama bewegt mich um so mehr, als ich mit Pater Valensin in Briefwechsel stand.«
»Das überrascht mich nicht; er war befreundet mit

André Gide und mit Roger Martin du Gard, aber er vertat seine Zeit, als er sie bekehren wollte, so wie eine Mohrenwäsche vergebliche Mühe ist.«

»Man schreibt die Bekehrung Gustave Cohens auf sein Konto.«

»Übertreiben wir nicht; er hatte nur das Verdienst, ihm während des Krieges die Ausreise nach den Vereinigten Staaten zu ermöglichen. Dort bekehrte sich der ehemalige Professor an der Sorbonne unter den Händen des Paters Ducatillon, eines Dominikaners. Diese Bekehrung ist sehr lehrreich, denn Gustave Cohen, ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiet der Literatur des Mittelalters, hatte sein Leben lang in diesen Texten Beleidigungen gegen die Juden gelesen. Sehen Sie, er wurde es einfach überdrüssig, auf der Seite des Skorpions zu stehen, und folgte dem Hermelin. Er starb als Sohn Christi, und wissen Sie, wie Pater Valensin starb? Oh, selbstverständlich im Schoß der Kirche, aber er bezeichnete sich als ›Jude, Sohn eines Juden‹. Bewundern Sie die Klugheit unserer alten Statuten!«

»Und doch, Herr Pater, wie viele berühmte Konvertiten kennen wir! Vor meinem geistigen Auge steht noch das wundertätige Bild der Madonna in der Kirche Sant'Andrea delle Fratte zu Rom, die Ratisbonne bekehrte.«

»Es stimmt, daß die Dames de Sion, deren Orden er gründete, während der Besatzungszeit unzählige jüdische Kinder retteten; mehrere von ihnen sind als Jüdinnen in Konzentrationslagern umgekommen. Die Gesellschaft der Prêtres de Sion ist auch verdienstvoll. Trotzdem bedaure ich Pater Latreille, Pfarrer der Blancs-Manteaux, dem die Bekehrung der Rue des Rosiers obliegt. Ein anderer Jude gründete einen noch wichtigeren Orden: Pater Libermann, dem wir die Kongregation vom Heiligen Geist verdanken. Sein Seligsprechungsprozeß läuft. Abbé Balmès, die beiden Domherren und Brüder Lémann, Mon-

signore Hettinger, Monsignore Paquel kamen auch vom Judentum her wie Pater Alexandre-Maxime, der Konvertit Claudels. Bei den Dominikanern herrschte nicht unsere lange Strenge gegenüber jüdischen Novizen; das erhellt daraus, daß sie, wenn sie spanisch sind, Gomez, Perez, Lopez, Hernandez oder Suarez wie ihr vorletzter Generalvikar heißen, oder Fernandez wie der jetzige.«
Dieser Fausthieb eines Jesuiten auf den verhaßten Orden des heiligen Dominikus freute Sarre. Mit Vergnügen wies er darauf hin, daß Torquemada Jude war, der Dominikaner, der zu traurigster Berühmtheit gelangte.
»Das wußte ich nicht«, entgegnete der Pater, »aber die Neuigkeit mißfällt mir nicht. Glücklicherweise empfingen die Brüder Prediger wichtigere Verstärkungen von der Synagoge, wie Pater Weiss, der eine ›Apologie des Christentums‹ in zehn Bänden herausgab.«
»Und Pater Bruckberger wird von der Baumschere gestreift, denn Buchberger findet sich auf der italienischen Liste jüdischer Namen, die zur Zeit des Faschismus veröffentlicht wurde.«
»Das ist wirklich merkwürdig. Das Oratorium besitzt ebenfalls viele Juden. Man behauptet sogar, sein Gründer Filippo Neri sei jüdischer Abstammung gewesen, da Neri ein jüdischer Name ist.«
»Er ist tatsächlich auf der italienischen Liste erwähnt. Pater Sanson hätte daraufstehen können.«
»Viele Jude finden sich auch bei den Assumptionisten. Als Beweis sei Pater Wenger genannt, der Direktor der Zeitung *La Croix*. Ich nehme an, daß auch Domherr Simon, der Rechtsbeistand am Erzbistum Paris, Domherr Hollande, Leiter der Pariser Mission der Arbeiterpriester, und Abbé Israel, Pfarrer ich weiß nicht wo, etwas mit jüdischer Abstammung zu tun haben. Einst war ein gewisser Abbé Goschler, ein bekehrter Jude, der Beichtvater Stanislaus'.«

»Ich habe entdeckt, Herr Pater, daß Riqueti ein jüdischer Name ist.«
»Teufel! Das geht gegen Mirabeau, dessen Familienname es ist.«
»Das geht auch gegen Pater Riquet.«
»Nun, er neigt sowieso schon sehr den Juden zu, so daß Sie ihn vollends zu ihrem Freund machen würden, wenn Sie es ihm offenbarten. Mit derselben Nächstenliebe, mit der er das wahre Evangelium in die Freimaurerlogen trägt, wird er es in den Studienkreis des Marais, zum Rabbiner Feuerwerker, bringen. Er hat dort zur großen Befriedigung der Zuhörerschaft erklärt, er wäre stolz, wenn in seinen Adern jüdisches Blut flösse, sei es doch das Blut Christi. Jetzt ist er bedient.«
Sarre hielt es für an der Zeit, Pater Brissac und die ganze Gesellschaft Jesu zu bedienen.
»Es fällt mir auf, Herr Pater, daß Sie bei den Dominikanern die Namen Rodriguez und Gonzalez nicht nannten. Ist es, weil der erstere – der heilige Alfons Rodriguez – ein Schüler des heiligen Ignatius war und der zweite einer Ihrer Generale im 17. Jahrhundert?«
Pater Brissac wurde verlegen:
»Diese spanischen Namen . . .«
»Man könnte noch einen weniger bekannten, aber ebenfalls jüdischen Namen hinzufügen, nämlich Lainez, den Nachfolger des heiligen Ignatius, und den heiligen Francesco Borgia, Lainez' Nachfolger, denn die Borgia, die zwei Päpste stellten, waren jüdischer Herkunft. Und da sich der heilige Ignatius von Loyola in derselben Lage befindet, waren die drei ersten Generale der Gesellschaft Jesu Juden. Polanco, der Sekretär des heiligen Ignatius, wurde beinahe der vierte.«
Pater Brissac sprang hinter seinem Schreibtisch auf:
»Ich verbiete Ihnen, Herr Sarre, den Ruhm unseres Ordens anzutasten! Wie kommen Sie dazu, eine solche

Verleumdung gegen den heiligen Ignatius zu schleudern?«
Sarre zog einen gelben Leinenband aus der Tasche und reichte ihn dem Pater, der wütend danach griff. Es war der Semi-Gotha von 1912, gedruckt in Weimar nach dem Muster der Gothaischen Genealogischen Taschenbücher; er enthielt, mit biographischen Vermerken, alle Namen des »semitischen« oder mit dem Volke Sems verschwägerten europäischen Adels. Das Buch hatte nur zwei weitere Auflagen erlebt. Unter Wilhelm II., der nichtsdestoweniger dem deutschen Adel empfahl, reiche Jüdinnen zu heiraten, war es erschienen, unter Hitler, der solche Verbindungen untersagte, war es in Vergessenheit geraten.
Pater Brissac setzte sich wieder, um den Vermerk bei Loyola zu betrachten. Er las, dieser Familienname sei der eines Schlosses der Lopez de Recaldo, der Vorfahren väterlicherseits des heiligen Ignatius; Lopez und Recaldo waren jüdische Namen.
»Das Buch versäumt anzugeben«, bemerkte Sarre, »daß Ihr heiliger Gründer nicht nur durch seinen Vater Jude ist, sondern auch durch seine Mutter, eine geborene Sone. Lainez' Mutter war auch Jüdin, eine Gomez de Leon.«
»Nun, da ist nichts zu machen. Die Hauptsäule, der Schlußstein der römisch-katholischen Kirche ist jüdisch!«
Der Pater, der weiterlas, zuckte zusammen:
»Wie? Lefèvre, einer der ersten Schüler des heiligen Ignatius, hatte auch einen jüdischen Namen?«
»Der Semi-Gotha vergißt Rodriguez, nennt aber Salmeron, also vier Juden von sechs Schülern. Nicht schlecht bei einem für Juden verbotenen Orden!«
»Wenn die ersten Jesuiten von Juden abstammten und wenn sie den Juden den Eintritt in den Orden untersagten, ist bewiesen, daß sie sie kannten.«
»Viele Ihrer Kasuisten waren wohl auch erst seit drei Generationen Christen: Navarro, Sanchez, Vasquez und andere auf -ez. Aber was regt Sie bei Lefèvre so auf?«

»Ein so ganz französischer Name! Meine Mutter ist eine Lefebvre, mit b – das ist natürlich etwas ganz anderes – wie der Kardinalerzbischof von Bourges und der frühere Bischof von Tulle. Aber Lefèvre ohne b ist der Name der Mutter des Paters Riquet.«
»Was habe ich Ihnen gesagt?« lächelte Georges.
Er dachte an den Ausspruch einer Gestalt bei Proust: »Es gibt nichts Feineres als die Simonet mit einem n!« Proust hatte allerdings nicht hinzugefügt, daß Simonet mit einem n oder mit zweien ein jüdischer Name ist.
»Es scheint«, sagte er, »daß die jüdischen Lefèvre mit oder ohne b aus einer späteren Zeit stammen als die Lefebvre de la Boulaye und Lefebvre de Béhaine, Lefèvre de Caumartin und Lefèvre d'Ormesson, die sich im Rechtswesen und in der Diplomatie auszeichneten.«
»Tatsächlich sind sie dem Semi-Gotha entgangen«, sagte der Pater und klappte den Almanach zu.
»Er ist ziemlich schwach, was Frankreich betrifft. Außer den mit Juden durchsetzten Familien gibt er an echten Juden kaum andere als die Lévis-Mirepoix, die Crouy-Chanel und die d'Arnaud de Vitrolles an.«
»Das nennen Sie wenig? Ein Herzog der Académie française, ein Botschafter Frankreichs und ein General der Luftwaffe!«
»Die Liste der jüdischen Päpste ist noch erbaulicher. Dort stehen Innozenz II. Papareschi und, was noch wichtiger ist, Anaklet II. Pierleoni, dessen Nichte das Blut Israels zu den Bourbonen und den Habsburgern brachte.«
»Anaklet II. war nur Gegenpapst.«
»Für die dynastischen und genealogischen Folgen ist es dasselbe. Dann sind da die schon genannten Borgia-Päpste, Kalixt III. und Alexander VI.«
»Sie klären mich auf über die tieferen Ursachen der Zügellosigkeiten des letzteren, der Schande des Papsttums.«
»Das jüdische Blut kann nicht immer einen heiligen

Ignatius hervorbringen. Der Semi-Gotha erwähnt den flämischen Papst Hadrian VI. Florensz nicht, aber Aretino bezeichnet ihn als Marranen.«
»Diese Referenz mag für Sie gelten.«
»Es folgt Pius IX. Mastai Ferretti.«
»Wie? Der letzte Träger des zeitlichen Schwerts?«
»Die Energie und Verbissenheit Pius' IX. stammten vielleicht von den Juden, die Gott selbst als ein ›halsstarriges‹ Volk bezeichnet.«
»Und das zeitliche Schwert wurde von einem halbjüdischen Papst, Pius XI., wieder eingeführt!«
»Halbjude wie Kardinal Feltin, dessen Mutter eine geborene Haas ist. Ich vergaß, daß im Semi-Gotha auch Paul V. Borghese erwähnt ist, die Borghese sind Juden . . .«
»Paul V. Borghese! Sein Name steht in Riesenbuchstaben an der Stirnseite von Sankt Peter!«
»O ja! Die Juden sind mehr als Schlußstein und Hauptsäule der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, sie sind ihr Grundstein, ihr Kapitell, ihre Krönung!«
Sarre war befriedigt, weil Pater Brissac im Semi-Gotha den Namen seiner Mutter gefunden hatte, und versagte sich ihm mitzuteilen, daß Brissac ein jüdischer Name ist.

VI

Im Nachtlokal »Bei Régine« tanzte Saul de Goldschild mit Osmonde. Paul-Louis Weiller tanzte mit einer Prinzessin. Baron de Redé tanzte mit einer Herzogin. Philippe de Rothschild tanzte mit seiner Frau. Françoise Sagan tanzte mit einem Rohan-Chabot. Nicole de Rothschild tanzte mit der Gräfin Rohan-Chabot.

»Wir tanzen nicht auf einem Vulkan«, flüsterte Osmonde Saul ins Ohr, »sondern am Ufer des Toten Meeres.«
»Schlechte Seele!«
»Bewundernswerter Körper!« sagte sie und preßte sich an ihn. »Die Beschneidung hat ihr Gutes. Euch braucht man wenigstens nicht zu sagen: *Charmanter Dolch, spring aus deiner Scheide!* Euer Dolch ist stets bereit.«
»Wie sollte ich dich nicht lieben?« murmelte Saul und umarmte sie innig.
Plötzlich wich er zurück:
»Zu dumm! Setzen wir uns doch! Wir sind nicht mehr darauf angewiesen, uns stehend zu lieben.«
Hand in Hand schlüpften sie zwischen den Paaren durch und setzten sich wieder auf ihre Plätze.
Nachdem Osmonde einen Schluck getrunken hatte, sagte sie: »Erlauben Sie mir, mein Herr Liebhaber, Sie daran zu erinnern, daß es besser wäre, wir würden uns heute abend stehend lieben, denn ich bin in den Tagen, in denen ich Sie nicht liegend empfangen darf.«
»Ah! *Die Frau, das kranke, zwölfmal unreine Kind . . .* – da wir schon am Zitieren sind.«
»Vigny hat sich um ein Mal geirrt.«
»Den Begriff der Unreinheit erfand die Bibel. Meine Mutter sagt, es sei etwas Grundlegendes im Leben einer Jüdin. Für den Mann ist das Problem nicht so verzwickt. Als ich noch klein war, lehrte mich unser Rabbiner das siebente Gebot: ›Du sollst dich nicht verunreinigen‹. Ich merkte aber, daß der Text eigentlich lautete ›Du sollst nicht ehebrechen‹. So verunreinigte ich mich nie und werde es auch niemals tun. Ich werde die Ehe mit dir nur brechen, wenn du einen anderen heiratest.«
»Das wirst du nicht tun, denn ich würde mich sofort scheiden lassen.«
»Régine will am Mont d'Arbois ein Lokal eröffnen.«
»Bravo! Sie verdient ihren Erfolg. Hätte sie aber so gro-

ßen Erfolg, wenn sie keine Jüdin wäre? Eure Feinde sagen, man könne in Paris keinen Erfolg haben, wenn man nichtjüdisch sei. Ihr haltet einander den Steigbügel, ihr helft einander vorwärts, ihr beweihräuchert einander.«
»Das ist eine Eigenheit aller Minoritäten. Du kannst aber sicher sein: Wenn Juden Erfolg haben, verdienen sie ihn doppelt. Zwar unterstützen sie einander zuerst, aber dann bekämpfen und verraten sie einander genauso gern wie Christen.«
»Ich habe eigentlich nur wiederholt, was Mutter sagt, nicht was Sarre meint. Er hat Beispiele für eure Rivalitäten seit der Sintflut, um darzulegen, daß ihr Menschen seid wie andere. Während der Inquisition habt ihr die Marranen oder eure eigenen Brüder denunziert, nur wegen der Belohnung. Eine italienische Karikatur zeigt Juden, die in einem Büro Schlange stehen, und einen Priester, der ihre Anzeigen aufschreibt.«
»Vergiß nicht, daß eines unserer Gebete die ›Verleumder‹ verflucht.«
»Spinoza wurde beinahe von einem Juden ermordet. Freud wurde von dem österreichischen Schriftsteller Karl Kraus mit Hohn und Spott überschüttet. Der polnische Schriftsteller Schalom Asch hatte epische Kämpfe mit seinem Landsmann, dem Journalisten Sneh, auszufechten. Der Verleger Javal, ein Vetter der Javal-Houbigant, führte einen erbitterten Feldzug gegen den Oberstaatsanwalt Lindon, um ihm das Bürgermeisteramt von Etretat zu rauben.«
»Neulich hörte ich erzählen, wie bei der Befreiung die Gruppe Blank der Gruppe Lazareff den Besitz von *France-Soir* streitig machte. Wenn Lazareff das Feld behauptete, so nur, weil er es schon vor dem Kriege erobert hatte. Er hatte es nicht nur wegen seiner Klugheit, sondern wegen seiner Arbeitswut gewonnen. Einer seiner Mitarbeiter berichtete: ›Wenn man zur Zeitung kam,

einerlei zu welcher Tages- oder Nachtzeit, war Lazareff stets da – Lazareff, der überhaupt nicht oder an unbekanntem Ort und zu unbekannter Zeit schlief. Er redigierte Artikel, korrigierte Fahnen, telephonierte nach allen Seiten und ließ dabei seine Hosenträger schnalzen. Und dieser verteufelte kleine Jude, geboren in Paris, vielleicht in der Rue des Rosiers, wurde notwendigerweise der erste jüdische Journalist, der in der Avenue Foch wohnte.‹ Meine Mutter, die ihn während des Krieges in New York kennenlernte, sagt, dort sei er derselbe Unruhgeist gewesen wie in Paris.«

»Wie bei *Paris-Soir*.«

»Hör mir noch bis zum Schluß zu, denn es ist endlich Zeit, daß ich meine Abstammung vor einer dreckigen kleinen Christin rehabilitiere.«

»Die rasend verliebt ist in einen schönen großen Juden.«

»In Megève machten wir uns reichlich lustig über Paul-Louis Weiller. Dem Anschein nach verbringt er sein Leben damit, sich zu vergnügen, Bälle zu geben und Festessen für Prinzessinnen zu veranstalten, aber er täuscht jedermann. Er ist einer der größten Geschäftsleute auf dieser Erde. Sein krampfhaftes Lachen ist kein Zeichen von Idiotie, sondern beruht auf einem Fehler bei einer Schönheitsoperation. Außerdem gehört er zu den Helden des großen Krieges und ist so stolz auf seinen Rang als Fliegermajor, daß er ihn auf seine Visitenkarte setzt. Er stammt aus einer jener elsässischen Familien, die 1870 für Frankreich stimmten und für die Rückeroberung des Elsaß arbeiteten. Er ist der Mäzen des Schlosses von Versailles, aber auch eines Sanatoriums für Kinder in den Landes und einer Volksküche im Marais, hinter dem ›Hôtel des Ambassadeurs de Hollande‹, wo er Roland Petit und Zizi Jeanmaire wohnen läßt. Ich war einmal bei einem luxuriösen Souper in diesem Haus, während in der Volksküche Suppe ausgeschöpft wurde. Seit der

Gründung wurden mehr als dreihunderttausend Essen ausgegeben. Es steht an der Tür.«

»Kaviar und Tanzpaare auf der einen, Bettler und Blechnapf auf der anderen Seite.«

»So ist das Leben.«

»Stammt Roland Petit von Juden ab, wie meine Mutter meint?«

»Ich habe es noch nie gehört.«

»Wenn man Sarre glauben kann, lebten schon im 12. Jahrhundert Juden mit dem Namen Petit.«

»Das würde ja passen! In unserer kleinen antisemitischen Bibliothek zu Hause – jedes gute jüdische Heim hat seine eigene – entdeckte ich die flammenden Pamphlete eines gewissen Petit.«

»Dieser Petit wußte sicher nicht, daß er möglicherweise selbst Jude war.«

»Möglicherweise . . .!«

»Überlege dir den Gedankengang von Sarre, den ich für unanfechtbar halte: Wenn es seit dem 12. Jahrhundert Juden mit dem Namen Petit gab, könnte jeder Franzose, der Petit heißt, von ihnen abstammen und dürfte um seiner Familienehre willen nicht antisemitisch sein.«

»Also sind die Petit verpflichtet, uns zu lieben. Soviel ist immerhin gewonnen. Eine letzte Anstrengung, und die große Versöhnung kommt zustande.«

»Sie verwirklicht sich hier. Die Montesquiou-Fézensac sitzen am Tische Paul-Louis Weillers, die Rohan-Chabot am Tische Françoise Sagans. Eine um so bessere Versöhnung, als die Montesquiou-Fézensac von einer Furtado-Heine abstammen und Paola de Rohan-Chabot die Tochter einer Stern ist.«

»Stimmt, aber Françoise Sagan ist keine Jüdin, wenn sie auch von den Rothschilds gefördert wird und wenn auch die Galavorstellung ihres letzten Stückes zugunsten einer jüdischen Wohltätigkeitsvereinigung stattfand.«

»Sie erklärte selbst, sie habe sich das Pseudonym Sagan zu Ehren deiner Glaubensschwester, der Autorin des Films *Mädchen in Uniform* zugelegt. Meine Mutter kennt nur noch einen Christen, der ein jüdisches Pseudonym wählte, um Erfolg zu haben: Ein Direktor des Theaters ›Variétés‹ hieß Louveau und ließ sich Samuel nennen. Solche Rücksichten standen wohl nicht zur Debatte zur Zeit der Gräfin d'Agoult, die das Pseudonym Daniel Stern annahm. Aber ihr Blut sprach freilich die gleiche Sprache, denn ihre Mutter war eine Bethmann, eine Jüdin, die aus Berlin stammte.«

»Der Schriftsteller Revel heißt in Wirklichkeit Ricard. Noch ein zeitgenössisches Beipiel für ein jüdisches Pseudonym, das sich ein Christ zulegte, um Erfolg zu haben . . . Erfolg bei der Wochenzeitung *Express*. Kennst du den jüdischen Namen von Redé? Die einen meinen Rosenberg, die anderen Rosenthal.«

»Rosenberg ist richtig; seine Mutter ist Jüdin, eine Kaulla. Sein Baronstitel stammt nicht vom Kaiser von Österreich, wie er behauptet, er findet sich in keinem Gotha der Barone, und der letzte Gotha ist 1914 datiert. Manche seiner Freunde umgehen die Schwierigkeit und sagen, er trage den Titel seiner Mutter. Leider sind die Kaulla ebensowenig Barone wie die Redé. Sie finden sich auch nicht im Gotha der titellosen Adligen oder im Gotha der in den Adelsstand Erhobenen, und doch stehen im Semi-Gotha zwei Kaulla, denen persönlicher Adel verliehen wurde.«

»Ein vernichtendes Urteil!«

»Du weißt doch, meine Mutter liebt gründliche Nachforschungen.«

»Redé ist in seiner Art ein Paul-Louis Weiller, wenn auch sein Vermögen aus einer anderen Quelle stammt.«

»In jedem Fall aus einer jüdischen Quelle.«

»Mit seinem hübschen Namen, seiner hübschen Figur und

seinem hübschen Gesicht konnte er nie verbergen, daß er Jude ist, während sein verstorbener Freund Lopez als Arier galt, weil er wie Paul-Louis der Wohltäter von Versailles war.«

»Der Arier des allerchristlichsten Königs.«

»Redé ist hinter seinem verbindlichen Äußeren ein furchtloser ›Businessman‹, der zuerst sein eigenes Vermögen aufbaute und sodann das Vermögen von Lopez rettete und verdoppelte; er ist seinerseits mit Königen und Königinnen im Exil in Verbindung. Der Typus Rastignac ist im Grunde jüdisch.«

»Es heißt, er habe sich um die Hand einer der Töchter des Grafen von Paris beworben. Dies ist eins der Histörchen der Gesellschaft von heute.«

»Irrtum, liebe Osmonde! Der Graf von Paris hatte sich bereit erklärt, Lopez mit der Ausstattung seines Schlosses Amboise zu beauftragen, und Redé bediente sich dieser eigennützigen Beziehungen, um seinen Charme spielen zu lassen. Er besitzt aber Geschmack und Geist und würde sich niemals in die Lage begeben, hinauskomplimentiert zu werden. Er hat finanzielle Verbindungen mit meinen Vettern Rothschild, eine Garantie dafür, daß er ein seriöser Geschäftsmann ist. Er steht im Begriff, eine Bank in London zu erwerben.«

»Einer seiner Bälle war mein erster Abend in der Gesellschaft. Es herrschte der gleiche Gegensatz wie bei Paul-Louis Weiller: Tout-Paris drängte sich in den Salons des Palais Lambert, und wenn man die schweren Vorhänge zur Seite schob, sah man auf den Seinequais die Vagabunden des Abbé Pierre.

Meine Mutter würde aus all dem vernichtende Schlüsse ziehen. ›Die steinreichen Juden‹, würde sie sagen, ›sind, ob sie wollen oder nicht, mit dem menschlichen Elend verbunden. Paul-Louis Weiller besitzt Häuser oder Wohnungen beim Palais-Royal, in der Rue de la Faisanderie

und so weiter, und im diesjährigen *Who's Who* gibt er als offiziellen Wohnsitz das Hôtel des Ambassadeurs de Hollande in der Rue Vieille-du-Temple, mitten unter den armen Juden an. Redé lebt unter den getäfelten Decken eines fürstlichen Hauses, aber sein Name ist der eines ungekannten Juden, wie Sarre sagt, und von seinen Fenstern aus muß er den Anblick der Obdachlosen ertragen . . . die schließlich das Weite suchten‹.«

»Stelle mir deine Mutter nicht zu unsympathisch dar, sonst fühle ich mich wie Redé bei der Familie d'Orléans; ich würde nicht wagen, sie um deine Hand zu bitten. Übrigens hast du mir nie gesagt, warum sie ihre Ehe in Rom annullieren ließ.«

Osmonde antwortete etwas gezwungen:

»Mein Vater hatte anscheinend schlechte Sitten.«

Saul fing an zu lachen:

»Zum Glück war Sarre da, um deine Mutter wieder ins Gleichgewicht zu bringen!«

»Papa ist kurz nach der Annullierung gestorben, sie wäre also unnötig gewesen.«

»Der Tod meines Vaters ist vielleicht ein Glück für uns, denn er war sehr strikt, und ich glaube nicht, daß er in unsere Heirat eingewilligt hätte. Meine Mutter ist schon halb gewonnen. Sie wird ganz überzeugt sein, wenn sie dich erst einmal kennt. Die Goldschild müssen sich wie die Rothschilds daran gewöhnen, daß sie Christinnen heiraten.«

»Deshalb gibt es auch eine Baronin de Rothschild, Christin von Geburt, die einen christlichen Sohn aus erster Ehe und einen jüdischen Sohn aus zweiter Ehe hat.«

»Das sagst du so leichthin; weil sie noch klein sind und den Unterschied nicht verstehen, möchte der Christ immer mit dem Juden in die große Synagoge gehen und der Jude mit dem Christen in die Kirche Saint-Philippe-du-Roule. Das wird bei uns nicht vorkommen, mein Schatz,

du wirst nur Juden zur Welt bringen. Meine Mutter ist damit einverstanden, daß ich dich heirate, unter der Bedingung, daß du Jüdin wirst. Es mag eine nichtjüdische Baronin de Rothschild geben, weil mehrere Rothschilds leben, aber es gibt nur einen Goldschild.«

»Ich trage alle Religionen in mir: Ich bin Christin von Geburt, Heidin nach dem Gefühl und Jüdin aus Liebe. Dazu kommt, daß ich *in der Lust den mohammedanischen Glauben habe* und auch ein bißchen freimaurerisch bin, da meine Mutter unter dem Einfluß von Sarre Freimaurerin geworden ist. Ich habe aber den Eindruck, daß sie die weibliche Freimaurerei nur durchlaufen hat.«

»Um sich besser im Antisemitismus zu verschanzen. Was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß du konvertieren mußt?«

»Daran denke ich lieber nicht. Was du ›Konversion‹ nennst, wird sie als ›Apostasie‹ bezeichnen.«

»Für eine Frau, die Freimaurerin war, scheint sie stark in Vorurteilen befangen.«

»Sie wird die Toten sprechen lassen, auf meines Vaters Seite die Barone de N., darunter einen berühmten Dreyfus-Gegner, die Laurent, von denen mehrere in Orden eintraten, ganz zu schweigen von den Medici, von denen abzustammen eine Lieblingsvorstellung meines Großvaters, des Botschafters, war. Das wären viele Gegner gegen einen einzigen Baron de Goldschild. Einen Verbündeten haben wir wenigstens, für den ich mich verbürge, nämlich Sarre. Aber sprich nicht immer von unserer Trauung, du verdirbst unsere Liebe. Wir haben Zeit genug, sie zu legitimieren.«

»Welch gute Ehe doch Philippe de Rothschild mit seiner zweiten Frau führt!«

»Meine Mutter kannte Lily de Chambure, seine erste Frau, die während der Besatzungszeit nach Paris zurückkehrte und in Dachau umkam.«

»Als Chambure hielt sie sich nicht für eine Rothschild, obwohl sie übergetreten war. Ich möchte dir schleunigst versichern, daß man bei der Konversion nicht auf das Kreuz tritt, wie die Leute sagen; welch grausame Ironie erhielt doch dadurch der Ausspruch Mauriacs: ›Ich gehe zu Lily de Rothschild zum Essen; sie ist auf das Kreuz getreten, aber der Mouton-Rothschild ist so gut!‹«

»Merkwürdiges Geschick! Das einzige Mitglied eurer Familie, das in der Deportation starb, war eine Christin!«

»Man braucht sich nicht zu wundern, daß sich die Deutschen das Vergnügen nicht versagen konnten, eine Rothschild zu verbrennen, hatten sie doch den Rothschilds den Kampf angesagt. Beim Anschluß hatten sie sich unseres Vetters in Wien bemächtigt, gaben ihn aber heraus gegen den Verkauf unserer tschechischen Fabriken. Und bevor wir für seine Freilassung bezahlten, mußten wir ihm beim Zusammenbruch des Schillings schon unter die Arme greifen. Aber über Nicole hast du noch nichts Böses gesagt!«

»Sie ist sehr sympathisch, sie arbeitet. Sie ist Schauspielerin. Eine andere Kusine von ihr hat schwere Arbeit: sie subventioniert die Ausgrabungen von Sodom.«

VII

Der Sturm fegte über den Friedhof von Bagneux, als wolle er die Bronzetüren am Eingang aus den Angeln reißen. Im Schutze des Torhäuschens beobachteten die Wärter die kleine Gruppe Menschen, die sich eben versammelte. Rabbiner Warchawsky schob den schwarzen Hut tiefer ins Gesicht, zog seinen schwarzen Schal über

den schwarzen Mantelkragen herauf und drückte seine gelbe Ledermappe unter den Arm. Die breiten Schultern und die untersetzte Gestalt vermittelten trotz seiner blassen Gesichtsfarbe den Eindruck von Kraft. Entgegen den Gewohnheiten seiner Amtsbrüder trug er keinen Bart.
»Sind alle da?« fragte er und blickte über die Versammelten.
„Alle«, antwortete seine anmutige, mollige Frau, die in einen Kaninchenpelz gehüllt war.
»Dann los!«
Sie schritten einen breiten Hauptweg entlang, Windstöße wirbelten Sand auf. Von den knackenden Ästen der entblätterten Platanen fielen kleine Zweige. Zu beiden Seiten sah man bis ins Unendliche Kreuze und Statuen.
»So ein Wetter, Herr Rabbiner!« beklagte sich Aschers Vater.
»Das Wetter der Jahreszeit. Es erinnert uns an Polen.«
Ascher, der mit seiner Schwester den Zug beschloß, spuckte ein paar Sandkörner aus, die ihm in den Mund geflogen waren.
»Schämst du dich nicht, auf einem Friedhof zu spucken?«
»Wir sind erst auf dem christlichen Friedhof.«
»Wenn dich ein Christ beobachtet hätte, gäbe es wegen dir einen Antisemiten mehr.«
»Bei solchem Wetter gehen doch nur Juden auf den Friedhof.«
»Die Toten wählen ihren Tag nicht.«
»Nein, aber wir wollen ja niemanden begraben. Zivilisierte Menschen suchen sich einen besseren Tag aus, um ihrer Verstorbenen zu gedenken.«
»Ein Gedenktag ändert sich nicht. Frau Epstein war Mutters beste Freundin.«
»Und ihre Tochter ist nicht gekommen?«
»Sie ist noch zu klein. Bei uns nimmt man keine Kinder an Gräber mit.«

»Deshalb hat Rabbiner Warchawsky die Stirn gerunzelt, als er mich sah!«
»Du hältst dich wohl noch für ein Kind?«
»Ich bin es auch, solange ich meine Bar-Mizwa nicht gefeiert habe. Das ist bequem, aber ich nutze es kaum aus. Denke doch, bis dahin fallen meine Sünden Vater zur Last. Aber ihr habt alle eine Sünde begangen, weil ihr mich gezwungen habt, euch zu begleiten.«
»Hör auf, dich schlecht zu machen! Du wärst allein gegangen, wenn wir nicht mitgekommen wären.«
»Mag sein ... Ich bin wie die Nörgler in der großen Armee, ich marschiere, aber ich protestiere.«
»Wir hatten einen Gefallenen in der großen Armee.«
»Wahrscheinlich sind ihm die Füße erfroren. Mir sind Verbrennungsöfen lieber.«
Er sagte diese Worte nicht wegen der französischen Vorliebe, über alles zu spotten, sondern wegen der jüdischen Vorliebe, so zu scheinen, als stehe man über einem Erbe von Unheil. Da Egla schwieg, blickte er sie verstohlen an und bemerkte Tränen in ihren Augen. Er ahnte, daß sie an ihre Großeltern, Onkel, Tanten und Vettern dachte, die in einem Konzentrationslager umkamen, weil sie Juden waren, manche in seinem und Eglas Alter. Er griff nach Eglas Hand und drückte sie liebevoll.
Er betrachtete die Menschen, hinter denen er herging. Er wußte, daß einige, die wie seine Familie viele Toten zu beklagen hatten, immer noch trauerten. Rabbiner Warchawsky, der wie Herr Epstein Auschwitz entronnen war, hatte dort seine erste Frau und seinen Sohn verloren. Nur ein polnischer Jude konnte von einer so großen Zahl von Verstorbenen begleitet sein. Vielleicht grüßten die Bäume und der Wind all jene Toten so geräuschvoll. Und diese Juden aus Polen hasteten zu dem ersten Grab, an dem sie eine der Ihren, die in Frankreich gestorben war, ehren konnten.

»Schon seit einer guten halben Stunde kämpfen wir gegen den Wind«, sagte Ascher.
»Wir sind da«, antwortete Egla.
Am Ende des Hauptwegs bogen sie in den Weg der gestutzten Ulmen ein, mit dem der jüdische Friedhof begann. Ascher deutete auf das Namensschildchen und rief:
»Ein bewundernswertes Land! Botanikunterricht zwischen Gräbern! Aber wenn ich vor dir sterbe, versprich mir, daß ich auf einen anderen Friedhof komme! Ich möchte nicht bis zur Auferstehung bei den gestutzten Ulmen ruhen.«
Er blieb vor einer Hecke stehen, hinter der nur noch Gräber ohne Schmuck lagen. Sein Vater und er mußten auf dem Weg bleiben; weil sie Kohanim waren, durften sie sich den Gräbern nicht nähern, die sie verunreinigt hätten. Sie waren nur auf diesen Friedhof gekommen, weil er christlich war, und sie schritten nicht weiter als bis zum Eingang des jüdischen Friedhofs. Frau Aronovitz und ihre Tochter waren mit den anderen hinter die Hecke getreten. Als Ascher die Gruppe einfacher Menschen an einem schmucklosen Grab betrachtete, fiel ihm eine Photographie ein, die er kürzlich in einem jüdischen Buch gesehen hatte: Das Totengedächtnis der Rothschilds in ihrem Mausoleum auf dem Friedhof Père-Lachaise. Sie waren vollzählig versammelt; da sie keine Kohanim waren, brauchten sie eine Verunreinigung nicht zu befürchten. Und fast alle Pariser Juden von Rang und Namen waren ebenfalls anwesend. Gab es eigentlich nur noch einfache Juden, die Kohanim waren? Vielleicht waren nur sie es, die die Traditionen des einzigen jüdischen Adels, der religiöser Art ist, wahrten.
Der Name der Verstorbenen stand französisch auf dem weißen Stein, darunter waren ein paar hebräische Verse aus der Thora eingemeißelt. Der Rabbiner las leise Psal-

men aus einem Gebetbuch, dann einen langen Abschnitt aus dem Talmud. Der Witwer stand rechts neben ihm. Er trug noch das Trauerzeichen, das orthodoxe Juden mit dem Rasiermesser am Aufschlag ihres Mantels oder ihrer Jacke anbringen. Als der Rabbiner die Bücher geschlossen und in seine gelbe Mappe gesteckt hatte, stimmte ein bärtiger Vorsänger eine Hymne an. Die Augen, die bis dahin trocken geblieben waren, wurden bei diesen Klängen feucht. Egla sah über der Hecke vor dem Hintergrund der Kreuze die lange Gestalt ihres Vaters und sein feines Gesicht mit den tief eingegrabenen Linien, daneben in gleicher Höhe mit der Hecke die blaue Mütze ihres regungslosen Bruders. Wie ihr und ihrer Mutter das Recht vorbehalten war, in einen Friedhof einzutreten, hatten sie auch das Denkmal des unbekannten jüdischen Märtyrers in der Rue Geoffroy-l'Asnier ihres Viertels allein besucht, und doch enthielt die jüdische Asche, die aus den Vernichtungslagern stammte, vielleicht ein paar Teilchen der sechzehn Aronovitz.

Von ihrem Häuschen zur Linken schauten die Wärter dieses Friedhofteils den Juden zu: ihre Unterhaltung an diesem Morgen. Rosa Wäsche, vom Sturm gepeitscht, trocknete an einem Draht. Egla dachte nicht wie ihr Bruder an das Bild der Rothschilds vor ihrem Mausoleum, sondern an ein Bild Ruysdaels: Jüdischer Friedhof, *Friedhof, verabscheut vom Mond,* auf dem ein blasser Strahl aus einem wolkigen Himmel nur widerwillig auf Marmorgrabmäler fiel und dort rote Reflexe hervorrief, die Tragödien heraufbeschworen.

Gesänge und Gebete waren beendigt. Der Rabbiner wandte sich an den Witwer, rühmte die Tugenden seiner Frau und beschwor ihn, sich baldigst wieder zu verheiraten. »Die Stunde ist vergangen, in der man die Toten beweint. Die Stunde ist gekommen, in der man wieder lebt. Das Judentum predigt im Gegensatz zu anderen

Religionen nicht den Tod, sondern das Leben. Es gefällt sich nicht im Tode, sondern im Leben; die Juden leben nur für das Leben!« Der Rabbiner erhob pathetisch die Stimme und forderte Herrn Epstein vor diesem Grab auf, er solle sich verpflichten, im nächsten Jahr mit einer zweiten Gattin wiederzukommen. Als aber der Witwer aus Scham oder aus Treue zu einer teuren Erinnerung kein Zeichen der Zustimmung gab, erzürnte sich der Rabbiner. Er erinnerte ihn daran, daß er ihm an diesem Ort am Tage des Begräbnisses und im Namen der Bestatteten dieselbe Mahnung erteilt habe, sind doch die Juden in gewisser Weise erst zum Sterben berechtigt, wenn sie das Leben weitergegeben haben. Herr Epstein hatte zwar eine Tochter, aber das genügte nicht; er brauchte einen Sohn, denn nur ein Junge darf während eines Jahres an jedem Sabbat die Gebete für den verstorbenen Vater rezitieren. Im allgemeinen haben die Juden nicht viele Kinder, damit sie sie besser erziehen können. »Aber«, sagte der Rabbiner, »jeder Jude ist der Judenheit mit seiner Zeugungskraft verantwortlich.« Als er hinzufügte, in den Nazilagern sei diese Fähigkeit mit Foltern oder barbarischen Versuchen an Lebenden zerstört worden, wußte jeder, wen und was er meinte.

Die Versammelten verneigten sich kurz und gingen dann auf den Durchlaß in der Hecke zu. Egla hatte ein Steinchen aufgehoben, um es auf der Grabplatte niederzulegen, aber der Rabbiner untersagte es ihr mit einer Geste. Orthodoxe Juden verdammen diese symbolische Handlung wie auch das Niederlegen von Blumen.

Vom Wind gejagt machten sich alle auf den Rückweg.

VIII

Strahlend schwenkte Georges einen großen Umschlag.
»Die Bibliothek in Rouen schickt mir die Photokopie, um die ich bat. Ich hatte damit gerechnet, in diesem Dokument, auf das in einem alten Buch verwiesen wird, die Namen einiger provenzalischer Adligen jüdischer Abstammung zu finden, aber es steckt eine kostbare Perle des Geistesadels und eine ganze Reihe weiterer Perlen darin!«
Françoise saß an ihrem Frisiertisch und beugte sich mit weit aufgerissenen Augen zu ihrem Spiegel, um Wimperntusche aufzutragen:
»Vorsicht! Viele Juden sind vor dem Krieg vom Perlenkrach ruiniert worden. Ist die Perle von Rouen für meine Krone oder für deine?«
»Wie meinst du das?«
»Ich schwinge mich auf das Roß der Jungfrau von Orleans, um die Juden aus Frankreich zu vertreiben, und du vermehrst sie jeden Tag! Wie kann man unsere fünfhunderttausend Juden nach Israel schicken, wenn du beweist, daß jeder Franzose unwissentlich Halbjude ist?«
»Ich bringe dir einen von Rang.«
»Wieder General de Gaulle?«
»Eher einen seiner Gegner.«
»Übrigens, der General – es ist ja nett von dir, daß du ihm jüdische Vorfahren gibst, aber nichts beweist, daß die Kolb Juden waren.«
»Meine Liebe, wenn man auf Grund der Jüdischkeit beweisen müßte, daß jemand Jude ist, zweifle ich, ob man es den Rothschilds nachweisen könnte. Gewiß gibt es praktizierende Juden, aber sie sind in der Minderheit. Nicht alle Juden sind beschnitten, und manch einer konnte sich während des Krieges retten, indem er sein Präputium vorwies. Es ist also sehr wohl möglich, daß

die Vorfahren mütterlicherseits von General de Gaulle ihres seit mehreren Jahrhunderten behielten. Sein Ururgroßvater Kolb, Soldat im französischen Regiment von Reinach, später Tabakhändler, wird als Lutheraner bezeichnet und stand dem evangelischen Konsistorium von Maubeuge vor. Den Neugierigen, die bis zu dieser Entdeckung vordrangen, kam es nicht in den Sinn, die italienische Liste jüdischer Namen einzusehen; Kolb steht darin an angemessener Stelle, wie auch die Übersetzung Colbi. Es ist also ursprünglich ein jüdischer Name, welches Schicksal er auch in der Folge erfuhr. Drei Kolb sind außerdem im *Who's Who in World Jewry* enthalten, das Scheidermann in den Vereinigten Staaten herausgab.«

»Man behauptet, de Gaulle – was man Degaulle schreiben müßte, weil es sich nicht um ein Adelsprädikat handelt – sei die Übersetzung des oft von Juden geführten flämischen Namens van de Walle oder de Waal. Merkwürdig, daß 1784 im Elsaß ein Jude Golle belegt ist; dies scheint auf eine Prädestination des berühmten Namens für jüdische Beziehungen hinzuweisen. Trat der Kolb, von dem unser General abstammt, während der Revolution dem Regiment von Reinach bei?«

»Ja, aber diese Reinach waren Lehnsherren und haben nichts mit den jüdischen Reinach zu tun.«

»Und doch ist es derselbe Name. Eine weitere Prädestination.«

»Ich kann mir die Freude des Generals vorstellen, wenn er erfährt, daß das Blut Christi in seinen Adern fließt – wie Pater Riquet sagt.«

»Und das Blut der Rothschilds; er muß es schätzen, denn er hat ihren Direktor zum Premierminister ernannt. Wenn er nach Israel geht, wird ihm ein begeisterter Empfang zuteil werden.«

»Ich wette aber, daß Mauriac, der gerade ein Buch über de Gaulle zusammenstellt, nicht bis zu den Kolb geht.«

»Wenn Mauriac selbst ein ungekannter Jude ist, weil er einen Ortsnamen trägt, würde er darin einen Grund sehen, sein Idol noch mehr zu beweihräuchern. Du eröffnest den Genealogen eine neue Karriere. Das Blut Christi und der Rothschilds ist in Mode. Alle adligen Familien, die noch keinen jüdischen Vorfahren besitzen, werden einen aufstöbern wollen. Es wird ein Wettrennen nach dem heiligen Präputium geben!«

»Genealogien interessieren nur wenige Menschen. Es gibt etwas viel Besseres und viel Einfacheres, um die große Masse zu überzeugen. Der Antisemitismus, an dem du so sehr hängst . . .«

»Es ist nur deine plötzliche Begeisterung für die Juden, die mich antisemitisch gemacht hat, und der Flirt von Osmonde, der über allem schwebt.«

Georges sagte nichts gegen das harmlose Wort, mit dem Françoise die Beziehungen ihrer Tochter zu Saul bezeichnete. Er hatte sich ein anderes Bild gemacht, weil er sie nicht mit den Augen eines Vaters ansah. Aber als geborener Verbündeter der Jugend hütete er sich, sie zu verraten. Trotzdem wunderte er sich, daß sich Françoise so wenig daran erinnerte, wie sie sich in Osmondes Alter ihm gegenüber verhalten hatte, und er schloß daraus, daß der Friede der Kinder auf der Vergeßlichkeit der Eltern beruht.

»Der Antisemitismus wird zusammenbrechen«, fuhr er fort, »nicht wegen der Liebeserklärungen des Konzils, nicht wegen der Reden von der jüdisch-christlichen Freundschaft, noch viel weniger wegen der zweifelhaften Versöhnung der arabischen Länder mit dem Staat Israel, sondern unter den Hammerschlägen einer Wissenschaft, an die niemand dachte, nämlich der Namenkunde. Dies ist die unbesiegliche Waffe, die die Keime des Krieges gegen die Juden zerstören wird, ganz zu schweigen vom Kleinkrieg. Da sich die Juden hinter christlichen Namen

verbergen wollten und da die Christen nicht gern bekanntgaben, daß sie selbst jüdische Namen trugen, war jeder an der Geheimhaltung interessiert. Diesbezügliche Enthüllungen sind in besonderen Büchern, in gelehrten Geschichts- oder Philologiezeitschriften begraben geblieben. 1960 machte Professor Paul Lévy mit seiner Studie über die Namen der Juden in Frankreich von sich reden, aber die doppelte Verschwörung des Schweigens gewann bald wieder die Oberhand. Übrigens zitiert er Kolb und die Namen, die ich dir vorlesen werde, nicht, womit bewiesen ist, daß das Gebiet grenzenlos ist und daß die Ernte alle Erwartungen übertreffen wird.«

»Kurz, es wird nicht mehr heißen: ›Wie kann man nur Perser sein?‹ sondern: ›Wie kann man nur Nichtjude sein?‹«

»Aus den genannten Gründen gibt es schon seit langem nur eine kleine Anzahl von Juden. Zur Römerzeit waren sie überall. Durch Konversionen und Mischehen verwandelten sie sich. Es ist ein Vergnügen, an die Quelle zurückzukehren und die Ergebnisse ihrer Metamorphosen festzustellen.«

»Möchtest du deinen Freundeskreis erweitern?«

»Ich will den Antisemitismus zerstören, und ich sage dir, es gibt kein anderes Mittel. Es gefällt mir, weil es sich nicht auf eine hohle Ideologie stützt, sondern auf eine unanfechtbare Wissenschaft. Freilich muß sie unter dem Schild der Wahrheit betrieben werden. In seinem *Dictionnaire des noms de famille* verkleidet Dauzat fast alle jüdischen Namen in christliche. Für Cohen gibt er zuerst eine jüdisch-priesterliche Etymologie, dann eine ›bäuerlich-bretonische‹. Vielleicht stammt von ihm der komische Einfall der Juden, sich untereinander Bretonen zu nennen. Ebenso ist bei ihm Alphand zuerst die Abkürzung des jüdischen Namens Alphandery und dann ein ›alter Taufname aus dem Languedoc‹, der von Elephantus, dem

Bischof von Uzès, kommt. Unser Botschafter in Washington hat also die Wahl. Danken wir Dauzat aber dennoch, denn er gibt Alphand Auphan als ›französiertere Form‹ bei; während des Krieges befand sich Botschafter Alphand in London, Admiral Auphan aber in Vichy. Hätte sich dieser Admiral mit den Verfolgungsmaßnahmen gegen die Juden einverstanden erklärt, wenn ihm bewußt gewesen wäre, daß er einen jüdischen Namen trägt? Dasselbe gilt für Bard, einen weiteren Admiral von Vichy, dessen Name Dauzat zu allen möglichen Etymologien inspiriert, nur nicht zu der Abkürzung von Ben Rabbi David, aus der der jüdische Name Bard entstand. Das nächste Mal werden ein anderer Admiral Bard oder ein anderer Admiral Auphan weislich vor Anker bleiben!«

»Oder nach London in See stechen.«

»Wir haben eine charmante Freundin in London, die auch nicht weiser ist, die Nichte Christian Diors, Ex-Komtesse de Caumont La Force, die vor kurzem Jordan heiratete, einen Führer der englischen Nazis. Hätte sie es gewagt, im Fernsehen Juden zu beschimpfen, wenn sie gewußt hätte, daß ihr Name Dior jüdisch ist?«

»War der berühmteste Couturier unserer Zeit Jude?«

»Das sage ich nicht, es wäre absurd. Christian Dior war ein guter, bei den Patres erzogener Christ und erfuhr niemals, daß sein Name jüdisch ist. Dieser Name findet sich auch nicht bei Professor Lévy, sondern in der jüdischen Geschichte: Im 12. Jahrhundert lebte in Toledo der Philosoph Hallevy ben Dior.«

»Also alter jüdischer Adel, älter als der historische Ahnherr der Caumont La Force aus dem 15. Jahrhundert. Allerdings führen sie in ihrem Abschnitt im Gotha einen mehr oder weniger legendären, Calo genannten Vorfahren aus dem 11. Jahrhundert an.«

»Hier trifft sich alles wieder, denn Calo ist ein jüdischer Name. Die Lévis-Mirepoix können sich also nicht brüsten,

die einzigen französischen Herzöge palästinischer Herkunft zu sein.«
»Glaubst du, sie seien so stolz darauf? Immer wenn es ein Journalist erwähnt, schreiben sie ihm, in ihrem Vermerk im Gotha sei keine Rede davon.«
»Dem Semi-Gotha, der sie zum Stamme Levi zählt, schickten sie kein Dementi. Außerdem wäre es für Christen ziemlich schwierig, einen solchen Ursprung als entehrend zurückzuweisen. Die Lévis-Mirepoix lehnten ihn auch nicht immer ab; sie ließen einmal ein Bild malen, auf dem die Madonna zu einem entblößten Hauptes vor ihr stehenden Familienglied sprach: ›Mein Vetter, bedeckt Euch.‹ Diese Worte interpretierten sie als Befehl, sich nicht mehr beschneiden zu lassen.«
»In seinem umfangreichen Werk *Philippe le Bel* widmet der Herzog, Mitglied der Académie française, nur etwa zwanzig Zeilen der Austreibung der Juden, die dieser König anordnete. Man merkt, daß er darüber hinweggeht, wie die Katze um den heißen Brei schleicht. Jedenfalls siehst du, daß auch die schmeichelhafteste jüdische Herkunft nicht bei allen Abkömmlingen eine Garantie für Treue zum Judentum ist. Behauptete man nicht auch, Hitler habe jüdisches Blut und einen jüdischen Namen gehabt?«
»Ein polnischer Jude dieses Namens, mit Vornamen Mose, beantragte 1933 eine Namensänderung.«
»Das Beispiel der schönen Dior bestätigt, daß ein bißchen jüdisches Blut sogar für Antisemitismus anfällig machen kann. Das läuft deiner Theorie zuwider.«
»In keiner Weise. Der Antisemitismus Hitlers wäre im Keim erstickt worden, hätte man Deutschland davon überzeugt, daß er Jude war. Mussolini hätte nicht gewagt, die Rassengesetze einzuführen, wenn man bekanntgemacht hätte, daß im 13. Jahrhundert in Venedig ein Jude namens Mussolini lebte. Urbain Gohier, ein scharfer

Polemiker, der von allen Dächern rief, Charles Maurras sei ein Ben Ma'arras und Leon Daudet sei ein Davidet oder Daoudet (in Narbonne gab es im Mittelalter einen Rabbiner Abraham ben Daud), zwang sie dadurch, fortan die Existenz ›hochwohlgeborener Juden‹, das heißt Juden der extremen Rechten, anzuerkennen sowie das Talent von Michel Bréal, Henry Bernstein und Marcel Proust. O mächtige Namenkunde! Der belgische Antisemit de Vries de Heckelingen hätte vielleicht geschwiegen, wenn er gewußt hätte, daß de Vries ein jüdischer Name ist. Simon de Vries war der Freund und Wohltäter Spinozas.«

»Hat nicht auch Jordan, der neue Gatte der Amazone des Antisemitismus, einen jüdischen Namen?«

»Genau wie seine Koryphäe, Sir Oswald Mosley. In der Liste der ›Anglo-Jewish Nobilities‹ sind acht Moseley aufgeführt, die im Vergleich zu Sir Oswald nur einen Buchstaben mehr und das Präputium weniger besaßen.«

»Die Engländer bringen uns wieder auf Rouen, wo sie die Jungfrau verbrannten. Sagst du mir endlich, was in deinem Brief steht?«

Françoise war mit Schminken fertig. Sie setzte sich in einen Sesel und zündete eine Zigarette an. Sarre zeigte ihr zuerst den Titel in Rundschrift: »Bibliothek von Rouen. Sammlung Martainville. Manuskript 194. Geheimes Portefeuille des Königs. Buch 8.« Dann las er vor: »Seiten 118 und folgende. Steuer von sechstausend Livres auf die neuen Christen der Provence, mit den einzelnen Beiträgen.«

»Ich ahne«, unterbrach Françoise, »daß ich jetzt all die schönen provenzalischen Namen jüdischen Ursprungs hören werde: Saporta, Foresta, Gallifet, Rochegude, Valabrègue, d'Aquin, d'Estienne, Jessé, Rafélis de Saint-Sauveur, Panisse-Passis.«

»Sie waren schon assimiliert.«

»Welch merkwürdiger Einfall, die Liste der neuen Christen der Provence in der Normandie zu suchen!«
»Ihre Nachkommen hatten sie aus dem Parlament von Aix entwendet, und das von Rouen hatte eine Kopie aufbewahrt. Vernehmt, hohe Frau:
›Im Jahre 1512, am 21. Dezember, legt Ludwig XII., König von Frankreich, da es ihm an Geld zur Deckung der Kosten des Krieges und anderer Angelegenheiten seines Königreiches gebricht, durch diese offenen Urkunden eine Steuer in Höhe von sechstausend Livres auf die neuen Christen der Provence, die aus der hebräischen und jüdischen Wurzel und vom wahren Geschlecht abstammen . . .‹«
»Welch hübscher Ausdruck!« rief Françoise. »Und welch ein Ursprungszeugnis für all die Namen auf der Liste!«
». . . und verpflichtet sie zur Zahlung der obengenannten Summe in zwei Raten, nämlich am nächsten 1. April und die andere Hälfte am 1. April darauf . . . Zur Durchführung bestimmen Wir Gervais de Beaumont, Doktor, Herrn von Montdidier, Rat Seiner Majestät und Präsident in Seinem Parlament in der Provence.«
»Wenigstens die Beaumont waren 1512 keine Juden.«
»Nicht so voreilig! Im 14. Jahrhundert lebte in Angers ein Jude de Beaumont. ›Die hervorragendsten Personen der obengenannten jüdischen und hebräischen Generation‹ wurden beauftragt, ihre Brüder zu veranlagen, andere, die ersteren einzuschätzen. Und wie heißen nun diese neuen Christen ›aus der hebräischen Wurzel und dem wahren Geschlecht?‹ Andrieu (mit x wäre es ein vergessenes Mitglied der Académie française und ein Polizeipräfekt), Arnaud . . .«
»Familienname der Vitrolles. Deshalb stempelt sie der Semi-Gotha.«
»Und wenn du die Endung änderst, stempelst du ganz Port-Royal. Weiter: Autran . . .«

»Vergessenes Mitglied der Académie française.«
». . . Aubert, Marguerit . . .«
»Merkwürdig, daß das ehemalige Restaurant Marguery, in das du mich mitgenommen hast, koscher geworden ist.«
». . . Bavy, Carretier, Constans . . .«
»Der Innenminister, der des Boulangismus Herr wurde.«
». . . Sallet, Domengue, Raoulx, Falyol, Rebot, Surque, Hortigue, Bibien, Bon, Thomassin (an anderer Stelle ist Thomas als jüdischer Name angegeben), Perrin . . .«
»Der akademische Verlag?«
». . . de la Tour.«
»Begreiflich, daß ein Rothschild so vernarrt war in die Pastellbilder von la Tour. Er hatte Geschlecht und Wurzel gewittert.«
»Della Torre steht auf der Liste der italienischen Juden. Weißt du noch, wie sehr wir damals erstaunt waren, daß Graf della Torre, der frühere Direktor des *Osservatore Romano,* jüdischer Abkunft ist; kanzelte er mich doch im Namen Christi und Pius' XII. ab. All diese Namen klingen an andere an: Domengue ähnelt Domergue und Doumergue; Raoux war ein Maler aus Montpellier; Ribot war Ministerpräsident.«
Françoise blickte in ein Heft und sagte: »Bei den Juden des Mittelalters und der Renaissance hast du mir so hübsche französische Namen gewiesen wie Jacquet, Jacquart, Florette, Florion, Gentil, Gentille; auf der Liste der Juden von Paris 1296 Mestre, Copin, Poulain, Viète, Vivant, Vives, Vivier, Sonnet, Fareau; Clarion, einen Juden von Toulouse zu derselben Zeit; de Portes, Jude in Nîmes; Drouin, Jude aus der Champagne; Molin, Courtois, Juden aus Provins; Rousseau, Jude von Amboise 1311; Blondel, Jude aus dem Barrois 1321; Pauwels, jüdischer Schöffe von Löwen 1331; Perret, Jude aus Romans 1349; Pisani, Jude von Marseille 1367; Peyret und Bienvenu, Juden von Trévoux 1428; Gérondin, Jude

aus Montpellier 1443; Monnier, Jude von Carpentras 1540; Tissot 1571; Odouard, Marrane in Venedig 1562; Bourrin, Cressant, Mielet anderswo; Alaigre und Allegri, aber nicht Allégret; Conrad, Elie, Barbe, Denis, Marc, Richard, Godefroi, Just, Léopold, Théodore . . .«

»Gerade bei den neuen Christen von 1512 stelle ich eine Menge von Vornamen fest, die schon zu Nachnamen geworden waren: Paul, Anne, Jean, Gabriel, Laure, Bertrand, François, Augustin, Louis (oft eine Deformation von Levi, englisch Lewis). Wie Saint-Simon bemerkte, war es üblich, konvertierten Juden den christlichen Vornamen des Paten als Nachnamen beizulegen.«

»Viele von diesen Vornamen waren Nachnamen adliger Familien. Bist du dir eigentlich im klaren, daß du mit Gabriel den Juden den Petit Trianon, die Ecole Militaire und die Place de la Concorde überläßt? Bis jetzt hatten sie nur den Eiffelturm und die große Synagoge, sie werden dir ein Denkmal setzen!«

»Philippe und Bernard sind seit dem Mittelalter jüdische Namen; andere Vornamen, die auf der Liste von 1512 noch nicht enthalten sind, wurden es später, so Michel 1550, Gaspard im 17. Jahrhundert, nachdem dieser Name schon im 13. Jahrhundert in Goa als jüdisch erschien; Marie im 18. Jahrhundert; Georges, Léon, Alexandre sind Juden von Bordeaux, Mitglieder des Jüdischen Wohltätigkeitsvereins im Jahr 1806; Félix war der Familienname der Schauspielerin Rachel. Außerdem nahmen in der Bretagne jüdische Vornamen, die auch oft zu jüdischen Nachnamen wurden, häufig Sonderformen an: Divy für David, Salaün für Salomon; Mazé oder Mahé für Mathieu; Danielou, Mehrzahl von Daniel. Da die Juden viel umherzogen, stehen auch auf den ausländischen Judenlisten französische Namen oder Vornamen. Martin, Adolphe, Lucas, Henry, Julien, Robert, Roger, Ferdinand wie auch Brun, Carrion, Roche, Berger, de la Cour,

du Port, Dumoulin, de Ribes, Barras und Barra (der kleine Joseph Barra, den die Bewohner der Vendée umbrachten, weil er nicht ›Es lebe der König!‹ rufen wollte), de Roy, de Neufville, Devalle, Vallaton, Prince, Chaves, Labat, de Charmes, de Gennes sind jüdische Namen in England, manche seit dem 13. Jahrhundert. Es steht hier nicht zur Debatte, ob diese englischen Juden mit Adelsprädikat etwas mit ihren adligen französischen Namensvettern gemeinsam haben.«

»Das ist das Geheimnis des Departements Pas-de-Calais.«

»Es ist das Geheimnis des Mittelmeers. In welcher Beziehung stehen wohl unsere Grafen Daru zu Rabbi Daru, einem Weisen des Talmud? Außerdem birgt auch das Departement Meurthe seine Geheimnisse: Welche Verbindung haben die Grafen Boulay de la Meurthe zu dem Juden Boulay, dessen Name auf der Liste eines lothringischen Beschneiders des 18. Jahrhunderts steht? Pujol, Merles, Gibert, Guixar (Guichard?), Roure, Lebol, Lobet (der uns an Präsident Loubet erinnert), Couty (der uns an Präsident Coty erinnert), Vidal, Noguères, Oliver, Baro (vielleicht zählte Professor Lévy Jean-Louis Barrault wegen dieses Namens irrtümlich zu den Juden?), Bussot, Desprat, Salvat sind 1392 Juden aus Barcelona; Pellet, Plissier sind Juden aus Carouge vor der Revolution, Rois, Bas, Péchaud Juden aus Bayonne. Was soll man sagen, wenn man Capus auf der Liste der italienischen Juden entdeckt wie auch Morel, Rouzel (der uns an Roussel erinnert), Montel, Roques, Gay, André und Raoul? Sogar Teyar findet sich dort, wobei sich unser Blick auf Teilhard de Chardin richtet.«

»Ein richtiger Wasserfall! Doch der Name Capus erinnert an einen Springbrunnen.«

»Capus verkörperte den Pariser Geist unter der Kuppel der Académie française wie Tristan Bernard auf den Bühnen der Boulevards.

Welches geistreiche einstige Mitglied der Académie française macht uns die Liste der nordafrikanischen Juden bekannt, die Eisenbeth, Oberrabbiner von Algier, veröffentlichte? Nun, Edmont About. Auf ihr steht auch der Schweizer Schriftsteller Amiel und der Verleger Nourry und wenn auch nicht Baron Fain, so doch wenigstens aus Litauen stammende Juden von Constantine namens Fain. Die Listen weisen aufeinander hin oder ergänzen einander. Bouin, Jude aus Constantine, findet sich nicht bei Eisenbeth, dagegen in dem Buch Zimmermanns, eines algerischen Juden. Die wichtigste Familie der chinesischen Juden von Kai-Feng-Fu hieß Chao, und Cao ist eine Adelsfamilie auf Sardinien. Verga, der Name des größten sizilianischen Romanciers, steht nicht auf der italienischen, sondern auf der spanischen Liste. Auf der ersteren entdeckte ich Gentilomo, was mich zu der Annahme brachte, daß Gentilhomme ein französischer jüdischer Name ist. Mesmer der Physiker war getauft wie Messmer der Minister; doch erscheint der Name Messmer auf der italienischen Liste. Ducas, Schweizer Jude des 18. Jahrhunderts, ist nicht ganz Ducasse, Familienname von Lautréamont, aber im *Livre d'or des guides interprètes algériens* glänzt der Name Ducasse, und zwar als jüdischer Soldat Ducasse vom 4. Jägerregiment Afrikas. Marin findet sich nicht auf den französischen Listen, sondern zusammen mit Marino und Marini auf der italienischen wie Marinoff auf den russischen. Conti steht auf der italienischen und nicht auf den französischen Listen; wir hatten einen Botschafter Conty. Weder Crespi noch Crispi sind auf der italienischen Liste, wenn auch Crespel, Crespin und Crispin in den französischen Listen enthalten sind; aber Crispi steht auf der Liste der Juden von Chalkis auf Euböa, und Crespi war 1325 ein Jude aus Tarragona. Sollen wir den Juden den milden Amyot zugestehen? Amiot ben David war 1255 ein Jude aus

Nottingham. In Frankreich ist Dumont kein jüdischer Name; die italienische Übersetzung Delmonte und die holländische van den Berg ergeben zwei charakteristische jüdische Namen. Guillaume mit Adelsprädikat steht auf unserer Liste von 1512. Selbstverständlich ist er ohne Adelsprädikat genauso Jude wie Guglielmi und Wilhelm, die sich auf der italienischen Liste finden. Ein belgischer Jude erhielt 1326 von seinem Taufpaten, dem Grafen Guillaume de Hainaut, den Namen Guillaume.«

»Das geht auch einen ausgezeichneten Christen unserer Tage, den General Guillaume, etwas an. Er stammt aus dem Departement Hautes-Alpes, einer an ungekannten Juden reichen Gegend; seine Mutter ist eine Salva. Diesen Namen mit t am Ende fanden wir aber soeben im jüdischen Barcelona des 14. Jahrhunderts. Die Gattin des Generals ist eine geborene Guigues. Wenn sie in einem Laden der W. I. Z. O. (Internationale Organisation der Zionistischen Frauen) verkauft, bewundert jedermann die Großherzigkeit dieser christlichen Dame. Als aber General Guillaume seinen Posten in Marokko verlassen hatte, bat der Sultan Frankreich, keinen mit einer Jüdin verheirateten Residenten mehr bei ihm zu akkreditieren. Er wies darauf hin, Guigues sei ein in Afrika sehr bekannter jüdischer Name. Er wußte nicht, daß Guillaume ein ungekannter jüdischer Name ist.«

»*Wieviele Reiche kennen uns nicht!* Und wieviele Reiche kennen wir nicht!«

»Dasselbe könnte man von General Zeller sagen, dessen Name auf der italienischen Judenliste steht, und der eine Französin heiratete, deren Name in der Liste von Professor Lévy enthalten ist. Wie dem auch sei, die Fünfte Republik hat eine Ungeschicklichkeit begangen, die derjenigen der Vierten Republik mit General Guillaume gleichkommt, als sie Kaplan, den beigeordneten Generaldirektor der französischen Shellgesellschaft, nach Algier

schickte, um über das Erdöl zu verhandeln. Ben Bella war sehr erstaunt, als zur Tür ein Glaubensbruder eben jener Juden hereintrat, die durchs Fenster aus Algerien gewichen waren. Da aber Bella auch ein jüdischer Name sein könnte . . .«

»Dann brauchen wir uns nicht zu wundern, daß es seit der Mission Kaplans deinem ehemaligen Kollegen Wormser, Abteilungsleiter für Wirtschaft und Finanzen am Quai d'Orsay, gelungen ist, das algerische Erdöl für Frankreich zu retten. Aber du spannst mich auf die Folter mit deiner Liste der neuen Christen von 1512.«

»Hier noch weitere Namen mit Adelsprädikat: de Saint-Martin, de Revest, de Cadenet, de Valence, de Vouse, de Serre, d'Eymar, de Trans, du Puy, du Baye, d'Ast, de Saint-Marc, de Saint-Jean, de Notre-Dame (die Familie des Nostradamus). Dazu kommen noch de la Roche, Jude aus Avignon 1451, de Saint-Pierre, Jude aus Löwen 1437, und de Saint-Chamas.«

»Viele Heilige bei ehemaligen Juden!«

»Auf diese Weise ehrte man ihre Taufe. Der Name de Saint-Paul steht nicht auf dieser Liste und doch ist er in Carpentras schon 1326 belegt; Simon Nicolay ist einer der neuen Christen von Arles 1512, aber ohne Adelsprädikat. Weitere Adlige hebräischer Wurzel und wahren Geschlechts sind d'Escluse, de Guerre, de Barbarin, de la Roque . . .«

»De la Roque? Oberst de la Rocque? Der Gründer der Feuerkreuzler? Unvorstellbar!«

»Antisemiten warfen ihm seine jüdische Umgebung vor – Carvalho, Vogel, Robbe-Cohen . . . – und seine Anwesenheit bei nationalen Feiern in der großen Synagoge. Er selbst war sicher kein ungekannter Jude, aber es gibt ungekannte Juden dieses Namens.«

»Du machst ungekannte Juden wie der Kardinal Mazarin Herzöge ernannte! Er witzelte daher, er würde sich bald

ebenso schämen, Herzog zu sein als es nicht zu sein.«
»Du triffst den Nagel auf den Kopf: Mazarin ist ein ungekannter Jude . . . seinen Zeitgenossen jedoch nicht unbekannt. Die Mazarinaden bezeichnen ihn oft als Juden. Mazarin ist ein Ortsname auf Sizilien.«
»Warum willst du eigentlich, daß es an allen Orten der Welt Juden gegeben haben soll?«
»Die Juden waren überall, meine Liebe, in den kleinsten Städten und den größeren Dörfern wie auf allen Inseln im Mittelmeer. Erinnerst du dich an die unter den Ruinen von Delos ausgegrabene Synagoge? Wenn du die Geschichte der Juden an der Mosel studierst, findest du nicht nur in Metz, sondern zum Beispiel auch in Dieuze Juden. Wenn du die Geschichte der Juden des Languedoc studierst, wirst du sie in Alet, in Castries finden. In der Provence gab es sogar in Manosque, wo Giono lebt, Juden. Einen jüdischen Giono findet man nicht, aber Giorno figuriert auf der Liste des Oberrabbiners Eisenbeth. Fahren wir mit der Liste meiner neuen Christen mit Adelsprädikat fort: de l'Isle . . .«
»De l'Isle! Abbé Delille oder Rouget de l'Isle?«
»Rouget de l'Isle, meine Liebe, und da Rouget auch ein Name hebräischer und jüdischer Wurzel ist, müssen wir den Juden den Verfasser der Marseillaise zuerkennen.«
»Die Marseillaise ist jüdisch!«
»Es ist nur recht und billig, daß die Revolutionshymne das Werk eines Juden ist. Joseph Kessel und Maurice Druon sind ja auch die Verfasser des *Chant des partisans.*«
»Aber die Marseillaise ist die Nationalhymne Frankreichs!«
»Die französischen Juden sind Franzosen wie wir. Hier noch ein Beweis dafür, ein Reynaud, der Ludwig XII. zu Hilfe eilte.«
»Reynaud wie Paul Reynaud?«

»Der ehemalige Ministerpräsident ist in Barcelonnette geboren. Seine vermutlichen Ahnen von 1512 waren in der Gegend zahlreich und schon ziemlich begütert. Einer darunter in Marseille zahlte zwölf Livres, ein anderer in Tarascon dreißig Livres, die Erben eines dritten in Draguignan fünfundzwanzig Livres. Einen habe ich dir aber bis zum Schluß vorenthalten: Der viertletzte neue Christ von Salon heißt Sartre, und man veranlagt ihn bescheiden zu zwei Livres!«

»Das ist ja gut! Ein weiterer Literaturnobelpreisträger nach Heyse, Bergson, Thomas Mann, Sinclair Lewis, Pearl Buck, Hermann Hesse und Pasternak!«

»Du vergißt die Nobelpreise für ungekannte Juden: Martin du Gard, wenn er von einem Juden Martin abstammt und Gide, wenn er von Gédéon abstammt wie Gidéon, der berühmte englische jüdische Financier des 18. Jahrhunderts.«

»Wie heißt dein Sartre mit Vornamen?«

»Noch nicht Jean-Paul, sondern Jean-Loup. Loup ist in Wirklichkeit ohne p geschrieben, als sei es der bestimmte Artikel des Languedoc und wolle besagen: *le Sartre* – der Schneider, lateinisch *sartor*, ein oftmals jüdisches Handwerk; ein Rambach war Präsident der Vereinigung der Bekleidungsindustrie.«

»Du hast sie um den Namen Dior bereichert.«

»Der Artikel ›lou‹ wird Sabathie, einem neuen Christen von Gardanne, beigefügt, ein Name, den man den am Sabbat geborenen Juden gab und der sich zu Sabbatier umformte.«

»Der Name Sartre war dem Judaismus geweiht, da sich ja auch der Name Schneider bei den Juden findet.«

»Seltsam ist, daß Tailor auf der Liste der italienischen Juden steht, aber Sarto nicht, vielleicht aus Respekt vor dem späteren heiligen Pius X. Professor Lévy nahm Sartor in seine Liste auf und führt ihn 1357 für Carpentras an,

aber er hat das Geheimkabinett des Königs nicht erbrochen, um zu dem Sartre von 1512 vorzudringen. Der Name hatte sich inzwischen französiert. Und in Rom gibt es den Namen Sarteur.«

»Das möchte ich meinen! Ist unser Sartre nicht der Großneffe von Albert Schweitzer, dem Friedensnobelpreisträger? Dieser ist zwar evangelisch, aber er trägt einen jüdischen Namen . . .«

». . . den Namen von Sartres Mutter. Ein weiterer Grund, der ihn dem Judaismus weihte.«

»Simone de Beauvoir wird neidisch sein, weil er Christi Blut hat; in ihren Adern fließt nur blaues Blut.«

»Vergiß nicht, daß Bertrand ihr Familienname ist, damit hat sie Hoffnungen auf Christi Blut.«

»*Bertrand, Affe des Papstes zu seinen Lebzeiten . . .* Stammen ihre Vorfahren auch aus Salon? Damit wäre die Geburt des Existentialismus von langer Hand her vorbereitet.«

»Nein, die Bertrand stammten aus Trets; sie waren reicher als die Sartre und wurden mit zwölf Livres besteuert.«

»Wie viele Bücher wird man dir verdanken, wenn Sartre und Beauvoir erst mit einer neuen Seele das Judentum erforscht haben werden! Wenn man links steht, ist es gut, Jude, auch ungekannter Jude zu sein.«

»Du redest wie Bélise Jouvenceau; habe ich dir übrigens gesagt, daß Massis, der vollendete Typ des rechtsgerichteten Schriftstellers, sicherlich ein ungekannter Jude ist? In der Liste der Juden in Barcelona von 1383 steht ein Abraham Massies – abgesehen von einem Buchstaben derselbe Name. Der Rabbiner Josué Massies nahm im 15. Jahrhundert an der Disputation von Tortosa teil, bei der sich Juden und Christen an theologischen Argumenten überboten. (Nebenbei bemerkt: Der christliche Wortführer war ein bekehrter Jude namens Lorca, womit der junge Dichter des roten Spanien in die lange Liste der

ungekannten Juden rückt.) Schließlich gibt es heute jüdische Massis, die ihren Namen genau gleich schreiben wie das Mitglied der Académie française.«
»Du führst mich von einer Entdeckung zur andern.«
»Wir sind noch nicht am Ende. Erst gestern erfuhr ich, daß Bourgès-Maunoury jüdischen Ursprungs, wenn auch christlicher Geburt ist und daß er es vor seinen Freunden nicht verbirgt. Die Bourgès kamen wie die Mendès von Spanien. Außerdem ist Bourgès ein Ortsname aus der Gegend von Bordeaux. Die Mutter des ehemaligen Ministerpräsidenten war eine Maunoury, Kusine des Marschalls, seine Großmutter eine Jacob. Sein Großvater Bourgès war noch praktizierender Jude. Der Staatsrat sanktionierte seinen Doppelnamen; ein französischer Lorbeer als Pfropfreis auf einem alten hebräischen Stamm wurde damit berühmt.«
»Man kann nicht einmal mehr der Abkunft eines Marschalls trauen!«
»Mein armes Kind! Disraeli enthüllte in seinem Roman *Coningsby*, daß Masséna und Soult Juden waren. Der Semi-Gotha fügt Macdonald, Berthier und Bernadotte (Halbjude) sowie Canrobert für die heutige Zeit hinzu. Wir können von uns aus noch die ungekannten Juden Jourdan und Brune auf die Liste setzen, die keine Herzogtümer besaßen, Kellermann, Herzog von Valmy, Mortier, Herzog von Treviso, Lefebvre, Herzog von Danzig, und Perrin, Herzog von Belluno. Wenn du nachrechnest, kommst du auf elf Marschälle aus dem ruhmreichen Volke der Makkabäer von den fünfundzwanzig des ersten Kaiserreichs. Nebenbei sei bemerkt, daß Fonseca, der einzige brasilianische Marschall, Jude war.«
»Brasilien überlasse ich dir, aber zu denken, daß die Juden Napoleon hassen! Sie haben übrigens seinen Gefangenenwärter, Sir Hudson Lowe, gestellt. Ich streite mich immer mit Philippe Erlanger herum. Es stimmt,

daß die Erlanger zu portugiesischen, österreichischen und preußischen Baronen erhoben wurden, aber Napoleon überging sie, während er einen Baron Marx, einen Baron Wolff, einen Ritter Zimmer und einen Ritter Kessel ernannte, dessen Titel das neue Mitglied der Académie française wieder aufnehmen könnte.«

»Die Juden hatten mancherlei Gründe zur Abneigung gegen Napoleon. Er schränkte die Rechte ein, die ihnen die Revolution zugestanden hatte; er wollte sie in die Landwirtschaft lenken.«

»Hätten sie seinen Rat befolgt, so wären sie dem Antisemitismus zuvorgekommen. In Israel sind sie doch so stolz darauf, Bauern geworden zu sein!«

»Sie waren es in Rußland und Argentinien, trotzdem wurden diese Länder antisemitisch.«

»Statt den Antisemitismus durch die Namenkunde zu untergraben, solltest du dich an ein Konsortium von Marschallsnachfahren wenden. Aber ich erkenne mit Entsetzen, daß gekannte oder ungekannte Juden überall sind, rechts, links und im Zentrum.«

»Und die schönste aller ungekannten Jüdinnen liegt in meinen Armen«, sagte Georges und zog Françoise an sich. Sie machte sich los:

»Was faselst du da?«

»Du stehst wie Sartre und Bertrand auf der Liste von 1512.«

»Mit dem Namen meines Mannes?«

»Mit dem Namen deines Vaters, meines unvergeßlichen Vorgesetzten, Seiner Exzellenz Laurent. Und wenn du über ihn von den Medici abstammst, hattest du schon mit Alvarez von Toledo dein Teil weg.«

Sie riß ihm seine Blätter ebenso wütend aus der Hand, wie Pater Brissac nach seinem Semi-Gotha gegriffen hatte. An der Stelle, auf die er deutete, las sie: »Jean Laurens, sechzig Livres.«

»Dein Vorfahr war reicher als die Ahnen von Simone de Beauvoir und Paul Reynaud«, bemerkte Sarre.
»Schlechter Kerl!« rief Françoise erleichtert, »hier steht Laurens mit s!«
»Und Sarre ohne Adelsprädikat ist ein jüdischer Name wie Laurens mit s.«

IX

Saul war es müde, Osmonde die häuslichen Sammlungen in der Avenue Foch zu zeigen: Das Medaillon Caligulas, die Rüstung Karls V., die Tabaksdose Ludwigs XV., das Bidet der Madame du Barry, die Renaissanceschränke, die Kommoden von Riesener, vier Chardins, die den Rothschilds entgangen waren, ein Rembrandt, der sich mit ihrem Vermeer messen konnte, Bilder von Cézanne, auf die sie neidisch waren, Werke von Kandinsky und Georges Mathieu, die die moderne Kunst vertraten. Alle Möbel, alle Gegenstände zeugten von der Differenziertheit und Sicherheit des Geschmacks in Sauls Familie, aber er erklärte, ohne ihren Wert zu verkennen, habe er ein anderes Bild vom Rahmen seines Lebens. Die jungen Rothschilds dachten im allgemeinen wie er und fühlten sich am Mont d'Arbois wohler als in ihrem Pariser Luxus. »*Man altert schneller, wenn man immer Altes sieht.* Das trifft auf Dinge wie auf Menschen zu«, folgerte Saul.
»Ich bitte um Gnade für die Schönheit«, sagte Osmonde und dachte an die antiken Stücke Georges Sarres. »Was schön ist, ist immer jung.«
Da sie sich aber auch der Lektionen Balzacs erinnerte, gab sie zu, daß »die realste Pracht nicht in den Dingen liegt, sondern in uns selbst.«

»Das sage ich mir, seit ich dich kenne«, entgegnete Saul. »Du erfüllst meinen Blick und meine Gedanken, so daß ich erkannt habe, wie unbedeutend alles übrige ist.«
Er blieb mit Osmonde vor dem Porträt eines kahlköpfigen Mannes mit gerader Nase, langem Schnurrbart, spitzem Kinnbart und einem mit Auszeichnungen übersäten Ordensmantel stehen.
»In meiner kurzen Ahnengalerie interessiert mich nur dieser«, sagte er, »es ist Sir Ernest Cassel, der Onkel meiner Mutter, ein jüdischer Bankier deutscher Herkunft, der mit Eduard VII. befreundet war. Da seine Enkelin mit Lord Mountbatten verheiratet ist, wirst du künftig entfernt mit der englischen Königsfamilie verwandt sein. Aber nicht deswegen lasse ich dich sein schlechtes Porträt bewundern, sondern weil er den Bau des Assamstaudammes in Indien finanzierte, weil er in Midhurst das schönste Sanatorium der Welt errichtete, weil er versuchte, den Ersten Weltkrieg zu verhindern, und weil er in London das englisch-deutsche Institut gründete, in dem Einstein sprach. Ich schätze ihn also wegen ganz anderer Werte als der eitlen Pracht auf diesem Bild.«
»Ich auch, aber mein Großvater hätte gern seine Orden entziffert. Wie heißt der Maler? L. Dhurmer?«
»Lévy-Dhurmer. Er behielt das L bei und unterschlug das -évy, wie Sarre das Adelsprädikat fallenließ. Ein Beispiel für die Komplexe der Juden, denn wenn er schon nicht wagte, seine für die Baronin de Goldschild angefertigte Kopie des Porträts von Sir Ernest Cassel mit seinem vollen Namen zu signieren, frage ich mich, ob er überhaupt jemals so viel Mut aufbrachte. Aber die Zeiten derer, die solche Porträts kopieren ließen, sind genauso vergangen wie die Zeiten jener, die sie malen ließen.«
Sie schritten die breite Marmortreppe hinunter, traten durch das Gittertor und setzten sich in den Jaguar. Saul fuhr an und hielt nach kurzem wieder.

»Ich muß mich wundern«, sagte er, »du findest einen fast königlichen Ring in deinem Körbchen und sagst nicht einmal ›Oh!‹«

»Mein Lieber, bei dir müßte ich von morgens bis abends ›Oh‹ sagen. Hätte ich ›Oh‹ gesagt, als ich mich in deinen Wagen mit der tollen Chapron-Karrosserie setzte, so käme ich dir recht kleinbürgerlich vor. Außerdem wundern sich junge Menschen von heute wie die Weisen von einst über nichts. Da wir keine Geheimnisse voreinander haben, muß ich dir gestehen, daß ich vor deinem Großonkel etwas Lächerliches überlegte: Mir kam der Gedanke, mein Großvater, der ein vollkommener Snob war und die Juden haßte, hätte aus Snobismus unserer Heirat zugestimmt.«

»Aus Snobismus ist mein Großonkel evangelisch geworden, wodurch sein unermeßliches Vermögen in christliche Hände fiel.«

»Weiter sagte ich mir, daß trotz des Unterschieds einer Generation Mutters Antisemitismus nicht anders ist. Einer ihrer englischen Freunde erzählte ihr neulich, der verstorbene Herzog von Westminster habe die englische Königsfamilie *›those jews‹* genannt, und zwar nicht nur wegen der Bowes-Lyon, sondern weil, wie man sagt, der richtige Vater des Prinzgemahls der Königin Victoria Jude war.«

»Pst! Man glaubt, es sei ein Cassel gewesen, womit die Freundschaft meines Großonkels mit Eduard VII. erklärt wäre.«

»Bravo! Der Herzog von Westminster verfuhr nicht weniger beleidigend mit Lord Rothschild. Als er ihn einmal auf seine Yacht einladen mußte und vom Whisky schon benebelt war, stieß er mitten unter Komplimenten plötzlich hervor: *›I cannot bear those bloody jews‹*. Der Gast wurde blaß, tat aber so, als habe er nichts gehört, und der Herzog wandte sich sofort an einen anderen Gast,

um ihm zu empfehlen: ›Sie sollten Mylords Gewächshäuser besuchen! Er besitzt zwölfhundert Orchideen!‹ Dann murmelte er noch einmal: ›*I cannot bear those bloody jews*‹ und setzte ein volles Glas an die Lippen. Wieder wandte er sich an einen anderen Gast: ›Mylord sollte Ihnen seine Gemälde zeigen, sie sind wunderbar!‹ Er ließ ihn das Porträt der Lady Hamilton von Gainsborough bewundern, das in seiner Kabine an Bord hing, und da sie eine geborene Lyons-Harte war – folglich doppelt jüdisch –, fügte er hinzu: ›*I cannot bear those bloody jewesses*‹. Kurz, eine echte Molièreszene; meine Mutter lachte bei der Erzählung schallend. Übrigens beeilte sie sich, ihr Scherflein beizutragen mit der Antwort eines Grafen Potocki an den ersten französischen Rothschild, der ihn familiär mit Vornamen angeredet hatte: ›Mein lieber Rothschild, wollen Sie mir bitte Ihren Taufnamen verraten, damit ich weiß, wie ich Sie nennen soll?‹«

»Hörst du endlich auf, meine Familie lächerlich zu machen?« sagte Saul und beugte sich zu ihr.

»Ich habe sie verteidigt! Ich erklärte, die Rothschilds behandelten niemanden familiär, sondern famillionär, wie Heinrich Heine sagte.«

»Danke. Und gib mir schnell einen florentinischen Kuß, einen Täubchenkuß. Aus Ehrfurcht vor dem jüdischen Heim wollte ich dich daheim nicht küssen.«

»Scheinheiliger!«

»Oh! Diese Beleidigung trifft einen Juden nicht!«

Mit geschlossenen Augen vereinigten Osmonde und er ihre Lippen; ihre Zungen tasteten einander ab, richteten sich auf, umschlangen sich wie ihre Körper in der Umarmung der Liebe. Ihr Speichel vermischte sich, als sei es ihr Same. Sie hatten die Handschuhe ausgezogen, um unter den Stoffen Wärme oder Bewegung ihrer Körper besser zu spüren. Sie liebten dieses plötzliche Begehren, das sie außerhalb ihres gewohnten Liebesnestes überfiel –

der Wohnung, die ihnen ein für mehrere Monate verreister Freund Sauls zur Verfügung gestellt hatte. Nach diesem Zwischenspiel blieben sie Wange an Wange sitzen und atmeten im gleichen Rhythmus. Saul unterbrach fröhlich das Schweigen.
»Weißt du, wo ich dich hinführe, mein Kätzchen? Zur großen Synagoge in der Rue de la Victoire. In einer Stunde ist es Sabbat. Er beginnt am Freitagabend und endet am Sonnabend. An diesem Tag besitzen wir eine höhere Seele, ein höheres Herz, ein höheres Geschlecht. Ich möchte dir einen Eindruck vermitteln von der Religion, die bald deine sein wird, aber wir lassen den Wagen in einer gewissen Entfernung stehen, damit wir keinen Skandal hervorrufen. Man benützt kein Verkehrsmittel, die Einkehr muß vollkommen sein.«
»Du mogelst ein bißchen, scheint mir.«
»Welche Religion zwingt nicht zum Mogeln?«
»Mein erster Sabbat! Es war nicht der richtige Augenblick, mich über die Rothschilds lustig zu machen.«
„Oh! Die Rothschilds selbst sind wild auf Rothschild-Anekdoten, unter der Bedingung, daß sie nicht zu anzüglich sind. Sie sammeln sie wie ihre Karikaturen, mit denen sie die Räume von Ferrières schmücken. Bei einem der letzten Familienfestessen sprach Philippe, der einzige, der Geist hat, und zwar kritischen, von Robert de Montesquiou, der den verstorbenen Robert de Rothschild gebeten hatte, ihm eines seiner Renaissance-Schmuckstücke für ein Kostümfest zu leihen. Als dieser ihn ermahnte, auf ›das Familien-Schmuckstück‹ zu achten, erwiderte er: ›Ich wußte, daß Sie Schmuck besitzen, aber ich wußte nicht, daß Sie eine Familie haben.‹ Nicht alle Gäste schienen den Spaß zu verstehen. Philippe holte von neuem aus und nahm sich nun Maurice de Rothschild vor: Marquis de Breteuil, ihres zu häufigen Zusammentreffens müde, grüße jenen nur einmal in der Woche. Meine

Kusine, eine geborene Fould-Springer, erinnerte daran, Marquis de Breteuil, der mit seinen Grüßen an einen jüdischen Baron so geizte, sei der Sohn einer Fould.«
»Solche Kommentare belustigen mich mehr als solche Geschichten«, sagte Osmonde.
»Jemand fügte hinzu, Marquis de Breteuil habe seine jüdische Mutter ins oberste Stockwerk seines prächtigen Hauses verbannt, obwohl er ihr dies Domizil verdanke, und er habe sie niemals vorgestellt. Zum Glück war sie katholisch geworden und empfing von Zeit zu Zeit den Besuch des Priesters. Der Marquis hatte sie so wohl verwahrt, daß viele glaubten, sie sei tot. Er stützte sich auf das Wort aus der Komödie: ›Eine so weit entfernte Großmutter . . .!‹«
»Es wundert mich nicht, daß die Rothschild-Töchter, nachdem sie früher einen Herzog de Gramont und einen Fürsten von Wagram ehelichten, heute Schauspieler, Musiker, Schriftsteller, also x-beliebige Männer heiraten.«
»Die Goldschild heiraten nur Frauen, die ihnen gefallen«, gab Saul zurück und küßte sie.
»Sehen wir deine Mutter und deine Vettern in der Synagoge?«
»Juden wie wir gehen kaum hin, außer zum Passah- und zum Versöhnungsfest. Die Rue de la Victoire ist indessen nicht weit entfernt von der Rue Laffitte, wo sich die Bank befindet.«
Er parkte den Wagen in der Nähe der Trinité-Kirche, zu Fuß gingen sie bis zur Synagoge. Sie war das Werk des Architekten, der das Palais Rothschild in der Avenue de Marigny erbaut hatte. Die Fassade war eigentlich für die Rue Châteaudun gedacht, wurde aber aus Diskretion in einer weniger belebten Straße errichtet, obwohl sie aus der Zeit stammte, in der Fould über die Finanzen Frankreichs herrschte. Während dieser das Judentum verlassen hatte und evangelisch geworden war, ehe seine Nach-

kommen katholisch wurden, waren die Rothschilds und die Goldschild jüdisch geblieben und wollten es auch weiterhin bleiben. Die Rothschilds hatten außer der großen Synagoge auch die kleineren in der Rue Saint-Isaure und in der Rue Chasseloup-Laubat bauen lassen. Die Adresse der letzteren klang wie eine ironische Anspielung auf die Marquise de Chasseloup-Laubat, eine konvertierte Stern. Madame Chalandon, geborene Fürstin Murat und Enkelin der Marquise, betont die Entfernung ihrer Familie von den Synagogen, den kleinen wie den großen. Osmonde de N. bewegte sich in umgekehrter Richtung. Unter dem Portal erinnerte eine Inschrift an die »Opfer der deutschen Barbarei«. Als sie in die Vorhalle traten, setzte Saul ein schwarzes Mützchen auf. Osmonde betrachtete ihn erstaunt.

»Da es verboten ist, etwas in der Tasche zu tragen«, erklärte er, »hätte ich zu Hause schon einen Hut aufsetzen müssen. Aber jetzt keine Erklärungen mehr!«

Er zeigte Osmonde rechts den Eingang der Frauen.

»Trennen wir uns?« fragte sie verwirrt.

»Ja, es muß sein. Wenn du ins Seitenschiff gehst, kann ich dich sehen; wenn du auf der Empore sitzt, muß ich mir den Hals verrenken.«

Als sie eintraten, waren ihnen alle Anwesenden zugewandt, wie um sie zu empfangen. In Wirklichkeit erwarteten sie aber »die Königin Sabbat«. Aus Liebe zu diesem heiligen Tag gaben ihm die Juden einen weiblichen Beinamen; er gilt sozusagen als zweite Königin von Saba. Man wendet dem Allerheiligsten den Rücken zu, wenn man so den Beginn des Sabbats und den Einzug der Königin grüßt. Die in den jüdischen Kalendern dafür vorgesehene Zeit ist der Sonnenuntergang, an diesem 28. Februar fiel er auf 18 Uhr. Am nächsten Tag würde die Stunde des »Auszugs des Sabbats« dem Erscheinen der drei ersten Sterne entsprechen. Mit ihrem Gefolge zog die

Königin Sabbat zum Hauptportal ein. Osmonde trat in eine Seitenbank, während sich die Anwesenden wieder zum Chor wendeten.
Das hohe Gewölbe, die brennenden Lampen, die Fenster, die harmonischen Klänge einer Orgel beruhigten sie. Der neoromanische Stil des Innenraums schien ihr sogar wie eine Huldigung an die traditionelle Religion Frankreichs. Sie bemerkte, daß der große Leuchter in der Mitte des Chors acht und nicht sieben Arme hatte. Saul hatte ihr erklärt, siebenarmige Leuchter seien seit der Zerstörung des Tempels nicht mehr üblich. Ein prächtiger roter, goldbestickter Samtvorhang verhüllte das Allerheiligste, in dem die Thorarollen aufbewahrt werden. Im Chor standen sich zwei bärtige Gestalten gegenüber, der Oberrabbiner von Paris und der Oberrabbiner von Frankreich. Ihr Gehrock mit Beffchen erinnerte an eine Soutane, ihr Hut an ein Barett und ihr weißer Schal an einen Oberarmschleier. Zwischen ihnen standen drei Bannerträger. Auf einem Podium vor dem Chor befand sich eine Art Altar, an dem der ähnlich wie die beiden Oberrabbiner gekleidete Vorbeter zelebrierte; er sang hebräisch einen Abschnitt aus der Thora. Die Küster im blauen Anzug, mit Zweispitz und umgehängten Ketten, sahen eher Kassenboten ähnlich als Schweizergarden.
Wenn auch viele Dinge Osmonde die Illusion vermittelten, sie befinde sich in einer Kirche, wunderte sie sich doch immer wieder über die Männer mit Kopfbedeckungen. Manche wiegten sich während des Gebets hin und her. Gestühl stand in der ersten Reihe der Seitenschiffe: rechts war es für die wenig zahlreichen Kohanim reserviert, links für die Mitglieder des Konsistoriums, die in Frack und Zylinder erschienen waren. Ebenso überrascht, wie es Saul wohl war, erkannte Osmonde unter ihnen den Rothschild, der Präsident des Konsistoriums war. Sicher war er wegen des nationalen Anlasses gekommen, der

diesen Sabbat besonders feierlich machte. Fahnen hingen als Trophäen über dem Allerheiligsten oder an den Wänden, auf einer der drei Fahnen im Chor stand zu lesen: *Côte 304* (Hügel 304). Osmonde hörte die Erklärung von einer Frau, die zu einer anderen sagte:
»Zur Erinnerung an Verdun.«
Sie dachte an Marschall Pétain, dessen Andenken manche Juden wie die Marquise de Chasseloup-Laubat und der freimaurerische Rechtsanwalt Claude Lewy verehrten.
Der Oberrabbiner von Paris trat an die Stelle des Vorbeters, um die Ansprache zu halten. Das Thema, von den Umständen eingegeben, war weniger religiös als kriegerisch. Die Taten der Makkabäer dienten dem Redner als Einleitung, dann erinnerte er an die großen Daten der französischen Geschichte, wobei er mit Valmy begann, da ja die Revolution die Juden emanzipiert habe. Er sprach vom Ersten Weltkrieg, in dem die Juden tapfer gekämpft hatten, wie es diese Fahnen bezeugten, und vom Zweiten Weltkrieg, »in dem die Mittel zur Vernichtung unserer Brüder vervielfacht wurden«. Diese nüchterne Anspielung auf so viele Greuel hielt Osmonde für ebenso würdig wie barmherzig.
Erstaunlich fand sie indessen etwas anderes: Während der Predigt, die man sitzend anhörte, waren einige Gläubige stehen geblieben und lasen ihre Gebete. Einer, der eben gekommen war, hatte sich, ohne sich um den Oberrabbiner zu kümmern, zum Portal gewandt, um den Einzug der Königin Sabbat verspätet zu begrüßen! Beweise für die in den Synagogen herrschende Freiheit und für den jüdischen Individualismus. Außerdem gingen die Küster während der Gebete hin und her, nicht nur um Ritualbücher zu verteilen, sondern auch um »Ruhe!« zu gebieten, wenn ein Gespräch zu laut geführt wurde. Osmonde fiel auf, wie andächtig diese geschwätzigen Menschen wurden, sobald sie zu beten begannen. Plötz-

lich fühlte sie, daß ein Blick den ihren suchte: Saul, den sie noch nicht entdeckt hatte und der auf der vorletzten Bank saß, ließ seine schwarzen Augen auf ihr ruhen. Sie lächelten einander nicht zu.

Noch nie hatte sie sich unter so vielen Juden und Jüdinnen befunden, nicht einmal am Mont d'Arbois. Sie analysierte ihre Gefühle, ja ihre Empfindungen, um sich genau darüber klar zu werden, ob sie verlegen war. Gewiß suchte sie kein Antlitz, das dem Sauls vergleichbar gewesen wäre, aber sie sah wenige Gesichter ohne typische Merkmale. Wahrscheinlich beruhten die ausgeprägten Züge auf der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, auf den Heiraten innerhalb desselben, durch die sie im Lauf der Zeiten herausgemeißelt wurden. Osmonde bewegte ihre Nasenflügel, weil sie versuchen wollte, den berühmten »jüdischen Geruch« wahrzunehmen, den ihre Mutter angeblich sogar bei den Rothschilds erkannte und den sie ihrerseits bei Saul noch nie bemerkt hatte. Ihre Bemühungen waren vergeblich.

Der Oberrabbiner hielt eine lange Rede, und Osmonde ließ ihren Gedanken freien Lauf. Diese mit Mützchen bedeckten Köpfe brachten sie auf unanständige Vorstellungen; die Mützchen erschienen ihr wie ein Symbol für die verlorenen Vorhäute. Gleichzeitig hatte sie den Eindruck, die Männer hätten sich von den Frauen getrennt, damit diese das männliche Symbol auf ihren Häuptern besser bewundern könnten.

Der Oberrabbiner las eine Reihe von Gebeten: »Herr, schütze Frankreich und die Franzosen«. Osmonde fand sich an ein Kirchenlied aus ihrer frühen Jugend erinnert. Die Gläubigen antworteten hier wie in der Kirche mit Amen. Sie sprachen es aber »amin«, »amain« oder »amina« aus, als wollten sie dartun, daß sie dem Katholizismus nichts verdankten, nicht einmal die Aussprache eines Wortes, das er von ihnen übernommen hatte. Der

Oberrabbiner betete auch für »diejenigen, die das Land regieren und Ordnung und Gerechtigkeit walten lassen.« Würde die O.A.S., die in der Rothschildbank eine Bombe gelegt hatte, diese Worte rächen? Zahlreiche algerische Juden waren jedoch Fürsprecher für ein französisches Algerien gewesen. Einstimmig ertönte das Amen der Menge.

Osmonde zuckte zusammen; jemand berührte sie von hinten an der Schulter. Eine zu spät gekommene, einfach aussehende Frau fragte sie mit starkem mitteleuropäischem Akzent, warum all die Fahnen da seien.

»Zur Erinnerung an Verdun«, antwortete sie.

»Ach! Zur Erinnerung an Verdun!« wiederholte die Frau. Der Ausdruck in ihren Augen und in ihrer Stimme verriet, daß ihr dieser Name etwas bedeutete. Er war ein Teil ihrer Geschichte, war es doch der Name eines der Siege der Freiheit. Jetzt verstand Osmonde besser, warum der Oberrabbiner von Valmy gesprochen hatte.

»Kaddisch!« verkündeten die Küster.

Aus mehreren Bänken traten Männer, junge Burschen und Knaben und gingen auf das Allerheiligste zu. Osmonde erkannte klopfenden Herzens Saul unter ihnen. Er hatte ihr nicht gesagt, worum es sich handelte. Sie fragte ihre Nachbarin, die erstaunt über ihre Unwissenheit entgegnete, Kaddisch sei das Gebet für die im Lauf des Jahres verstorbenen Väter. Es war schon lange her, seit Baron de Goldschild gestorben war. Sauls Eifer bewies also seine Sohnestreue. Er überragte seine zeitweiligen Gefährten. Sein freier Nacken, seine Schultern und sein Oberkörper, vom Schnitt seines Mantels nachgezeichnet, sahen wie auf den Samt des Allerheiligsten gemalt aus. Ehe er den Chor verließ, grüßte er mit einem Händedruck den Oberrabbiner von Frankreich, der früher Oberrabbiner von Paris gewesen war und seine Bar-Mizwa gefeiert hatte.

Der Vorbeter stieg wieder auf das Podium und psalmodierte die letzten öffentlichen Gebete. Dann hielt er der Menge einen mit Wein gefüllten Kelch hin; seine Geste war großartig, sein Gesang mächtig. Er trank einen Schluck. Die Feier zum Einzug der Königin Sabbat war beendet.

Die beiden Oberrabbiner und ihr Gefolge wandten sich zu einer Seitentür. Die Männer nahmen ihre Hüte oder Mützchen ab, um die ruhmreichen Fahnen zu grüßen. Diese Juden, die bedeckten Hauptes vor Gott standen wie die Lévis-Mirepoix vor der Madonna, zogen den Hut vor der Fahne.

Saul war zu Osmonde getreten und führte sie hinter dem Zug her. Man trat unter eine Galerie, wo an der Mauer eine große Marmortafel mit den Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Gemeindeglieder angebracht war. Die Fahnen wurden gesenkt; die Menge, die Prominenz, die Oberrabbiner verharrten andächtig. Saul drückte Osmondes Hand. Er machte sie leise auf einen Namen aufmerksam, den eines Neffen des Hauptmanns Dreyfus.

X

Der Wind blies Georges um die Nase, als er aus der Untergrundbahnstation Saint-Paul heraufstieg, über die Rue de Rivoli und in das Stadtviertel Marais ging. Dies war für ihn von nun an ein *mythisches Minturnae* *, das des Judentums.

Er dachte an seine ersten Pariser Jahre, in denen er die-

* marais = Sumpf; Minturnae, der Sumpf, in dem der Römer Marius sich verborgen hielt. A. d. Ü.

ses Viertel mit einem Buch von Georges Cain in der Hand erforscht hatte. Da also sein erster Führer in Paris ein Jude gewesen war, der Konservator des Carnavalet-Museums, war es nicht verwunderlich, daß er schließlich die Juden selbst entdeckt hatte. Später, als Leonor Fini sein Porträt malte, war er wieder in die Gegend gekommen. Damals wußte er nicht, daß die Künstlerin Jüdin oder Halbjüdin war oder einen jüdischen Namen trug, genau wie andere, deren Charme und Talent er schätzte: Valentine Hugo geborene Gross, Rina Rosselli, Ex-Gattin des Couturiers Rochas, und Nora Auric, Gattin des Komponisten, die Administratorin der Oper. Die beiden letzteren hatten niemals hier gewohnt, aber es schien ihm merkwürdig, daß die schöne Leonor, eben in Paris angekommen, geradewegs in dieses Viertel geeilt war wie eine in eine Frau verwandelte Katze, die den Mäusen und dem Käse nachläuft. War sie von dem gleichen ererbten Instinkt geleitet worden wie Paul-Louis Weiller, als er die Rue Vieille-du-Temple zum Wohnsitz wählte? Es gab auch aristokratische Beispiele für einen solchen Atavismus bei manchen Trägern klangvoller Namen, die sich als ungekannte Juden im Marais niederließen. Sarre hoffte, diese Bewegung werde sich ausbreiten und man brauche nicht mehr die Bemerkung eines Taxifahrers zu hören, dem er eine Adresse in der Rue Payenne genannt hatte: »Wollen Sie zu den Mauscheln?« Es war aber hier nicht wie in New York, wo sich Taxifahrer weigern, in jüdische Viertel zu fahren, und wo vornehme Juden die größten Schwierigkeiten haben, sich in der Fifth Avenue eine Wohnung zu nehmen. Allerdings hatte sich in London ein jüdischer Taxifahrer geweigert, Mrs. Jordan zu fahren, die ein Hakenkreuz auffällig an einer Kette um den Hals trug.

Dieses Mal ging Sarre in den Marais, um Bücher zu kaufen. In der Rue des Blancs-Manteaux hatte er eine er-

staunliche Buchhandlung aufgestöbert, die von einer Witwe geführte Librairie Talmudica. Hier hatte sich Schalom Asch für seine Werke über die jüdischen Sitten in seinem ehemaligen Heimatland Unterlagen besorgt. Keines der Bücher, die Frau Hermann verkaufte, hätte die Buchhändler Bérès und Heilbrun, Großsammler seltener Werke, Glaubensbrüder oder ehemalige Glaubensgenossen der einfachen Frau, interessiert, aber sie lockten einen Neugierigen wie Sarre. Er stellte sich die beiden Buchhändler vor, die Frau Hermann nicht kannten, ebensowenig wie sie sie kannte. Ihre Kompetenz war so einmalig, daß man sich nicht denken konnte, wer sie ersetzen könnte, wenn nicht wieder ein Jude, vielleicht ihr würdiger Schüler Loewy. Bérès und Heilbrun waren zwar Juden, erweckten aber nicht den Anschein. Bérès hatte seinen polnischen Namen Berestovsky vom Staatsrat abkürzen lassen, eine Schwester Heilbruns war Sekretärin bei der Jesuiten-Zeitschrift *Etudes*. Die außergewöhnliche Liebe zu Büchern hatte auch andere höchst verfeinerte Buchhändler hervorgebracht: in New York (Kraus und Schab), in London (Goldschmidt und Breslauer), in Oxford (Rosenthal), in Amsterdam (Hertzberger), in Florenz (Olschki) und in Rom (Rappaport). Sagte nicht der heilige Augustinus, die Juden seien »die Bibliopolen der Christen«?

Sarre hatte es nicht eilig in diesen malerischen Gassen mit ihrer wimmelnden jüdischen Bevölkerung, die ihn an Afrika und Italien erinnerte. Viele Juden von Nordafrika hatten ihren Wohnsitz in diesem Viertel aufgeschlagen, und im Vorbeigehen grüßte er den ihm teuren Namen der Rue du Roi-de-Sicile. Am Beginn seiner Nachforschungen über die Juden hätte er nicht geahnt, daß dieser französische König von Sizilien jüdisches Blut an fast alle Monarchen Europas verebbte, indem er die Nichte des Gegenpapstes Anaklet heiratete.

Das Café »Au volcan de Sicile« schien auf jene Lava anzuspielen, die unwiderstehlicher war als die des Ätna. Sarre erinnerte sich an eine antisemitische Karikatur von 1948: Ein König, ein Gentleman und aufgeputzte Damen tanzen um einen Krater, in dem drei Juden wie drei Zauberer eine Bombe scharf machen.

Ein Schild lenkte seinen Blick auf sich: »Spinnerei Viel, Boussac Nachf.« Donnerwetter! Handelte es sich um einen noch im Marais verbliebenen Zweig der großen Textilfamilie? Oder war Boussac wie Viel ein jüdischer Name? Dauzat mochte es annehmen, wenn er erklärte, es sei ein Ortsname. Georges zog sein Notizbuch aus der Tasche, in dem er, dem Zufall seiner Lektüre folgend, Namen von ungekannten Juden festhielt. Die Bücher und Zeitschriften von Frau Hermann, vor allem die *Revue des études juives* und alte italienische Bücher hatten ihm ebensoviele Funde beschert wie das Manuskript von Rouen. Unter B las er: »Busach, Barbier und Chirurg, Jude von Palermo 1237 . . . (fast ein Zeitgenosse des Königs von Sizilien . . .), Busacca, Jude von Palermo 1491.« In jener fernen Zeit war die Familie fest in Palermo verankert und noch nicht weggesegelt.

Die anderen Schilder waren ebenso anspruchslos wie das Boussacs: »Tricots«, »Jupière« (Rocknäherin), »Bavoirs« (Lätzchen) deuteten, auf Familienebene, spezifisch jüdische Handwerke an. Herr Lusurier (Herr Wucherer), ein Name, der nur noch eine Erinnerung an ein anderes jüdisches Gewerbe war, amüsierte Georges ebenso wie eine riesige Schere, das Zeichen eines Stahlwarengeschäfts in diesem Viertel der Beschneider.

Er dachte an die großen Juden in Handel und Industrie, die nicht auf Sizilien, sondern in der Rue du Roi-de-Sicile angefangen hatten und heute eine große Rolle spielten: Die Bader der Galeries Lafayette und ihr Schwiegersohn Meyer, die Bokanowski und die Bouchara

mit Stoffgeschäften, die Lévitan und die Ségalot mit Möbelhandlungen wie die Gross und die Horwitz der Galeries Barbès, die André (Lévy) mit Schuhläden, die Veil-Picard mit Pernod, die Raphaël, die Dubonnet (ungekannte Juden wegen Bonnet), Leroy mit Brillen, Cadum (Nathan) mit Seife, Bourjois (Wertheimer) mit Parfümen. Über den Namen Boussac aber, im Getto gefunden und jetzt durch eine sizilianische Etymologie bekräftigt, freute sich der Spaziergänger besonders. Er sah darin die Bestätigung einer Theorie von Françoise, daß nämlich alle großen Vermögen jüdischen Ursprungs seien, wenn sie nicht aus dem Lehnswesen stammen. Ehe die Wendel geadelt wurden, waren sie vielleicht Juden wie die italienischen Wandel; die Mallet hatten einen Vorfahren Sartoris, einen nahen Verwandten der Sartor und Sartre; die Hottinguer waren durch die Bethmann mit Juden verschwägert; die Michelin waren Michel; die Say waren eine Variante von Sée und wurden vom Semi-Gotha als Juden bezeichnet; die Béguin hatten fast einen Namensvetter im israelischen Parlament, nämlich den Abgeordneten Beigin oder Beghin, einen polnischen Juden. »Es bleibt Prouvost«, hatte Georges triumphierend zu Françoise gesagt. Sie hatte geantwortet: »Ich lasse dir nur die Hälfte von ihm; seine Mutter ist eine Lefebvre.« Frau Hermann trat aus ihrer kleinen Küche, die hinter der Ladenstube lag, und begrüßte den Besucher. Sie war dicklich und trug eine blau-weiß karierte Schürze über ihrem Kleid, ein Strick zog unter einem umfangreichen Busen die Taille zusammen, ihre rote Perücke saß immer etwas schief auf ihrem rasierten Kopf – orthodoxe Jüdinnen schneiden sich an ihrem Hochzeitstag die Haare ab –, ihre Augen hinter der Brille sprühten von Leben und harmloser Bosheit. Sie war die Tochter eines gelehrten Rabbiners, von dem sie nie sprach, ohne ein Segenswort beizufügen. In einem Ledersessel schlummerte Herr Sam-

son, ein jüdischer Handwerker im Ruhestand, der kostenlos bei ihr las und ihr kleine Dienste leistete. Zu Sarres Ehren wachte er auf und zog zuvorkommend die Mütze. Sein Schädel, der seinem Namen zum Trotz kahl war, glänzte im Halbdunkel. Obwohl die Atmosphäre so friedlich war, schien Frau Hermann erregt, ihre Brust bebte.

»Wären Sie nur eine Viertelstunde früher gekommen«, sagte sie, »dann hätten Sie miterleben können, wie ich eine Nonne in Zivil hinauswarf. Sie kam herein und erzählte mir Geschichten, um mich zu bekehren, mich, die Inhaberin der Librairie Talmudica! Ich bin wirklich höflich, Herr Sarre, aber nach kurzem sagte ich zu ihr ›Verschwinden Sie, Sie Seelenfängerin!‹«

»Ist das nicht schrecklich«, kam es von Herrn Samson, »unter der Regierung Johannes' XXIII.!«

Georges lächelte über diesen Bekehrungsversuch, denn die Librairie Talmudica war eigentlich wie eine Synagoge. Die Nonne in Zivil mußte schwierige Fälle bevorzugen.

»Gewiß ein Streich von Pater Latreille, dem Pfarrer der Blancs-Manteaux«, fuhr Herr Samson fort.

»Ich glaube nicht«, widersprach Frau Hermann. »Dieser Tage kam er und kaufte mir einen siebenarmigen Leuchter für eine Dekoration ab. Ich habe ihn ihm überlassen, weil er kein Jude ist, denn an Juden verkaufen wir nur sechs- oder achtarmige. Er würde nicht versuchen, mich zu bekehren, dazu ist er zu schlau.«

»Er bekehrt mehr Juden als Sie denken, meine liebe Frau Hermann«, sagte Herr Samson. »Eine mir bekannte Halbchristin überwacht die in seiner Kirche angeschlagenen Aufgebote. Oft handelt es sich um Brautleute jüdischen Namens, hauptsächlich Nordafrikaner, und jedesmal sage ich mir: ›Wieder ein paar Juden, die zur Idolatrie übertreten!‹«

Obwohl Sarre vom Lichte der Freimaurerei erleuchtet

war, hielt er es für seine Pflicht, Herrn Samson über die Religion seiner Kindheit aufzuklären. Er wies darauf hin, das Wort Idolatrie, die Bilderverehrung, sei übertrieben; der Katholizismus bete nur Gott an, der Duliekult sei den Heiligen und der Hyperduliekult der Madonna vorbehalten. Aber Herr Samson ließ sich nicht überzeugen; Bildwerke waren für ihn Idole. Der Talmud empfiehlt den Juden, auch die geringste Geste zu vermeiden, die als Verehrung von Bildnissen ausgelegt werden könnte. Deshalb hatte der Gott der Thora streng jegliche Art Bilder verboten. Der Maler Soutine war mit siebzehn Jahren in seinem heimatlichen Getto verprügelt worden, weil er das Porträt eines Rabbiners gemalt hatte. Da Georges weder Herrn Samson noch die Delila der Librairie Talmudica zu bekehren suchte, ließ er von der Verteidigung der Bildwerke und des Dulie- und Hyperduliekults ab.

»Ich bin kein Feind der Geistlichen«, versicherte Frau Hermann. »Mein armer Vater (Schalom!) war mit dem Jesuiten Bonsirven näher bekannt, einem großen Kenner des Hebräischen, der bei uns Bücher kaufte. Und mein armer Mann, der ihn ebenfalls schätzte, sagte von ihm: ›Er ist eine Persönlichkeit.‹ Wir hatten noch einen weiteren Freund in der katholischen Kirche, Abbé Pallière. Er hatte sich so sehr für das Judentum begeistert, daß er die liberale Union in der Rue Copernic gründete, zusammen mit dem Rabbiner Germain Lévy und den Osiris-Iffla. Ich behaupte nicht, daß wir, die orthodoxen Juden, ein solches Unternehmen gutheißen – Gebete in Französisch, Männer und Frauen auf derselben Bank, junge Mädchen, die am Pult aus der Thora lesen ... Da es aber Judaismus für das sechzehnte Arrondissement ist, mag es auf sich beruhen.«

»Oh!« warf Herr Samson ein, »die liberalen Gemeinden sind in den Vereinigten Staaten zahlreich, und – ich

schäme mich, es zu wiederholen – auch Frauen lesen dort die Thora.«
»Hoffen wir, daß sie wenigstens davon absehen, wenn sie unrein sind!« seufzte Frau Hermann.
»Ich habe Abbé Pallière auch gekannt«, sagte Herr Samson. »Er war nur dem Namen nach Abbé, denn er empfing niemals die höheren Weihen. Als er das Judentum entdeckt hatte, wollte er nicht mehr weiter. Während der Besatzungszeit hielt er den Juden furchtlos die Treue und leistete ihnen viele Dienste. Er ist aber nicht Jude geworden; er starb im Schoß seiner Kirche und wurde in einem Kloster in der Vaucluse begraben.«
»Wie dem auch sei«, sagte Georges, »Sie sehen, daß nicht alle unsere Priester Sie zu bekehren versuchen.«
»Möglich«, antwortete Herr Samson, »aber ich sehe mich vor. Ich werde mich immer vorsehen. Wenn ich denke, daß die Juden aus den höheren Sphären den Köder mit dem Federstrich durch *perfidi judaei* geschluckt haben! Wir sind hier an einer besseren Stelle, um den Katholizismus zu beurteilen wie er ist. Die Bonsirven und die Pallière sind selten. Sehen Sie nur, was keine drei Schritte von hier in der Rue du Perche in der Kirche Saint-Jean-François verkauft wird! Man nennt es das Wunder der Billettes oder des gesottenen Gottes, und man feiert die Erinnerung daran alljährlich mit einer Prozession.«
Sarre nahm die Postkarten, die ihm Herr Samson reichte. Es waren Photographien von acht Tapisseriebildern aus der einstigen *Eglise des Billettes*, die heute eine evangelische Kirche ist. Sie steht an dem Ort, an dem das Wunder stattfand. »Verbrecherischer Handel« lautete die Unterschrift auf dem ersten Bild, auf dem eine Christin bei einem jüdischen Trödler ein Kleid lieh. »Gotteslästerliche Kommunion« hieß das zweite Bild, auf dem man die Frau kommunizieren sah. »Die heilige Hostie wird dem Juden Jonathas übergeben«. »Er durchbohrt sie mit

einem Messer«, und sie blutet. »Er schlägt sie mit Ruten«, und sie blutet wieder. »Er versetzt ihr einen Lanzenstich«, sie blutet zum dritten Male. »Er siedet sie«, und sie schwimmt leuchtend oben im Topf. Das achte Bild zeigt eine fromme Frau, die von ihrem Fenster aus das Wunder beobachtet und die Hostie dem nächsten Priester bringt. Es fehlt ein neuntes Bild: Die Folter des Juden Jonathas. So geschehen im Jahre 1290.

»Wunder haben ein zähes Leben«, bemerkte Herr Samson.

Ohne in den Tonfall Pater Brissacs zu verfallen, wies Georges darauf hin, daß die Katholiken wohl berechtigt seien, sich ihrer Wunder zu erinnern, wie die Juden beim Lichterfest der wunderbaren Vermehrung des Öls im Tempel zur Zeit der Makkabäer gedenken.

»Ja«, gab Herr Samson zu, »aber unsere Wunder fügen niemandem Böses zu. Die Katholiken täten gut daran, einige Wunder zu revidieren. Gestern las ich Frau Hermann angesichts dieser Billettes-Photos einen in einer Zeitung von Tel Aviv erschienenen Artikel vor. Er gibt den Schlüssel zu all den angeblichen Wundern von blutenden Hostien, die an so vielem Blutvergießen unter den Juden Schuld trugen. Die rote Feuchtigkeit war ein Pilz, der *micrococcus prodigiosus*. Hören Sie, Herr Sarre, der *micrococcus prodigiosus!*«

Herr Samson freute sich sichtlich über die Wiederholung der beiden Worte. Für ihn hatte *micrococcus prodigiosus* das *perfidi judaei* wirksamer ausgelöscht als es der Papst vermochte. Er schöpfte aus seiner Überzeugung einen für einen Handwerker im Ruhestand erstaunlichen Satz:

»Ich werde an die Aufrichtigkeit der katholischen Kirche glauben, sobald sie aufhört, uns am Gängelband zu führen, da sie uns nicht mehr auf Karren fahren kann.«

Im Grunde dachte Herr Samson von der Kirche das gleiche, was Pater Brissac von der Synagoge dachte.

»Herr Sarre«, sagte Frau Hermann, »erinnern Sie sich an die Finaly-Affäre! Da wurden die Karten aufgedeckt.«
»Das war unser Glück!« rief Herr Samson. »Die Affäre platzte, als wir hintereinander René Mayer und Mendès-France als Ministerpräsidenten hatten.«
»Ich habe vergessen, wie es im einzelnen war«, bekannte Georges.
Sogleich nahmen Frau Hermann und Herr Samson einander das Wort vom Mund wie in einem Schäfergedicht.
»Seit zehn Jahren versuchte die Familie, die beiden in der katholischen Religion erzogenen Knaben zurückzubekommen«, begann Frau Hermann.
»Sie waren vor der Deportation ihrer Eltern beschnitten worden«, fiel Herr Samson ein.
»Fräulein Brun hatte sie während des Krieges heldenmütig gerettet. Aber nach dem Alptraum hätten sie alsbald ihren drei jüdischen Tanten übergeben werden sollen!«
»Wir erhielten ein Urteil vom Berufungsgericht, das vom Kassationsgerichtshof bestätigt wurde, doch Fräulein Brun, die sich über die Justiz hinwegsetzte, verbarg die beiden Jungen unter falschen Namen und schob sie von Kloster zu Kloster, immer verfolgt von den drei Tanten.«
»Man suchte sie in Grenoble, aber sie waren schon in Paris.«
»Man suchte sie in Paris, aber sie waren nach Marseille entwichen.«
»Man spürte sie in Marseille auf, aber sie waren nach Bayonne geflogen . . .«
». . . nach Bayonne, zu Pater Silhouette! Oh! Ich merke mir den Pater Silhouette!« schrie Herr Samson und schob seine Mütze zurück. »Noch nie hat man einen besseren Jesuiten gemacht!«
Sarre bewunderte dieses Volk, das stets irgendein Drama zu wiederholen hatte, wie um sich in Atem zu halten,

und das sich die Namen seiner Feinde ins Gedächtnis grub. Wenn beim Estherfest in den Synagogen der Name Haman fiel, trampelte man jedesmal oder schwenkte Rasseln. Es blieb zu prüfen, ob Fräulein Brun, die unerschrockene Katholikin, nicht eine ungekannte Jüdin war. Obwohl sich Sarre nicht zum Verteidiger der Gesellschaft Jesu aufwerfen wollte, hielt er es für richtig zu sagen, Pater Silhouette sei kein Jesuit.

»Ich nenne ihn Jesuit wie man uns perfide nennt«, gab Herr Samson zurück.

»Entschuldigung«, sagte Sarre, »perfide hat heute den Sinn von ungläubig.«

»Und Jesuit hat immer noch den Sinn von Jesuit! Wissen Sie, bei uns kennen sogar Handwerker die wahre Bedeutung der Worte. Pater Silhouette nenne ich einen Jesuiten, weil er die drei Tanten davon verständigte, daß die beiden Jungen bei ihm seien. Die Tanten eilten herbei, aber in der Nacht zuvor waren die Brüder über die Grenze gebracht worden. Ihm verdankt es die Kirche, daß sie gedeckt ist . . .«

»Und die Juden, daß sie hereingefallen waren«, unterbrach Frau Hermann.

»Ich war wütend«, fuhr Herr Samson fort, »als wegen der Flucht der beiden Jungen eine Superiorin und ein paar baskische Priester verhaftet wurden, aber nicht Pater Silhouette. Und jedermann schrie: ›Jüdischer Undank!‹«

Frau Hermann ließ sich hören: »Die Katholiken behaupteten, Fräulein Brun sei die richtige Mutter, und die drei Tanten, die die Kinder noch nie gesehen hatten, sollten sie in Ruhe lassen.«

»Euer Mauriac«, meinte Herr Samson, »ist genau so ein Jesuit. Er schrieb, die Entführer der Finaly-Jungen hätten verdienstlicherweise verhindern wollen, daß sie ›nach Israel gekidnappt‹ würden. Fragen Sie Frau Hermann, was ich mit seinem Vorwort zu den Erinnerungen von

Dreyfus machte! Ich habe es herausgetrennt und zerrissen. Dieser Weihwasserfrosch will nicht, daß wir zwei Kinder mehr haben, aber er schenkt uns großherzig zwei Millionen Tote; er weint eine Krokodilsträne über unsere ›acht Millionen Opfer‹ in den Nazilagern, während es doch nur sechs waren, was wahrlich genügt!«

»Und er darf Vorworte für Bücher über Israel schreiben!« rief Frau Hermann. »Unsere Literaten platzen vor Wut, wenn sie in die Klauen dieser Richter, die sich wie Rabelais' Raminagrobis gebärden, geraten. Das bei Calmann-Lévy erschienene *Tagebuch der Anne Frank* ist mit einem Vorwort von Rops versehen, dem zweiten Tartüff aus der Académie française, der Mittel und Wege findet, diese traurige Geschichte zugunsten des Christentums auszuschlachten!«

»Der dritte Jesuit in der Bande bei der Finaly-Affäre«, nahm Herr Samson den Faden wieder auf, »war Pater Gabel, Direktor der Zeitung *La Croix*«.

Georges hielt es für unnötig, darauf hinzuweisen, daß dieser Assumptionist wie sein Nachfolger Pater Wenger mehr als nur ein ungekannter Jude war; ein Gabel war für Nancy Mitglied der Zionistischen Vereinigung in Frankreich gewesen.

»Pater Gabel«, fuhr Herr Samson fort, »erklärte, die Kirche sei ›eine allumfassende Gesellschaft‹ – ich habe mir den Ausdruck gemerkt –, die über alle Getauften Autorität habe. Ebensogut könnte man behaupten, Sie hätten Ihre Seele dem Teufel verschachert und könnten sie nie mehr zurückkaufen.«

»Vor hundert Jahren«, sagte Frau Hermann, »ereignete sich die Mortara-Affäre. Ein kleiner jüdischer Junge aus Bologna, den seine Amme taufen ließ, wurde von Männern des Papstes entführt. Er wurde Priester. So wie die Dinge ihren Gang gingen, waren die Finaly-Brüder reif für die Soutane.«

»Es kam zu einem Abkommen zwischen dem Primas von Gallien und dem Oberrabbiner von Paris, einem Abkommen in fünf Punkten«, berichtete Herr Samson, »die Klage werde zurückgezogen; die Kinder würden repatriiert; die drei Tanten sollten sich um sie kümmern; sie sollten später ihre endgültige Religion wählen. An den fünften Punkt erinnere ich mich nicht. Trotz diesem Abkommen mußte man mehrere Monate lang auf die Jungen warten. Die drei Tanten wußten nicht mehr, was sie tun sollten, Mendès-France auch nicht, denn er fürchtete, die Katholiken vor den Kopf zu stoßen.«

»Und der Oberrabbiner von Paris war hereingefallen«, sagte Frau Hermann.

»Da begriff Mauriac, daß man uns die beiden Brüder zurückgeben mußte, da auch die Taufe ihr Präputium nicht hatte nachwachsen lassen. Er ermahnte das, was er die katholische Hierarchie nannte, um des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes willen ein ehrliches Spiel zu spielen, und zwar weil in der Kammer gewisse Abgeordnete anfingen, die Aufhebung der Regierungshilfe an Konfessionsschulen zu fordern. Sogleich streckten die baskischen Priester die Waffen, die Jungen reisten wieder über die Pyrenäen, begrüßt von Pater Silhouette, und wurden in die Arme des Primas von Gallien oder seines Stellvertreters geführt, der sie der jüdisch-christlichen Freundschaft wie seinen Augapfel anvertraute. Diese Bande von Jesuiten, diese ›jüdisch-christlichen‹ Freunde, tragen gern auf beiden Schultern Wasser!«

»Ich frage mich, was Juden bei dieser Freundschaft zu suchen haben«, sagte Frau Hermann.

»Still! Wahrscheinlich ist es ihnen gelungen, die beiden Brüder nach Israel zu schmuggeln. Neues Wehgeschrei der Katholiken, das fünfpunktige Abkommen sei gebrochen.«

»Jetzt waren sie dran mit dem Hereinfallen«, sagte Frau Hermann, die an dem Ausdruck zu hängen schien.

»Seien Sie Fräulein Brun dankbar, daß sie die beiden Jungen nicht noch einmal kidnappte!« mahnte Georges. »Oh, Sie können sicher sein, daß sie jetzt gut bewacht werden«, antwortete Herr Samson. »Verstehen Sie doch, Herr Sarre, warum uns diese Affäre so leidenschaftlich erregte. (Es war übrigens nicht die einzige, sie soll nur als Beispiel dienen. Belgische Katholiken, holländische Protestanten weigerten sich, jüdische Kinder zurückzugeben, die sie hatten taufen lassen.) Es war ein Verlängern der Leiden des Krieges unter dem Vorwand der Barmherzigkeit. Wir mußten klären lassen, ob unsere Kinder uns gehören dürfen, wenn sie von Christen gerettet wurden. Einst empfingen in Rom die kleinen, ihren Eltern geraubten Juden mit sieben Jahren die Tonsur und waren berechtigt, ihren Vater zu töten, wenn er sie zur Rückkehr ins Judentum zwingen wollte. Es war notwendig geworden, eindeutig festzustellen, daß diese Zeiten ein für allemal vorbei sind.«

Sarre verstand die Gefühle der Juden, aber er konnte sich auch diejenigen aufrichtigerer Katholiken als Rops und Mauriac erklären. Das hitzige Fräulein Brun begnügte sich nicht damit, den beiden Kindern das Leben zu retten; sie hielt sich außerdem für verpflichtet, ihre Seelen zu retten. Wenn diese Absicht auch im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche mißbraucht wurde, ist sie darum nicht minder edel.

»Alle Völker lieben ihre Kinder«, sagte Frau Hermann. »Wir Juden lieben sie mehr als andere, vielleicht weil man so oft versucht hat, sie uns zu rauben. Ich erinnere mich an einen Tag im Juli 1942, als ich hier in meinem Laden stand mit meinem armen Mann und meinem jüngsten, sechzehnjährigen Sohn – die beiden anderen waren gefangen –, und als plötzlich eine völlig verstörte Frau hereinstürzte: ›Unsere Kinder werden verhaftet!‹ Ich suchte mein bißchen Geld zusammen, schob die Hälfte

davon meinem Sohn in die Tasche und befahl ihm, sich aus dem Staub zu machen. Zuerst verhafteten sie die Kinder, danach die Eltern. Daß ich noch lebe, habe ich nur den französischen Polizisten zu verdanken, die uns aufforderten, unsere Sachen zu packen, sie würden uns in einer Stunde abholen; eine diskrete Art, uns zur Flucht zu verhelfen, wenn wir dazu imstande waren. Mein armer Mann und ich gelangten in die freie Zone, wo er starb und wo ich oft nur mit knapper Not der Verhaftung entging. Einmal stand ich auf einem Bahnsteig im Bahnhof von Marseille und sah mit schwerem Herzen Hunderte von jüdischen Kindern heranziehen, von Führern und Führerinnen begleitet und von Gendarmen bewacht. Sie wurden in Güterwagen verfrachtet mit Ziel Deutschland. Damals kannte ich den Namen Auschwitz noch nicht, aber ich war sicher, daß wir sie nie wiedersehen würden.«

Die Ladentür ging auf, ein Junge trat ein wie ein Sonnenstrahl. Er schien die lebende Seele all jener verschollenen Kinder zu sein, seine Schönheit verklärte sie. Das goldgestickte Mützchen saß wie eine Krone auf dem blonden Kraushaar. Die großen blauen Augen funkelten von Verstand; die roten Lippen unterstrichen seine Blässe.

»Ascher!« rief Herr Samson erfreut, »unser junger Meister!«

Er begrüßte Frau Hermann und verbeugte sich vor Georges, dem sie ihn vorstellte.

»Da der Herr kein Jude ist«, sagte er, »heiße ich nicht Ascher, sondern Albert.«

Seine kristallklare Stimme entzückte Georges wie seine Höflichkeit.

»Liest du gern?« fragte er ihn.

»Ob er gern liest?« wiederholte Frau Hermann. »Ich glaube, er schläft nachts nur mit einem Auge, damit er weiterlesen kann.«

»Was liest du?«
»Die Thora, den Talmud, meine Schulbücher und die Bücher, die mir Frau Hermann gütigerweise leiht.«
»Er ist so gut in Mathematik«, berichtete Herr Samson, »daß er in diesem Fach den Unterricht der übernächsten Klasse besucht. Er ist ein Wunderkind!«
»*Micrococcus prodigiosus*«, murmelte Georges.
»Seine Eltern besitzen das beste koschere Restaurant in der Rue des Rosiers«, sagte Frau Hermann. »Dort geht es nicht zu wie bei X., der vom Oberrabbinat bestraft wurde, weil in seiner angeblich reinen Rindfleischwurst Schweinefleisch war!«
»Bei Y. war es noch schlimmer«, warf Herr Samson ein, »er kaufte Hähnchen, die nicht rituell geschlachtet worden waren, und das Oberrabbinat entzog ihm seine Lizenz.«
»Bei Z.«, ereiferte sich Frau Hermann, »fand ein Gast die Spannader des Ochsen in der Fleischbrühe!«
»Vielleicht sollte man dem Herrn erklären«, sagte der Junge, »daß beim rituellen Schlachten die Spannader entfernt wird, weil der Engel des Ewigen den Schenkel unseres Vaters Jakob nächst der Spannader berührte.«
»Du weißt aber viel!« lobte Georges.
»Alle Juden wissen diese Dinge«, antwortete der Junge. »Deshalb essen sie grundsätzlich keine Hammel-, Kalbs- oder Wildkeule.«
»Sie müßten einmal in den Schlachthof gehen, Herr Sarre«, meinte Herr Samson, »dort könnten Sie feststellen, daß das religionsgesetzlich vorgeschriebene Schächten nichts Barbarisches an sich hat. Bekanntlich stellten es die Deutschen in ihren Propagandafilmen als ein richtiges Gemetzel mit Strömen von Blut dar. Der Metzger ist das Gegenteil von einem Henker. Er muß ein frommer, praktizierender, vom Oberrabbinat bestätigter Jude sein. Mit einem einzigen Schlag schneidet er dem Tier die

Kehle durch, sein Messer ist glatter und schärfer als ein Rasiermesser. Er läßt alles Blut auslaufen, prüft nach, ob auch nicht die kleinste Krankheit oder Mißbildung an den Innereien ist, und entfernt das Fett und die Spannader. Die Prozesse, die der Tierschutzverein in verschiedenen Ländern gegen uns anstrengte, haben wir überall gewonnen, außer in der Schweiz. Daraus ziehen die französischen koscheren Metzger Gewinn, denn sie verkaufen ihr Fleisch den Schweizer Juden per Luftpost.«

»Aber die Schweizer Juden dürfen es erst nach einer Kontrolle durch das Oberrabbinat der Schweiz verzehren«, fügte Frau Hermann belehrend hinzu.

Ascher verzog verächtlich den Mund:

»Sprechen Sie wegen Herrn Sarre so viel von den Oberrabbinaten?«

»Sicher nicht wegen dir«, antwortete Herr Samson.

Er murmelte Georges zu:

»Mit ihm sollten Sie nicht von der liberalen Union sprechen!«

»Großrabbinate«, rief Ascher, »die ein angeblich humaneres Mittel zur Schlachtung der Tiere anerkennen wollen und damit den Verleumdern des rituellen Schächtens recht geben!»

Der Junge sprach feurig, als sei er von prophetischem Geist erfüllt.

Frau Hermann meinte: »Bald werden wir nur noch Huhn essen können, weil wir sicher sind, daß es ordnungsgemäß in den Kellern unseres Viertels geschlachtet wurde!«

»Großrabbinate«, fuhr der Junge fort, »die sich damit einverstanden erklären, daß in den Synagogen Musik gemacht wird, eine Beleidigung für die Zerstörung des Tempels!«

»Bravo, Albert!« rief Georges. »Ich liebe die Reinen!«

»Dann nennen Sie mich Ascher, Herr Sarre.«

ZWEITER TEIL

I

Saul hatte Osmonde gesagt, seine Mutter wolle sie einmal an einem Nachmittag allein bei sich sehen.

Osmonde war beeindruckt von der Vornehmheit der Baronin, die, wie die Goldschild- und Rothschildgattinnen häufig, halb erdrückend, halb gedrückt wirkte. Um dem zuvorzukommen, was man von ihnen denken mochte, schienen sie sagen zu wollen: »Jawohl, wir haben Milliardäre geheiratet! Gewöhnt euch daran, wir können nichts dafür.« Wahrscheinlich ließen einfache Rothschilds, um dieses – wenn es illusorisch war – entschieden unerträgliche Gewicht abzuschütteln, ihren Namen vom Staatsrat in Rotil abändern, und wählten unternehmungslustige Goldschild das Pseudonym Goldsky. Manche Goldschmidt, obwohl weniger berühmt und ohne Adelsprädikat und Titel, zogen den Namen Goldet vor. Osmonde gegenüber legte die Baronin rasch alles Konventionelle ab.

Sie saß in ihrem kleinen Salon unter dem Porträt eines hübschen Knaben, der Saul wie ein Bruder glich. Osmonde ihr gegenüber hatte diesen Raum noch nie betreten und war trotz des etwas altertümlichen Stils des Bildes über die Ähnlichkeit verblüfft.

»Ich empfange Sie mit meinem Gatten«, sagte die Baronin. »So sah er mit fünfzehn Jahren aus.«

Osmonde fragte, ob es ein Gemälde von Lévy-Dhurmer sei.
»Nein, von Carolus-Duran. Ich merke, Sie kennen unsere Maler, ein gutes Vorzeichen. Sie selbst sind zum Malen hübsch, aber Ihr Porträt werden wir nicht bei Chagall bestellen!«
Während sie sprach, streichelte sie mit nervöser Hand die auf ihrem Schoß schnurrende siamesische Katze.
»Mein Kind – gestatten Sie mir, Sie so zu nennen –, ich komme ohne Umschweife zur Hauptsache, nämlich zur Frage Ihrer Heirat. Heute machen es die jungen Männer den Eltern leicht, weil sie ihre Wahl selbst treffen, und Sie sind der Beweis, daß die Wahl ausgezeichnet ausfallen kann. Was ich von Ihnen weiß, bürgt dafür, daß Sie Saul glücklich machen werden. Seit er Sie kennt, ist er so fröhlich, so verwandelt, so aufgeschlossen, er, der eher zurückhaltend und reizbar war. Ich hätte Sie mit geschlossenen Augen aufgenommen, aber Sie sind jemand, den man gern mit offenen Augen betrachtet. Zum ersten Male wird in unserer Familie eine Christin geheiratet, das heißt, eine Christin, die Jüdin werden wird. Hat Ihre Frau Mutter nichts dagegen?«
Wie sie es mit Saul vereinbart hatte, verneinte Osmonde. In Wirklichkeit zögerte sie noch immer vor der Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, obwohl sie sicher war, die Partie zu gewinnen. Die Baronin nahm eine elfenbeinerne Hand von einem Tisch, auf dem zahlreiche ziselierte oder geschnitzte Hände lagen. Zuerst drehte sie sie in den Fingern, dann kraulte sie die Katze damit.
»Der Zeitpunkt einer jüdischen Hochzeit«, sagte sie, »hängt von zweierlei ab: von gewissen historischen Daten und mehr noch als in anderen Religionen von den Menstruationszeiten der zukünftigen Gemahlin. Im Hinblick auf die historischen Daten und auch auf Ihre Prüfung in der Hochschule könnte die Hochzeit Anfang Juli statt-

finden, aber nicht zwischen dem 12. Juli und dem 3. August, einer Trauerzeit zum Gedächtnis der ersten Bresche und der Zerstörung des Tempels. Wegen der von Ihnen abhängenden Daten muß ich Sie gleich fragen: Sind sie regelmäßig?«

»Regelmäßig wie Notenlinien.«

»Welch ein Glück! Eine jüdische Hochzeit für Mädchen mit Unregelmäßigkeiten ist ein kompliziertes Rätsel. Zwischen der Regel und der Hochzeitsnacht sind wenigstens sieben Reinigungstage erforderlich, so daß die Heirat auf den achten Tag festgesetzt werden kann; sie darf aber nicht später als am elften Tag stattfinden.«

Osmonde mußte heimlich lachen bei dem Gedanken, daß sie in ihrer Liebe diese Reinigungszeit kaum einmal einhielt. Warum sollte sie sie aber eigentlich nicht bei ihrer Ehe beachten?

»Diese Frist von sieben Tagen«, fuhr die Baronin fort, »wurde von Gott verordnet: ›Wenn ein Weib ihres Leibes Blutfluß hat, die soll sieben Tage unrein geachtet werden.‹ Wann war Ihre letzte Regel?«

Osmonde dachte kurz nach.

»Genau vor acht Tagen.«

Die Baronin sah in einem Kalender nach.

»Also am 1. März, dem Tag der heiligen Eudoxia. Rechnen wir immer vier Wochen bis Juli. Ihre Regel wird am 17. zu Ende sein, Sie könnten am Donnerstag, 25. Juli, heiraten.«

»Aber Sie sagten doch, zwischen dem 12. Juli und dem 3. August sei es nicht möglich!«

»Himmel! Ich vergesse meine eigenen Lektionen, so eilig habe ich es, Sie unter die Haube zu bringen!«

Das Telefon klingelte.

»Meine Sekretärin läßt mich aber auch nie in Ruhe!« fuhr die Baronin ungeduldig auf.

Sie ergriff den Hörer und stieß sofort hervor:

»Ich habe Ihnen doch gesagt, ich wolle nicht gestört werden ... Frau Pompidou? Ich rufe heute abend zurück.«
Sie warf den Hörer auf die Gabel.
»Vielleicht wundern Sie sich, warum ich mit der Regel so genau bin, wo wir doch wenig praktizierende Juden sind. Aber der Judaismus, eine Männerreligion, besteht für die Frau ungefähr in dem, was ich Ihnen eben sagte. Wir müssen uns vollkommen rein verheiraten und in unseren ehelichen Beziehungen dieselbe Reinheit beibehalten.«
»Ah!« nickte Osmonde.
»Ihre Hochzeitsnacht, mein liebes Kind ... träumen Sie davon nicht wie von einer Orgie! Im Bett müssen Sie zuerst einmal Sauls rechtes Ohrläppchen, seinen rechten Daumen und seine rechte große Zehe berühren, um wenigstens für diese Nacht den Dämon der Ausschweifung zu vertreiben. Sie dürfen einander nur einmal lieben. (Ich spreche mit Ihnen wie mit einem sexuell aufgeklärten jungen Mädchen von heute, nicht wie mit einem jungen Gänschen aus meiner Jugend!) Die Defloration macht Sie unrein, was Ihnen elf Tage Enthaltsamkeit auferlegt, die sieben gewöhnlichen und vier ungewöhnliche. Die Größe der jüdischen Frau besteht darin, daß sie nicht gegen diese Vorschriften verstößt. Ich weiß nicht, ob alle meine Kusinen so gewissenhaft sind wie ich, aber ich bin sicher, daß ihre Mütter und Großmütter, darunter auch die Schönheit, die Ingres malte, nicht damit spaßten. Ich glaube beinahe, der Segen des Ewigen belohnte uns dafür. Die Baroninnen de Goldschild werden ihre Regel stets so aufmerksam beachten wie eine Goldschild aus dem Getto.
Dagegen sind wir nicht in der Lage, die Speise- oder Sabbatgesetze einzuhalten. Der Freitag ist der mondäne Tag. Ein gesellschaftliches Leben wäre nicht möglich ohne

ihn. Und was sollte aus uns werden, mein liebes Kind, wenn wir keine Austern, keinen Hummer und keine Muscheln mehr essen dürften, weil Krustentiere auf Grund einer Auslegung der Thora verboten sind, noch auch Kaviar, weil der Stör nicht koscher ist? Erlaubt ist nur der Lachskaviar, weil der Lachs ein reiner Fisch ist. Ebenso ist es uns untersagt, Schnecken zu essen, aber Grillen und sogar Heuschrecken sind gestattet. Auch Hasenbraten oder Aas dürfen wir nicht verzehren. Ein schwacher Trost, daß Eule, Rabe, Seeadler und Pelikan nicht unrein sind! Warum ist es der Aal? Ich weiß es nicht. Wären die Römer Juden gewesen, so hätten sie niemals Muränen essen dürfen. Und die Franzosen hätten ihren Spitznamen Froschesser nicht verdient.

Was sage ich? Wir könnten nicht einmal die Freuden der Jagd genießen. Mein Gatte war ein ebenso großer Jäger wie die Rothschilds, auch ich versäume keine ihrer Treibjagden. Sollen wir jene Weisen aus talmudischer Zeit nachahmen, die orthodox jagten? Mit einem Pfeil durchbohrten sie den Tieren den Hals genauso sauber wie ein ritueller Metzger mit seinem Messer. Warum sollen wir keine Butter zum Braten geben und den Käse verbannen, wenn wir Fleisch haben, unter dem Vorwand, der Ewige habe gesagt: ›Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen‹? Manche Ausleger meinten, diese Worte beträfen den Inzest und nicht die Küche. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Gastronomie nur zwei Rezepte von uns übernommen hat, den Karpfen à la Juive und das Soufflé Rothschild.«

Das Telefon klingelte wieder. Zornig rief die Baronin: »Was ist denn los? ... Der Botschafter von Israel? ... Ich rufe morgen früh zurück. Bitte, stören Sie mich nicht mehr! Lassen Sie Getränke und Petit Fours bringen!«

Die Katze hatte die Unterbrechung ausgenützt, war auf Osmondes Schoß gesprungen und ließ sich streicheln.

»Mein Lieblingstier nimmt Sie an«, sagte die Baronin. »Haben Sie Katzen gern?«

»Sehr gern.«

»Wir werden Freundinnen sein! Da Sie schon zu uns gehören, möchte ich Ihnen ein Geheimnis offenbaren, das wir ungern preisgeben: Das Judentum kann aus einer Christin eine Jüdin machen, aber das Christentum kann eine Jüdin nicht in eine Christin verwandeln, wenigstens nicht in unseren Augen. Wenn auch die jüdische Frau in der Religionsausübung eine zweitrangige Rolle spielt, entschädigt sie sich doch – und wie sehr! –, denn sie ist es, die die Jüdischkeit weitergibt. Die christlichen Adelsfamilien, die dank unserer Töchter ihre Wappen neu vergoldeten, sind keine christlichen Familien mehr, sondern jüdische. Die Herzöge de Gramont zum Beispiel sind jüdische Herzöge, denn eine Jüdin genügt, um sämtlichen Nachkommen jüdisches Blut beizumischen. Ihre Kinder hätten auf Grund des Rückkehrergesetzes theoretisch Anrecht auf die israelische Staatsangehörigkeit. Einst erklärte eine Fürstin de Conti ihrem Mann, sie könne auch ohne ihn Prinzen von fürstlichem Geblüt hervorbringen. Eine Jüdin bringt immer Juden zur Welt, auch wenn sie einen Christen heiratet. Gestehen Sie, daß wir das Christentum schön hereingelegt haben!«

Bei dieser Rechnung, überlegte Osmonde, sind die ungekannten Juden noch zahlreicher als Sarre glaubt. Schadenfreude erfüllte sie bei dem Gedanken, daß den Nachforschungen Sarres zufolge fast alle Königsfamilien durch eine Ahnherrin mütterlicherseits jüdisches Blut hatten. Sie schloß daraus, statt den Sieg des Christentums durch die Bekehrung der Juden zu erwarten, sei es sicherer, sich mit dem Gedanken eines Siegs des Judentums durch Unterwanderung der Christenheit zu befassen.

»Sie werden jetzt verstehen«, fuhr die Baronin fort, »warum uns Konversionen von Jüdinnen verhältnismäßig

gleichgültig sind, daß wir aber sehr glücklich sind, eine Proselytin zu machen.«
Sie lachte, ehe sie hinzufügte:
»Marie-Hélène van Zuylen glaubte, sie sei Christin, als sie Graf de Nicolay heiratete, und sie habe großes Verdienst, es zu bleiben, als sie sich in zweiter Ehe mit Guy de Rothschild vermählte. Sie feiert Ostern mit Hingabe. Schön und gut, aber wenn sie in der Kirche zu sein meint, ist sie in der Synagoge. Ihre Großmutter war eine Rothschild. Heiraten mögen die Religion ändern, aber nicht die Abkunft. Dies geht so weit, daß eine zum Christentum übergetretene Jüdin, die wieder jüdisch werden will, nur einen Rabbiner zu verständigen braucht.«
Ein Diener trat ein und schob einen mit Flaschen und Süßigkeiten beladenen Teewagen herbei.
»Rücken Sie neben mich, meine Schöne«, forderte die Baronin Osmonde auf und goß ihr etwas zu trinken ein.
Osmonde setzte sich auf das Sofa der Baronin, die sie zärtlich anblickte.
»Sie sind gut frisiert«, bemerkte sie, »und tragen ein hübsches Kleid. Ich erkenne ein entzückendes Unterkleid. Wo kaufen Sie Ihre Wäsche?«
»In der Grande Maison de blanc.«
»Gut! Es ist ein jüdisches Geschäft. Die Unterwäsche ist äußerst wichtig, sowohl um dem Gatten zu gefallen, als auch um die Gebote des Judentums zu befolgen. Sie muß weiß sein. Keine bunte Wäsche! Ich führe Sie schrittweise in Ihre Rolle als Ehefrau ein. Es wäre einfach, wenn Sie nur wie eine gewöhnliche Christin Beginn und Ende Ihrer Regel zu überwachen hätten. Von Ihrem Hochzeitstag bis zu Ihren Wechseljahren – und selbst dann noch! – werden Sie in der Besessenheit durch Ihre Regel leben. Zuerst wird es Ihnen lästig, vielleicht sogar tragikomisch scheinen, die nötige Sorgfalt walten zu lassen, aber bald werden Sie es berauschend finden, denn Ihr Leben wird

mit Ihrem Geschlecht verschmelzen. Sie werden nur noch ein von Liebe und Glauben beseeltes Geschlecht sein. Dies ist das Geschenk des Judentums an die Frauen. Keine Religion gab ihnen so viel!«

Die Katze war wieder auf den Schoß der Baronin gesprungen. Sie rückte nahe an Osmonde und setzte das Tier auf ihrer beiden Knie wie ein Symbol der Verbundenheit. Sanft streichelte sie die Katze und dabei auch das Mädchen.

»Ein hebräisches Wort grabe ich Ihnen heute ins Gedächtnis«, fuhr sie fort, »das Wort ›Nidda‹, das ›menstruierende Frau‹ bedeutet. Ein Talmudtraktat trägt diesen Namen, und es ist einer der wichtigsten, wie mir der verehrte Rabbiner sagte, der meine religiöse Erziehung besorgte und den ich, solange er lebte, oft mit Nutzen um Rat fragte. So haben Sie von nun an nur noch eine Sorge: ›Bin ich im Niddazustand? Bin ich noch nicht im Niddazustand? Habe ich den Niddazustand verlassen?‹«

Osmonde fragte schüchtern, ob sie verpflichtet sei, diese Sorge schon jetzt zu haben.

»Glückliches Kind!« lächelte die Baronin. »Der Niddazustand kommt erst für die verheiratete Frau in Betracht. Das junge Mädchen hat ihn nur ihrer Hochzeit wegen zu beachten. Aber wenn auch jetzt alles regelmäßig ist, vergessen Sie nicht, daß die Ehe die schöne Ordnung der Dinge stören könnte und daß Sie stets wachsam sein müssen. Rabbi Akiba, einer unserer größten Weisen, erklärte, die Beobachtung der Menstruation sei wichtiger als die des Sabbats, denn in der Thora finde sich nur eine Stelle über die Strafe wegen eines Vergehens gegen den Sabbat, während es deren zwei gebe wegen des Verstoßes gegen die Regel.«

Osmonde wußte nicht, ob sie die Ehegesetze des Judaismus auf den Buchstaben genau einhalten würde, aber sie war erleichtert, daß sich die Hemmnisse für ihre mäd-

chenhaften Aufwallungen auf ein Minimum beschränkten. »Der Niddazustand«, fuhr die Baronin fort, »macht aus der Ehe eine Burg, deren Schlüssel Sie allein besitzen. Hierin wie in vielen anderen Dingen zeigt sich unsere Religion klüger als man denkt. Wenn man auch in Ihrem Alter gern glaubt, die Vereinigung zweier sich liebender Wesen bereite ihnen eine immerwährende Sinnesorgie, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß die Begeisterung nicht lange anhält. Wir beobachten viele Ehen, die deshalb ins Wanken geraten; das Feuer fällt rasch in sich zusammen, und jeder versucht, sich anderwärts wieder zu erwärmen. Jüdische Ehen sind im allgemeinen dauerhaft, obwohl wir das Recht zur Scheidung haben. In letzter Zeit kam es bei den Rothschilds zu zwei Scheidungen, beispiellose Ereignisse bei den Männern in der Familie. Der Grund war aber, daß die eine der Gattinnen keine Kinder mehr haben konnte und die andere keine bekommen hatte. Statt den jüdischen Abgeordneten Naquet anzuklagen, weil er das Scheidungsgesetz in Frankreich einführte, sollte man ihm danken, daß er den Christen diesen notwendigen Ausweg verschaffte, dessen Fehlen in Italien so große Unordnung verursacht. Die Zugbrücke des Niddazustandes wird Ihnen die lange Liebe Sauls erhalten. Ein Gatte, der sich der Gemahlin zwölf Tage im Monat nicht nähern darf, bleibt in sie verliebt.«

Osmonde blinzelte. Unwillkürlich murmelte sie:

»Zwölf Tage im Monat!«

Sie errötete über und über, als die Baronin lachte:

»Reizendes Kind! Zwölf Tage im Monat! Glücklich die Eheleute, die das lange Zeit sagen! Ja, zwölf Tage, fünf Prüfungs- und sieben Reinigungstage. Die Physiologen versichern, diese Einschränkungen stimmten mit dem Schlummern der Begierde bei der Frau überein. Geben Sie sich nicht leidenschaftlicher, als es sich gehört! Oh, Sie sind so hübsch, daß ich Sie umarmen muß!«

Die Herzlichkeit der Umarmung überraschte Osmonde, aber sie ließ sie sich gutwillig gefallen.
»Die Begierde«, sprach die Baronin weiter, »ist fast noch mehr wert als das Vergnügen, und sie ist unerschöpflich. Unsere Weisen zeigen uns die Vorteile der Enthaltsamkeit und erklären uns den Ursprung der Schwarzen: Ihre Hautfarbe wurde ihrem Ahnherrn Ham gegeben, weil er sich als einziger der Söhne Noahs in der Arche mit seiner Gattin vereinigte. So wurde auch der bis dahin taubenweiße Rabe nach der Sintflut schwarz, weil er sich als einziges Tier gepaart hatte.«
»Sie haben mir noch nicht erklärt«, sagte Osmonde, »wie man seine Regel überwacht.«
Die Baronin antwortete entzückt:
»Ich wollte sehen, ob Sie mich danach fragen würden. Welch eine gute Jüdin sind Sie doch schon! Sie werden die Untersuchung während der Niddazeit morgens und abends durchführen, zu jeder anderen Zeit vor der Liebe, wegen möglicher Überraschungen. Auch nach dem Akt ist es nötig, falls Ihr teurer Saul, wie ich nicht bezweifle, noch Gelüste hat.

Zwei gute Male in allem Behagen
genügen gewöhnlich dem gesunden Manne;
der galante Herr gibt bis zu drei Malen,
viermal der Mönch, und fünf niemals . . .

Sollte Saul mönchische Tugenden besitzen, so haben Sie vier oder fünf Prüfungen vorzunehmen. Kennen Sie den einzigen Fall, wann sich eine Frau besitzen lassen darf, ohne sich untersucht zu haben? Wenn sie schläft. Aber im Niddazustand darf man keinen Schlaf vortäuschen.
Eine weitere Frage: Größe und Farbe des Flecks. Die Größe ist die einer Erbse, wie die alten Texte sagen. Unsere Weisen bestimmten sie genauer: Die Dimension eines holländischen Viertelguldens. Sie wählten dieses

Geldstück zu Ehren Hollands, des ersten Zufluchtsortes der Juden in Westeuropa. Ein holländischer Viertelgulden entspricht, wie man mir in der Rue Laffitte erklärte, dem alten Zehn-Franc-Stück. Die Farbe des Flecks ist nach unseren Weisen die des Weins aus der Saronebene oder des Bratensafts. Mit anderen Worten: schwärzliches Rot. Die Safranfarbe bezeichnet den Niddazustand nur, wenn sie rötlich glänzt. Über die grünliche Farbe ist man sich nicht einig; die einen halten sie für rein, die anderen für unrein, wenigstens wenn sie Fenchelsaft gleicht.«

Osmonde, die Ananassaft trank, stellte etwas unvermittelt ihr Glas ab.

»Ich füge hinzu«, sagte die Baronin«, daß man die Prüfung möglichst bei Tageslicht vornehmen sollte, damit man sich nicht in den Schattierungen täuscht. Es wäre aber zu einfach, wenn Sie sich außerhalb der ehelichen Beziehungen damit begnügen könnten, Ihre Unterwäsche zweimal am Tag zu betrachten. Sie werden dazuhin ein weißes, möglichst weiches Tuch zu einer tieferen Untersuchung benützen.«

Die Baronin hatte sich zu Osmondes Ohr geneigt und die letzten Worte mit zitternder Stimme geflüstert. Das junge Mädchen hatte aber nur halb verstanden und bat um eine Erläuterung.

»Tiefer heißt in die Tiefe, mein schönes Kind. Man muß das Tuch so tief wie möglich einführen. Einer unserer Weisen wird getadelt, weil er erklärte, die Frau brauche sich nur abzuwischen, ›wie man einen Faßspund abwischt‹. Alle anderen ordnen im Gegenteil an, sie solle, wie sie sagen, ›alle Ecken und Winkel‹ prüfen.«

»Wenn aber der Niddazustand nur das eheliche Beisammensein betrifft, das nicht jeden Augenblick stattfindet, selbst mit einem in einen Mönch verwandelten Gemahl nicht, wozu diese eingehende Prüfung?«

»Weil sich die ehelichen Beziehungen nicht auf das Ehebett beschränken. Sobald Sie im Niddazustand sind, dürfen Sie weder die Hand Ihres Gatten berühren noch ihm einen Gegenstand reichen oder zuwerfen, noch einen Gegenstand von ihm annehmen. Sie legen ihn ab, und er nimmt ihn auf. Kürzlich trat ich mit einer christlichen Freundin aus dem Haus, und wir beobachteten, wie ein eleganter Herr seine Autoschlüssel auf den Gehweg warf, wo sie seine Frau aufhob. ›So ein Flegel!‹ flüsterte meine Freundin mit erstickter Stimme, aber ich sagte mir: ›Welch guter Jude in der Avenue Foch!‹ Um ganz sicher zu sein, daß ich mich nicht täuschte, wandte ich den Kopf und stellte fest, daß die Frau allein ins Auto stieg. Im Niddazustand dürfen Sie nicht mit Saul in demselben Auto, demselben Schiff, demselben Eisenbahnwagen, demselben Flugzeug sein. Das ist noch nicht alles, meine Liebe: Bei Tisch wird Ihnen beiden eine wenn auch geringfügige Änderung in der Lage des Geschirrs oder in der Wahl des Tafelaufsatzes ständig Ihren Niddazustand ins Gedächtnis rufen. Es ist Ihnen nicht einmal gestattet, denselben Teller oder dasselbe Glas zu benützen oder sich gegenseitig zu bedienen. Dem Mann ist es untersagt, etwaige Reste vom Teller seiner Frau zu verzehren, während sie die Reste vom Teller des Mannes essen darf. Ich erwähnte das Ehebett: Ein jüdisches Ehepaar hat zwangsläufig getrennte Betten. Es wäre ein Verbrechen, im Niddazustand das Lager zu teilen. Sollten Sie gezwungen sein, Sauls Bett zu machen, so nur in seiner Abwesenheit; Sie dürfen sich auch nicht darauf ausstrecken. Im Krankheitsfall fragt man einen Rabbiner, in welchem Maß diese Vorschriften gemildert werden können. Das ist der Kommentar der talmudischen Weisheit zu den sechs Versen der Thora über die Unreinheit der menstruierenden Frau.«

Osmonde war ziemlich verwirrt. Sie hätte nicht gedacht,

daß eine Frau wie die Baronin de Goldschild, die in diesem prächtigen Palais wohnte und in ihrem äußeren Leben das Judentum kaum praktizierte, sich in ihrer Intimsphäre so stark danach richtete. Wie hatte ihr Gemahl das ertragen? Würde sich Saul bezüglich des Niddazustandes als Sohn eines solchen Vaters und einer solchen Mutter verhalten? Würde seine heftige Sinnlichkeit, die der seiner zukünftigen Gemahlin zumindest gleichkam, vor diesem minuziösen Kodex plötzlich weichen? Osmonde lobte sich selbst, weil sie ihre Ehe, die ihre Freiheiten einschränken würde, nicht überstürzen wollte.

»Eine Praline?« fragte die Baronin und öffnete eine Schachtel »La Marquise de Sévigné«. »Diese edle Dame schätzte unsere Religion und hätte sich ihr unterworfen, schreibt sie, ›wenn Gott ihr die Gnade erwiesen hätte, darin geboren zu werden‹. Wer weiß, was sie vom Niddazustand gehalten hätte? Aber ich bin noch nicht am Ende. Die Frau des berühmten Rabbi Gamaliel untersuchte sich mit Luchsaugen. ›Meister‹, sagte sie eines Tages, als sie Wein umfüllte, ›ich bemerke auf meiner Wäsche einen Fleck von der Größe einer Erbse‹. Rabbi Gamaliel prüfte die Farbe, die keinen Zweifel zuließ, und befürchtete, der ganze Wein sei verunreinigt. Seine Frau beruhigte ihn; sie hatte die Prüfung nicht nur bei jedem Faß, sondern bei jedem Krug vorgenommen und war erst beim letzten unrein gewesen. Es war also nur dieser verdorben; man verkaufte ihn an einen Heiden.«

»Sogar ein Mann erkundigt sich nach dem Niddazustand?«

»Mein liebes Kind, unsere Weisen nannten dies ›den Saft des Gesetzes‹. Rabbi Jochanan rühmte sich nur einer Fähigkeit: Er wußte die reinen und die unreinen Farben zu unterscheiden, die den Niddazustand bestimmen. Noch besser: König David verbrachte seine Zeit nicht damit, vor der Bundeslade zu tanzen und Harfe zu spielen. Er

war König und Priester zugleich, und das Einhalten des Niddazustandes bei seinen sieben Gattinnen und allen Frauen seines Volks lag ihm am Herzen. Sie brachten ihm ihre Wäsche zur Prüfung, und man schreibt ihm das folgende Dankgebet zu: ›Herr des Weltalls, bin ich nicht ein frommer Mann? Während die anderen Könige in der Runde sitzen, beschmutze ich meine Hände bei der Untersuchung der Wäsche von menstruierenden Frauen, und ich schäme mich nicht‹. Welche Huldigung des größten jüdischen Königs an die Frau, die jüdische Frau! Ist das nicht großartig, meine liebe Osmonde?«

Das Telefon klingelte zum dritten Mal. Wütend ergriff die Baronin den Hörer:

»Es ist wirklich unausstehlich . . .«

Plötzlich änderte sich ihre Stimme und wurde weich, fast flehend:

»O bitte, gehen Sie nicht weg . . . Ich komme, Rachel.«

II

Im Watteau-Salon des Hotels Meurice betrachtete Florence Gould der Reihe nach die fünfunddreißig Gäste ihres Literatenfestmahls. Ihr Herrscherhaupt ruhte auf runden Schultern, sie verbarg ihre Gefühle hinter großen Perlen und einer dunklen Brille. Ihre Lippen jedoch bebten genießerisch angesichts dieser festtäglichen Tischgesellschaft. Neben den getreuen Anhängern ihres Charmes und Geistes erblickte sie befriedigt die Personen, die ihrem Vermögen den Hof machten.

Jean Paulhan saß ihr gegenüber. Ihr rechter Tischnachbar war Jacques de Lacretelle, ihr linker Pierre Brisson. Die-

ser schien leicht verletzt, weil er der Académie française den Vortritt lassen mußte, und sein Blick war trüber als gewöhnlich, doch verriet er eine Spur demütiger Unterwürfigkeit vor der Stifterin der *Figaro*-Stipendien. Lacretelle lächelte im Elfenbeinturm seiner Taubheit und spielte mit gewohnter Vornehmheit seine Repräsentationsrolle. Er war trotz ewiger Jugend das älteste Akademiemitglied Florence Goulds. Diesen Ehrenposten hatten vor ihm Pierre Benoit, Mondor, Kemp, Gregh innegehabt, alles ungekannte Juden; schon im 13. Jahrhundert trugen Juden den Namen Benoit. Lacretelle war Nichtjude, besaß aber vielerlei Beziehungen zu Juden. Der Bruder des Dramatikers Henry Bernstein hatte ihn in seiner Jugend protegiert, der ungekannte Jude Abel Hermant hatte ihn in die Literatur eingeführt und unter der Kuppel in die Académie française aufgenommen. Einer seiner Vorfahren, Rechtsanwalt und Akademiemitglied, hatte unter Ludwig XVI. die Frage untersucht, »ob Juden Menschen sind«. Das heutige Akademiemitglied bejahte diese Frage. In seinem Roman *Silbermann* bewies er, daß Juden die Verse Racines besser sprechen als sonst irgend jemand. Der Familienname seiner Gattin Jacobé de Naurois, einer Nachfahrin von Racine, hätte zu denen gehören können, an denen der antisemitische Pamphletist Graf de Puységur »ein Gerüchlein Judentum« wahrnahm.

Der ständige Sekretär der Académie française Maurice Genevoix, ein weiterer Vertrauter von Florence, war nicht anwesend, damit der akademische Kelch nicht überfloß. Wahrscheinlich hatte er ein Anrecht auf die Bezeichnung »ungekannter Jude« wie alle, die in Frankreich Provençal, Lombard, Picard, Langlais, Lallemand, Français oder Polonais heißen, in Deutschland Deutsch, Berliner, Frankfurter oder Pollak, in Italien Romano, Fiorentino, Tedesco oder Spagnuolo. Der Nichtjude Jean Cocteau, dessen Gesundheit noch von seinen Stürmen mit

einer Jüdin angegriffen war, fehlte ebenfalls bei dem Festmahl, sehr zum Bedauern Georges Sarres, der ihn gern mit dem Thema »ungekannte Juden« unterhalten hätte. Würde Jean Paulhan, ungekannter Jude und Träger eines Ortsnamens, unter der Kuppel aufgenommen werden von Rechtsanwalt Maurice Garçon, einem ungekannten Juden, dessen Name eine Abwandlung von Gerson und Gerschel ist? Kessel jedenfalls, der intelligenteste unter den jüdischen Schriftstellern, der in der Akademie Nachfolger des Herzogs de La Force wurde, eines ungekannten Juden und Nachkomme eines Calo, würde von Chamson aufgenommen werden, einem ungekannten Juden und Träger eines Ortsnamens. Hätte der unlängst verstorbene Henry Bordeaux, der bekannteste unter den ungekannten Juden, einen antisemitischen Feldzug gegen die Kandidatur Kessels zu führen gewagt, wenn er um seine eigene Herkunft gewußt hätte? Als sich Maurois das erste Mal um einen Sitz bemühte, hatte ihm Marcel Prévost zum Aufschub geraten: »Wir haben schon zwei Juden, Bergson und Porto-Riche. Wenn ihr zu dritt wäret, hättet ihr die Mehrheit.« Auf irgendeine Art hatten sie sie immer gehabt.

Der Direktor des *Figaro* war Nichtjude, aber seine Zeitung befand sich im Palais des jüdischen Financiers Bamberger und hatte nacheinander dem Parfümfabrikanten Coty, einem mutmaßlichen Juden mit wirklichem Namen Spoturno, und dem rumänischen Juden Cotnareanu gehört. Die große bürgerliche Tageszeitung hatte jüdischen Redakteuren niemals feindselig gegenübergestanden und galt sogar einigen von ihnen als Symbol für sozialen Erfolg, der den literarischen Erfolg krönte; Roger Ikor stammte aus der Rue des Rosiers.

Gräfin de Fels auf Sarres linker Seite war Nichtjüdin, trug aber einen jüdischen Namen; Frisch, der Familienname der Fels, stand im Semi-Gotha. Die rasche Meta-

morphose der Frisch war bewunderswert. 1887 wurden sie vom Papst in den Grafenstand erhoben, 1905 vom Großherzog von Luxemburg zu Fürsten von Effingen ernannt, und der Larousse des 20. Jahrhunderts bezeichnet sie im Anhang als »Nachkommen der Herren de Fels, deren Ahnherr 1356 in der Schlacht von Poitiers fiel«. Die immanente Gerechtigkeit des Gottes Abrahams hatte ihnen aber einen Streich gespielt: Der Name Fels, den sie aristokratisiert hatten, war genauso jüdisch wie der Name Frisch, den sie begruben. Die Freigebigkeit der Fels-Stiftung einer der wohlhabenden Familien des amerikanischen Judentums reichte von New York bis Tel Aviv.

Am Anfang des Mahles hatte Georges so getan, als freue er sich mit der Gräfin, der einstigen Muse des Botschafters Alexis Léger – mit Dichternamen Saint-John Perse –, daß der Nobelpreis dem Dichter der *Vents* verliehen worden war.

»Welches Genie!« sagte er, *»welch ein Plagegeist!«*

Die Gräfin versuchte das Thema zu wechseln.

»Kennen Sie einen großen Seemann?« fragte sie.

»Einen großen Seemann?«

»Ich habe soeben die Biographie eines großen Volkswirtschaftlers, Olivier de Serres, beendet und möchte jetzt das Leben eines großen Seemannes beschreiben.«

Sarre schlug ihr eine Biographie des Admirals Darlan vor, aber sie runzelte die Brauen:

»Ich brauche einen großen Seemann, mit dem ich einen akademischen Preis erringen könnte.«

»Nehmen Sie Admiral Lacaze! Er war Mitglied der Académie française, der Académie des Beaux-Arts und der Académie de Marine. Drei Preise sind Ihnen sicher!«

Frau Bokanowski auf Georges' rechter Seite brannte darauf, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Sie wußte, daß er im Judentum Inventur machte, und wollte ihm um-

gehend mitteilen, sie sei nur Vierteljüdin, und die Mutter und Großmutter ihres Gatten seien katholisch gewesen. Ihr Gesicht war von sprechender Schönheit, aber ihr jüdisches Viertel hatte sich gänzlich auf ihre Nase konzentriert. Sie artikulierte beim Reden, als erteile sie Sprechunterricht. Sarre gehört nicht zu denen, die bei den Juden alle möglichen körperlichen Besonderheiten entdecken; er hatte indessen bemerkt, daß viele Juden dozierend sprechen, vielleicht weil sie damit eine Neigung zum Nuscheln überwanden.

Um ihre geistige Unabhängigkeit als Vierteljüdin zu betonen, zog Frau Bokanowski gegen die Verleihung des letzten Prix Goncourt an eine Jüdin zu Felde. Auswendig konnte sie die Namen aller jüdischen oder halbjüdischen Preisträger vor der Preisträgerin Langfus nennen: Elsa Triolet (geb. Kagan), Béatrix Beck, Druon, Gary, Ikor, Schwartz-Bart, noch früher Henry Malherbe, der Goldenberg hieß, und Proust.

»Sie irren sich, wenn Sie meinen, die Goncourt-Jury krönte mit Vorliebe Juden«, sagte Sarre. »Ihre Akademie erhebt den Anspruch, keinen Juden zu ihren Mitgliedern zu zählen. Gérard Bauer ist, wie Sie wissen, nur dem Namen nach jüdisch. René Benjamin war es lediglich für Philologen. Der Freund aller Goncourt-Akademiker Tristan Bernard, der gern zu ihnen gehört hätte, wagte nie darum zu bitten. Kessel dachte daran; seine Parteigänger bei den Goncourt empfahlen ihm jedoch, sich lieber an die Académie française zu wenden.«

»Das freut mich«, sagte Frau Bokanowski. »Ich mag zudringliche Juden nicht, weil ich weder mein eines Viertel noch die vier Viertel meines Mannes vergesse. Wir müssen unsere Heimat, ›la doulce France‹, verteidigen.«

Georges wußte die ehrliche Entgegnung der eleganten Ministersgattin zu schätzen. Sie imitierte Gräfin de Lapeyrouse-Vaucresson geborene Sulzbach nicht, die bei

einem Diner zu dem geistreichen Jean Ellissen bemerkte: »Wie können Sie leben und dabei Jude bleiben? Atmen kann man nur im Katholizismus.« Worauf er erwidert hatte: »Ich frage mich, gnädige Frau, wie Sie in Ihren ersten zwanzig Jahren leben konnten.«
Georges gegenüber saß Vicomtesse de Noailles – »nez« Bischoffsheim *, wie Cocteau sagte; sie wurde unter ihren langen, schwarzen Haaren George Sand immer ähnlicher, obwohl sie eine andere Ähnlichkeit für sich beanspruchte. Eines Tages beklagte sie sich bei Nathalie Barney, man halte sie für jüdisch aussehend, und erklärte, sie ähnele ihrer spanischen Großmutter. »Sie sehen aus wie eine spanische Jüdin«, entgegnete die ehemalige Amazone Rémy de Gourmonts. Vielleicht glich sie deshalb einer der Infantinnen, die Velazquez malte; der als Zeichen der Degeneration geltende vorspringende Unterkiefer stammte von ihrer jüdischen Ahnherrin Henriquez. Aber im Gesicht der Vicomtesse spiegelte sich nicht nur ihre Herkunft väterlicherseits wider; in ihren großen Augen blitzte zuweilen die Flamme des Marquis de Sade auf, von dem sie über ihre Mutter Chevigné abstammte. Diese Frau, eine der Königinnen des nonkonformistischen Paris, die den Namen de Noailles mit großer Würde trug, hatte ihre angeborene Empfindlichkeit nicht verloren. Sie spitzte die Ohren, sobald von Juden die Rede war, und richtete sich in ihren Freundschaften danach. Einst hatte sie mit dem Regenschirm die Tribüne gestürmt, auf der das Akademiemitglied Henri Massis einen antisemitischen Vortrag hielt, ein wirklich unangebrachter Vortrag für einen ungekannten Juden (Abraham Massies, Jude aus Barcelona 1383). So waren auch ihre Verwandten Bischoffsheim geartet, Baronin de Hirsch, großherzige Gönnerin jüdischer Wohltätigkeitsvereine, und Gräfin de

* Unübersetzbares Wortspiel mit den gleich auszusprechenden Wörtern »nez« = Nase und »née« = geborene. A. d. Ü.

Desart, Senatorin im Freistaat Irland und energische Vorkämpferin für die Rechte der Juden.
Etwas weiter weg strahlte die Schriftstellerin Simone, auch sie eine Königin von Paris, nicht vom düsteren Feuer des Marquis de Sade, sondern im vollkommenen Glanz von Schönheit und Intelligenz. Der Ausdruck Schönheit mochte bei einer Achtzigjährigen überraschen; da sie wie Marie-Laure de Noailles Halbjüdin war, mußte man schließen, daß Halbjüdinnen mehrere Arten von Schönheit besitzen.
Bei einem Festessen, bei dem sie Sarres Tischnachbarin gewesen war, hatte sie ihm scherzend von ihrer christlichen Erziehung berichtet, die ihre Mutter durchgesetzt hatte, während ihre Brüder Benda jüdisch erzogen wurden. Man hatte sie in ein Pariser Kloster gesteckt, dessen Kapelle ihr Vater restaurieren ließ, und sie beging ihre Erstkommunion, als ihre Brüder die Bar-Mizwa feierten. Auch sie hatte ihre jüdische Hälfte nicht vergessen. Einst hatte sie die umstrittene Heldin in dem Stück *le Retour de Jérusalem* von Maurice Donnay gespielt, dem Dramatiker und Mitglied der Académie française. 1914 wurde ein Ausspruch Simones dem deutschen Botschafter Baron von Schoen gegenüber berühmt. Als er verkündete, man müsse die Juden behandeln, »wie man im Orient Esel führt, nämlich mit Stockschlägen«, entgegnete sie: »In diesem Fall, Herr Botschafter, sind diese Länder weder für Sie noch für mich geeignet.« Baron von Schoen stand im Semi-Gotha.
Lise Deharme, die Nichte von Louis Louis-Dreyfus, vertrat in dieser Tafelrunde die jüdische Intelligenz und Literatur, desgleichen Philippe Erlanger, der außerdem den König David über seine Mutter, eine geborene Hillel und Nachfahrin eines der letzten Exilarchen, repräsentierte, und, über seine Großmutter, Camondo, den berühmten Sammler und Bankier mit Beinamen »der türkische

Rothschild«. Gabriel Marcel vertrat das konvertierte Judentum. Benedick, Sekretär an der Comédie-Française, vertrat wie sein Vorgänger Idzkowski das Judentum der Theaterwelt. Robert de Saint-Jean vertrat die so erstaunliche Klasse der ungekannten Juden. Er erinnerte an seinen Freund Julien Green, der ihm auf derselben Liste brüderlich Gesellschaft leistete: Im *Who's Who in World Jewry* stehen sechzehn Green, darunter ein Rabbiner.

Jean-Louis Curtis, Goncourt-Preisträger, war nur mit seinem Pseudonym jüdisch, dessen Sinn ihm entgangen war. Es ist der jüdischste aller Namen, denn er bedeutet »verkürzt«, eine Anspielung auf das Präputium – *curti judaei*, singt Horaz. Damit wurde der Anspruch des italienischen Schauspielers Toto auf das Erbe des byzantinischen Thrones nur noch pikanter, heißt er doch de Curtis, also »von den Verkürzten«. Der Name ist jedoch nicht unvereinbar mit dem Thron: Der zukünftige Chef des Hauses Bourbon, der Sohn des Herzogs von Segovia, hat eine Urgroßmutter Curtis.

Florence Gould, die teure Florence, von Vaters- und Muttersseite her Christin, versicherte, ihr verstorbener Gatte sei kein Jude gewesen. Während der Besatzungszeit gelang es ihr, auch die Deutschen davon zu überzeugen, womit ihr französisches Vermögen gerettet wurde. Zwar waren die Milliardäre Gould evangelisch geworden, aber die Nichtmilliardäre Gould waren Juden geblieben. Die berühmteste Gould vor Florence, die nacheinander Marquise de Castellane und Herzogin de Talleyrand wurde, war sogar über ihre Mutter, eine geborene Miller, Jüdin. Durch die ganze Länge der Tafel voneinander getrennt vertraten Marcel Jouvenceau und seine Gattin Bélise den Antisemitismus.

III

Als Georges Sarre ins Restaurant Aronovitz in der Rue des Rosiers eintrat, bot sich ihm ein anderes Bild als im Watteau-Salon des Hotels Meurice. Obwohl nur wenige Gäste anwesend waren, herrschte lebhafte Stimmung. »Schalom!« grüßte er.

Der Anblick Aschers war ihm lieber als der aller Mitglieder der Académie française. Der Knabe beendete eben seine Mahlzeit, ein Buch und *France-Soir* lagen offen vor ihm auf dem Tisch. Er erhob sich fröhlich und begrüßte Georges, gewandt stellte er ihm seinen Vater, seine Mutter und seine Schwester vor und lächelte, als er sah, daß der Gast ein Käppchen aufsetzte.

»Bravo, Herr Sarre!« murmelte er. »Waschen Sie sich noch die Hände am Krug wie ein echter Jude!«

Nachdem Sarre dem Ritus genügt hatte, setzte er sich und ließ sich gehackte Leber auftragen. In den bekanntesten jüdischen Restaurants von Paris wie Eden und Flambaum hatte er diese typische, mit Zwiebeln gewürzte Vorspeise recht schmackhaft gefunden.

»Sie haben Glück«, sagte Ascher, »ein interessantes Gespräch ist im Gang.«

»Gehst du nicht zur Schule?«

»Heute nachmittag nicht, aber ich lerne Geometrie.«

Sarre bat Herrn Aronovitz, Ascher möge sich ihm gegenüber setzen, und der Junge brachte seinen Teller mit seinem Buch und seiner Zeitung. Er nannte ihm die Gesprächsteilnehmer: Rabbiner Warchawsky, Mitglied des Konsistoriums, Herr Frank, ein ergrauender Journalist, früher Redakteur bei *L'Humanité*, und ein junger Israeli, Mitglied der extremen Rechtspartei der Natore Karta, der »Hüter der Stadt«. Georges' Käppchen hatte die Anwesenden beruhigt; außerdem diente der ihm zuteil gewordene Empfang als Bürgschaft.

»Ganz richtig, Herr Rabbiner«, sagte eben der aufgeschossene junge Mann – er hatte ein bleiches Gesicht und trug einen schwarzen Anzug und einen großen, schwarzen Filz –, »ich bin gegen alle Entschädigungszahlungen von seiten Deutschlands. Es ist eine Schande, daß Juden Geld von ihren Henkern annehmen! Ich kenne jedoch solche, die lieber verhungerten als dieses Geld anzurühren.«
»Sehr edel«, entgegnete der Rabbiner, »aber Staatsmoral ist nicht Privatmoral. Israel durfte eine solche Geldquelle nicht ablehnen, und Deutschland selbst bestand auf den Zahlungen, um sein Gewissen etwas zu entlasten.«
»Wenn Sie Familie hätten, würden Sie anders reden!« sagte Herr Aronovitz zu dem Israeli. »Hat man zweimal alles verloren – durch die Deutschen und durch die Polen –, so nimmt man eine hälftige Entschädigung an, wenn auch vielleicht widerwillig.«
»Ich stimme meinem Vater nicht zu«, flüsterte Ascher Georges ins Ohr, »aber ich verstehe ihn.«
Herr Frank zog eine vergilbte Banknote aus der Brieftasche und faltete sie auf.
»Hier sehen Sie die schönste Zahlung Deutschlands und die einzige, die ich anzunehmen bereit war! Sie lesen richtig: SS-Standort-Kantine, Buchenwald, Reichsmark 3. Das ist der Lohn, den wir für bestimmte Arbeiten erhielten und mit dem wir uns in der Kantine, die immer leer war, etwas kaufen können sollten. Die SS-Bank vergütete dieses Papiergeld nicht mit Gold. Ein nettes Souvenir, nicht? Ich sammelte diese Scheine der heiligen Schummelei; es gab sie in verschiedenen Farben, je nach Betrag, und ich machte mir einen Spaß daraus, sie bei meiner Rückkehr dem Zoll anzugeben. Ein paar Monate später erhielt ich einen Devisen-Steuerbescheid vom Finanzamt, und ich hatte Mühe, mich von der Steuer freistellen zu lassen. Wenn ich allerdings nicht unter meinem christlichen Widerstandsnamen festgenommen worden wäre,

hätte ich vielleicht meinen Obulus in Auschwitz entrichtet.«

Georges bemerkte ein grünes Band in Herrn Franks Knopfloch und fragte Ascher, warum der Journalist den Orden *Mérite agricole* für Verdienste in der Landwirtschaft trage. Der Junge antwortete bestürzt:

»Aber Herr Sarre! Das ist doch nicht der *Mérite agricole*, sondern dem Befreiungsorden! Es gibt etwa tausend Träger dieses Ordens, von denen die Hälfte schon tot ist. Herr Frank ist ein Held der Widerstandsbewegung!«

Sarre war verwirrt; seine diplomatischen Kenntnisse als Ordensexperte ließen ihn im Stich.

Der bleiche junge Mann fuhr fort:

»Meine Gruppe hatte die Ehre, im Hafen von Haifa eine Bombe zu werfen in dem Augenblick, als das erste deutsche Schiff mit Reparationen in Sachwerten anlangte. Wir legten auch eine im Außenministerium in Tel Aviv, um gegen den verdammenswerten Vertrag zu protestieren, leider ging sie aber nicht los. Es kamen Bücher und rührselige Filme heraus über die Kämpfe der Juden gegen die Engländer um die Unabhängigkeit Israels kurz nach dem Krieg, aber sie berichteten nicht von den fast ebenso mörderischen Schlachten der Juden unter sich zu Beginn der Unabhängigkeit. Ich sage Juden, denn ich betrachte mich nicht als Israeli, Herr Rabbiner. Nie haben wir diesen Laienstaat Israel anerkannt, diese Negation unseres tausendjährigen Ideals, und wir frankieren unsere Briefe nicht, damit wir seine Briefmarken nicht zu benützen brauchen. Nicht nur wenn es um Deutschland geht, erinnern wir uns von Zeit zu Zeit dieses Staates. Eine Bombe im Erziehungsministerium erläuterte unsere Ansicht über das staatliche Unterrichtswesen. Mit derselben Visitenkarte in der russischen Botschaft zwangen wir die Sowjets, ihre diplomatischen Beziehungen abzubrechen; es war die Visitenkarte der Natore Karta.«

»Eine andere extreme Rechtspartei«, sagte Ascher zu Sarre, »ermordete Graf Bernadotte, der die Vereinten Nationen veranlaßte, Jerusalem Jordanien zuzuteilen.«
»Sie machen Ben Gurion seine Aufgabe nicht leicht«, hielt der Rabbiner dem jungen Mann vor.
»Soll ich jemanden lieben, der meinen eigenen Vater umbringen ließ? Ebensogut könnte ich die Deutschen lieben, die meinen Großvater töteten.«
»Ben Gurion konnte Ihren Vater nicht umbringen lassen, da Israel die Todesstrafe nicht kennt; im Fall Eichmann mußte man sie ausnahmsweise einführen.«
»Die Todesstrafe gibt es zwar nicht, aber die Gewehre der Soldaten Ben Gurions schossen gut!«
»Ach! Wer wird alle Waffen abschaffen?« seufzte Herr Frank.
»Ich!« murmelte Ascher errötend. »Ich will an der friedlichen Nutzung des Atoms arbeiten.«
»Boris Pregel, einer unserer jüdischen Landsleute in den Vereinigten Staaten, beschäftigt sich schon damit«, sagte Sarre und freute sich, diesen hervorragenden »Sohn des Lichts«, den Frankreich den Amerikanern geliehen hatte, ins Gespräch bringen zu können.
»Ich kenne ihn«, erwiderte Ascher stolz, »er stand dem jüdischen Kinderhilfswerk vor.«
Ascher folgte dem Gespräch, hatte aber dabei sein Geometriebuch wieder geöffnet und würzte sein bildende Lektüre mit Blicken auf *France-Soir.*
»Wegen meiner religiösen Überzeugungen bin ich nicht mehr Kommunist«, fuhr Herr Frank fort, »aber ich spende den Kommunisten in Israel und in Westdeutschland Beifall, denn sie waren mit der äußersten Rechten die einzigen, die gegen den Reparationsvertrag stimmten. Die amerikanische kommunistische Zeitung *Daily Worker* schrieb kürzlich: ›Wir prägen Münzen mit der Asche von Auschwitz‹.«

»Was Israel von Deutschland erhält«, sagte der Rabbiner, »ist mehr als eine Entschädigung für das vernichtete Menschenleben und die gestohlenen Güter: Man mußte für die körperliche Beeinträchtigung vieler Juden, die Israelis wurden, einen Ausgleich schaffen.«

»Eine Heuchlerregierung, die von Deutschland verlangt, es solle barmherziger sein als sie selbst!« ereiferte sich der junge Mann. »Zuerst proklamierte sie das Prinzip der ›offenen Tür‹, dann fing sie an, die Einwanderung von Kranken und Alten zu beschränken, als sei es nicht der Wunsch, ja die Pflicht aller Juden, nach Israel zu ziehen und dort zu sterben!»

»Sogar Mitgliedern der Familie Rothschild war es ein Bedürfnis, ihre Asche dorthin überführen zu lassen«, warf Egla ein.

»Und jetzt«, sprach der blasse junge Mann weiter, »werden ganze Familien abgewiesen, weil ein einziges Mitglied unbrauchbar ist. Können fromme Juden solche Angriffe auf die Spiritualität des Judentums zulassen?«

»Der junge Staat ist von allen Seiten bedroht, deshalb ist er zu solchen Härtemaßnahmen gezwungen«, begütigte der Rabbiner. »In einer belagerten Festung beschränkt man die Zahl der unnützen Esser auf ein Minimum.«

»Wer hat diese Festung geschaffen? Wären wir ein religiöser Staat, so flößten wir unseren Nachbarn weniger Furcht ein. Wir sind nur ein Volk in dem Maß wie wir eine Religion sind. Die Religion erhielt unser Volk; wenn die Religion nicht mehr existiert, gibt es auch kein Volk mehr. Was bedeutet das sogenannte jüdische Volk, von dem kaum ein Zehntel die Religion ausübt? Das sogenannte jüdische Volk, das sich beklagt, von den Deutschen ausgeraubt worden zu sein, und seinerseits die Araber ausraubt? Das sogenannte jüdische Volk, das an nichts anderes denkt, als eine Atommacht zu werden und inzwischen auf Kosten seiner Henker und seiner Brüder zu leben? Da

nun trotz allem das Ende der deutschen Reparationen naht, gibt man sich gesteigerte Mühe, sie zu verlängern – um die Schmach zu verlängern. Man versucht, die in zwei Jahren fällige Verjährung der Naziverbrechen zu verhindern. Kürzlich erst dachte man sich aus, alle diejenigen, die den gelben Stern tragen mußten, ohne jedoch deportiert worden zu sein, hätten Anspruch auf Entschädigung. Man möchte dem Nazismus alle Geisteskrankheiten der Juden zur Last legen, während wir doch stets ein großes Kontingent an Geisteskranken stellten!«

»Und auch die größten Psychiater«, gab Egla zu bedenken, als sie Georges ein koscheres Beefsteak brachte, dem durch vorheriges Einsalzen der letzte Tropfen Blut entzogen worden war.

Georges bewunderte das anmutige Mädchen, das wie sein Bruder die Gabe der intellektuellen Allgegenwart zu besitzen schien. Egla bediente, und dabei entging ihr kein Wort der Unterhaltung, sie wusch Gläser ab und trocknete sie aus, wobei sie in einem offenen, auf der Theke liegenden Philosophiebuch las. Der Ton des bleichen jungen Mannes, der gegen Israel wetterte, erinnerte Sarre an den Ton Aschers, als er gegen die Großrabbinate zu Felde gezogen war.

»Ich pflichte Ihnen bei«, sagte Herr Frank zu dem »Hüter der Stadt«. »Daß sich die jüdische Gemeinde von Rom das Gold ersetzen ließ, das sie bezahlt hatte, um nicht deportiert zu werden – was übrigens die Deportation nicht verhinderte –, ist ein einfacher Akt kommerzieller Gerechtigkeit. Aber sie hat es in würdiger Weise abgelehnt, zusätzliche Entschädigungen zu fordern. Leben wir doch nicht immer weiter von unseren Wunden, wenn wir auch belehrt wurden, der Bettler sei der Gesandte des Ewigen!«

»Unsere um ihre Freiheit ringenden Brüder bettelten bei Ihnen nicht umsonst«, erinnerte der Rabbiner Herrn

Frank. »In eben diesem Restaurant, bei anderen Besitzern, überreichten Sie in meiner Gegenwart einem israelischen Rabbiner einige zehn Millionen, die Sie bei einem Rothschild und bei einem Louis-Dreyfus gesammelt hatten.«

»Stellen Sie sich vor, Louis-Dreyfus war freigebiger als Rothschild!« rief Herr Frank lachend. »Ich erinnere mich an die Bemerkung Rothschilds, als er die Geldscheinpäckchen auf seinem Schreibtisch aneinanderreihte: ›Ich bin Jude, aber ich gebe diesen Beitrag als Mensch, der allen Menschen helfen möchte, ihre Freiheit zu erkämpfen, und nicht als Jude, denn es geht nicht um das Heil des Judentums.‹ Ich entgegnete: ›Nein, Herr Rothschild, Sie geben diesen von einem Juden für Juden geforderten Beitrag als Jude, sonst hätten Sie mich zum Teufel geschickt, denn Gott weiß, wie ich Ihre Millionen verbrauchen könnte!‹«

»Ihnen glaubt man auf's Wort«, sagte Egla.

Ascher flüsterte Georges zu: »Er würde jene Worte eines Juden nicht aussprechen: ›Ehrenwort vor dem Notar!‹«

»Gestatten Sie mir, Herr Frank«, fuhr Rabbiner Warchawsky fort, »noch etwas zu Ihrer bitteren Bemerkung über das Ausbeuten der Wunden zu sagen. Die Idee, Leiden zu entschädigen, ist ein edler jüdischer Gedanke. Wir sind die einzigen, die dafürhielten, es genüge nicht, den Schaden, den eine Verwundung darstellt, zu ersetzen, sondern es sei auch noch eine Vergütung für das Leiden vonnöten. Ohne von unseren sechs Millionen Toten zu sprechen . . .«

»Eben, Herr Rabbiner«, fiel der Journalist ein, »reden wir doch von ihnen, wir sind ja unter Juden und unter Freunden! Sind Sie dieser Zahl, auf der unsere Propaganda beruht, ganz sicher? Sie wissen, daß ich nicht versuche, die Barbarei der Nazis zu entschuldigen, aber ich bin jedem Übertreibungsversuch abhold, der darauf hin-

zielt, ein Erpressungsobjekt daraus zu machen. Cecil Roth, der Jude ist und den Lehrstuhl für jüdische Studien in Oxford innehat, spricht in seiner *Jewish Encyclopaedia*, letztjährige Auflage, von vier Millionen Toten. Der deutsche Professor Grimm wollte beweisen, diese Zahl sei auf ungefähr zwölfhunderttausend zu reduzieren. Das ist jedoch eine ebenso selbstsüchtige Übertreibung in umgekehrtem Sinn.«

»Von einer bestimmten Zahl an«, bemerkte Herr Aronovitz, »ist alles relativ. Vielleicht sprach man von sechs Millionen Toten und vergaß dabei die zahlreichen Juden, die in die Sowjetunion geflüchtet waren. Andererseits liegt die Aussage Eichmanns vor, der sich brüstete, fünf Millionen umgebracht zu haben.«

Der Rabbiner erwiderte: »Das Buch Esther erklärt, daß die Juden nach dem Tode Hamans fünfundsiebzigtausend Assyrer niedermetzelten, die erste christliche Übersetzung spricht von fünfzehntausend. Verbrechen sind keine Frage der Statistik mehr, wenn sie ins Ungeheure steigen.«

Ascher hatte bei dem Namen Haman auf den Boden gestampft.

»Warum hast du beim Namen Eichmann nicht gestampft?« fragte Sarre.

»Haman ist ein Symbol. Wir würden unsere Schuhsohlen rasch abnützen, wollten wir bei den Namen all unserer Verfolger aufstampfen! Außerdem ist Eichmann wie ein Hund gestorben und lehnte den Trost der Religion ab.«

»Da allein drei von den wenigen hier anwesenden Personen Angehörige in Auschwitz verloren«, fuhr der Rabbiner fort, »müssen wir annehmen, daß von den 1939 gezählten sechzehn Millionen Juden viele ihre Angehörigen dort gelassen haben.«

Herr Frank seufzte: »Ich habe immer noch die Leichenhaufen vor Augen, die ständig vor dem Verbrennungsofen von Buchenwald lagen, denn der Ofen war zu klein

für das, was man zu verbrennen hatte. Aber Juden hatten wir nicht viel. Gegen Ende wurden die Zerstörungsmethoden perfektioniert. Von uns siebenundvierzigtausend Überlebenden sonderte man sechsundzwanzigtausend ab, die mit dem Flammenwerfer vernichtet wurden oder in plombierten Wagen im Bahnhof von Dachau verhungerten. Das sei nur bemerkt um zu zeigen, daß Himmler und Eichmann gründlich arbeiteten, auch wenn sie vielleicht nicht auf die Zahl genau sechs Millionen Juden ausrotteten.«

»Die Entführung Eichmanns aus Argentinien, Triumph des staatlichen Geheimdienstes von Israel, entehrt das Volk, das die Idee der Gerechtigkeit erfand«, warf der junge Mann ein.

»Das Vorgehen war vielleicht anfechtbar . . .«, sagte der Rabbiner.

»Trotz des berühmten Beispiels der Entführung des Herzogs von Enghien durch Napoleon«, flüsterte Ascher Georges zu.

». . . aber der Prozeß war notwendig, um der israelischen Jugend zu zeigen, was vorgefallen war.«

Herr Frank meinte: »Nachdem man den entschuldbaren Fehler begangen hatte, den schlimmsten Verbrecher aller Zeiten zu entführen, und nachdem man ihn so korrekt verurteilte, wie es geschah, hätte man ihn dem Schicksal eines von der Pest Gezeichneten überlassen sollen. Mein ganzes Leben lang kämpfte ich gegen die Todesstrafe, ich habe zu viele Menschen sterben sehen . . .«

»Herr Frank«, unterbrach der Rabbiner, »entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen ins Wort falle; ich habe den Prozeß von Tel Aviv verfolgt. Hätte man Eichmann verschont, so wäre eine Epidemie von Selbstmorden aufgetreten. Die Erinnerung an die zahllosen Greuel hatte die Nerven vieler Israelis, die den Nazilagern entkommen waren, bloßgelegt.«

»Ich frage mich, ob es noch koschere Fische im Mittelmeer gibt, seit man die Asche Eichmanns hineingeworfen hat«, sagte Herr Aronovitz.
»Du hast Napoleon erwähnt«, sagte Georges zu Ascher, »stell dir vor, er hat einen mit einer König verheirateten Eichmann zum Ritter des französischen Kaiserreiches geschlagen! Glaubst du nicht, daß Eichmann ein jüdischer Name ist? Er wäre damit ein würdiger Nachfolger Torquemadas als Henker der Nachkommen seiner eigenen Vorfahren.«
»Wer weiß, ob ich vielleicht deswegen nicht mit den Füßen gestampft habe?« antwortete der Junge mit einem ernsthaften Lächeln.
»Jetzt aber«, sagte Herr Frank, »soll man uns in Ruhe lassen mit den Nazihenkern. Jede Woche erfährt man, daß die israelischen Behörden wieder einen in Deutschland, in Österreich, in Holland oder anderswo entlarvten, was neue Gelegenheit bietet, grausige Dinge zu enthüllen, aber auch vom Geld zu sprechen. Um mit ihrem Druck auf die Sentimentalität nicht nachzulassen, heften sich die Behörden an die Fersen all derer, die von nahem oder von weitem bei der Verhaftung meiner würdigen Namensschwester, der kleinen Anne Frank, mitgewirkt haben. Man könnte meinen, wir seien auf die christlichen Heiligen, Jungfrauen und Märtyrerinnen – Blandine, Agnes . . . – eifersüchtig und wollten auch eine haben! Es bedurfte mehrerer Prozesse, um die Echtheit ihres ›Tagebuchs‹ zu erweisen. Ihr Name soll einem technischen Gymnasium verliehen werden – gut. Aber wir sollten nicht zulassen, daß sich die ganze jüdische Tragödie um dieses unglückliche Kind dreht. Um Himmels willen, seien wir nicht ›wie ein Schwarm Geier außerhalb des heimatlichen Aashaufens‹ über einer Welt, die sich nur nach Liebe und Leben sehnt!«

Saul erhob sich und schob den Vorhang zur Seite. Ein frühlingshafter Sonnenstrahl spielte auf seinem muskulösen Körper, und als er sich zu Osmonde umwandte, rief sie ihm zu:

»*Verweile doch, du bist so schön!*« Sie fing an zu lachen: »Ich sage dir die Worte Fausts an den ›Augenblick der höchsten Lust‹! Bei dir kommt mir der Augenblick der höchsten Lust wie eine Ewigkeit vor.«

»Hörst du bald auf, Blaustrumpf?«

»Sobald ich dich richtig gesehen habe, stelle ich mich auch dorthin.«

Er blieb stehen und verschränkte schamhaft die Hände unter dem Bauch.

»Nicht!« bat Osmonde. »Ich möchte dich in der Sonne betrachten, weil ich dich zum ersten Mal aus der Entfernung nackt in deiner Schönheit sehe. Dreh dich ein bißchen und zeige mir, ob du überall Antinous bist.«

Bereitwillig bot er sich Osmondes Blicken dar.

»Ich liebe dich«, murmelte sie, als flüstere sie ihm ins Ohr. »Ich liebe dich, weil du dich mir so zeigst. Du kannst nicht wissen, wie du auf mich wirkst. Bitte, blick mich nicht an! Du bist das Bild der Jugend und Kraft. Deine Haut ist so weiß wie Rosenmilch, in deinen schwarzen Haaren spielen violette Reflexe. Deine Hüften sind besser geformt als meine, über die meine Hand gerade streicht. Ich ziehe mein Hemd und meinen Büstenhalter aus, damit ich dich besser bewundern kann. Ich warte auf dich!«

Ohne Hast trat er zu Osmonde und trug sie in den Sonnenstrahl.

»Jetzt bewundere ich dich«, sagte er und streckte sich auf dem Bett aus. »Befeuchte deine Brustknospen mit deinen Fingerspitzen, damit ich nachher den Geschmack deines

Mundes dort finde. Zu weit auseinanderliegende Brüste, ein vom Talmud den Juden zugestandener Verstoßungsgrund, werde ich dir niemals vorwerfen können. Welch ein entzückender Nabel!«
»Kennst du noch andere? Ich glaubte, ich sei deine erste und letzte Frau!«
»Dank der zweiteiligen Badeanzüge kann man im Schwimmbad und am Strand Nabel sehen. Fast immer gleichen sie Wurstzipfeln oder Korkenziehern. Deiner ist wie das Wachssiegel auf alten Handschriften. Er könnte ein Wappen tragen. Komm!«
»Die Sonne ist so schön und die Glut deiner Augen im warmen Zimmer . . .«
»Weil du mich wie Antinous sehen wolltest, möchte ich dich als siegreiche Venus betrachten.«
»Jetzt bist du gelehrter als ich.«
»In meines Vaters Medaillenschrank liegt die Münze einer römischen Kaiserin, auf der Rückseite ist die Statue der siegreichen Venus von hinten abgebildet mit nacktem Gesäß, ein Schleier schwebt um die Schenkel und hebt es dadurch noch hervor.«
»Die Römer der Renaissance, würdige Erben ihrer Ahnen, bezeichneten diesen Körperteil als ›das Schönste in Rom‹. Und die Griechen von Syrakus verehrten Venus mit den schönen Hinterbacken.«
»Ich finde es herrlich, daß ich deine Jungfräulichkeit als Beweis deines Vertrauens besaß und für die Hochzeitsnacht noch eine weitere aufbewahre!«
»Meinst du die jüdische Heirat? Deine Mutter hat es mir nicht näher erklärt, obwohl sie ausführlich über den Talmud sprach.«
»Dieses Wissen habe ich aus der Thora. Ehe ich ins Collège ging, unterrichtete mich ein im Hebräischen sehr beschlagener Präzeptor. Er wies mich bei einer Textauslegung darauf hin, daß die Worte über Isaaks Frau

Rebekka: ›Sie war noch eine Jungfrau, und kein Mann hatte sie erkannt‹ bedeuteten: ›Doppelt jungfräulich‹, und daß der Hohepriester ›eine Jungfrau zum Weibe nehmen soll‹ – das hebräische Wort steht in der Mehrzahl. Ich bat nicht um zusätzliche Erklärungen, aber mein Kopf arbeitete daran weiter.«

»Offensichtlich mit gutem Erfolg.«

»Der Talmud muß uns einer solchen Neigung verdächtigen, denn er verbietet uns, auf der Straße hinter einer Frau zu gehen, sei es auch die eigene. Er berichtet, eine Jüdin habe einem Rabbiner von der ihrem Gatten lieben Angewohnheit erzählt, ›den Tisch umzudrehen‹. ›Ich kann nichts für Sie tun‹, antwortete er, ›das Gesetz hat euch geopfert, euch arme Frauen. Der Mann, der Fleisch kauft, ist berechtigt, es gebraten oder gekocht zu genießen.‹«

»Das zeigt, daß die Juden die Brüder der Griechen und Römer sind. Und ich bin deine Schwester.«

»Vorsicht! Unzucht zwischen Bruder und Schwester wurde mit neununddreißig Stockschlägen bestraft!«

»Die Strafe ist mild.«

»Im Talmud steht ein trefflicher Satz: ›Man soll mit zwei Händen liebkosen und mit einer einzigen züchtigen.‹«

Osmonde lief ans Bett und stürzte sich in Sauls Arme.

»Ich weiß nicht, was das Gebratene wert ist«, sagte sie nach stürmischen Umarmungen, »aber das Gekochte hat sein Gutes.«

»Du bist es, die die beiden Gerichte tauft!«

»Meine Christenrolle ist zu Ende. Und diese Taufe habe ich unter deinem Einfluß vorgenommen. Vielleicht war sie auch schon durch meinen Geschmack und meine Lektüre vorbereitet. Ein lateinisches Epigramm, das ich einmal übersetzte – natürlich nicht in der Schule! –, frappierte mich so sehr wie dich die Thoraauslegung. Es handelte sich um eine junge Ehefrau, die sich in der ersten Nacht ›aus Angst vor dem Speer‹ so behandeln ließ.«

»Du hast diese zarte Verwundung nicht gefürchtet! Nie werde ich dein Blut vergessen, dein bewundernswertes, jungfräuliches Blut!«
»Du hast Glück, daß ich damals noch nicht wußte, was mir deine Mutter eröffnet hat! Das Blut machte mich unrein, und du hättest dich für längere Zeit zurückziehen müssen.«
»Selige Unwissenheit! Man sollte eigentlich sein ganzes Leben lang die Liebesmoral nicht kennen, in die die Religion so ungerechtfertigt und so unschicklich ihre Nase steckt. Aber du hast recht, wenn du sagst, die Juden seien die Brüder der Griechen und Römer. Pater Menochius, ein Jesuit aus alten Tagen, vertrat die Ansicht, die Spartaner stammten von den Israeliten ab. Die Antisemiten, die über die jüdische Häßlichkeit ihre Witze reißen, ahnen nicht, daß wir Griechenland die arischsten aller Arier geschenkt haben.«
»Die heutigen Griechen zeichnen sich auch nicht gerade durch Schönheit aus. Aber die Juden brachten schöne junge Männer wie dich hervor; im Museum von Neapel steht ein beschnittener Apollo.«
»Du verstehst es, Statuen zu betrachten!«
»Du warst es, den ich betrachtete, ehe ich dich kannte. Letzten Sommer besuchten wir dieses Museum, Sarre, Mutter und ich; du wirst erraten, wer mich darauf hinwies.«
»Er ist nicht gerade zurückhaltend mit jungen Mädchen!«
»Oh! Er behandelt mich kameradschaftlich. Wirf ihm nichts vor; der Same der Beschneidung wurde in mich gelegt. Und welch schöne Blüte brachte er hervor!«
Saul beugte sich über Osmonde und küßte sie auf den Mund.
»Ach ja, mein Spartaner, du erinnerst mich an weitere Bemerkungen Sarres. Gewissen Kirchenvätern zufolge war Pythagoras Jude, nach anderen ließ er sich beschnei-

den, um in die Geheimnisse der Juden einzudringen. Tatsächlich scheint er in verschiedenen Punkten seiner Lehre den Judaismus kopiert zu haben.«
»Der tausend Jahre älter war.«
»Ich vergaß eine belustigende Einzelheit über das ›Schönste in Rom‹, Athen und Jerusalem. Sarre lieh mir ein Buch von Vigenère, der unter Karl IX. Diplomat in Rom war. Dort steht, für die mekubalischen Israeliten – es ist mir nicht gelungen zu erfahren, was das für eine Sekte ist – symbolisiere der Apfel, mit dem die Schlange unsere Mutter Eva versuchte, die Vergnügungen, die Vadim kürzlich den Franzosen dadurch offenbarte, daß er Brigitte Bardots Röcke hochhob.«
»In meinem Collège du Rosay in der Schweiz war ein Italiener, der die Hinterbacken Äpfel nannte. Er erzählte, die Sonderbedeutung dieses Worts sei in Italien geläufig, und er kannte tausend Geschichten zu diesem Thema, eine lustiger als die andere. Aber ich hörte ihn nie vom ›Schönsten in Rom‹ sprechen.«
»Unser Wissen vervollständigt sich in Dingen, die der Mühe wert sind.«
»Ich merke, daß dein putativer Vater eine gute Bibliothek besitzt. Bei mir wirst du auf deine Kosten kommen; mein Vater kaufte kurz vor seinem Tode die berühmte Sammlung erotischer Werke des 18. Jahrhunderts von Sir David Lionel Salomons, dem Neffen des ersten jüdischen Oberbürgermeisters von London. Besonders gefällt mir, daß in jedem Buch das Ex-Libris dieses Baronets steckt, entzückend graviert mit Jerusalemkreuzen und der Devise *Deo adjuvante*. ›Mit Gottes Hilfe‹ und der eines Goldschild kam diese prächtig illustrierte und gebundene Sammlung nach Frankreich zurück, woher sie stammte.«
»Du betäubst mich, denn ich spüre, daß du von jahrhundertealten religiösen, mit liederlichen gemischten Gedanken durchdrungen bist.«

»Dasselbe könnte ich auch sagen.«
»Ja, aber im Christentum heißt so etwas Laster oder Heuchelei. Bei euch gehört es wie bei den Alten zum Leben.«

V

Es war zwei Tage vor dem Passahfest. Eine Kerze in der Hand durchforschte Ascher mit Egla die Wohnung, um sich zu vergewissern, daß keine Krumen herumlagen. Diese Sorge oblag eigentlich ihrem Vater, aber sie beide erleichterten ihm die Aufgabe mit ihrer Voruntersuchung. Man mußte während dieser Woche, in der man nur Matzen verzehrte, die geringsten Reste gewöhnlichen Brotes aufstöbern und am Vormittag vor dem Fest verbrennen. Jeder hatte schon seine Taschen, die Revers und Falten seiner Kleider umgedreht. Herr Aronovitz hatte sogar zu seiner Freude ein Stückchen Brotkruste unter seinem Hutband entdeckt. Auf diese Weise gedachte man des wichtigsten Ereignisses in der Geschichte der Israeliten, des Auszuges aus Ägypten, der so überstürzt stattfand, daß sie dem mitzunehmenden Teig keinen Sauerteig zusetzten. Die für den großen Tag bestimmten Geräte, das Geschirr und Besteck waren schon aus dem Schrank genommen, wo sie sonst aufbewahrt wurden. Gewöhnliches Öl, gewöhnlicher Tee und Kaffee waren verbannt, es gab nur streng koscheres Öl, koscheren Kaffee und Tee. Bierflaschen, Hefepäckchen und Leimtöpfe waren sorgfältig entfernt worden. Und beim Passahwein vertrauten die Aronovitz der Garantie des Oberrabbinats nicht, sie stellten ihn im Herbst mittels einer kleinen Presse selbst

her. Während der Passahwoche filterten sie ihn, und ein säuerlicher Weingeruch, der ihnen die Tugend verkörperte, schwebte in der Wohnung. Auf einer Anrichte stand schon der Kelch des Propheten Elias, der wie bei den Beschneidungen auch beim Passahmahl den Vorsitz führen würde. Der Kelch würde gefüllt werden, niemand würde ihn berühren und schließlich würde Herr Aronovitz den Inhalt unauffällig in eine Flasche gießen.

»Rate, wie viele Haare ich am Körper habe!« sagte der Junge zu seiner Schwester, während sie neben einem Möbelstück knieten.

»Ist mir einerlei.«

»Das ist aber nicht recht von dir! Wegen der Zahl meiner Haare werde ich nächsten Monat meine Bar-Mizwa feiern. Für die religiöse Mündigkeit muß man geschlechtsreif sein. Was ist eigentlich die Geschlechtsreife? Unsere Rabbiner antworteten: ›Zwei Haare‹. Ich habe aber zwanzig. Ich bin zehnfach geschlechtsreif.«

»Schneide deine zwanzig Haare ab und dreh dir einen Schnurrbart daraus! Dann wird man dich eher ernst nehmen, mit deinem Mädchengesicht!«

»Mein Mädchengesicht?« entrüstete er sich, stellte seine Kerze ab und schlug mit den Fäusten auf seine Schwester ein.

Egla machte sich los, stand auf und warf ihn auf den Teppich.

»Vorsicht! Ich bin stärker als du!«

»Ich möchte wissen, ob du heiratsfähig bist!« sagte Ascher und stand ebenfalls auf.

»Esel!«

»Der Ewige sprach zu Jerusalem, dem Symbol der frommen Frau: ›Deine Brüste runden sich, dein Haar ist gewachsen‹. Du kannst auch nicht heiraten, ehe du nicht wenigstens zwei Haare hast. Du müßtest den Sankt-Katharinen-Hut aufsetzen, wie man in Frankreich sagt,

weil du schon siebzehn bist! Unser Gesetz genehmigt die Heirat der Mädchen mit zwölf Jahren und einem Tag und die Heirat der Knaben mit dreizehn Jahren und einem Tag. Ich begreife nicht, warum man euch ein Jahr Vorsprung läßt.«

»Wir sind so vulkanisch!«

»Und wir erst! Rabbi Chisda gestand: ›Ich habe mit sechzehn Jahren geheiratet. Hätte ich mit vierzehn geheiratet, so wäre es vom moralischen Standpunkt aus besser gewesen.‹«

»Mit vierzehn, nicht mit dreizehn!«

»Meine zwölf Jahre und elf Monate sind kein Vulkan, sondern ein reißender Strom!«

Sie wußte, wie sehr er um seine Reinheit besorgt war, und lächelte über seine Angeberei. Die ungezügelten Reden der jungen Juden glichen den anstößigen Diskussionen der Rabbiner im Talmud; sie waren kein Zeugnis mangelnder Schamhaftigkeit, sondern Ausdruck der Freiheit. Obwohl sie sich vieles untersagten, war es ihnen wichtig zu beweisen, daß ihnen nichts Menschliches fremd war, da sie ja selbst Menschen waren. Wenn Ascher die Hände in den Taschen vergraben hatte und mit blitzenden Augen nachdachte, hätte Egla nicht sagen können, ob er an den Ewigen, an eine Gleichung oder an eine Geilheit dachte.

»Du liest zuviel, mein armer Bruder!« sagte sie.

»Und du?«

»Ich lese, was ich für die Universität lesen muß, aber du hast den babylonischen Talmud verschlungen und vertiefst dich jetzt in den jerusalemischen. Ein bißchen viel für einen Jungen mit zwanzig Haaren!«

»Glücklicherweise raten die Orthodoxen den Frauen und Mädchen von der Lektüre des Talmud ab. Außerdem dankt der Jude jeden Tag dem Ewigen dafür, daß er ihn nicht zu einem Weibe gemacht hat. Welche Einfälle

kämen mir, wenn ich nicht im Talmud lesen würde? Vielleicht, dir die Brüste zu küssen, aber der Talmud hat mich gelehrt, daß ein Bruder die Brüste seiner Schwester nicht küssen darf.«

»Ich muß beinahe glauben, du seist ein kleiner Heimlichtuer und verstecktest deine Karten! Wie kannst du nur so etwas behalten? Wenn in der Synagoge aus dem Buch Levitikus das Kapitel über die verschiedenen Unreinheiten vorgetragen wird, wird ganz schnell gelesen, damit sich diese Dinge nicht ins Gedächtnis eingraben.«

»Hoffen wir im Gegenteil, daß sie sich eingraben! Sonst würden wir uns dem Inzest, der Sodomie, der Bestialität hingeben. Ich hätte mein Leben verfehlt, denn ich habe nur noch einen Monat, um diese Erfahrungen schuldlos machen zu könen.«

»Das hast du mir schon auf dem Friedhof von Bagneux gesagt. Man könnte meinen, du denkest daran!«

»Ich denke daran, aber ich tue es nicht. Um so besser für dich, für die Hunde im Viertel und für meine Kameraden in der Jabne-Schule.«

»Denke daran, so viel du willst, aber hör auf, davon zu sprechen!«

»Das Wort befreit den Gedanken. Ein Chassid ist berechtigt, alles zu sagen, weil er das Recht genießt, alles zu denken. Das Leben ist das Leben, Haare sind Haare. Ruhen wir uns ein bißchen aus, wenn es dir recht ist!«

Er setzte sich in einen der zwei großen Samtsessel im Zimmer. Egla nahm im anderen Platz und blies die Kerze aus. Kekskrümel, die sie zwischen den Fransen der Brücke gefunden hatten, legten sie sorgfältig in eine Untertasse.

»Ich habe gehört, ein Rothschild und ein Goldschild seien zu heiraten«, sagte Ascher in spöttischem Ton. »Welcher würde dir passen?«

»Ich würde ihm nicht passen, denn ich würde ihn zwin-

gen, all sein Geld an die Armen und an die sozialistische Partei zu verteilen.«
»Rote! Sorbonne-Sklavin!«
»Kürzlich beschloß die Mehrheit der Studenten, den Minister auszupfeifen, wenn er es sich einfallen ließe, den Fuß in die Sorbonne zu setzen. Falls es Krawall gibt, unterstützt uns die Gewerkschaft. Ich halte die Verbindung zu den Frauengruppen.«
»Ich verdamme deine Politikastereien, aber nicht deine Ansichten über das Geld der Barone.«
»Es sind aus der Luft gegriffene Ansichten.«
»Wie meine über die Ausschweifung.«
»Ich diene einem Ideal, und zwar dem jüdischen Ideal der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit.«
»Der Brüderlichkeit unter Juden; fast alle Führer deiner Organisation sind Juden. Damit macht ihr die rechts stehenden Studenten antisemitisch.«
»Sie wären es auch so. Weil du gerade vom Inzest gesprochen hast – stell dir vor, einer beschimpfte mich neulich wegen des Buches von Léon Blum über die Ehe, als hätte ich es geschrieben, weil anscheinend ein nachsichtiges Kapitel über den Inzest darinsteht. Er fragte mich, ob ich schon mit dir geschlafen habe. Da er evangelisch ist, gab ich zurück, obwohl Gide die Päderastie gepriesen habe, frage kein Jude die Protestanten, ob sie alle Päderasten seien.«
»Bravo, Egla! Damit hast du den Talmud verteidigt. Blum war, wie du mir gesagt hast, kein praktizierender Jude, aber wie alle großen Geister des Judentums liebte er die Kühnheit und gefiel sich in Paradoxen. Er suchte nach Entschuldigungen für Dinge, die bei den Christen wie bei uns vorkommen, aber er gab nicht vor, sie zu befürworten. Er spielte die Rolle des Sehenden; unsere Gegner spielen die Blinden. Der Talmud spricht von einem Rabbiner, der sich an die Tore des Tauchbads setzte,

um die Frauen zu lehren, wie man sich reinigt. Als man ihn fragte, ob keine unzüchtigen Gedanken seinen Eifer anfeuerten, antwortete er, diese Frauen glichen der Unschuld vom Lande, das sollte heißen, sie seien so rein wie er.«

»Auch vor der Reinigung?«

»Das ist dein Gebiet. Doch zurück zur spannenden Frage der Haare. Hättest du mit neun schon zwei gehabt, so hättest du heiraten können. Man stritt sich darüber, an welcher Körperstelle sie wachsen müssen, und entschied, das sei einerlei. Eine weitere Streitfrage: Mußten sie an derselben Stelle wachsen? Diese Einzelheit hielt man für zweitrangig. Aber um die Existenz der zwei Haare zu bescheinigen, waren mindestens zwei Zeugen erforderlich.«

»Seien wir froh, daß die Jüdinnen nicht schon mit neuneinhalb Jahren wie Phryne vor ihren Richtern erschienen!«

»Jeder der beiden Zeugen prüfte das Mädchen allein und wurde allein befragt. Wenn beide Zeugen bestätigten, die zwei Haare an der gleichen Stelle gesehen zu haben, wurde das Mädchen für heiratsfähig erklärt, desgleichen, wenn ein Zeuge versicherte, an einer Stelle ein Haar gesehen zu haben, und der andere Zeuge an einer anderen Stelle, unter der Bedingung, daß die beiden Stellen genügend weit voneinander entfernt waren, zum Beispiel ein Haar vorne und ein Haar hinten. Wenn aber der eine behauptete, ein Haar auf dem Bauch, und der andere, ein Haar auf dem Unterleib gesehen zu haben, oder wenn der eine es auf dem Kreuz und der andere auf einer Hinterbacke wahrnahm, war das Zeugnis nichtig und die Heirat fiel ins Wasser, denn es wäre nicht möglich gewesen, ein Haar auf dem Bauch oder auf dem Kreuz zu entdecken, ohne das andere auf dem Unterleib oder auf der Hinterbacke zu bemerken und umgekehrt. Falls zwei von drei Zeugen zwei Haare an derselben Stelle sahen

und der dritte ein Haar anderswo, hob das Zeugnis der zwei das des dritten auf.«
»In Jerusalem und Babylon hatte man noch Zeit!«
»Warum nicht auch in der Jabne-Schule, trägt sie doch den Namen der Stadt, die die Ausbildungsstätte der größten Talmudisten beherbergte? Hätte ich mit neuneinhalb Jahren schon zwei Haare gehabt, so hätte ich eine Witwe heiraten können. Vorrecht der Witwen ist es, sich mit einem Knaben von neuneinhalb Jahren vermählen zu dürfen, vorausgesetzt, daß er zwei Haare hat.«
»Wie alt muß die Witwe sein?«
»Davon sagt der Talmud nichts. Aber wenn ich schon dabei bin, werde ich dir auch gleich die Indizien für Ehebruch bei der verheirateten Frau mitteilen, damit du weißt, wie du dich zu verhalten hast. Indiz ist, wenn ein Mann und eine Frau zusammen in einem Bett sind . . .«
»Was du nicht sagst!«
». . . oder in einem Bad. Indiz, wenn sie sich auf den Mund küssen; Indiz, wenn eine Frau beobachtet wird, wie sie ihre Oberkleider anzieht, während ein Mann aus ihrem Zimmer tritt; Indiz, wenn sich Speichel (Umschreibung!) oder eine Männersandale vor ihrem Bett befindet; Indiz, wenn ein Mann einer Frau aus einem Graben hilft.«
»Das nannte man im Altfranzösischen: *donner la cotte verte* – sich auf dem Gras lieben.«
»Man berechnete auch die Zeit, die nötig ist, um ein Indiz zu schaffen, sobald sich ein Mann und eine Frau abgesondert haben.«
»Eine Stunde und eine Minute?«
»Nein, die Zeit, in der man um eine Palme herumgeht.«
»Um eine Palme von welcher Dicke?«
»Ein anderer Vergleich ist genauer: Die Zeit, in der man ein Glas zur Hälfte mit Wein füllt und mit Wasser verdünnt.«

»Warum sagt man nicht: Die Zeit, in der man ein Glas mit Wasser oder mit Wein füllt?«
»Wie unbedacht du bist. Der Talmud ist mitfühlend und wollte den Ehebrechern ein paar Sekunden mehr zugestehen, ehe sie auf frischer Tat ertappt werden. Ein Glas Wasser oder Wein füllt man auf einmal, während zwei Handlungen erforderlich sind für eine Mischung, wie beim Ehebruch. Rabbi Akiba hatte ein anderes Maß: die Zeit, in der man ein weiches Ei kocht.«
»Drei Minuten, mit der Sanduhr in der Hand.«
»Für einen anderen Rabbiner war es die Zeit, in der man hintereinander drei rohe Eier austrinkt.«
»Ein ausgezeichnetes Aphrodisiakum, wie es scheint.«
»Für andere war es die Zeit, die eine Frau braucht, um ein Brot aus dem Brotkorb zu nehmen.«
»Das ist gewiß der schnellste Ehebruch. Wie konnten aber die Rabbiner so genaue Berechnungen anstellen?«
»Sie waren verheiratet und kannten aus Erfahrung die nötige Zeit. Asai, der Verfasser eines dieser Winke, war allerdings ledig, man stellte sich dieselbe Frage. Die Antwort ist, daß er sich wohl mindestens einmal ›selbst erhitzte‹, um die Zeit für den Ehebruch abzumessen.«
»Du bist widerlich!«
»Ich bin gelehrt! Es ist meine Pflicht, dich zu unterweisen. Wie schön ist es doch, sich zu bilden! Rabbi Kahana und Rabbi Jochanan verbargen sich unter dem Bett ihres Meisters, um zu erfahren, wie er seine Ehepflicht erfüllte. ›Was macht ihr da?‹ fragte sie der Meister, der sie entdeckte. ›Wir wollen lernen‹, antworteten sie.«
»Ich hoffe nicht, daß du sie nachahmst und dich unter Vaters und Mutters Bett versteckst!«
»Schaf! Unter Vaters und Mutters Bett wäre es Indiskretion; unter dem Bett meines Meisters wäre es Instruktion.«
»Das Bett des Oberrabbiners Rubinstein ist sicher sehr ruhig.«

»Der Ewige erhält seinen Dienern ihre Jugendkraft. Sieh doch unseren Patriarchen Abraham, er war hundert Jahre alt, als Isaak geboren wurde. Weißt du, was du tun kannst, wenn du Jungfrau bist?«
»Ich will überhaupt nichts tun.«
»Entschuldigung, ich habe mich falsch ausgedrückt. Der Talmud spricht nicht davon, was eine Jungfrau tun oder nicht tun kann, weil sie überhaupt nichts tun kann, sondern er spricht vom Risiko derjenigen, die ihr etwas antun. Es ist mehr oder weniger schlimm, je nachdem ob sie verlobt ist oder nicht. Du kennst unsere Ehrfurcht vor der Familie. Trotzdem kommt die Jungfräulichkeit eines Mädchens erst von drei Jahren und einem Tag an in Betracht. Wird sie unter diesem Alter vergewaltigt, so wird der Schuldige freigesprochen, denn, so sagt der Talmud, es ist, ›als habe er ihr den Finger ins Auge gesteckt‹; die Jungfräulichkeit bildet sich wieder. Über dem Alter von drei Jahren und einem Tag hat die unverheiratete Jungfrau, die geschändet wird – wobei vorausgesetzt ist, daß sie sich erst mit neun Jahren und einem Tag verloben kann –, ein Anrecht auf Schadenersatz. Wird sie von zwei Männern oder von zehn vergewaltigt, so zahlt allein der erste die Strafe. Hat sie einer von zweien auf dem anormalen Weg vergewaltigt, so zahlt der andere die Strafe. Wenn sie aber zehn auf dem normalen und einer auf dem anormalen Weg schändeten, müssen alle zahlen. Das ist spitzfindig, nicht?«
Egla schwieg.
»Ist die Jungfrau verlobt«, fuhr Ascher fort, »und wird von zwei Männern vergewaltigt, so ändert sich alles: Der erste wird gesteinigt, der zweite erwürgt. Hat einer der beiden den anormalen Weg benutzt, sei es auch der erste gewesen, so wird er nicht gesteinigt, sondern erwürgt, während man den steinigen wird, der den normalen Weg benutzte. Hat die verlobte Jungfrau den normalen Bei-

schlaf von zehn Männern und den anormalen Beischlaf eines elften erlitten, so wird nur der erste der zehn gesteinigt, alle anderen werden erwürgt, einschließlich des elften. Hat sie aber den anormalen Beischlaf von zehn Männern und den normalen Beischlaf eines elften erlitten, so wird trotzdem allein der erste gesteinigt wie im vorhergehenden Fall, und alle anderen werden erwürgt. Warum? Weil der erste ebenso für den zehnmaligen anormalen Beischlaf wie für den einen normalen Beischlaf verantwortlich ist.«

Ascher richtete seinen klaren Blick auf seine Schwester. Er hoffte auf ein Lächeln, sah aber nur einen verächtlichen Ausdruck. Er errötete über und über, weil ihm blitzartig bewußt wurde, was er eben gesagt hatte. Für ihn waren es nur Worte gewesen, aber plötzlich merkte er, daß es auch Bilder waren. Als Sohn eines Volkes, dem die bildende Kunst untersagt ist, hatte er vergessen, daß Prosa wie Poesie Malerei sein kann. Egla gab er aber eine andere Erklärung:

»Versteh mich doch! Vater hat mich in den Talmud eingeführt, aber nicht in all die Traktate, die ich heimlich gelesen habe. Von dem, was ich mir gemerkt habe, wagte ich nicht, zu meinem Meister, dem Oberrabbiner Rubinstein, zu sprechen. Ich versuche, mir selbst zu beweisen, daß ich ein Jude bin, das heißt daß ich stark bin – ›stark gegen den Ewigen‹, das ist der Sinn des Wortes Israel –, aber es gelingt nicht immer, und ich werde schwach!«

Er neigte den Kopf und schluchzte in seine Hände. Seine Schwester trat zu ihm und legte ihre Wange an seine, wie um seine Tränen abzuwischen.

»Du bist noch ein Kind«, murmelte sie, »und hältst dich für einen Mann! Aber gelobt sei der Ewige! Du bist noch ein Kind!«

Er beruhigte sich. Sie wollte seine Offenheit belohnen und ihn auffordern, sein Gedächtnis ganz zu entlasten. Damit

bewies sie, daß auch sie ›stark gegen den Ewigen‹ war, stark gegen ihren eigenen Bruder und gegen jedermann, weil sie des Ewigen gewiß war.
»Hast du mir nichts mehr in dieser Art zu erzählen?« fragte sie lockend. »Man gewinnt schließlich Geschmack daran.«
Glücklich, weil ihm vergeben war, sagte er schnell:
»Falls dein zukünftiger Mann seine Pflichten nicht richtig erfüllt, gebe ich dir das Rezept des Talmuds: Ein heißes Gerstenbrot auf den Anus legen!«
Sie brachen beide in Lachen aus, zündeten die Kerze wieder an und suchten weiter nach Brosamen.

VI

Sarre betrachtete Bélise Jouvenceau. Diese lebensprühende Frau, die temperamentvolle Gattin eines großen Schriftstellers, diese kühne Memoirenschreiberin, diese von Oratorianern umgebene Gläubige, diese ehemalige »exzentrische Tänzerin« Marya, saß heute in ihrem bürgerlichen Salon unter einem jener Plakate, die sie halb nackt zeigen; diese Frau mit Vermögen, Herz und Geist war einer finsteren Leidenschaft zum Opfer gefallen, dem Antisemitismus, dem auch ihr Gatte, allerdings nicht so offenkundig, huldigte.
Bei den Festmahlen von Florence Gould bildeten ihre glatten, schwarzen Haare und ihre großen Bajaderenaugen eher einen Gegensatz als das Gegenstück zu dem Infantinnenhaar und dem *umschatteten, jüdischen Auge* von Marie-Laure de Noailles. Ihr schnabelspitzes Kinn schien auf das galoschenförmige Kinn der Vicomtesse

einhacken zu wollen. Wenn sich ihre Blicke trafen, entstand ein Funke wie von zwei Schwertern. An einem flüchtigen Abend hatten sie die Schwerter in die Scheide gesteckt, als sie zusammen auf einem Tisch Cancan tanzten. Diesen Funken, der aus ganz verschiedenen Gründen bei der einen wie bei der anderen aufsprang, wenn nur das Wort Jude fiel, hatte Sarre neulich bei Bélise aufblitzen sehen, als sie ihm beim Hinausgehen aus dem Watteau-Salon im Hotel Meurice vertraulich zugeflüstert hatte: »Besuchen Sie mich doch einmal in meiner Einsiedelei, ich habe schreckliche Dinge über die Juden!« Diesen Funken sah er jetzt über dem großen, mit Papieren vollgestopften Umschlag stieben, den sie ihm reichte. »Lesen Sie, mein Lieber, lesen Sie . . . Ich lasse Sie allein, damit Sie sich in Ruhe hineinvertiefen können. Marcel ist im Pavillon und schreibt an einem Buch gegen mich. Ich gehe in mein Zimmer und mache mich wieder an mein Buch gegen ihn.«

Sie raffte ihren Morgenmantel aus weißem Satin und verließ mit kriegerischem Schritt den Salon.

Was enthielt dieser große Umschlag mit dem Firmenaufdruck »Kerzenhandlung Sainte-Thérèse de Lisieux«? Er war gewissermaßen sowohl liturgisch als auch historisch bedeutsam: die Briefmarke mit Poststempel aus der Besetzungszeit trug das Bildnis des Marschalls Pétain. Der ehemalige Chef des französischen Staates und die zweite Schutzpatronin Frankreichs – wegen ihres Familiennamens Martin eine ungekannte Jüdin –: Beherbergten sie einen Semi-Gotha, eine Liste neuer Christen, noch aufschlußreicher als die von 1512, oder erdichtete Dokumente? Eine Neuauflage der *Protokolle der Weisen von Zion*, jener berühmten Fälschung der zaristischen Polizei vom Beginn des Jahrhunderts, in der angeblich der Plan vom Aufstand und der Weltbeherrschung der Juden aufgedeckt wurde? Ein abgeändertes Plagiat der ebenso an-

geblich von Oberrabbiner Reichhorn aus Prag stammenden Rede von 1861 mit dem gleichen Thema? Einen Zwilling des apokryphen Briefes von 1489, den der »Oberrabbiner von Konstantinopel« dem »König der Juden von Arles« in Provenzalisch schrieb und in dem er gute Ratschläge zum Sturz des Christentums erteilte? Einen Anhang zu der frei erfundenen Erklärung Franklins an den Kongreß vom Jahr 1787, in der er die Vereinigten Staaten vor der jüdischen Invasion warnte? Sarre entnahm dem schreckenerregenden Umschlag Schriften und Zeitungsausschnitte, die von den Jahren vergilbt und trotz der Briefmarke alle aus der Vorkriegszeit datiert waren.

Die meisten Ausschnitte stammten aus dem Blatt *La France enchaînée,* »Organ der antijüdischen Vereinigung Frankreichs«, gegründet und geleitet von Darquier de Pellepoix. Der Titel gewann traurig-ironische Bedeutung, wenn man bedachte, daß dieses »Frankreich in Ketten« das freie Frankreich von 1938 war, und daß Darquier de Pellepoix später im besetzten Frankreich Generalkommissar für jüdische Fragen wurde. Damals gelang es seiner Propaganda nicht, die Franzosen davon zu überzeugen, die deutsche Invasion sei der jüdischen vorzuziehen. Die Artikelüberschriften – »Die Juden wollen den Krieg«, »Franzosen, der jüdische Feind ist in der Burg« . . . – standen dem Namen der Zeitung nicht nach und klangen genauso unheilverkündend. Alles war geschrieben »im Namen der Franzosen, der echten Franzosen, der hundertprozentigen Franzosen«. Diese Propheten eines Unglücks, dessen Nutznießer sie wurden, bezeichneten als seine Urheber zwei Männer, die sie bald beweihräuchern mußten, Laval, den Unterzeichner des französisch-russischen Paktes, einer »jüdischen Eingebung«, und Pétain, in dessen Umgebung »eine jüdisch-freimaurerische Verschwörung« am Werke sei. Blum war ihr Sündenbock,

und weil er den Abgeordneten der extremen Rechten zugerufen hatte: »Ich hasse Sie!« (was die extreme Rechte der extremen Linken seit der Revolution zuschrie), klagte man ihn an, dies Wort ganz Frankreich ins Gesicht geschleudert zu haben. Mandel, der während des großen Krieges an der Seite Clemenceaus den französischen Patriotismus verkörpert hatte, flößte ihnen keine Dankbarkeit ein. Der zum Protestantismus übergetretene Kultusminister Zay war für sie »der Jude, der echte Jude, der hundertprozentige Jude«. Mendès-France wurde als »Mendès, genannt France« bezeichnet, obwohl seine Ahnen ihren Doppelnamen schon länger trugen als die Vorfahren von Darquier de Pellepoix. Angesichts dieser giftigen Anwürfe begriff man, warum sich diejenigen, die ihre Zielscheibe waren, nach dem Waffenstillstand auf der *Massilia* nach Afrika einschifften, und warum Mandel und Zay am Vorabend der Befreiung von Fanatikern der Miliz ermordet wurden.

La France enchaînée veröffentlichte auch vergnügliche Anekdoten, darunter die Geschichte von Herrn Durand, der Herrn Lévy begegnet. Herr Lévy kündigt ihm seine Abreise nach Montevideo an. »So weit fort gehen Sie!« ruft Herr Durand. »Weit fort von wo?« fragt Herr Lévy. Dieser Herr Durand stammte wohl nicht von den Juden ab, die den so ganz französischen Namen seit beinahe einem Jahrtausend tragen. Der erste jüdische Durand kam im 11. Jahrhundert nach Worms, andere gingen im 14. Jahrhundert nach Mallorca, wieder andere im 15. Jahrhundert nach Algier, mehrere ließen sich 1486 in Marseille nieder. Seit diesen frühen Zeiten gibt es sie mit den drei unterscheidenden Endungen n, d oder t. Wahrscheinlich gab das Beispiel so vieler im Mittelalter zu Durand gewordener Lévy einem weiteren Lévy 1952 das Recht, sich Durand zu nennen. Man muß anerkennen, daß sich die Lévy im allgemeinen darauf beschränken, ihren

Namen in weniger offensichtlicher, aber einfallsreicher Weise zu ändern, wie ein Taschenkünstler seinen Hut verformt: Lhéry, Léri, Lérys, Lauris, Lérins, Leray, Léret, Lény, Lavie, Leval, Lévier, Levet, Levain, Luville, Laville, Lavigne. 1930 schlug ein Lévy einen Purzelbaum und nannte sich Yvel. Die Krone der Einfachheit und Eleganz gebührt einem Zeitgenossen Ludwigs XV., der sich L'Evy nannte.

In einem anderen Artikel aus *La France enchaînée* waren Xavier Vallats Worte vor der Kammer zitiert, mit denen er zu Léon Blums neuer Regierung Stellung nahm. Noch nie, hatte der zukünftige erste Kommissar für jüdische Fragen gesagt, sei »dieses alte, lateinische Land« von einem Juden regiert worden. Frankreich hatte sich indessen schon bekannten und ungekannten Juden anvertraut, von denen manche recht ruhmreich waren: Kanzler Michel de l'Hôpital, Kardinal Mazarin, Soult, Thiers, Jules Simon, Gambetta, Waldeck-Rousseau, Millerand, Bienvenu-Martin, François-Marsal, Steeg. War nicht auch Pierre Laval, der den Geschicken der Vichyregierung vorstehen und diese zweifelhafte Ehre bezahlen sollte, mit seinem Ortsnamen jüdischen Ursprungs? Diese Vermutung wagte die antisemitische Zeitung *Au Pilori* (Am Pranger) zu veröffentlichen, schob sie aber dem Juden Trotzki in die Schuhe.

Die Nationalisten kannten die Macht der Namen. Um besser an Blum, den Abkömmling elsässischer Juden, heranzukommen, erfanden sie ihm eine Abstammung von einem bulgarischen Juden Karfunckelstein. Der ehemalige Ministerpräsident ging über diesen Scherz hinweg, aber seine Erben beschlossen, ihm ein Ende zu machen; eine Auflage des Lexikons *Petit Larousse* mußte eingestampft werden, weil der Irrtum darin abgedruckt war. Bernard Lecache war weniger geduldig als Léon Blum. Er war es überdrüssig, sich Lekah oder Lipschitz nennen zu lassen,

und bewies in einem aufsehenerregenden Prozeß, daß seine Familie niemals einen anderen Namen als Lecache getragen hatte.
In Zeitungsausschnitten aus *La France enchaînée* waren die Reden der Naziführer veröffentlicht, die sich anschickten, Frankreich in Ketten zu legen. Manche ihrer Namen erinnerten Georges an die zur Zeit des Faschismus erschienene Liste, die ihnen den Einzug in Italien hätte verwehren können. Hitler stand zwar nur mit einem Buchstaben mehr darauf – Heitler – und Goebbels mit zwei Buchstaben weniger – Goebel, aber Rosenberg, Frank, Naumann, Feldmarschall Rommel und General Michel waren vollzählig versammelt wie auch der SS-General Pohl, der zum Katholizismus übertrat, ehe er 1950 hingerichtet wurde, sowie Wolff, ein anderer SS-General, der dank dem unermüdlichen Fleiß der israelischen Geheimdienste festgenommen wurde, und wenn auch nicht Eichmann dastand, so doch Heischmann.
Als Sarre über diese aufschlußreichen Gleichklänge nachdachte, fragte er sich, warum eine kleine Beimischung jüdischen Blutes für den Antisemitismus anfällig machen kann, wie Françoise bemerkte. Zur Zeit der Dreyfus-Affäre wollte sich Régis, der Bürgermeister von Algier, »einen Sockel aus Judenleichen« errichten; er war Jude italienischer Herkunft mit Namen Milano. Ein gewisser Martini prägte die Formel: »Unser Feind ist der Jude!« Drumont, der Autor des Werkes *La France juive (Drumont, ein mit einem Gorilla gekreuzter Schakal,* sagte Laurent Tailhade), galt als Jude, und Abbé Renaut, einer seiner Feinde, beschrieb ihn als solchen: »Eine vorspringende Nase, tiefliegende, blinzelnde Augen, eng beieinanderstehende Zähne« (obwohl die Antisemiten behaupten, die Juden hätten auseinanderstehende Zähne), »abstehende Ohren, viereckige Nägel, spitze Finger, zu langer Ringfinger, ebenfalls zu langer Oberkörper und

kurze Beine, Plattfüße, runde Knie, ungewöhnlich hervorstehende Knöchel, eine dicke, weichliche Hand.« Sein Schüler und Nachfolger Céline, Pseudonym von Destouches, wurde von dem Journalisten René Vincent ebenfalls als Jude bezeichnet. Es gab seit Torquemada, einst Torre Cremata, Präzedenzfälle vor allem bei Kirchenmännern; im 15. Jahrhundert waren es der heilige Vinzenz Ferrer und der deutsche Mönch Pfefferkorn; im 16. Jahrhundert die spanischen Bischöfe Paul de Santa-Maria, früher Salomon-Halévi, und Jérôme de Santa Fe, einst Josué Lorca; Monsignore de La Fare, Bischof von Nancy, der sich in der Constituante der Emanzipation der Juden zu widersetzen versuchte und von einer zu Villeneuve gewordenen Lopès de Villanova abstammte; im letzten Jahrhundert Abbé Lambert, Abbé Desportes (Desportes ist ein jüdischer Name wie de Portes), Monsignore Kohn, Erzbischof von Olmütz, der schrieb: »Sollte die Ungerechtigkeit der Juden das Maß überschritten haben? Ist die Zeit gekommen, in der sie durch Feuer und Schwert vom Erdkreis verschwinden?« Diese Zeit war gekommen, nicht wegen ihrer Ungerechtigkeit, sondern wegen des Wahnsinns eines ihrer Renegaten. Hitler sagte von Heydrich, dem Henker in der Tschechoslowakei, der wie Himmler jüdisches Blut hatte, er vertraue ihm, weil er das in ihm enthaltene schlechte Blut zu töten suche; dasselbe könnte für ihn selbst gelten. Sie waren sich alle darin einig, dieses schlechte Blut bei anderen zu töten. Sie machten sich an die Arbeit, wobei sie dem jüdischen Hang zur Maßlosigkeit freien Lauf ließen.

Und verdeutlichten damit bestens einen nicht weniger denkwürdigen Ausspruch Hitlers, der im Keim schon in den Artikeln der Zeitung *La France enchaînée* enthalten war, daß nämlich der Krieg von 1939 ein jüdischer Krieg sei. Das Studium der Namen der Kriegsstifter bewies es mehr als die auf dem Spiel stehenden Interessen, beson-

ders wenn man die ungekannten Juden berücksichtigte. Amüsant war, als erstes zu enthüllen, daß der populärste Name im Frankreich der Vorkriegszeit und des »komischen Krieges«, Maginot, dessen Festungslinie zum Symbol einer illusorischen Macht geworden war, dem Namen eines Juden Magino in Rom 1587 und dem eines lothringischen Juden Maggino 1597 glich, einem Manne aus der gleichen Stadt wie der spätere Kriegsminister. Die anderen Namen von 1939 bestätigten diesen Anfang: In Frankreich Georges Bonnet (Professor Lévy gibt nur Juden Bonet mit einem n an, von denen der erste in Narbonne 1267 auftaucht, aber es gibt auch jüdische Bonnet mit zwei n, den ersten 1248 in Marseille); in Polen Oberst Beck (ein Jude Beck ist 1685 in Prag nachgewiesen); in der Tschechoslowakei Benes (Benet und Benesch sind jüdische Namen in Mitteleuropa); die Großmutter mütterlicherseits von Churchill war eine geborene Jacobson; die Ahnen von Roosevelt waren holländische Juden namens Rossocampo; die von Stalin (Dschugaschwili) Juden eines portugiesischen Handelskontors in Indien, im 15. Jahrhundert nach Georgien eingewandert; Eisenhower wurde von der demokratischen Presse als Jude bezeichnet. Wenn auch General Marshall Nichtjude war, gibt es doch in den Vereinigten Staaten mehrere berühmte Juden dieses Namens, darunter einen Präsidenten des jüdischen Komitees in Amerika. Wenn auch General Alexander Nichtjude ist, stehen doch für das 19. Jahrhundert siebenundzwanzig jüdische Alexander in dem Buch *Anglo-jewish Notabilities*, das 1944 in London erschien. Wenn auch Marschall Portal von der Royal Air Force und der Admiral desselben Namens Nichtjuden sind, ist doch ihr Name seit dem 13. Jahrhundert in Frankreich jüdisch. General Spears, der General de Gaulle nach London entführte, ist Jude.

Hitler und seine Gesellen hatten, nebenbei, den auf

Deutschland passend scheinenden Ausdruck »jüdischer Krieg« nicht erfunden. Wilhelm II. sagte nach der Niederlage, es seien die Juden und die Freimaurer gewesen, die den Krieg von 1914 wollten. Hatte er vergessen, daß sein Vater Friedrich III. gesagt hatte, der Antisemitismus sei eine der Abscheulichkeiten der Welt? Und hatte er den Juden Haase mißbilligt (der 1916 Antimilitarist wurde), weil er ihm 1914 die Anhängerschaft der Sozialdemokratie und die Kriegserklärung überbrachte? Es war der jüdische Baron von Schoen, deutscher Botschafter, der sie in Paris Bienvenu-Martin, dem interimistischen Ministerpräsidenten, übergab, einem ungekannten Juden wie Lloyd George. Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der Mann »mit dem Papierfetzen«, stand im Semi-Gotha mit Baron von Aehrenthal, dem österreichischen Außenminister, der durch die Annexion von Bosnien-Herzegowina am Ursprung der damaligen Weltkriegskatastrophe stand. Ein unerwartetes Schriftstück führte Georges' Gedanken wieder auf die »Akte« zurück. Man entfernte sich endlich von *La France enchaînée;* jetzt folgten Artikel von Marcel Jouvenceau in der Zeitung *L'Action française.* Sie zeugten davon, wie sich intelligente Männer vom Taumel erfassen ließen. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller beschuldigte Léon Blum aus unbekannten Gründen, er widme sich nicht »dem französischen Vaterland«, sondern »dem jüdischen Vaterland«. Ebenso unberechtigt bezeichnete er die Verteidigungszeitschrift der Juden *Le Droit de vivre* als »dreckiges Judenblatt« und ihren Gründer Bernard Lecache als »Schwein«. Er führte die kriegerische Gesinnung der Juden darauf zurück, daß sie die Franzosen umbringen wollten zur Strafe, weil sie »keine Plattfüße, keine schiefen Augen und kein krummes Rückgrat« haben.

Der berühmte Artikel von Henri Béraud im *Gringoire, »Minuit Chrétiens!«,* der zum Sammelruf des Antisemi-

tismus gegen das Ministerium Blum wurde, entsprach den Artikeln Marcels. Das Lied, dem der Titel entnommen war, stammte von Adolphe Adam, einem ungekannten Juden.

Nach den Ariern Jouvenceau und Béraud bewies René Groos, jüdischer Mitarbeiter an der *Action française*, mit einem Artikel, daß sich in den Rängen des französischen Nationalismus und Antisemitismus Männer befanden, die die Zeitung »Juden von guter Geburt« nannte. Er bediente sich wieder der Sprache der konvertierten Mönche von einst, um »die jüdische Verschwörung gegen Frankreich, gegen das Ordnungsprinzip, das es vertritt«, aufzudecken und um die französischen Juden zu ermahnen, sich »dem alten Frankreich« anzuschließen und päpstlicher als der Papst, französischer als die Franzosen zu sein. Solche Juden der Rechten gab es stets, zum Beispiel Arthur Meyer, Direktor des *Gaulois*, und Bankier Mirès, der sich zur Zeit der römischen Frage den Titel »Advokat des Papstes« beilegte. Heute glänzt bei *La Nation française* der Racinesche Jude Silberfeld.

Andere »Juden von guter Geburt« wie Daniel Halévy, Georges Suarez, Ramon Fernandez und Emmanuel Berl hatten das Judentum verlassen; die drei ersteren waren katholisch geworden im Gefolge von Gabriel Marcel. Sie zeichneten damit den Weg vor, den später Maurice Schumann und Grandval beschritten. Schumann war der Wortführer des freien Frankreich am Radio London und Grandval ein tapferer Oberst der französischen Streitmächte im Innern, aber Fernandez und Suarez gaben sich eifriger Kollaboration hin, was der letztere mit seinem Leben bezahlte.

VII

»Nun?« fragte Bélise, als sie wieder eintrat.
»Nun«, meinte Sarre, »ich bin nicht klüger geworden.«
»Was wollen Sie denn sonst noch? Solche Dinge würde man heute nicht mehr zu schreiben wagen ... und es ist gut, daß jemand sie für kommende Geschlechter aufbewahrt. Haben Sie alles gelesen?«
Georges gestand, er habe ein paar Schriften und den *Grand Occident* übergangen, der ihm schon als antifreimaurerisches Blatt bekannt sei. Maryathis suchte in dem Packen eine Nummer dieser Zeitung und entfaltete sie wie eine unbefleckte, wenn auch etwas geschwärzte Fahne.
»Diese Nummer ist mir wichtig«, sagte sie, »Text und Melodie der *Carmagnole du Front populaire* sind darin abgedruckt. Ich werde sie Ihnen stehend vorsingen, so klingt meine Stimme voller.

Monsieur Jean Zay hatte versprochen,
die Kinder gut zu erziehen (da capo).
Aber er schwenkt vor ihnen
die Wischlappen-Fahne.

Tanzt mit uns die Carmagnole ... (da capo)

Marcel Cachin hatte versprochen,
die Neureichen bluten zu lassen (da capo).
Aber er ist Laufbursche geworden
von Rothschild und Finaly.

Tanzt mit uns die Carmagnole ... (da capo)

Nieder mit dem Regime der Verrotteten,
der drei Punkte und der Beschnittenen! (da capo)
All den widerlichen Banditen
sollte man den Hals abschneiden.

Tanzt mit uns die Carmagnole!

Es lebe der Schall, der brüllende Hall,
tanzt mit uns die Carmagnole!
Es lebe der Hall
der Geschütze!«

Marya, wie man sie kurz nannte, hatte die Arme erhoben, um den letzten Zeilen mehr Vibrato zu geben. Sie glich der wilden Théroigne, *die mit dem Säbel in der Hand die königlichen Stufen hinaufsteigt.*
»Wie gut Sie singen!« bewunderte sie Sarre, »aber ich hielt Sie für eine bessere Christin!«
Plötzlich horchten beide auf Töne, die nicht von Geschützen stammten, sondern wie von Oboen und Flöten. Durch die offene Tür drang mit dem Fliederduft ein Lied von der anderen Seite des Gartens herein: *Sicut cervus ad fontes aquarum . . .*
»Das ist Marcel an seinem Harmonium«, erklärte Marya, »er liebt diesen Psalm und spielt ihn eigens für Sie, denn auf alten christlichen Mosaiken ist der Hirsch am frischen Wasser das Symbol der bekehrten Juden. O mögen Sie durch Ihr Werk viele Juden bekehren!«
»Erinnern Sie sich daran, teure Freundin, daß Jesus Jude war. Johannes XXIII. selbst ruft es uns ins Gedächtnis.«
»Papperlapapp! Ich brauche die Päpste nicht, um das Christentum zu kennen!«
»Ich hoffe, Sie sprechen den Nazis nicht nach, Christus sei Arier gewesen. Sie machten einen großen, blonden, zum Schein beschnittenen Kelten aus ihm. Außerdem sei Galiläa seine Heimat gewesen, und die Vorsilbe ›gal‹ bedeute ›Kelte‹: Galatien, galicisch, Galicien, gallisch. Professor Montandon übernahm diese Weisheit und kommentierte sie. Aber wenn auch Christus arisch war, sind doch die Psalmen jüdisch. Marcel bereitet uns einen jüdischen, mit Flieder gewürzten Genuß. Im Mittelalter brachten jüdische Händler den Flieder nach Europa.

Sie sprang auf und warf das Fenster zu.
»Sie fragten mich, ob ich eine gute Christin sei, und ich habe nicht geantwortet. Ich kann Ihnen verraten, daß ich regelmäßig beichte und nicht vergesse, mich des Antisemitismus anzuklagen. Wie Sie daraus ersehen, ist mir also wohl bekannt, daß die Kirche den Antisemitismus verdammt. Absichtlich wechsle ich den Beichtvater oder beichte zu Stunden, in denen wenige Menschen da sind, damit sich der Priester nicht für verpflichtet hält, seine Moralpredigt abzukürzen. Über den Antisemitismus wurde mir aber noch niemals eine gehalten. Nie hat er meine Sühne verschärft. Wie gut kenne ich den Satz: ›Herr Pater, ich klage mich an, Antisemitin zu sein!‹ Und ich kenne auch das lastende Schweigen des Beichtvaters, von dem ich immer vergeblich eine Standpauke erwarte.«
Dieses Geständnis verblüffte Georges und erinnerte ihn an die Worte Pater Brissacs; offensichtlich stimmte man innerhalb der kirchlichen Hierarchie bezüglich der Streichung von *de perfidis judaeis* keineswegs überein.
»Wollen Sie sich einmal gründlich die Leviten lesen lassen, so beichten Sie doch Pater Riquet!« schlug er vor.
»Die Jesuiten sind nicht mein Fall. Sie haben ein paar Ausschnitte aus der mutigen Zeitung *La France enchaînée* gelesen, und Sie haben die Beweise dieser ›Ketten‹ gesehen. Das war 1938. Ich behaupte nicht, wir lägen immer noch in Ketten, aber wir sind noch besetzt. Gott sei Dank nicht mehr von den Deutschen, aber von unseren jüdischen Landsleuten. Warum sollten sie sich über diese Feststellung aufregen? Es ist bekannt, daß sich die Korsen in manche Verwaltungen und die Bewohner der Auvergne in gewisse Berufe drängen; ebensowenig kann man sich der Erkenntnis verschließen, daß die Juden die Champs-Elysées buchstäblich besetzen. Als ich an jenem Mittwoch zu Florences Festmahl fuhr, kam ich mir bei jeder Ver-

kehrsampel wie auf dem Kreuzweg vor. Beim Etoile am ehemaligen Hotel Astoria die Werbeplakate von Bleustein-Blanchet . . .«

»Astor (Waldorf Astor) ist ein jüdischer Name«, warf Georges ein.

». . . dann *Les Echos* und *L'Express* der Servan-Schreiber, *Jours de France* von Bloch-Dassault, die Geschäfte Lévitan, Corot, Toutmain usw. In den Kinos Filme von Hitchcock, Gance, Lévy, Le Chanois, Jean Mercure, Spaak mit den Filmstars Simone Signoret, Anouk Aimée, Yves Montand, Eddie Constantine, Danny Kaye, Robert Hossein, Ingrid Bergman (ein jüdischer Name!). An Bauzäunen prangten die Riesenporträts von Johnny Hallyday, Sacha Distel, Vince Taylor. Erst am Rond-Point konnte ich aufatmen.«

»Zum Glück! Aber was macht es Ihnen aus, ob diese Läden, Zeitungen und Gesellschaften Juden oder Christen gehören? Was kümmert uns Ursprung oder Religion von Filmfachleuten und Filmstars, wenn sie gute Filme drehen? Die jungen jüdischen Sänger haben sehr ansprechende Gesichter.«

»Aber ihr Blut, mein Lieber, ihr Blut!«

»Ihr Blut?«

»Sie haben Blutgruppe B, während wir Arier Blutgruppe A haben. Vor dem Krieg verlangte Doktor Martial, alle Mitglieder der Blutgruppe B sollten von der französischen Staatsangehörigkeit ausgeschlossen werden. *La Terre retrouvée*, eine jüdische Zeitung, strengte einen Prozeß gegen ihn an, ihr Anwalt war Paul Reynaud, was ihm nicht gerade zum Ruhm gereicht.«

Georges hütete sich zu sagen, Paul Reynaud sei ein ungekannter Jude, der seine Beimischung von Blutgruppe B verteidigte.

»Rechtschaffenheit, Moral, Mut, Altruismus, Poesie zeichnen die Blutgruppe A aus«, sagte Marya, »aber Diebstahl,

Lüge, Feigheit, Schuftigkeit, Gemeinheit gehören zur Blutgruppe B.«
»Ist Ihnen klar, daß Sie das Problem der Prädestination aufgreifen? Sie führen uns zum Jansenismus zurück, zu Calvin, zur kleinen Zahl der Auserwählten. Besitzt das Blut solche Macht, woher nimmt dann die Blutgruppe A das Recht, die Blutgruppe B zu verdammen? Außerdem erinnere ich mich, daß es auch eine Blutgruppe 0 gibt.«
»Blutgruppe 0 besitzt dieselben Eigenschaften wie Blutgruppe A. Ich gehöre zu 0, wenn Sie nichts dagegen haben. Aber lassen Sie Gott aus der Diskussion, obwohl er ihr vorsteht. Unterhalten wir uns wissenschaftlich!«
Sie suchte eine Broschüre aus dem Packen.
»Sehen Sie nur diese aufschlußreiche schematische Darstellung! Ich mit meiner Blutgruppe 0 kann Ihnen Blut spenden, denn Sie haben doch sicher Blutgruppe A? Gut. Aber Sie als A können mir als 0 nicht spenden, ebensowenig wie B, der jedoch von mir Blut aufnehmen kann. B aber kann weder Ihnen noch mir spenden.«
»Ich habe gelesen, die Blutgruppen seien von dem Nobelpreisträger Landsteiner, einem jüdischen Biologen, entdeckt worden.«
»Ein getaufter Jude; sein Name steht auf der Liste der großen Konvertiten.«
»Ändert die Konversion das Blut? Einst behauptete man, sie befreie die Juden von ihrem spezifischen Geruch.«
»Wenn ein Jude Ihnen oder mir Blut spendet, sterben wir wie vom Blitz erschlagen. Ist das nicht schrecklich? B-Blut kann nur ein AB vertragen.«
»Ein Abbé?«
»Jemand, der aus A und B gemischtes Blut hat, also nur eine verschwindend kleine Zahl von Menschen; es ist die am wenigsten verbreitete Blutgruppe. Geben Sie zu, daß die Vorsehung die Dinge nicht schlecht eingerichtet hat. Sie schützte das gute Blut gegen das schlechte.«

Marya benützte, ohne sich dessen bewußt zu sein, Hitlers Vokabular. Sie blätterte in den Papieren nach etwas anderem.

»Ich vermute«, sagte sie, »Sie haben den Artikel von Professor Montandon über die Frage des Blutes nicht gelesen. Er klärt uns in dieser äußerst wichtigen Sache gründlich auf. Sehen Sie hier. In Frankreich umfaßt die Blutgruppe B nur zwölf Prozent – das ist die jüdische Infiltration –, Blutgruppe 0 dreiundvierzig Prozent – ich gehöre der Mehrheit an –, Blutgruppe A zweiundvierzig Prozent und Blutgruppe AB drei Prozent. Aber was lese ich da? Jetzt verstehe ich gar nichts mehr! Professor Montandon erklärt, von hundert deutschen Juden hätten zweiundvierzig Blutgruppe 0, einundvierzig Blutgruppe A und nur zwölf Blutgruppe B . . .«

»Genau wie bei den schlechten Franzosen.«

». . . und von hundert polnischen Juden hätten dreiunddreißig Blutgruppe 0 und zweiundvierzig Blutgruppe A!«

»Genau wie bei den guten Franzosen. Demzufolge hätte Professor Montandon zuerst zwölf Prozent Franzosen verjagen und dann zweiundvierzig Prozent polnische Juden und einundvierzig Prozent deutsche Juden aufnehmen können.«

»Die einzigen, die einen größeren Prozentsatz an Blutgruppe B aufweisen – einundzwanzig Prozent –, sind die Juden aus Anatolien.«

»Sie haben Frankreich nicht besetzt!«

»Ich erinnerte mich nicht an diese Zahlen, ich hatte mir nur die aus der Broschüre gemerkt.«

»Jetzt wissen Sie, wie eine antisemitische Broschüre fabriziert wird!«

»Unerhört! Der höchste Prozentsatz an Blutgruppe A – siebenundsiebzig Prozent – findet sich bei einem Indianerstamm namens Pieds-Noirs! Die Wissenschaft ist enttäuschend!«

VIII

Marcel Jouvenceau trat ins Zimmer. Sein schmächtiger Oberkörper steckte in einem schwarzen Rollkragenpullover, er hielt ein gelbes Büchlein in der Hand, eine Sammlung seiner Artikel aus der *Action française*, die 1936 unter dem Titel *La Menace juive* (Die jüdische Drohung) erschienen war.

»Ich verleugne mein Werk nicht«, begann er, »obwohl ich es nicht neu auflegen möchte, sowenig wie während der Besetzung. Damals ließ ich sogar einige noch im Buchhandel befindliche Exemplare verschwinden, um nicht Wasser auf eine Mühle zu gießen, die sich in ein Krematorium verwandelt hatte. Diese Dinge schrieb ich in einem freien Frankreich, als die Juden allmächtig waren; damals lag das Risiko nur bei mir. Ich wollte den Grundsatz William Steads erproben: ›Kein Schriftsteller, kein Politiker, kein Diplomat darf sich als reif betrachten, ehe er nicht das Judenproblem ehrlich angepackt hat.‹ Ich glaube, dieses Problem kennt keine Lösung, denn nach der entsetzlichen Parenthese des Krieges ist es immer noch da, und statt es zu beseitigen, hat es der neu entstandene Staat Israel nur noch kompliziert. Das Unglück scheint indessen die Juden etwas gelehrt zu haben: Sie sind nicht mehr so arrogant und assimilieren sich besser. Wütend wurde ich nur, als ich den Abenteurer Maurice Sachs gegen unser Vaterland wettern hörte und als mir ein so feinsinniger Mann wie Julien Benda erklärte, es gebe keine intelligenten Frauen außer den Jüdinnen. Zur gleichen Zeit wurde bei meinem Verleger Gallimard alles von Juden beherrscht, das dürfen Sie mir glauben. Ich gebe übrigens zu, daß mir der Charme der Juden nicht entgeht . . .«

»Und der Jüdinnen!« warf Marya mit düsterer Miene ein. »Schämst du dich nicht, eine jüdische Mätresse ge-

habt zu haben? In deinen Büchern heißt sie ›die Herzogin‹!«
»Sie war nur Gräfin. Aber unterbrich mich nicht, sonst nenne ich dich auch Jüdin! Wer weiß, ob du es nicht bist? In deinen samtigen Augen liegt etwas Semitisches!«
»Vielleicht habe ich dir deshalb gefallen. Doch ich stamme aus der Auvergne wie Pompidou.«
»Herzlichen Glückwunsch!« ließ sich Georges hören.
»In der Auvergne gibt es keine Juden«, fuhr Marya fort. »Laval sagte zu Paul Morand: ›Ein Jude wird bei einem Bewohner der Auvergne nicht satt‹.«
»Ich glaube aber doch, daß du keine Jüdin bist, sonst wäre ich schon in der Académie française.«
»Du willst ja nicht!«
»Wenn ein Schriftsteller eine Jüdin zur Frau hat, kommt er früher oder später zwangsläufig hinein, siehe Jules Romains und René Clair, ganz zu schweigen von Maurois. Chastenets Gattin hieß Saladin – ein jüdischer Name. Wir entfernen uns nicht vom Thema, mein lieber Sarre, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, wie nützlich eine jüdische Mätresse in der Karriere eines Literaten ist.«
»Es heißt, die Jüdinnen arbeiteten viel im Bett«, stieß Marya hervor. »Esther und Judith sind biblische Beispiele.«
»Es geht nicht mehr darum, Köpfe abzuschlagen«, sagte Marcel. »Die schöne Henriette Herz gewann Mirabeau für die Sache der Juden, als er sich in Berlin aufhielt. Sie öffnete ihm ihre Arme und alle Türen. Rachel Levin stand am Aufstieg des Genies Goethe und Bettina Brentano, Gräfin von Arnim, an seinem Ende.«
»Die Grafen von Arnim«, warf Georges ein, »stehen als Juden im Semi-Gotha, einem Verzeichnis der jüdischen oder mit Juden durchsetzten Adelsfamilien.«
»Das muß ein dickes Buch sein!« bemerkte Marya.

Marcel fuhr fort:
»Pauline de Villenoix, Ratgeberin Balzacs und Heldin von *Le Lys dans la vallée*, hatte einen jüdischen Großvater, eine vom Tal des Jordans ans Ufer der Loire verpflanzte Lilie. Maupassant liebte Madame Kahn. Paul Bourget war, ehe er Dreyfusgegner wurde, von Gräfin Cahen d'Anvers lanciert und geheiratet worden; Anatole France wurde von Madame Arman de Caillavet, der Großmutter von Madame Maurois, protegiert, Claudel und Valéry von Madame Muhlfeld – was sage ich? Bis zu Daniel-Rops, der durch Gertrude Stein berühmt wurde.«
»Madame Récamier war eine geborene Bernard«, erklärte Georges. »Chateaubriand, der ›den Widerschein eines schönen Strahls‹ auf der Stirn der Jüdinnen erblickte, weil sie Christus beweint hatten, wußte nicht, daß er eine ›ungekannte Jüdin‹ liebte.«
»Ich auch nicht«, gab Marcel zu.
»Kommen wir doch auf die legitimen Frauen zurück«, bat Marya. »Courteline heiratete eine Jüdin.«
»Wie Tolstoi«, sagte Marcel. »Barbusses Gattin war die Tochter von Catulle Mendès. Jüdinnen waren die Frauen von Georges Lecomte, von Maritain, von Malraux und die erste Gattin von Drieu la Rochelle. Rebekka ist auch in einer Musikerkarriere wertvoll. Bizets Gattin war die Tochter Halévys und als Frau Strauss Prousts Muse. Madame Bardac war die Muse Debussys. Franz Lehar hatte eine Léon geheiratet.«
»Da Nero musikalisch war«, sagte Georges, »und sich außerdem einer jüdischen Legende zufolge zum Judentum bekehrte, ist anzunehmen, daß Poppaea Jüdin war.«
»Wahrscheinlich sang sie, während er die Leier spielte, und beide zusammen betrachteten dabei den Brand von Rom«, meinte Marya. »Sicher hat sie ihn zu den Christenverbrennungen angestachelt.«

»Vergessen wir auch nicht die Galigai, die selbst verbrannt wurde«, fuhr Sarre fort. »Sie machte ihren Gatten zum Marschall d'Ancre, was ihr aber kein Glück brachte. Die beiden antisemitischen Diktatoren unserer Zeit verachteten jüdische Mätressen auch nicht: Mussolini hatte die Sarfati, eine echte Jüdin, von der er sich trennte, und Hitler Eva Braun, dem Namen nach Jüdin, die sein Schicksal teilte.«

»Ein jüdisches Ehegespons ist auch für Politiker nicht unnütz«, spann Jouvenceau seinen Gedanken weiter. »Die Frauen von Jules Ferry, Charles Floquet, Viviani und Stresemann waren Jüdinnen, wie es heute die Gattinnen von Edgar Faure, Joxe und Jacquinot sind, einerlei ob sie konvertierten oder nicht.«

»Gambetta hatte Léonie Léon, eine hundertprozentige Jüdin, zur Mätresse«, sagte Marya.

»Poincarés Gemahlin war Halbjüdin wie die Millerands, der selbst Halbjude war«, fuhr Marcel fort. »Vandervelde, der belgische Sozialistenführer, war Jude und heiratete eine Jüdin. Kerenskis Frau war Nichtjüdin, aber er war Jude. Pilsudskis Mätresse war die Schwester des jüdischen Sozialisten Perel. Vor allem bei den Kommunisten stehen die Jüdinnen hoch im Kurs: Eine der Frauen Stalins, die Gattinnen von Krassin, Molotow, Togliatti, Cachin, Vaillant-Couturier, Thorez . . .«

». . . der selbst ein ungekannter Jude ist«, unterbrach Sarre. »Sein Name ist eine Abwandlung des jüdischen Namens Torrès. Im 18. Jahrhundert ist ein Jude Thorès in Bordeaux belegt. Man behauptet sogar, Tito sei ein Jude namens Weiss. Ein antisemitischer Witz. Elisabeth Judas, eine nichtjüdische Russin, die unter dem Namen ihres verstorbenen Mannes, eines früheren Angehörigen der zaristischen Geheimpolizei – in der verschiedene Juden tätig waren – in New York lebt, versichert, daß Lenin selbst ein beschnittener Jude mit Namen Goldmann war,

der als Siebenjähriger von der adligen Familie Uljanow adoptiert wurde. Und Stalin . . .«
»Die jüdischen Frauen spielen bis ins Heer eine Rolle«, meinte Marcel.
»Besonders wenn sie konvertierten«, sagte Marya, »wie die Gattinnen der Generale Massu, Catroux und Billotte.«
»Eine kluge, elegante, reiche Frau dient immer der Karriere ihres Mannes«, bemerkte Sarre. »Die Tatsache, daß sie Jüdin ist, bringt ihr nicht unbedingt die Unterstützung Israels ein.«
»Sie dürfen sicher sein, daß eine Jüdin niemanden braucht«, sagte Marya. »Ihr intrigantes Wesen genügt ihr.«
»Wir kennen auch nichtjüdische Intrigantinnen!«
»Und die jüdischen Sekretäre, die Wichtigtuer, Ausbeuter, Vernichter großer Männer!« rief Marcel. »Ein Nathan bei Byron, ein Ratisbonne bei Vigny, ein Lockroy bei Renan, ein Artom bei Cavour, ein Mandel bei Clemenceau, der von ihm sagte: ›Wenn ich einen fahren lasse, stinkt er!‹«
»Du bist ordinär!« warf ihm Marya vor.
»Ich bin historisch!« erwiderte Marcel, der sein Werkchen durchblätterte. »Hier stehen Beleidigungen, die ich nicht wiederholen würde. Bernard Lecache bewies, daß er ein guter Franzose ist. Ich würde auch nicht wieder von Jouhandeau abschreiben, ich betrachte den Juden ›unter dem ewigen Aspekt der Laus: Bücherlaus, Geflügellaus, Seidenlaus, Getreidelaus, Laus im Pelz Frankreichs, Laus im Pelz Englands, Laus im Pelz Europas, Laus in der ganzen Welt.‹ Das war ein rhetorischer Exzeß. Aber ich finde weiterhin merkwürdig, daß ›fast alle großen Orchesterdirigenten Juden sind‹, Sébastian, Monteux, Bruno Walter, Charles Munch . . .«
»Vier«, sagte Georges.
». . . und ›daß man nur jüdische Musik spielt‹.«

»Wie andere, sagte Sarre, »geben Sie Honegger als Juden aus, aber er war Protestant.«

»Immerhin werden Sie nicht abstreiten, daß Offenbach, Mendelssohn, Hérold, Reyer, Moszkowski, Satie, Dukas, Mahler, Gershwin, Reynaldo Hahn, Saint-Saëns, Sternberg, Strauss, Jean Gilbert (Winterfeld), Kreisler, Friml und Loewe Juden waren, dazu Darius Milhaud, mit dessen Musik man uns so oft die Ohren ermüdet, wenn man sie uns nicht beleidigt mit Schönberg, dem Erfinder der Zwölftonmusik. Albeniz war jüdischer Abstammung und de Falla Halbjude.«

»Tadeln Sie die Juden nicht, weil sie gute, ja originelle Musiker haben! Auch die besten Interpreten gehören ihnen. Alle Kenner werden Ihnen sagen, daß die ersten Geiger der Welt heute Menuhin und Milstein, die ersten Pianisten der Welt Rubinstein und Horowitz sind.«

»Einst«, erinnerte sich Marya, »klatschte ich Wanda Landowska und Lily Laskine Beifall, die das Cembalo bzw. die Harfe wieder zu Ehren brachten. Aber die Juden haben uns so sehr davon überzeugt, daß sie ausgezeichnete Interpreten sind, daß es heute für Nichtjuden fast unmöglich ist, in der Musik Karriere zu machen. Fachleute werden Ihnen das bestätigen.«

»Mag sein, aber ohne das jüdische Publikum wären die Opern und Konzertsäle halb leer«, entgegnete Georges. »Die ›großen Jüdinnen‹ sind höchst begeistert für Musik. Baronin Edouard de Rothschild subventioniert musikalische Forschungen, ihre älteste Tochter heiratete den Cellisten Piatigorski. Marie-Laure de Noailles ist die Gönnerin mehrerer Musiker; Fürstin de Polignac geborene Singer hinterließ eine Musikstiftung; Madame Henry Goüin geborene Lang veranstaltete berühmte Konzerte. Der Gründer der Colonne-Konzerte war Jude.«

»Ich glaube fast«, sagte Marya, »daß sich die Juden für Musik interessierten, als sie Geld eintrug.«

»Vincent d'Indy hatte schon vor dir diesen Verdacht«, sagte Marcel. »In seinem Werk *Légende de saint Christophe* zog er die Juden ins Lächerliche; Maurice de Rothschild ließ es an der Oper verbieten.«
»Die Juden interessierten sich für Musik«, erklärte Georges, »als sie im gesellschaftlichen Leben zugelassen wurden, aber sie hatten sie immer schon gepflegt. Kein Volk besitzt eine so alte musikalische Tradition. Sie lieben doch den gregorianischen Gesang, Sie sollten dankbar sein für den Rhythmus der jüdischen Gebete, der an seiner Wiege stand. Aus Bescheidenheit verschweigen das jüdische Musikwissenschaftler wie Algazi, der die Chöre in der großen Synagoge dirigiert. Die jüdischen Schriftsteller früherer Zeiten waren weniger zurückhaltend. In einem Gedicht von Romano, einem Zeitgenossen Dantes, steht Frage und Antwort: ›Was sagt die Musik der Christen?‹ – ›Ich bin im Lande der Juden gestohlen worden.‹«
»Ein kleiner Ausgleich für alles, was die Juden im Lande der Christen gestohlen haben«, meinte Marya.
»Und was ihnen häufig mit Zinseszinsen wieder abgenommen wurde«, sagte Sarre.
»Gerechte Vergeltung für ihren Wucher!«
»Hört ihr endlich mit diesem Duell auf?« mischte sich Jouvenceau ein.
»In der Renaissance waren Juden oft Musiker und Tanzmeister an italienischen Höfen, so in Mantua, in Ferrara, in Florenz. Daquin, ein Namensvetter des ersten Arztes Ludwigs XIV. und selbst Abkömmling von Juden, war der erste Organist des Königs. Vitali war zur gleichen Zeit Kapellmeister des Großherzogs der Toskana. Kurz, die Juden warteten nicht das 19. Jahrhundert ab, um Musiker zu werden.«
»Sei's drum«, lenkte Marcel ein. »aber Sie wissen doch, was Wagner von der jüdischen Musik sagte. Das jüdische Element war für ihn der böse Geist der modernen Kunst.

Er behauptete, der jüdische Künstler könne nicht schaffen; da die Musik ein Organismus sei, ausgestattet mit einem Lebensprinzip, sei es unmöglich, daß ein diesem Organismus fremdes Element . . .«

»Unmöglich ist weder jüdisch noch französisch«, unterbrach Georges. »Auch die nationalste Kunst unterlag stets fremden Einflüssen. Keine Welt lebte je in einem geschlossenen Gefäß. Die jüdischen Komponisten, die Sie anführten, beweisen, daß die Juden in Europa und anderswo zu musikalischem Schaffen befähigt sind, ja sogar zu Neuerungen. Wenn Wagner zu zweifeln vorgibt, so nur, weil er sich ärgerte, daß er weniger Anklang fand als Meyerbeer und Halévy.«

»Er hatte auch allen Grund dazu!« fiel Marya ein.

»Und doch floß jüdisches Blut in seinen Adern!« sagte Sarre.

»Die Juden behaupten es«, entgegnete Marya.

»Nein, die Genealogen. Seine Großmutter war eine Bethmann und sein im Ehebruch gezeugter Vater ein Geiger oder Geyer.«

»Wagner war nicht der einzige Musiker, der unter der sinnlosen jüdischen Konkurrenz litt«, sagte Marcel. »Rossini verließ Paris, wo ihn die Rothschilds gut aufgenommen hatten, und sagte, er werde erst wiederkommen, ›wenn die Juden mit ihrem Sabbat fertig sind.‹«

»Disraeli behauptete, Rossini sei Jude gewesen. Der Name ist tatsächlich eine Verkleinerungsform des jüdischen Namens Rossi. Einer der Musiker am Hof von Mantua hieß Salomon de Rossi. Da also schon Wagner und Rossini auf der musikalischen Liste ungekannter Juden stehen, fügen wir doch gleich Mozart (dessen Name wie Mazar oder Mazor von Mose kommt – seine Großmutter war überdies eine Sulzer), Gluck, Bach, Händel, Beethoven (und nicht nur Bétove), Schumann, Brahms, César Franck, Ravel und Pablo Casals hinzu.«

»Ich denke an Tino Rossi«, seufzte Marya. »Der arme Kerl! Hoffentlich ist er nicht beschnitten!«
»Charles Trenet«, sagte Sarre, »ist sicher weder beschnitten noch jüdisch, aber weil man dauernd wiederholte, sein Name sei die Umdrehung von Netter oder eine Abwandlung von Trenel, wurde er in das 1939 erschienene Buch *Juden in Frankreich* aufgenommen.«
»Und Misraki mit seinem Chanson *C'est si bon la France!*« rief Marcel.
»Ein bekehrter Jude, wie Luis Mariano«, sagte Marya. »Sie dürfen Frankreich preisen, das der heiligen Jungfrau werte Land!«
»Wenn uns die Juden auch immer noch gute Sänger schenken«, sagte Marcel, »so doch keine Sängerinnen mehr wie die von Musset unsterblich gemachte Malibran, ihre Schwester Pauline Viardot, die beiden Grisi, die Pasta und Hortense Schneider, die größten Sängerinnen des 19. Jahrhunderts. Heute sind weder die Callas noch die Tebaldi Jüdinnen.«
»So ist es«, bestätigte Marya, »die Jüdinnen haben ihre Stimme verloren. Ich gebe zu, daß die der jüdischen Sänger bezaubernd sein kann, ich habe Kusevitzky gehört. Aber Gott weiß, wie oft wir die Alltagsstimme der Juden am Radio und im Fernsehen hören! Ich nehme an, Herr Zitrone gehört auch zu ihrem Stamm.«
»Sprechen Sie nicht mehr von Stamm, wo wir doch jetzt wissen, daß die Indianer den größten Prozentsatz an Blutgruppe A haben!« mahnte Sarre.
»Die Juden brachten keine großen Tänzer und Tänzerinnen hervor«, sagte Marya etwas selbstgefällig. »Meine ehemalige Kunst ist das Erbteil der Blutgruppe A geblieben.«
»Babilée und Solange Schwartz widerlegen Ihre Ansicht«, wandte Sarre ein, »vielleicht sogar Roland Petit. In London glänzt Margot Fonteyn; die Markova ist der letzte Stern der russischen Ballette, die Gabriel Astruc in Paris

lancierte. Die Ballette von Martha Graham genießen verdienten Erfolg. Die Blutgruppe B schließt das tänzerische Talent nicht aus.«

»Ich merke«, sagte Marcel, »daß Marya auf ihrem Lieblingssteckenpferd herumreitet, den Blutgruppen. Wir brauchen keine Blutgruppenbestimmung vorzunehmen, um zu wissen, worin wir uns von den Juden unterscheiden. Es genügt, wenn wir sie und uns vergleichen. In *La Menace juive* sprach ich von einem Ethnographen, nach dessen Ansicht wir alle bastardiert sind, und ich antwortete: ›Ich brauche nur meine Großeltern anzuschauen, und sogleich erhellt sich mir jenes für uns abstoßende Etwas, das jedes jüdische Gesicht, jede jüdische Geste, jedes jüdische Wort begleitet!‹«

»Es ist keine Frage des Bluts, sondern der Geographie«, sagte Sarre. »Ihre Großeltern aus dem Limousin glichen sicherlich sehr wenig Maryathis' Großeltern aus der Auvergne oder meinen, die aus dem Languedoc und aus den Pyrenäen stammten, ebensowenig wie meine Großeltern aus den Pyrenäen meinen Großeltern aus dem Languedoc ähnelten. Während der Besatzungszeit waren wir verblüfft, auf den Straßen die Gesichter vieler durch ihren gelben Stern gekennzeichneter Juden zu sehen, die man ohne Stern kaum als jüdisch erkannt hätte. Als der berühmte Montandon zu Recht seine Blutanalysen aufgegeben hatte, machte er sich an das Vermessen der Schädel wie Vacher de Lapouge, einer seiner Vorgänger in der rassistischen Anthropologie. Der Schädelindex wurde sein Universalkriterium. Doch fand er schließlich heraus, daß es genausoviele kurzschädelige wie langschädelige Juden gibt, daß sie von den kürzesten bis zu den längsten Schädeln alle Formen aufweisen, und er mußte darauf verzichten, den Aphorismus von Vacher de Lapouge zu wiederholen: ›Die langschädeligen Juden beuten die Arbeit der kurzschädeligen Arier aus.‹ Er stützte sich auf die

Beobachtung eines anderen Anthropologen, Mauger de la Bravière, der bei den Juden einen angeborenen Leberfleck am Kreuzbein entdeckte. Derselbe Mauger de la Bravière erklärte die Beschneidung der Juden mit einer ›erblichen Mißbildung ihrer Eichel‹. Montandon stellte wiederholt fest, daß es Juden ohne Leberfleck am Kreuzbein gab, und verbannte Mauger de la Bravière nebst Vacher de Lapouge aus seinen Forschungen. Er glaubte dann, mit dem Nasenindex und dem Gesichtswinkel alles wieder aufholen zu können, woraus sich für uns alle die Pflicht ergab, uns für Paßbilder im Profil aufnehmen zu lassen. Aber ach! Er mußte recht bald einsehen, daß es nicht nur Juden mit Blutgruppe A, kurzschädelige Juden und Juden ohne Leberfleck am Kreuzbein gibt, sondern auch solche, deren Nasenspitze nicht weiter nach unten reicht als ihr Ohrläppchen. Er mußte zugeben, daß die Juden bezüglich ihrer Nase nicht zu den Elefanten zu zählen sind – von Ausnahmen abgesehen –, sondern zu den Geschöpfen mit mittlerer Nasenlänge, also zum Durchschnitt, wie es auch hinsichtlich ihres Blutes ist, das ihm so unrein vorkam. In zweifelhaften Fällen bat er deshalb den Patienten – entschuldigen Sie, Marya! –, seine Hose aufzuknöpfen. Am Ende war er auch nicht klüger als die von Sueton erwähnten römischen Finanzbeamten: Um die Juden, die ihre Jüdischkeit leugneten, zur Zahlung der Sondersteuer zu zwingen, untersuchten sie sogar in der Öffentlichkeit, ›was die Toga bedeckt‹.«

»Lassen wir doch die Gelehrten und hauptsächlich die falschen Gelehrten aus dem Spiel!« sagte Jouvenceau. »Mit Ihren Indexen erinnern Sie mich indessen daran, daß der Brustindex bei den Juden oft mangelhaft ist infolge von Hunger und Entbehrungen, unter denen sie mehr als andere Völker zu leiden hatten. Ich bin sicher, mein lieber Sarre, Sie würden die Juden sofort an ihrem Gesicht erkennen, ich möchte nicht mehr sagen, an einem

›abstoßenden Etwas‹, sondern einfach an etwas, das nicht aus unserer Heimat stammt.«
»Auch dies ist wieder eine Frage der Geographie. Sie haben sicher die antijüdische Ausstellung besucht, die die Deutschen im Berlitz-Palais veranstalteten. Neben karikierenden Photos von Léon Blum und anderen Herren hingen die allesamt rührenden Aufnahmen französischer Bauern, und die Unterschriften forderten uns auf, diese ›freundlichen, heimatlichen Bilder‹ zu bewundern. Die Bauern waren ebenso sorgfältig ausgesucht worden wie jene, die in ihrer Tracht den Marschall Pétain besuchten. Ich weiß nicht, welche Gesichter die elsässischen Bauern gehabt hätten, von denen niemand nach Vichy ziehen durfte. Das Elsaß ist die Gegend in Frankreich, in der es noch jüdische Bauern mit einigermaßen jüdischem Aussehen gibt, aber es ist auch die Gegend, in der die reichen Juden die meisten illegitimen Kinder mit ihren christlichen Mägden hatten. Elsässische Bauern, die diese schwangeren Mägde ehelichten, kauften mit der Kuh gleich das Kalb. In diesem Landstrich ist es also nicht ganz so einfach, die heimatlichen Gesichter zu erkennen.«
»Die anderen an ihrer Häßlichkeit«, sagte Marcel.
»Bühne und Leinwand widerlegen Sie«, sagte Sarre. »Jean-Pierre Aumont (Salomon) und Tony Curtis, bekannte Juden, entsprechen dem Typus des jungen Liebhabers nach den ungekannten Juden Rudolph Valentino (Guglielmi) und Gérard Philipe. Marlon Brando ist sicher auch ein ungekannter Jude (Brand, Brandes, Brandès, Brandon und Brandin sind bekannte jüdische Namen). Gérard Blain hat einen jüdischen Namen, Jean-Claude Brialy eine jüdische Mutter wie Edwige Feuillère, Danièle Darrieux und Viviane Romance.«
»Ausnahmen bestätigen die Regel«, gab Marcel zurück. »Sicherlich untersagte Gott die bildenden Künste den Juden wegen ihrer Häßlichkeit.«

»Nun«, meinte Georges, »es ist nicht schlecht, daß sie ihm schließlich ungehorsam wurden. Dadurch wurden uns zuerst einmal Ruysdaël, Menendez und Mengs geschenkt, dann Rosa Bonheur . . .«

»Die erste Frau, der das Kreuz der Ehrenlegion verliehen wurde!« rief Marcel. »Es mußte ja eine Jüdin sein!«

»Und heute, welch ein Kranz jüdischer Maler! Pissarro, Modigliani, Pascin, Soutine, Kisling, Chagall, Mané-Katz, Atlan, die Blüte dessen, was man ›die Pariser Schule‹ nennt, dazu Bakst und Laszlo. Bei einem antisemitischen Schriftsteller las ich, jüdische Maler hätten kein Gefühl für die Natur und könnten es auch nicht besitzen. Das gleicht dem Urteil Wagners, sie könnten keine Musik schaffen. Statt jeder Antwort brauchte er nur eine Lithographie vom *Sturm* von Menedez, vom *Wasserfall* von Ruysdaël, vom *Frühling* von Pissarro zu betrachten. Dieser Beweis wäre so schlüssig wie jener des Diogenes, der zu gehen anfing, um einen die Bewegung leugnenden Sophisten zu widerlegen.

Aber mein lieber Marcel, wir sind erst bei den offenkundigen Juden. Welch lange Liste würden die ungekannten Juden füllen! Rubens, *Kissen von frischem Fleisch*, Puget, der *die Schönheit der Lümmel darzustellen verstand*, und Falconet, vielleicht Rembrandt, der so oft Juden malte und das Motiv so sehr bevorzugte, daß er sich in Amsterdam in ihrem Viertel ansiedelte – in der Judengasse –, Ribera, Callot, La Tour der Maler und La Tour der Pastellmaler, Boucher, dessen Namen Juden schon seit dem 13. Jahrhundert tragen, Hubert Robert, Léopold Robert, David, Gros, Diaz, J.-P. Laurens, Hébert (ein biblischer Name, Eber), Bonnat, Jude von Marseille 1248, Picasso, Halbjude, und warum nicht Cézanne? Auf der Liste der Juden von Paris 1296 steht ein Isaac de Cézanne.«

»Einfach niederschmetternd!« stöhnte Marcel.

»Die Wahrheit muß Wucht haben, wenn die Vorurteile, die es zu vernichten gilt, so fest verwurzelt sind«, sagte Sarre.

»All Ihre Listen ändern meine Ansicht vom tiefsten Grund der Frage nicht«, nahm Jouvenceau seinen Gedanken wieder auf. »Auch wenn die bekannten oder ungekannten Juden große Maler sein können, werden sie selbst doch niemals zum Porträtieren geeignet sein. Welch ein Glück, daß die sanften Künstler des Mittelalters und der Renaissance ihre Modelle für das Jesuskind, die Jungfrau Maria und die Apostel nicht aus dem Getto nahmen!«

»Sie gaben nur Judas jüdische Züge«, warf Marya ein.

»Raphael«, sagte Georges, »ließ Jüdinnen für seine Madonnen und einen jungen Juden für seinen Apollo auf dem Parnaß Modell stehen. Victor Hugo machte aus einer Jüdin *mit Ebenholzbrust und hochroter Stirn* die ›Lieblingssultanin‹ der *Orientalen*. Balzac zählte bei seiner jüdischen Esthergestalt ›die dreißig Vollkommenheiten‹ auf, die die persischen Dichter der vollkommenen Schönheit zuschreiben.«

»Stimmt«, sagte Marcel, »aber die Schweizer Gouvernante einer polnischen Familie forderte ihn brieflich auf, die polnischen Jüdinnen anzusehen, ehe er die jüdische Schönheit preise.«

»Zahlreiche Reisende wiesen tatsächlich darauf hin, daß es in manchen polnischen Städten wahre Ungeheuer bei den Juden gebe! Freunde von mir sahen sie auch. Die Existenz dieser Unglücklichen beruht auf einem erhabenen Gedanken: Für das Judentum hat jegliches Lebewesen die Pflicht, sich fortzupflanzen, weil es erschaffen wurde und weil der Messias aus dem niedrigsten, unansehnlichsten Menschen geboren werden kann. Deshalb zwangen die polnischen Rabbiner, die ihrer Religion zur Ehre gereichten, die Schwächlinge, die Mißgeburten, die

Krüppel, den ganzen Ausschuß der Natur zur Heirat und verschafften ihnen Frauen. Was soll man dazu sagen?«
»Es ist das Gegenteil zur Moral der Spartaner, die mißgestaltete Kinder beseitigten«, gab Marcel zu. »Die Juden haben also insoweit keinen Grund zur Klage, wenn wir von ihrer Häßlichkeit sprechen, sie haben alles dafür getan, daß die Beiwörter ›häßlich, böse, dreckig‹ mit ihrem Namen untrennbar verbunden sind. Der Judenfreund Renan beschreibt uns sogar den heiligen Paulus als ›häßlichen kleinen Juden‹.« Jouvenceau begann, das *Gebet auf der Akropolis* zu deklamieren:
»Blauäugige Göttin . . . Unter dem Archontat des Dionysodorus . . . schritt ein häßlicher kleiner Jude, der das Jüdisch der Syrer sprach . . . verständnislos durch deine Vorhöfe . . .«
»Zum Glück für uns Christen hat er sie nicht verstanden!« warf Marya ein. »Aber ich werde niemals glauben, daß er häßlich war.«
»Er besaß die Schönheit der Bekehrten«, sagte Georges.
»Weil sich die Juden ihrer Häßlichkeit bewußt sind«, sagte Jouvenceau getreu einer seiner Bemerkungen in der *Action française,* »sind sie streitsüchtig, frech, boshaft und trachten nach Macht und Reichtum, um sich für ihre Häßlichkeit an uns zu rächen. Die philosophischen und moralischen Komplexe von Simone Weil stammten nicht aus ihrem Denken, sondern von ihrer Häßlichkeit. Deshalb haßte sie das Judentum, von dem sie sich entfernte, ebensosehr wie die katholische Kirche, der sie sich näherte. Der Maler Drian erzählte, er habe eines Tages, als er am Porträt seines Freundes Paul-Louis Weiller arbeitete, mutlos die Pinsel weggelegt und zum Fenster hinausgeschaut. Es habe ihn kalt überlaufen, als er den Milliardär mit hohler Stimme fragen hörte: ›Du findest mich unschön, nicht wahr?‹ Welch Geständnis! Welche Verzweiflung!«

»Wer unter Häßlichkeit leidet, hat Sinn für Schönheit«, sagte Sarre. »Die Juden besitzen ihn in fast krankhaftem Maß. Kürzlich las ich in einer französisch geschriebenen israelischen Zeitung eine Einzelheit aus einem Prozeß, der in Tel Aviv verhandelt wurde und den Andokides im Athen des Alkibiades hätte verfechten können. Ein einfacher Nachtwächter hatte bei einer Prügelei einen Kameraden schwer verletzt. ›Warum hatten Sie etwas gegen ihn?‹ fragte der Richter. ›Weil er zu häßlich ist.‹ Erstaunlich, nicht? Im *Guide du judaïsme à Paris* steht etwas nicht minder Aufschlußreiches. Der Verfasser spricht dort von der Liebe Baudelaires ›zu einer Jüdin im Palais Lauzun‹, und wie unter ihrem Einfluß zitiert er die berühmten Verse:

Ich stellte mir ihre angeborene Majestät vor . . .
ihre Haare, die einen duftenden Helm bilden,
die Erinnerung daran belebt mich neu für die Liebe.

Er vergißt nur den Anfang:

Eines Abends war ich bei einer garstigen Jüdin,

und denkt an *die traurige Schönheit, die mein Verlangen sich versagt,* und die offensichtlich nicht diese war. Eine solche absichtliche, ungeheuerliche Sinnentstellung, die etwas vorgaukeln oder den ungebildeten jüdischen Leser täuschen soll, ist ebenso herzzerreißend wie der Ausspruch Paul-Louis Weillers Drian gegenüber. Um der Häßlichkeit zu entfliehen, wurde Weiller der Mäzen von Tänzern und Tänzerinnen und heiratete Miss Griechenland. Um der Häßlichkeit zu entfliehen, protegieren die Juden junge Sänger und Sängerinnen.«

»Was entsteht aus dieser Verbindung der Häßlichkeit mit der Schönheit, des Juden mit der Christin, der Jüdin mit dem Christen? Professor Leclainche, Präsident der Aca-

démie des Sciences, stieß einst den Warnruf aus: ›Gesicht und Seele Frankreichs sind bedroht; unser soziales Erbe ist kompromittiert!‹ In *La Menace juive* sagte ich dasselbe. Unser künstlerisches Erbe ist so kompromittiert wie alles übrige. Ein häßliches Volk sucht die Schönheit zu zerstören.« Jouvenceau schlug seine Broschüre wieder auf und las: »Sie werfen unsere Skulpturen um . . .«

»Hätten sie den kleinsten Menhir umgestoßen«, unterbrach Georges, »so hätten sie es mit Salomon Reinach zu tun bekommen, der dreißig Jahre lang Konservator am Musée des Antiquités nationales von Saint-Germain war. Skulpturen, Gemälde, alle Schätze aus unserer Heimat und anderswoher werden eifersüchtig bewacht von Frau Kahn, Konservatorin am Petit-Palais, von Herrn Stern, Konservator am Musée Guimet, von Jean Cassou, Direktor am Musée d'Art moderne, von den Konservatoren am Louvre David-Weill und Coche de la Ferté (dessen Name im Gegensatz zu Cochel nichtjüdisch ist, aber seine Mutter ist eine Spitzer) oder von dem ehemaligen Museumsdirektor Georges Salles, dem Enkel von Eiffel – übrigens ist Salle ohne s der Name eines Juden aus Canterbury 1241, und der deutsche Sozialist Lassalle war Jude. Diese Hüter unserer Kunst sind intellektuelle, bürgerliche, für ihre Aufgabe ausgebildete Juden. Ist es aber nicht eindrucksvoll zu erkennen, wie das Ansehen unserer Kunst auf Juden einwirkte, die fernen Gettos entrannen und sie sich so vollkommen aneigneten, daß sie sie hätten lehren können? Der beste Möbelfachmann in der Ile-de-France war ein gewisser Bauer, ein Jude aus Galizien, der beste Experte für französischen Baustein ein Jude vom Balkan namens Brumer – mit geschlossenen Augen erkannte er durch Berühren einen Stein von Vézelay oder von irgendeinem anderen Bauwerk –, der beste Kenner zarter Farben war ein Lévy, von dem man nicht weiß, wo er herkam. Alle drei liebten die Ile-de-France,

den Stein Frankreichs und die zarten Farben Frankreichs so sehr, daß sie in Auschwitz endeten.«
»Der Krieg unterscheidet seine Opfer nicht«, sagte Marcel.
»Wenn Sie vom Krieg anfangen, bin ich gezwungen, Paul-Louis Weiller und seine Leute noch einmal gegen eine Ihrer Behauptungen zu verteidigen. Sie sprechen ganz allgemein vom Juden und schreiben: ›Ich kann mir ihn nicht als Flieger vorstellen, Fliegerei ist zu gefährlich.‹ Weiller war einer der heldenhaften Piloten des Ersten Weltkriegs; er ist so stolz auf seinen Majorsrang, daß er ihn auf seine Karten drucken läßt und daß ihn seine Angestellten nicht anders anreden. Fonck, der berühmteste Flieger, war zwar kein Jude, aber es fehlte nicht viel, denn Fink und Funk sind jüdische Namen. Der Luftfahrtminister General Denain war Jude. Mendès-France war ein beherzter Flieger und erhielt militärische Auszeichnungen. Maurice Guedj, der Sohn des Präsidenten der Anwaltskammer von Casablanca, war der Held der freien französischen Luftwaffe. Man muß fast annehmen, die Gefahr ziehe die Juden an.«
»Wie die Schönheit«, warf Marcel ein.
»Ich bin etwas langsam«, sagte Marya, »und denke immer noch an die *garstige Jüdin.* Pompidou hat doch ein Buch über Baudelaire geschrieben?«
»Ich glaube, es war sein letztes Werk, als er bei den Rothschilds war«, antwortete Marcel, »wie sein letztes Buch aus seiner Zeit beim Staatsrat die *Pages choisies d'André Malraux* waren.«
»Ich möchte nur wissen, ob er den Rothschilds das Gedicht von der *garstigen Jüdin* aufsagte«, meinte Marya.
»Auf jeden Fall«, sagte Marcel, »vermied er einen Kommentar zum Ausspruch desselben Schriftstellers über die ›schöne Verschwörung, die zur Ausrottung der Juden zu organisieren wäre‹.«

»Eine Grille«, erklärte Sarre. »Wie Wagner darunter litt, daß man ihm Meyerbeer vorzog, stand Baudelaire in gespannten Beziehungen zu den Juden in der Presse – Mirès, Solar, Kohen, Texier (ungekannter Jude, Teixeira steht im Semi-Gotha) – und bezeichnete sie als ›Kanaillen‹. Voltaire haßte die Juden auch, weil jüdische Wucherer – Acosta, Medina, Hirschll – ihn um Geld gebracht hatten.«
»Wahrscheinlich haßte er sie hauptsächlich deshalb, weil sie das Christentum erfunden hatten!« sagte Marcel. »Er konnte auch nicht begreifen, daß der Sohn Gottes von einer Jüdin geboren wurde. Viele seiner Beleidigungen gehen jedoch über das Religiöse hinaus. *Es ist ein dunkles, dummes, wankelmütiges Volk . . .*«
»Auch nicht wankelmütiger als die Griechen«, warf Sarre ein.
»*. . . besiegt von seinen Nachbarn, in der Sklaverei kriecherisch.*«
»Das kriecherische Volk kriecht nicht mehr, und der Staat, den es gebildet hat, besiegte seine Nachbarn.«
»Sie reizen mich!« brauste Marcel auf. »Ich werde Ihnen eine Stelle von Renan auftischen, die für die Juden unangenehmer ist als sein voltairisches Wort über den heiligen Paulus. Sie scheint veranlaßt worden zu sein von der Unmenge Juden, die uns regieren, die sich in unseren Finanzen mit Ruhm bedecken, in unserer Kunst, in unserer Fliegerei, in unseren Museen. Renan faßte die ewige Situation der Juden mitten unter uns zusammen. Als seine Studie in der *Revue des Deux Mondes* veröffentlicht wurde, wünschten maßgebende Juden, sie möge nicht in dem Buch erscheinen, dessen beste Seiten sie doch darstellt, aber Renan brachte ihnen glücklicherweise dieses Opfer nicht. Es ist die Perle seines Kommentars zu den Büchern Salomos. Ich hole das Werk aus meinem Taubenschlag, ich besitze die Originalausgabe.«
Jugendlicher als je ging er hinaus.

»Ihr literarisches Duell«, sagte Marya, »ist genauso erbittert wie unser kleiner wissenschaftlicher Streit. Ich gebe mich aber nicht geschlagen und werde mir das Blutgruppenproblem noch eingehend erläutern lassen.«

»Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, liebe Marya, so vermeiden Sie medizinische Ausfälle gegen die Juden, die ungefähr fünfzehn Nobelpreise für Medizin einheimsten, ohne den Entdecker der Blutgruppen hinzuzuzählen. Da fällt mir übrigens eine nette Geschichte ein.

Ich war noch in Toulouse, als die freie Zone besetzt wurde. Meine Mutter und ich hatten mit einem im gleichen Haus lebenden Arzt Bekanntschaft geschlossen. Im Treppenhaus begegnete ich ziemlich häufig deutschen Offizieren auf ihrem Weg zur Sprechstunde. Eines Tages beglückwünschte ich den Arzt zu seiner guten Klientel. Er lächelte und konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Berufsgeheimnis ein bißchen zu lüften. Die Offiziere kamen zu ihm, weil sie von Venus einen Fußtritt bekommen hatten und eingesperrt worden wären, wenn sie ihre Militärärzte aufgesucht hätten. Unser Arzt machte sich ein Vergnügen daraus, sie beim Klang von Mendelssohn-Schallplatten zu behandeln. Einer, ein Musiker, erkannte die Weise und erklärte ihm, diese Musik sei verboten. ›Wie die Syphilis‹, entgegnete der Arzt, ›die ich bei Ihnen mit Hilfe der Wassermannschen Reaktion feststelle – Wassermann war Jude –, und ich heile Sie mit Salvarsan, der Erfindung von Ehrlich, eines anderen Juden, des größten Wohltäters der Menschheit.‹ Tatsächlich ist es diesen beiden Juden zu verdanken, daß man seit fünfzig Jahren Voltaires Ausspruch nicht wiederholen kann: ›Wenn dreißigtausend Mann in Schlachtordnung gegen zahlenmäßig gleich starke Truppen kämpfen, befinden sich ungefähr zwanzigtausend Syphilitiker auf jeder Seite‹.«

»Heute ist entschieden ein Voltaire-Tag!« sagte Marya.

»Und ein Baudelaire-Tag, denn ach, hätte Ehrlich hun-

dert Jahre früher gelebt, so wäre der französische Dichterfürst nicht mit sechsundvierzig Jahren gestorben. Und Maupassant? Flaubert? Und Verlaine, ein ungekannter Jude (Ortsname)? Daudet? Und vor allem Heinrich Heine, Ehrlichs Glaubensbruder? Neisser, ebenfalls ein Jude, erfand die Behandlung der Gonorrhoe.«

»Es steht den Juden wohl an, Heilmittel zu erfinden, die die Folgen der Ausschweifung mildern«, predigte Marya. »Ich vermute, daß Sie schon Streptomycin bei nicht schimpflichen Krankheiten benützt haben – es ist eine Erfindung des jüdischen Professors Waxman. Sie haben sicher schon Pyramidon und Antipyrin eingenommen? Diese Heilmittel wurden von den jüdischen Ärzten Spiro und Filehner hergestellt. Man kann Ihre Phagozyten studieren, weil sie der Halbjude Metchnikoff entdeckte. Wenn Sie schon einmal eine Kokainspritze bekamen, ehe Ihnen ein Zahn gezogen wurde, sind Sie dem jüdischen Arzt Koller dafür verpflichtet; wenn Sie ein Gebiß tragen sollten, danken Sie es dem jüdischen Zahnarzt Hollander. Wenn Sie Vitamine brauchten, seien Sie dem jüdischen Chemiker Funk zu Dank verbunden. In dem Augenblick, in dem der Antisemitismus in der UdSSR wieder hochkommt, läßt dieser Staat seine gesamte Jugend mit dem Impfstoff des jüdischen Doktors Sabin gegen Kinderlähmung impfen. Die heutige Choleraschutzimpfung geht auf den Gedanken des jüdischen Arztes Hoffkin zurück; Diphtherie bei Kindern stellt man mit dem Test des jüdischen Doktors Schick fest, und Kinderlähmung verhütet man mit dem Serum des jüdischen Doktors Salk. Die Tuberkulose ist erst heilbar, seit Koch den Tuberkelbazillus entdeckte und seit den Forschungen von Marmorek, die Ruhr seit der Entdeckung des Bazillus durch Flexner; Flexner, Koch und Marmorek waren jüdische Biologen.«

»Es gefällt mir, daß die Bazillen jüdische Namen tragen«,

sagte Marya mit der Miene eines Menschen, der keine Krankheit fürchtet. »Aber bringen Sie eigentlich nicht ungerechtfertigterweise den Koch-Bazillus in Ihrer Aufzählung? Ich habe diesen Namen noch nie auf der Liste der jüdischen Nobelpreisträger gesehen, die uns doch ziemlich häufig vorgelegt wird.«
»Alle Listen sind unvollständig, aber Koch werden Sie auf der Liste der italienischen Juden finden und sogar im Semi-Gotha.«
»Gut, also ein Bazillus mehr.«
»Die Juden schenkten uns auch andere Dinge. Wenn Sie Ceylontee trinken, müssen Sie wissen, daß er von der Familie Worms importiert wurde. Die Eigenschaften der Vanille, die Sie in Ihre Cremes geben, entdeckte der Jude Salomon de la Roche. Rauchen Sie? Das Nicot-Kraut müßte eigentlich Bernal-Kraut heißen nach dem jüdischen Arzt bei der Mannschaft des Christoph Kolumbus, der die ersten Tabakblätter nach Europa brachte. Außerdem war Christoph Kolumbus selbst Jude, wie sein Name beweist.«
»Bald lassen Sie uns keinen einzigen großen Mann mehr! Jetzt habe ich genug von Ihrem Judengeschwätz! Ich antworte auf französische Art mit einem Lied.«
»Wieder eine Carmagnole?«
»Nein, ein Lied von Bruant, das mich in meiner Jugend begleitete und in dem ausgerechnet von Tabak die Rede ist. Ich brauche aber zum Singen nicht aufzustehen.

Sie haben Gesichter wie Peifenköpfe,
die Juden . . .«

IX

Marcel kam zurück und beraubte Georges des Vergnügens, die Fortsetzung zu hören.

»Du machst mir Schande!« tadelte er seine Frau. »Wenn ich Renan bringe, bist du bei Bruant! Nun aber gut französische Sätze: ›O Eitelkeit! Wartet nur zweitausend Jahre! Ihr werdet sehen, wie der Sohn der Propheten, dieser Vetter Christi, als vollendeter Weltmann auftritt; wie wenig er sich um ein Paradies kümmert, an das die Welt auf sein Wort hin glaubte; wie mühelos er in die Falten der modernen Kultur eindringt; wie er eine Welt genießt, die er nicht geschaffen hat, wie er die Früchte von einem Feld sammelt, das er nicht gepflügt hat, wie er den Gaffer aussticht, der ihn verfolgt, wie er sich dem Dummen unentbehrlich macht, der ihn verachtet. Man könnte meinen, für ihn hätten Chlodwig und seine Franken so wacker das Schwert geschwungen, für ihn hätten die Kapetinger bei Bouvines und Condé bei Rocroy gesiegt! O Eitelkeit!‹«

Jouvenceau klappte das Buch zu und wiederholte: »O Eitelkeit!«

»Räumen Sie ein, daß die Juden mit offenen Karten spielen«, sagte Sarre und deutete auf den Namen des Verlegers Calmann-Lévy. »An einer anderen Stelle, ich weiß nicht wo, stehen völlig anders lautende Sätze Renans. Er singt ein Loblied auf seinen jüdischen Verleger, der ihn ›in seiner Mansarde‹ besuchte und ihm vorschlug, seine Artikel gebunden herauszugeben – ein neuerlicher Beweis für die Intuition der Juden wenn es um Genies geht –, wobei er ihm einen fertigen Vertrag zur Unterschrift vorlegte.«

»Einen ganz einseitigen Vertrag«, vermutete Marcel.

»Einen so erstaunlich großzügigen Vertrag, daß Renan ›verblüfft‹ war.«

»Er war recht naiv«, stellte Marya fest.
»Mag sein, aber derselbe jüdische Verleger erklärte ihm später, ›der Vertrag sei für den Autor nicht günstig genug, und er ersetzte ihn durch einen noch großzügigeren.‹ Ich hoffe, Sie stießen bei Ihren christlichen Verlegern auf ebensolche spontane Großzügigkeit!«
»O Eitelkeit!« murmelte Marcel.
»Als du weg warst, sprachen wir wieder über Medizin«, sagte Marya, »und ich habe mit Entrüstung erfahren, daß ein Jude das Heilmittel für die Syphilis erfand.«
»Heute«, sagte Marcel, »behandelt man sie mit Penicillin, und Fleming war kein Jude, wenn wir auch von Ihnen erfuhren, daß er Freimaurer war.«
»Danke!« rief Georges. »Sie erinnern mich daran, daß der Jude Chain den Nobelpreis für Medizin für diese Entdeckung mit ihm teilte.«
»Sie bringen einen zur Verzweiflung!« stöhnte Marcel.
»Und wie kommt es«, fragte Marya, »daß die Juden als Erfinder so vieler Heilmittel selbst an unheilbaren Krankheiten, vor allem Hautkrankheiten leiden? Eine bestimmte jüdische Baronin verbrachte ihre Tage damit, sich zu kratzen, und dabei war sie reich genug, um einen Spezialisten heranzuziehen und alle möglichen Kuren zu machen.«
»Ein orientalisches Volk mag ein orientalisches Erbe besitzen«, sagte Sarre, »aber die Juden befolgten die Vorschriften der Bibel und schützten sich besser vor dem Aussatz als ihre Nachbarvölker. Die Antisemiten stellten einmal eine niederschmetternde Liste jüdischer Krankheiten zusammen. Viele davon waren erfunden, andere schienen zu stimmen. Die Diabetes erkannten sogar die Juden als jüdische Krankheit an, bis Doktor Germain Sée vor mehr als fünfzig Jahren bewies, daß dies falsch ist. Heute gibt es nur noch eine typisch jüdische Krankheit, die angeboren ist und nach kurzer Zeit den Tod

herbeiführt: die den früheren Gettos in Mitteleuropa eigene Tay-Sachs-Krankheit oder amaurotische Idiotie – allgemeine Schwäche, Blindheit, Lähmungen.
Bis vor wenigen Jahren gab es noch eine andere, nämlich eine bestimmte Art von Arterienentzündung. Sie erhielt den Namen Leo Bürgers, des Arztes, der sie bei seinen nach New York eingewanderten polnischen Glaubensgenossen feststellte. Später merkte man, daß sie bei Neuemigranten aus derselben Gegend nicht mehr vorkam, und auf Grund einer Umfrage erkannte man, daß die von Leo Bürger untersuchte Gruppe Typhus gehabt hatte. Die Leo-Bürger-Krankheit wurde aus der unaufhörlich kürzer werdenden Liste der jüdischen Krankheiten gestrichen. Finden wir uns damit ab, daß die Juden unsere Krankheiten haben und daß sie sogar recht gesund sind.«
»Ich gebe zu«, fuhr Marcel fort, »daß die Juden gute Ärzte hervorbringen; früher waren sie Leibärzte des Papstes, aber die Heilung von Geisteskrankheiten von ihnen zu verlangen . . . ›Arzt, hilf dir selber‹!«
»Bei den Juden stählte der Geist den Körper«, entgegnete Georges. »Wären sie nicht ein so widerstandsfähiges Volk, so wären sie schon vor Jahrhunderten untergegangen. Ein Arzt führte im Warschauer Getto eine Untersuchung durch über die Krankheiten seiner Leidensgefährten während ihres Kampfes gegen die Deutschen und gegen den Hunger. Er stellte fest, daß es fast keine Fälle von Rachitis bei den Kindern gab und daß die Anämie im allgemeinen sehr gemäßigt auftrat, wie auch immer der Brustindex sein mochte. Ein schönes Lob für die physische und moralische Widerstandskraft eines Volkes, liebe Marya! Allerdings hatten die Rabbiner gestattet, daß Kindern und Kranken wenn möglich Fleischsaft verabreicht wurde.«
»Ich dachte, sie befolgten ihre Prinzipien strenger«, sagte Marcel unerbittlich.

»Der Judaismus hebt alle Vorschriften auf, wenn es ums Leben geht. Er ist spitzfindiger, wenn es um die Ehre geht. Der Talmud bestimmt, wenn ein Mann und eine Frau in Feindeshand fallen und mit Gewalttat bedroht werden, solle man den Mann vor der Frau loskaufen, denn für einen Mann sei es entehrender als für eine Frau, wenn ihm Gewalt angetan wird.«
»Ansichtssache«, meinte Marya.
»Du kannst sicher sein, daß ich mich wohlerzogen betragen würde«, sagte Marcel.
»Ich zweifle nicht daran«, stimmte Georges zu.
»Sie behaupteten, die Kriminalität sei bei den Juden nicht so verbreitet wie bei den Christen«, sprach Jouvenceau weiter. »Aber die Verbrechen der ›roten‹ Juden sind in aller Menschen Gedächtnis und bewirken, daß man sie haßt: Bela Kun und Szamuelly in Ungarn, Eisner in München, Jurovski, der Mörder Nikolaus' II. und seiner Familie, Jagoda und Djerjinski und noch mehr Henker in der UdSSR, die Pasionaria in Spanien.«
»Zum Glück verabscheuen die Juden Blut«, warf Marya ein.
»Während der Revolution«, fuhr Marcel fort, »gab es nur fünfhundert Juden in Paris, die aber schon gute Arbeit leisteten. Den ersten Schuß auf die Tuilerien am 10. August gab der Jude Hourwitz ab. Ein Weisweiler war Präsident des Revolutionsgerichts, ein Calmann Kommissar im Distrikt der Petits-Pères, ein Hazan Mitglied des allgemeinen Überwachungsausschusses, ein d'Acosta befehligte eine Kompanie der Nationalgarde, ein Rosenthal die Legion, die den Turm des *Temple* bewachte. Ein Jude hatte also den Auftrag, den Sohn des heiligen Ludwig gefangenzuhalten.«
»Und der jüdische Schuhmacher Simon war der Gefangenenwärter Ludwigs XVII.«, ergänzte Marya.
»Ich möchte fast wetten«, sagte Marcel, »daß der offi-

zielle Henker Sanson zu denen gehörte, die Sie ungekannte Juden nennen, mein lieber Sarre. Auch echte oder ehemalige Juden stimmten für den Tod Ludwigs XVI. und stellten die Proskriptionslisten zusammen: Marat, Clootz, Meyer, Azéma, Milhaud, Bentabol . . .«

»Die Protestanten stimmten ebenfalls für den Tod des Königs«, sagte Georges, »obwohl sie Ludwig XVI. die Rechtsgleichstellung verdankten. Da aber weder Juden noch Protestanten sehr zahlreich waren, bedurfte es natürlich einer katholischen Mehrheit. Wenn Sie auch die ungekannten Juden auf die Liste der Königsmörder setzen wollen, müssen Sie hinzufügen: den Maler David, Boucher, einen Namensvetter des Malers der Grazien, und Saladin, alle drei schon genannt, dazu Lacoste und Bayle – Bayle mit a wie der Verfasser des Wörterbuchs; die orthographische Variante mit e, also Stendhals Name, findet sich schon im 14. Jahrhundert bei den Juden.«

»Ich falle aus allen Wolken!« rief Marcel. »Beyle! Wer hätte das gedacht!«

»Lacoste! Unvorstellbar!« rief auch Marya. »Und ich hatte all meine Hoffnungen für ein französisches Algerien auf ihn gesetzt!«

»Lacoste ist wie Coste (ein Jude dieses Namens ist in Rennes 1733 belegt) die Französierung der ausdrücklich jüdischen Namen Costa, Agosta, Da Costa, d'Acosta, Koster usw. All diese Namen werden dekliniert. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist eine Klage gegen die Juden von Bordeaux erhalten, in der ein Lacoste abgekanzelt wird, weil er ›sich als vollkommenen Christen ausgab‹ und doch, als er nach Venedig kam, als guter Marrane ›in die Synagoge stürzte‹.«

»Lacostes Mißerfolg wundert mich nicht mehr«, sagte Marya. »Seine Mitjuden folgten ihm ebensowenig wie andere. Außerdem hatten sie in Frankreich das Gegenbeispiel von Jean-Jacques Servan-Schreiber.«

»Er hat sich bekehrt«, erklärte Sarre. »Er schwingt sogar einen Taufschein in den Wahlversammlungen.«
»Ah! Eine gute Nachricht!« sagte Marya. »Der *Express* wird Farbe und Geruch ändern, wo jetzt der Hauch der Bekehrung über ihn hinstrich!«
»Die Servan-Schreiber sind schon lange konvertiert«, sagte Sarre. »Der Gründer der Dynastie hatte eine Christin zur Frau, sein Sohn sogar zwei: Zuerst ohne kirchliche Trauung eine Chapsal, danach mit feierlichem kirchlichem Segen eine Becq de Fouquières, die Enkelin des ehemaligen Protokollchefs. Aber ist nicht der Name Becq mit q eine Christianisierung des jüdischen Namens Beck mit k? Damit wären die Becq de Fouquières ungekannte Juden, prädestiniert zur Verbindung mit den konvertierten Juden Servan-Schreiber.«
»Reden Sie nur!« meinte Marya. »Aber ich vermute, daß die Servan-Schreiber der *Echos* Juden geblieben sind.«
»Nein. Zu Beginn der Besatzungszeit erblickten sie das wahre Licht. Die Zeitungen beschrieben, wie die Familie unter Vorantritt von Madame Servan-Schreiber geborene Crémieux, der früheren Vizepräsidentin der radikalen und radikal-sozialistischen Partei, zur Taufe in eine Kirche im Departement Gard schritt.«
»Damals«, erinnerte sich Marcel, »meldete man auch aus Vence die Taufe des älteren der Verlegerbrüder Offenstedt alias Villefranche und aus dem Departement Haute-Savoie die regelmäßige Teilnahme der Bernheim de Villers an den katholischen Gottesdiensten.«
»Ein Teil der Familie Bernheim de Villers trieb nach der Befreiung den Katholizismus so weit, daß er sich Dauberville taufen ließ«, ergänzte Sarre.
»Und der Verleger Ben Said ließ sich Sauret nennen«, sagte Marcel.
»Als ich mich über die Bekehrung von Servan-Schreiber freute, vergaß ich seine flammenden Artikel gegen die

algerischen Generale«, sagte Marya. »Der jüdische Haß kennt kein Mitleid.«
»So war es immer«, pflichtete Marcel bei. »Beim Kampf gegen die Römer und Griechen verzehrten die Juden von Kyrene deren Fleisch, machten sich Gürtel aus ihren Eingeweiden, beschmierten sich mit ihrem Blut und kleideten sich in ihre Haut.«
»So weit geht Servan-Schreiber nicht«, begütigte Georges. »Vergleichen Sie ihn lieber mit Simon von Kyrene, der Christi Kreuz trug!«
»Er trug es, weil man ihn dazu zwang!« rief Marya. »Ich kenne mich im Evangelium aus. Aber ich komme noch einmal auf den Haß der Juden zurück. Oberstaatsanwalt Lindon war der Schrecken der Kollaborationsprozesse. General Weiss war Präsident des Gerichts in Algier, das Pucheu zum Tode verurteilte.«
»General Weiss trägt einen jüdischen Namen«, sagte Georges, »ist aber wie seine Verwandte Louise Weiss protestantisch. Oberstaatsanwalt Lindon forderte nicht immer die Todesstrafe, wo er es hätte tun können, und der Untersuchungsrichter Zousman, ein hervorragender ›Sohn des Lichts‹, der schon den Prozeß Lucien Rebatets in menschlicher Weise eingeleitet hatte, zeigte bei den nicht lange zurückliegenden OAS-Prozessen lobenswerte Milde. Alexandre Astruc war der einzige, der zur Zeit des Brasillach-Prozesses in der Widerstandspresse großherzige Zeilen schrieb.«
»Ich muß anerkennen«, sagte Marcel, »daß bei meinem Säuberungsverfahren vor den Literaten – ich hatte nämlich die Ehre, mit Montherlant, Jouhandeau, Marcel Aymé, Pierre Benoit, Abel Hermant, Abel Bonnard, Paul Morand, Drieu la Rochelle, André Thérive, André Fraigneau und manchen anderen auf der ›schwarzen Liste‹ zu stehen – Roger Stéphane als Entlastungszeuge auftrat, dessen Vater Worms in der Südzone auf Grund einer

Anzeige von Maurras ermordet worden war. Ich gestehe, daß ich Maurras in seiner erbärmlichen Verteidigungsschrift nicht wiedererkannte. Er behauptet dort, er habe Worms nicht denunziert, und bringt als Beleg das Faksimile seines Artikels, in dem jener Name voll ausgeschrieben steht. Seine geistigen Fähigkeiten waren wohl beeinträchtigt.«

»Vom Gefängnis«, sagte Marya. »Vergessen wir nicht, daß Cassin die Säuberungserlasse in London und in Algier aufsetzte.«

»Vergessen wir auch nicht«, meinte Sarre, »daß beim Prozeß des Marschalls der Geschworene und Parlamentsabgeordnete Lévy-Alphandéry nicht für die Todesstrafe stimmte, obwohl er von der Vichy-Regierung verfolgt worden war.«

»Trotzdem ist es ein Skandal, daß Franzosen von Juden gerichtet werden!« entrüstete sich Marya.

»Die Juden sind Franzosen, meine schöne Freundin!«

»Ich erinnere mich«, sagte Marcel, »an einen braven Antisemiten aus den heldenhaften Zeiten namens Sapin. Er war Handlungsreisender und schrieb bei seinen Fahrten durch Frankreich in jeder Stadt – nach Departements geordnet – die Namen der jüdischen Geschäftsleute und Notabilitäten auf, die er später unter dem Titel *Indicateur* (Anzeiger) veröffentlichte.«

»Ein anstoßerregender Titel, *Indicateur* (Spitzel)«, sagte Georges, »und dieser Sapin riecht nach der Sapinière*.«

»Er entlarvte den jüdischen Kurzwarenhändler, der sich hinter dem Ladenschild ›Zum guten Hirten‹ verbarg, und den jüdischen, nicht koscheren Metzger, der sein Geschäft ›Katharinen-Metzgerei‹ nannte. Er mahnte, man solle jüdische Erzeugnisse boykottieren, und gab bekannt, er habe seine Söhne ein Paket Bloch-Tapioka, eine Flasche

* Kirchliche Geheimgesellschaft, die unter Pius X. einen antimodernistischen Terror innerhalb der Kirche übte und von Benedikt XV. aufgelöst wurde. Sapin = Tanne. A. d. Ü.

Hahn-Petroleum und ein Fläschchen Ricqlès-Pfefferminzlikör in die Geschäfte zurückbringen lassen, die ihnen diese Dinge verkauft hatten.«

»Wahrscheinlich werden seine Enkel heute nichts in den ›Läden der hunderttausend Hemden‹ und bei den Galeries Lafayette kaufen«, sagte Marya.

»Dieser Sapin hat sich vermehrt«, sagte Georges. »In Polen schrien vor dem Krieg Trödler auf der Straße: ›Kauft den Juden nichts ab!‹ Plakate empfahlen dasselbe in Deutschland und sogar in den Vereinigten Staaten *(Buy gentile!)*.«

»Dieser Sapin fiel mir ein«, fuhr Jouvenceau fort, »weil er sich über einen Lévy als Untersuchungsrichter in Epernay entrüstete. ›Da kann einem schlecht werden!‹ schrieb er.«

»Wir haben noch ganz andere Dinge erlebt!« sagte Marya.

»Der arme Sapin! Er ist zur rechten Zeit gestorben.«

»Er war nicht besonders gut in Geschichte«, sagte Georges. »Wie uns Marcel bewies, sind Juden berechtigt, Franzosen zu richten, seit sie selbst Franzosen sind. Crémieux war 1848 und 1870 Justizminister. Debré, der allerdings konvertierte, war es 1958. Ein Loew war Präsident des Kassationshofes, der Dreyfus rehabilitierte. Vor dem Krieg amtierten die Präsidenten Lévy und Dreyfus beim Berufungsgericht und ein anderer Präsident Dreyfus beim Handelsgericht. Heute sitzt der Ehrenpräsident des Kassationsgerichts Picard im obersten Beamtenrat, die Herren Hertzog, Frank und Muller sind Präsidenten am Berufungsgericht, Herr Brunschweig ist erster Untersuchungsrichter. Cassin, der Ehrenpräsident des Stadtrats, verbirgt nicht, daß er Jude ist, denn er bekleidet gleichzeitig das Amt des Präsidenten des Jüdischen Universalbundes. Präsident Michel und Herr Josse, der rangälteste Präsident dieses illustren Areopags, ahnen wahrscheinlich nicht, daß sie ungekannte Juden sind.«

»Und Joxe?« fragte Marcel.
Georges schlug in seinem Notizbuch nach. »Bei den Juden in Frankreich im 13. Jahrhundert erscheinen Joce, Josce oder Josse. Andererseits stehen im Buch der *Anglo-Jewish Notabilities* elf Josse im 12. und 13. Jahrhundert, der erste 1130, ein Rabbiner der jüdischen Kolonie von London. Selbstverständlich ist der Name Joxe, wenn man ihn auch nicht bei den Juden findet, genauso jüdisch wie Joce, Josce und Josse.«
»›Sie sind Goldschmied, Monsieur Josse . . .‹ und ›Sie sind Jude, Monsieur Joxe‹«, sagte Jouvenceau. »Wo jetzt das Judesein eine Ehre und fast ein Ruhmestitel ist, dürfte mir Minister Joxe nicht grollen, wenn ich so mit ihm redete, er müßte mir sogar danken. Ich liefe nicht Gefahr, den gleichen Ärger wie der unglückliche Sapin zu bekommen, dem seine *Indicateurs des juifs* manche Auseinandersetzungen einbrachten. Jüdische Geschäftsleute wehrten sich gegen die Benennung Jude, denn sie seien ›französischen Blutes‹. Cohen, Oberrabbiner von Lille, und ein gewisser Mathias von Poitiers zeigten ihm die Zähne.«
»Sie hätten ihm ganz was anderes zeigen sollen!« meinte Sarre. »Aber vielleicht ist Ihr Sapin ein ehemaliger Tannenbaum; die Juden nahmen nämlich oft Namen von Bäumen an. Es sei denn, er wäre ein Sapin, dessen letzter Buchstabe weicher geworden ist – Sapir ist ein jüdischer Name.«
»Ihre Untersuchungen arten zur Manie aus!« sagte Marcel.
»Haben Sie jemals daran gedacht, daß Drieu la Rochelle, Ihr Gefährte auf der ›schwarzen Liste‹, der die Juden trotz seiner ersten Heirat nicht weniger verabscheute als Sie, wahrscheinlich ein ungekannter Jude war, genau wie Pierre Benoit und Abel Hermant? Wenn Drieu von Andrieu kommt, wie Dauzat erklärt, nun, dieser Name

steht auf der Liste der ›neuen Christen‹ in der Provence von 1512. Wenn es sich um eine Änderung des Namens Dieu handelt: Dieu ist einer der häufigsten jüdischen Namen seit dem Hochmittelalter, oft auch in Zusammensetzungen: Dieudonné, Dieu-Lesal, Dieu-Legart . . .«
»Und ich lauschte den Predigten des Paters Dieux in Saint-Sulpice!« stöhnte Marya. »Jetzt ist mir klar, warum er Lobreden auf die Juden einflocht, daß ich fast nicht mehr stillsitzen konnte!«
»Schließlich«, fuhr Georges fort, »ist la Rochelle ein Ortsname, was meine Vermutung für Drieu la Rochelle untermauert.«
»Wem kann man noch trauen?«
»Ich weiß noch einen ungekannten Juden, an den man nicht denkt«, sagte Sarre, »Paul Valéry.«
»Was?« riefen Marya und Marcel wie aus einem Munde.
»Vallery mit zwei l«, erklärte Georges und zog wiederum sein Notizbuch heran, »hieß 1733 ein Jude in Nizza. Diese Schreibweise macht auch das Akademiemitglied Pasteur-Vallery-Radot zum ungekannten Juden. Joseph Valéri mit einem l und mit i war 1808 einer der fünf jüdischen Freiwilligen von Nizza, und zur gleichen Zeit war ein Valéry, der sich wie der berühmte Dichter schrieb, als französischer Jude in derselben Stadt allgemein bekannt. Der Name beschränkt sich nicht auf die Gestade des Mittelmeers, von denen der Verfasser des *Narcisse* stammt, er findet sich auch am Golf von Biskaya. Der Jude Valéry war zusammen mit einem Sylveire, einem Nunez und anderen Glaubensbrüdern während der Revolution Mitglied des Überwachungsausschusses von Bayonne. Und der verstorbene Kardinal Valerio Valeri, seinerzeit Nuntius in Vichy, sah vollkommen jüdisch aus.«
»Sie schonen niemanden!«
»Gide . . . mein lieber Marcel, Ihr Freund Gide! . . . Dauzat schlägt verschiedene Etymologien für seinen Namen

vor, ausgenommen die natürlichste, nämlich Gideon oder Gedeon, Richter in Israel.«

»Sie verblüffen uns nicht mehr, wenn Sie uns eine solche Ungeheuerlichkeit erzählen«, sagte Marya. »Man gewöhnt sich schnell daran, mit Ihnen zu glauben, Sem sei allein in der Arche gewesen.«

»Gide! Er, der manche Seiten in *La Menace juive* hätte unterschreiben können! Damals lehnte er sich gegen die Tendenz der Juden auf, ›allem Jüdischen Talent, ja Genie zuzusprechen, um die beherrschte zur vorherrschenden Gruppe zu machen‹. Er pflichtete dem Ausspruch Jules Renards bei: ›Die Juden machen alles, ausgenommen Meisterwerke. Diese bleiben uns vorbehalten.‹ Er verkündete: ›Die Eigenschaften der Juden sind keine französischen Eigenschaften‹ und ›sie können nichts Neues zu unserer Literatur beitragen.‹«

»Geben Sie zu, daß Proust etwas ziemlich Neues beigetragen hat!« sagte Sarre.

»Proust war nur Halbjude wie Montaigne und Jean Bodin. Wir waren gutmütig genug, uns davon überzeugen zu lassen, ihr Genie stamme von ihrer jüdischen Hälfte. Wer sagt uns, ob es nicht aus ihrer christlichen Hälfte kommt?«

»Eine schöne Hälfte«, sagte Sarre, »aber die Sophisten bewiesen schließlich auch, daß die Hälfte mehr ist als das Ganze. Zu den Halbjuden gehören auch Bergson und Picasso, die auf ihren Gebieten keine geringen Neuerer waren. Heinrich Heine war gleichfalls nur Halbjude. Und wenn die Antisemiten außer in der UdSSR den Juden vorwerfen, sie hätten Karl Marx hervorgebracht, vergessen sie, daß seine Eltern zum Protestantismus übergetreten waren und daß er getauft war.«

»Bergson stand kurz vor der Konversion, als der Krieg ausbrach«, berichtete Marya, »aber da wollte er seine Glaubensbrüder nicht im Stich lassen. Pater Sertillanges

schrieb in der Zeitung *La Croix,* er sei gewißlich im Paradies.«

»Und Proust«, sagte Marcel, »wird uns von den Juden verleidet, weil sie ihn in all ihre Soßen mischen und als Demiurgen preisen, der die Welt erschuf oder wenigstens neu schuf. Zufällig las ich das Vorwort des Juden Maurois zu Ovids *Liebeskunst* und das Vorwort des Halbjuden Dutourd zu Petronius' *Saturae;* um die Bedeutung dieser Autoren besser ins Licht zu rücken, finden beide etwas Proustsches in ihren Werken, Proustschen Geschmack, Proustsche Elemente, statt bei Proust Anklänge an Ovid und Petronius zu erkennen.«

»Ein Gipfel jüdischer Selbstgefälligkeit«, sagte Marya. »Die ›propagandistische Bearbeitung‹, das ‹jüdische Tam-Tam›, der ›jüdische Zirkus‹ – nicht ohne Grund sind die großen Zirkusse jüdisch (Barnum, Amar . . .). Deshalb wehren sich alle Berufe gegen den jüdischen Eindringling.«

»Es ist auch an der Zeit!« pflichtete Marcel bei. »Mein Arzt bewies mir an Hand der Listen des *Guide médical Rosenwald,* daß sich die Zahl der jüdischen Chef- und Assistenzärzte in den jüdischen Krankenhäusern seit 1939 verdreifacht hat.«

»Höchstwahrscheinlich im Verhältnis zur Zahl der Kranken«, warf Georges ein.

»Allerdings hat kein Krankenhaus einen Juden als Direktor, und an der medizinischen Fakultät tun die nichtjüdischen Professoren ihr möglichstes, um die jüdische Flut einzudämmen. Die entsetzlichen Blutbäder des Krieges wurden auf diesem Gebiet kompensiert mit der Anerkennung der Examina französischer Juden, die im Ausland studiert hatten. Heute wie 1938 ist Lévy der bei den Ärzten des Departements Seine häufigste Name, zweiundvierzig gegen fünfzehn Durand.«

»Lassen wir doch den Hund begraben!« meinte Sarre.

»Durand ist ein fast so jüdischer Name wie Lévy. Außerdem fingen sich viele Durand, die aus aristokratischer Gesinnung ihren Namen verlängerten, unwissentlich in ihren eigenen Schlingen. Das dem Anschein nach gut französische Anhängsel ist nämlich gleichfalls jüdisch: Durand-Latour, Durand-Saladin, Durand-Viel . . .«
»Sie beunruhigen mich, ohne mich doch zu überzeugen«, sagte Marcel.
»Jetzt brauchen Sie nur noch zu behaupten, die Dupont seien Juden!« setzte Marya hinzu.
»Sie können es sein wie die Durand«, erwiderte Georges. »Die Namen Dupont, du Pont, de Pons finden sich bei Juden schon im Mittelalter. Die deutschen jüdischen Namen Brück und Brucker haben denselben Sinn. Auf der Liste der italienischen Juden steht die andere Form Brok sowie de Ponte und da Ponte (der Librettist Mozarts – sein richtiger Name war Conegliano; und es ist kurios, daß, als er den Namen des Bischofs da Ponte, bei dem er konvertierte, annahm, aus dem gekannten Juden ein ungekannter wurde).«
»Für mich«, stellte Marcel fest, »heißen die Juden Lévy, Cohen, Kahn, Aron, Goldschild, Rothschild und werden auch immer so heißen!«
»Sicher! Der Antisemitismus möchte, daß seine Feinde in der Minderheit sind und an ihrem Hut die Worte tragen: ›Ich bin Lévy, der Sündenbock dieser Herde.‹«
»Wie dem auch sei, Sie werden sehen, daß die meisten großen Körperschaften insgeheim gegen die jüdische Invasion vorgehen. Ich habe für Sie eine Untersuchung angestellt.«
Marcel schlug die Bottinschen Handbücher der Verwaltung und der feinen Welt an vorbezeichneten Stellen auf. »Im Rat der Ärztekammer«, sagte er, »kein Jude. An der Académie de Médecine unter mehr als hundert Mitgliedern nur die Professoren Debré und Lévy-Solal. An

der Académie de Chirurgie, die nicht weniger Mitglieder zählt, drei: Aboulker, Baumann und Judet.«
»Judet?« unterbrach Sarre. »So sind Sie also auch schon den ungekannten Juden auf der Spur, mein lieber Marcel. Der gute Dauzat, der nirgends Juden sieht, muß doch zugeben, daß Jude, Judon und Judet keine andere Etymologie haben können als *judaeus*.«
»*Perfidus judaeus*«, murmelte Marya.
»Und gerade diesen jüdischen Namen, neben einigen anderen, hat Professor Lévy, ein Fachmann auf diesem Gebiet, vergessen«, fügte Georges hinzu, »wie auch Hébrard, was Dauzat in gleich verdienstlicher Weise von ›Hébreu‹ (Hebräer) herleitet, und Juzéo, Yuzéo, Huzéo, Uzéo, bretonische Nachnamen, die ›der Jude‹ bedeuten.«
»Es ist nur natürlich, daß ich Dauzats Bücher kenne, stammt er doch aus meiner Heimat, Guéret«, sagte Marcel. »Ich bedaure, daß er gestorben ist, ehe Sie ihn von der Existenz ungekannter Juden unterrichten konnten. Fahren wir aber mit unserer tröstlichen Übersicht fort. Der gleiche Widerstand gegen die Juden herrscht auch in den anderen, nicht im Institut de France zusammengeschlossenen Akademien: Keiner im Büro der Académie d'Agriculture, das versteht sich von selbst, weil die Juden keine Bauern sind, was einer der berechtigten Vorwürfe des Antisemitismus ist.«
»Ja, das ist wahr«, stimmte Marya zu, »man kann die Juden nicht leiden, weil sie keine Bauern sind. Blum warf man oft vor, er habe keine französische Erde an seinen Schuhen.«
»Die elsässische Erde und der Schmutz der Rue Turbigo sind gleichermaßen französisch«, gab Georges zu bedenken. »Es leben auf der Welt etwas mehr als eine Million jüdischer Bauern, nicht schlecht bei fünfzehn Millionen Juden insgesamt. Der Name Bauer (Baur . . .) ist oft jüdisch.«

»Das ändert nichts daran«, sagte Marcel, »daß wir auf dem Gesicht eines Juden niemals ›jene besonderen Züge‹ erkennen, die bei uns noch hervortreten und die, wie Barrès sich ausdrückte, ›von alten Pflügern auf uns gekommen sind‹. Ich beharre auf dem Aussehen der Juden, denn es ist der Schlüssel zum Problem, mehr als ihre Namen.«

»Die alten Pflüger hätten wahrlich viele Mühe ohne die von Haber erfundenen chemischen Düngemittel«, sagte Sarre. »Wenn es auch bei der Académie d'Agriculture von Frankreich keine Juden gibt, wurde doch das internationale Landwirtschaftsinstitut in Rom mit Hilfe des Ministers Luzzatti, eines italienischen Juden, und auf Anregung des Landwirts Lubin, eines amerikanischen Juden russischer Herkunft, gegründet.«

»Sie werden doch nicht behaupten«, rief Marya, »wir verdankten den Juden das Eau de Lubin?«

»In der Parfümerie verdanken wir ihnen nur Houbigant, Weil, Coty, Bourjois, dazu Chanel, Dior und Molyneux, Hinterlassenschaften der Haute Couture. Aber ich sehe, daß der Vizepräsident der Académie d'Agriculture Blanc heißt. Dieser Name war oft die Übersetzung des jüdischen Namens Weiss, wie beim Pächter der Spielsäle von Monaco, und der war mit berühmten Familien verbunden. Überdies ist Blanche ein jüdischer Name.«

»Und Jacques-Emile Blanche wollte mein Porträt malen!« rief Marcel.

»Blanche, sei er nun der Ahnherr von Jacques-Emile oder nicht, steht 1806 im Namensregister der Juden von Bordeaux. Bianchi, Bianchini finden sich auf der Liste italienischer Juden.«

Marcel schüttelte den Kopf und beugte sich wieder über seine Bottins.

»Die Académie d'Architecture wehrt sich gegen Juden, wenn wir auch von jüdischen Architekten geradezu über-

schwemmt werden – die Häßlichkeit der neuen Häuser beweist es. Sie schmeicheln sich, die Architektur erneuert zu haben, indem sie Glas, Stahl, Aluminium einführten, also alles, was Häuser unwohnlich macht.«

»Es ist trotzdem anzunehmen, daß Menschen darin wohnen«, entgegnete Sarre, »und daß nicht alle Architektenkreise für Juden verboten sind, habe ich doch irgendwo erfahren, ein Mendelssohn stehe dem Architektenverband vor. Und hier sehe ich, daß Admiral Sala Vizepräsident der Académie de Marine ist, und in meinem Notizbuch steht folgendes: Zu talmudischer Zeit lebte Rabbi Sala genannt der Fromme. 1402 gewährte Martin von Sizilien den beiden Brüdern Samuel und Elie Sala, Mitgliedern der jüdischen Gemeinde von Trapani, das Vorrecht, Vertraute und Diener des Königs zu sein, 1409 beauftragte er Samuel Sala mit den Friedensverhandlungen zwischen seinem Reich und Tunesien. Kardinal Sala, Bischof von Barcelona im 18. Jahrhundert, war also jüdischen Ursprungs. Der Name ist zwar nicht in der Liste der italienischen Juden enthalten, wurde aber von Eisenbeth, dem Oberrabbiner von Algier, bei den nordafrikanischen Juden festgestellt. Die Suche nach ungekannten Juden ist für uns Christen genauso spannend wie für die Juden die Suche nach verschollenen Gliedern ihrer eigenen Familie. Sie erfanden dafür sogar ein besonderes Wort: Die ›Mischpologie‹.«

»Gott weiß, was Sie aus der Académie de Chirurgie dentaire ziehen und was Sie aus der Académie de Pharmacie destillieren werden!« seufzte Marcel. »Ich erkenne keinen Juden in ihren Verwaltungen.«

»Ich auch nicht«, sagte Sarre. »Aber wie viele Akademien gibt es!«

»Überfliegen wir mit Pegasus die Académie Vétérinaire«, schlug Marcel vor, »und kommen wir endlich auf unser eigenes Gebiet. Sie sprachen von dem traditionellen Wi-

derwillen der Académie Goncourt gegen die Wahl von Juden, was sie allerdings nicht daran hindert, mit vollen Händen Lorbeeren auf die Juden zu streuen.«

»Ich darf Ihnen nicht verschweigen«, sagte Georges, »daß von den ersten zehn Mitgliedern sechs zu den ungekannten Juden zu zählen sind, nämlich Daudet, Huysmans, die beiden Rosny, Paul Margueritte und Elémir Bourges.«

»Das läßt sich hören!« sagte Marcel. »Und dabei haben Sie mir schon die Zahl der ungekannten Juden in der Académie française genannt.«

»Nehmen Sie noch Herzog de Broglie dazu als Abkömmling der Madame de Staël, wenn es stimmt, daß die Necker Juden sind«, sagte Sarre, »und Guitton, Ihren großen Kollegen im Katholizismus, das einzige Laienmitglied des Konzils, wenn er sich auch mit zwei t schreibt im Gegensatz zu Guiton, einem Juden von der Mosel 1808. Und Pastor Boegner, da dieser Name im Semi-Gotha steht.«

»In der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres sind weniger Juden oder mutmaßliche Juden«, fuhr Marcel fort, »und doch sind sie in dieser Disziplin überreichlich vertreten. Ich sehe lediglich Benveniste, Professor am Collège de France, und Picard, den ehemaligen Direktor der französischen Schule in Athen. Die Académie des Sciences bietet uns nur Hadamard, Heim, Gougenheim, Wolff und General Dassault, obgleich die Natur- wie die Geisteswissenschaften Lieblingsgebiete der Juden sind. Die Académie des Beaux-Arts – und wie viele Juden sind Künstler aller Art! – begnügt sich mit Julien Cain und dem Kunsthändler und Schriftsteller Georges Wildenstein.«

»Und doch«, warf Marya ein, »sind so viele Juden Bilderhändler. Chalom, Bing, Arditti, Katia Granoff, David . . . und Pétridès, wie man sagt.«

»Die griechischen Judennamen sind sehr schwer festzu-

stellen«, erklärte Georges. »Man unterstellte, Vénizélos sei Jude, was aber nicht erwiesen ist, wenn auch Venezia, Veneziano und Venezianov jüdische Namen sind. Für Politis ist es ziemlich sicher – Politi ohne s ist ein bekannter jüdischer Name. Ralli, Michaelis, Economos und Metaxa stehen im Semi-Gotha. Zographos, den Kasinokönig, hielt man für einen Juden. Die großen Familien von Chios mit den Namen Calvocoressi, Horemi, Rodocanachi sollen jüdischen Ursprungs sein. Die Capsalis waren Juden von Patras. Die Margoulis sind deutsche Juden aus dem 16. Jahrhundert. Die Salvago wurden 1248 in Marseille als Juden festgestellt. Aber bei den Beaux-Arts sehe ich einen ungekannten Juden, den Bildhauer Navarre. Berücksichtigen wir beide Arten von Juden, so finden sich bei der Académie des Sciences morales et politiques René Cassin, Gabriel Marcel, Bonnafous, Moreau-Néret, Davy, General König und Albert Schweitzer, dessen Großneffe Jean-Paul Sartre ein ungekannter Jude ist.«

»Sartre!« rief Marcel. »Jetzt erklärt sich alles! Man wird künftig nicht mehr sagen: ›Wie viele Dinge in einem Menuett!‹ sondern ›Wie viele Dinge in einem Namen!‹«

»Wenn Sie über all die Namen nachdenken, die jüdisch sein könnten«, sagte Georges, »über all die Menschen, die jüdischer Abkunft sein könnten ohne einen jüdischen Namen zu tragen, und über die vielen Mischungen in den frühesten Jahrhunderten zwischen sämtlichen Ahnen von jedem unter uns, werden Sie niemandem mehr das Recht einräumen, antisemitisch zu sein. Wir sprachen von den Namen, denken Sie an ihre möglichen Abwandlungen; für einen einzigen Namen fand man einmal mehr als siebzig. Wir sprachen von den Personen: Stellen Sie sich vor, daß sich um das sagenhafte Erbe eines gewissen Mallet, der vor einhundertfünfzig Jahren in den Vereinigten Staaten starb, achtzehntausend indirekte Nachkommen reißen, von Kardinal Montini bis Pompidou!«

»Es gibt Antisemitismus und Antisemitismus«, gab Jouvenceau zu bedenken. »Ich habe die Maßlosigkeiten eines Drumont und eines Céline stets mißbilligt, habe mich sogar geweigert, der vor kurzem gegründeten Gesellschaft der Freunde Drumonts beizutreten, die gegen das heimliche Verschwinden der Gedenktafel am Haus des Pamphletisten in der Passage Landrieu protestierte.«
»Man verschonte auf dem Père-Lachaise-Friedhof seine Grabschrift, die unter seiner Büste ›das unsterbliche Werk, *La France juive*‹ feiert. Aber raten Sie mal, wer neben ihm, nur in umgekehrter Lage, Kopf bei Fuß, ruht? Stavisky. Hundertfünfzig Meter vom Krematorium entfernt.«
»Entsetzlich!« rief Marya.
»Lehrreich!« entgegnete Sarre. »Der größte jüdische Betrüger und der größte Antisemit unserer Zeit versöhnt in der Ewigkeit!«
»Sie sagten doch, sie wendeten einander den Rücken zu«, bemerkte Marcel.
»Wenn jemand mit der Nachbarschaft gestraft ist«, meinte Sarre, »ist es eher Drumont. Er liegt zwar ziemlich weit von den prächtigen Gräbern der Rothschilds und der Finaly entfernt, doch der Friedhofsteil, in dem er ruht, ist von Juden bevölkert, und auf vielen Familiengräbern liest man hinter manchen Namen: ›Gestorben in Auschwitz‹.«
Sarre öffnete sein Notzibuch, um einige Namen vorzulesen:
»Klein, Abravanel, Haik, Davis, Dubas, Ungar, Bensoussan, Gurewitsch, Stock, Simon, Alalouf, Abadi, Torrès, Danon, de Botton und viele andere führen wohl jede Nacht einen Totentanz um ihren Verächter auf.«
»Es wird immer grausiger«, sagte Marya.
»Ein anderes Grab dient als Bindeglied zwischen Drumonts Antisemitismus und Auschwitz, nämlich das Grab

der Brüder Rosselli, der beiden antifaschistischen Juden, die 1937 ermordet wurden und die hier, wie die Inschrift besagt, ›auf den Sieg ihres Ideals Gerechtigkeit und Freiheit‹ warten. Er ist errungen.«
»Der Sieg der Juden auch!« rief Marcel.
»Sie mußten ihn teuer bezahlen!« sagte Georges. »Ich möchte Sie darauf hinweisen, daß auf verschiedenen Gräbern mit jüdischen Namen Kreuze stehen wie auf Staviskys Grab. Seien Sie also vorsichtig, liebe Marya: Wieder ein Beweis dafür, daß man nie weiß, wer wirklich Jude ist.«
»Sie versetzen mich in Zweifel über die bekehrten Juden. Aber ich hoffe für Drumont, daß er auch andere Nachbarn hat, sonst wäre es ein Skandal!«
»In seiner Nähe ruht Marquis de Bérulle, der völlig sicher ist, dann unser Freund Francis Poulenc, der die Gedichte der jüdischen Schriftsteller Apollinaire und Max Jacob so schön vertonte.«
»Apollinaire?« fragte Marya.
»Apollinaire hieß Kostrowitzky, was ›von vorne und von hinten jüdisch ist‹, wie Fürst Jussupoff sagt«, bemerkte Sarre. »Ich habe außerdem zu vermelden, daß Apollinaires Frau eine Kolb ist, womit sie vielleicht eine jüdische Kusine des Generals de Gaulle wird.«
»Ach ja«, sagte Marcel, »de Gaulle in seiner deutschfreundlichen Begeisterung verriet uns selbst seine badischen Ahnen Kolb, an die niemand gedacht hätte. Er sagte aber nicht, daß sie Juden waren.«
»Die Juden werden zuerst hervorragende Protestanten, dann hervorragende Katholiken«, sagte Georges.
»Eine Schauspielerin Kolb an der Comédie-Française war Jüdin«, trug Marya bei.
»Marie Laurencin, die gute Gründe hatte, es zu wissen, behauptete bereits, Apollinaire sei Jude«, sagte Jouvenceau. »Sie wissen doch, daß sie bei reichen Jüdinnen als

Porträtistin sehr begehrt war, weil sie nach Cocteau ›die Nasen nicht malte‹. Von Paul Eluard wurde wegen seines richtigen Namens Grindel auch gesagt, er sei der gleichen Abkunft wie Apollinaire und Max Jakob.«

»Max Jacob war konvertiert«, sagte Marya.

»Und wie!« rief Marcel. »Er erklärte mir einmal sein Verhalten. Er sündigte tags oder nachts mit einer Zufallsbekanntschaft, stieg im Morgengrauen zum Montmartre hinauf, warf sich in der Kirche zu Boden, leckte die Fliesen ab, beichtete, wobei er sich auf die Brust schlug, daß er sie fast eindrückte, kommunizierte in Ekstase und rannte hinaus, um von neuem mit einer durch die Sakramente gesteigerten Inbrunst zu sündigen, stieg am anderen Morgen wieder zum Montmartre und so fort. Er blinzelte mir zu und sagte: ›Und Gott ist der Betrogene!‹ Diesen Ausspruch habe ich in *La Menace juive* zitiert. Das ist der Typ des jüdischen Konvertiten.«

»Seine Konversion rettete ihn nicht vor den Deutschen«, sagte Sarre, »und Juden bestatteten ihn das erste Mal, ehe unsere Freundin Florence Gould ihn in das Kloster Saint-Benoît-sur-Loire überführen ließ, wo er bald im Geruche der Heiligkeit stehen wird. Wenn wir schon bei den Dichtern sind, lassen Sie mich sagen, daß sich das Grabmal Marie de Régniers, der Tochter von Hérédia, in derselben Friedhofsabteilung wie Drumonts Ruhestätte befindet. Ich weiß nicht, wie er darüber denkt, denn die Hérédia sind spanische Adlige jüdischer Herkunft. Ein Pablo de Hérédia, antijüdischer Schriftsteller, war ein *convertido.*«

»Schließlich«, sagte Marcel, »erinnert uns der Sinn für das Ziselieren bei dem Verfasser der *Trophées* daran, daß die Juden Meister in der Kunst des Gravierens und der Kameen waren. Also stellt sich heraus, daß Hérédia, der früher als Neger galt, Jude war! *Neger, der sich auf die Konquistadoren etwas einbildet,* sagte ein Humorist von

ihm. Es folgt daraus, daß man sich auf nichts etwas einbilden soll. Aber fahren wir in unserer Übersicht fort: Beim Rat der Anwaltskammer, die niemals einen Juden zum Präsidenten hatte . . .«
»Das hört man immer wieder«, unterbrach Georges, »aber der ehemalige Präsident Toulouse ist ein ungekannter Jude.«
«. . . sind nur ein oder zwei Plätze für Juden vorgesehen, im Augenblick für die Rechtsanwälte Lévy und Masse.«
»Ersatzweise ist Rechtsanwältin Odette Moreau als ungekannte Jüdin zu nennen«, sagte Sarre.
Bei dem Namen Masse fiel Georges der Vater des Rechtsanwalts Masse ein, der in der Deportation starb und von dem manche jüdische Biographen irrtümlich meinten, er sei einst Präsident der Anwaltskammer gewesen. Er hatte sich umsonst um den höchsten Posten beworben, man hatte ihm Rechtsanwalt de Saint-Auban vorgezogen. Trotz der durch die Leiden der Juden hervorgerufenen Sympathie hatte seitdem dieselbe Verfemung den Rechtsanwälten Netter, Pfeiffer und Caen den Zutritt verwehrt.
»Im Rat der Anwaltskammer beim Staatsrat«, fuhr Jouvenceau fort, »sehe ich einen Juden, nämlich Mayer, der sich als erster Syndikus dort eingeschlichen hat.«
»Er hat sich schon lange in den semitischen Areopag des Quai d'Orsay eingeschlichen, wo er Hervorragendes leistet, zusammen mit den Rechtsanwälten Maurice Blum und Suzanne Blum«, sagte Georges.
»Hier, ist das nicht auffallend?« fragte Jouvenceau. »Sogar die Börsenmakler wehren sich gegen die Juden; seit der Pensionierung von Perquel, dessen Mitarbeiter der schwerreiche Kostolani war, gibt es nur noch vier: Alphen, Rheims, Leven und Mayer – schon wieder Mayer! Und überhaupt kein Jude befindet sich im Büro der Handelskammer von Paris, was ebenso erstaunlich ist.«
»Welch ein Sieg!« sagte Sarre.

»Wenn wir jetzt zur Staatsverwaltung kommen«, sprach Marcel weiter, »ist zu bemerken, daß die Juden stets von der Polizei ausgeschlossen waren, wenn auch vielleicht nicht von der Kriminalpolizei, deren Präsident einmal ein Hirsch war. Ziwès, der Generalsekretär der Polizeipräfektur und zeitweilige Polizeipräfekt, bildet eine Ausnahme. Kein Jude ist Schutzmann.«

»Benedetti, Präfekt des Departements Seine«, sagte Georges, »ist ein ungekannter Jude wie Haas-Picard, der sein Nachfolger werden wird.«

»Bei den Schutzleuten fallen mir die Diplomaten ein, von denen man annimmt, daß sie den Frieden schützen«, sagte Marya. »Sie haben geschrieben, vor dem Kriege sei den Juden der Zugang zur Diplomatie versperrt gewesen, weil sie verdächtigt waren, in allen Ländern Verbindungen zu haben. Heute wimmelt es von Juden am Quai d'Orsay.«

»Damals«, sagte Sarre, »gab es tatsächlich nur drei Botschafter jüdischen Ursprungs: Alphand, den Vater des gegenwärtigen Botschafters, Kammerer, der Nichtjude zu sein behauptete, aber einen jüdischen Namensvetter, einen Makler an der Handelsbörse, hatte, und Naggiar, der zu unserem erbitterten Säuberer bei der Befreiung wurde. Nur zwei bevollmächtigte Minister waren Juden, der ›gute Marx‹, Leiter der Kulturabteilung, und Daniel Lévy, der Sohn des Orientalisten, dazu zwei Botschaftssekretäre, nämlich Francfort und Strauss. Lévy wurde nach dem Krieg Botschafter in Japan, Francfort ist Botschafter in Ungarn und Strauss in Island.«

»Brr!« kam es von Marcel. »Ich habe die jüdischen Namen weiterer Exzellenzen entdeckt, Dennery, Koenigswarter, Meyer – Meyer! Nehmen wir noch Lacoste und Bayle als ungekannte Juden hinzu.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte Sarre und prüfte die Liste im Gesellschafts-Bottin: »Aurillac, Morel-Francoz,

Lange, Paris, Félix, Crouy-Chanel, Sivan (ein jüdischer Monatsname).«
»Kein Jude«, fuhr Jouvenceau fort, »unter den Präsidenten und Generalsekretären des Kassationshofs . . .«
»Immerhin war Rat Meiss der erste Präsident des Zentralkonsistoriums nach dem Krieg«, warf Georges ein.
». . . ebenfalls keiner im Stab des Rechnungshofs, außer vielleicht Rat Beck. Eine Israel gegenüber sehr abweisende Körperschaft ist auch die Bank von Frankreich. Sie hatte niemals einen jüdischen Präsidenten.«
»Wieder müssen wir die ungekannten Juden ausnehmen«, sagte Sarre, »Moreau, Baumgartner . . .«
»Ah, hier rücken die Juden wieder vor: Zum ersten Mal hat die autonome Régie der vereinigten Transportunternehmen einen jüdischen Generaldirektor namens Weil, wie Dreyfus bei der Régie Renault.«
»Renault erinnert mich an die Firma Citroën, die die Pariser Nächte mit ihrer Leuchtschrift am Eiffelturm erhellte«, sagte Marya. »Es fiel ihr immer wieder etwas Neues ein! Nur ein Jude konnte diese Werbeidee haben. Übrigens trat Jüdisches zu Jüdischem, weil ja der Eiffelturm jüdisch ist. Diese Erinnerung muß wohl Herrn Blanchet, früher Bleustein, zum Träumen veranlassen.«
»Warum finden es die Juden eigentlich nötig, Namen anzunehmen, die ihnen nicht gehören?« fragte Marcel. »Das beweist, daß sie uns täuschen wollen.«
»Das beweist«, berichtigte Georges, »daß ihre Jüdischkeit eine schwere Last für sie ist. Man streitet darüber, ob man sie vom Gottesmord reinwaschen kann, nachdem man die Perfidie von ihnen genommen hat, aber Jude sein selbst ist ein Gewicht, das man ihnen mit Vergnügen weiter auf die Schultern legt. Damit erklärt sich die Begeisterung und der Stolz der jungen israelischen Generationen: Sie wurden in einem Land geboren, in dem der Name Jude von der frühen Geschichte und von neuer-

lichen Siegen geheiligt ist und kein Schandmal bedeutet. Hierzulande trägt auch der beste Judenfreund ewig jenes bekannte zweideutige, verletzende Lächeln zur Schau. Erst an dem Tag, an dem jedermann dieses Lächeln für sich selbst zu fürchten haben wird, wird es endlich, zusammen mit dem Antisemitismus, verschwinden.

Unterdessen tun die Juden gut daran, alle Waffen zu benützen, um uns zu beweisen, daß sie Franzosen sind. Da es ihnen mit der Ausübung unserer Berufe, ja mit ihrem Blutzoll nicht gelang, bewerben sie sich um französische Namen gemäß der französischen Tradition, ausländische Namen zu französieren. Bossuet spricht vom Grafen de Fontaine, nicht vom Grafen de Fuentes, der die spanische Infanterie bei Rocroy befehligte. Herr von Buckingham wurde in Frankreich zu Monsieur de Bouqinqant und die Prinzessin Orsini zur ›princesse des Ursins‹, was hübscher klang als ›princesse des Oursins*‹. Baudelaire nennt Giovanni Bellini Jean Bellin. Als Napoleon die Juden zwang, französische Staatsbürger zu werden, behielten die einen ihre jüdischen Namen bei und ließen sie eintragen, andere verwandelten sie, wie die Vorfahren des Premierministers Debré, die Anschel hießen. Marya sagte, der Eiffelturm sei jüdisch; er wäre es, wenn der Erbauer seinen Namen Bonickhausen beibehalten hätte, er ist aber französisch, weil der Konstrukteur den ausgezeichneten Einfall hatte, sich in Eiffel umtaufen zu lassen. Dieses Verlangen nach immer vollkommenerer Assimilierung empfinden die Juden so sehr, daß die Barone de Gunzburg nach dem Krieg forderten, de Gunzbourg genannt zu werden. Gleichermaßen glichen sich die jüdischen Namen in allen Ländern an. Die Schoenberg, Agenten der Rothschilds in Amerika, wurden dort zu Belmont. Umgekehrt

* L'oursin = der Seeigel. A. d. Ü.

wurde eine jüdisch-portugiesische Familie Belmonte in den Niederlanden zu Schoonenberg. Hirsch wurde in England zu Hart und in Frankreich zu Cerf, aber Cervi ist kein jüdischer italienischer Name. Kupfer ergab nicht Cuivre in Frankreich, aber Cooper in England und Ram(e) in Italien. Bei uns steigerte Edmond Fleg seine Berühmtheit als Schriftsteller, indem er seinen Namen Flegenheimer abkürzte, und Alfred Savoir, indem er seinen Namen Poznanski aufgab. Emile Salomon Wilhelm Herzog bereitete als André Maurois seinen Einzug in die Académie française vor. Gillois wird unter seinem Namen Diamant-Berger rascher in sie aufgenommen werden. Henri Duvernois wäre leichter eingetreten als unter seinem Namen Schwalbacher. Henri Ardel hätte vielleicht mit seinem Namen Abraham sein Publikum von jungen Leserinnen abgeschreckt. Mit seinem alten Namen Szesler hätte Léo Poldès wahrscheinlich den Club du Faubourg nicht gründen können, und Pierre Chanlaine wäre unter seinem Namen Wünstel kaum Präsident des Verbands ehemaliger Kriegsteilnehmer unter den Schriftstellern und Präsident der Literatengesellschaft Société des gens de lettres geworden. Auch Doktor Pomiane wäre wohl weniger maßgebend in der Gastronomie unter seinem Namen Pozerski. Die Juden, die einen französischen Namen annehmen, tun es nicht, um uns zu täuschen, sondern um uns besser zu gefallen.

Seit dem Nazismus bedeutet ein französischer Name noch viel mehr für sie, nämlich das Ende eines Alpdrucks. Ein polnischer Jude erzählte mir, gegen 1930 hätten jüdische Persönlichkeiten bei einer Konferenz in Warschau das Judentum zu definieren versucht. Die Debatte endete mit dem Ausspruch des Präsidenten: ›Meine Herren, Jude sein ist ein Unglück! Aber ein Unglück, das wir als Gnade des Himmels annehmen müssen!‹ Eine solche Feststellung sollte Ihre christliche Seele erzittern lassen!«

»Sie erschüttert mich auch«, gab Marcel zu, »und erinnert mich an ein paar Verse von Heinrich Heine, die ich für Sie abgeschrieben habe. Er wurde angesichts des neuen jüdischen Hospitals in Hamburg dazu inspiriert. ›Ein Hospital ... für Menschenkinder, welche dreifach elend, ... behaftet ... mit Armut, Körperschmerz und Judentume! Das schlimmste von den dreien ist das letzte, das tausendjährige Familienübel ... Unheilbar tiefes Leid! ... Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater herunter auf den Sohn ... die unheilbar große Brüderkrankheit.‹ «
»Sie sehen«, sagte Georges, ein Jude oder Halbjude kann einsichtig und ergreifend sein!«
»In diesem Fall«, sagte Marcel, »stehe ich ihm so nahe wie einem Christen; wenn er aber das Leiden in Aggressivität verkehrt und mein Haus umzustürzen droht, bin ich gezwungen, ihn zu fragen: ›Wo kommst du her?‹ und versucht, ihm zu sagen: ›Verschwinde!‹«
»Das ist schnell gefragt und gesagt«, entgegnete Georges. »Wenn man die jüdische Empfindlichkeit kennt – und Sie kennen sie genauso gut wie ich –, sollte man nachsichtig sein gegenüber der Kategorie von Landsleuten, die jenes ›Familienübel‹, jenes ›dunkle Weh‹ ›erbt‹. Außerdem sind wir fast alle von einem solchen Übel gekennzeichnet soweit wir nonkonformistisch, das heißt antisozial sind. Eine Gesellschaft besteht aus Gegensätzen; der jüdische Kontrast gehört zu den interessantesten, bewegendsten. Wir fassen als Aggressivität auf, was Sie selbst, mein lieber Marcel, Verzweiflung nannten. Erfolg, Ehren, Geld sind für einen Juden nur ein schwacher Ausgleich für den Zustand des Judeseins. Zwangsläufig liegt ein Schatten von Trauer auf seinem Glück, weil dieser Zustand ein Unglück ist. Jemand sagte einmal zu einer frivolen Rothschild: ›Wie angenehm es sein muß, inmitten eines solchen Vermögens einfach dahinzuleben!‹ Sie antwortete: ›Es gestattet einem, ausgiebig zu weinen.‹

Noch eine Anekdote: Ein Journalist erzählte mir, er habe Lazareff die Druckfahnen einer seiner Zeitungen vorgelegt, auf denen das Wort Jude in einer Artikelüberschrift stand. Der französische Pressekönig las das Blatt besonders aufmerksam, er stützte den Kopf in die Hand und konnte sich nicht davon losreißen. Plötzlich begriff der Journalist, daß ihn das Wort in der Überschrift hypnotisierte. ›Soll ich »Jude« lieber streichen?‹ fragte er ihn. ›Ja bitte, seit dem Krieg kann ich mich nicht an das Wort gewöhnen.‹ Vielleicht wird ein Mann wie Mendès-France nur weil er Jude ist der Möglichkeit beraubt, das Land, dessen Namen seine Familie seit zweihundertfünfzig Jahren trägt, wieder zu lenken.«

»Er braucht nur Christ zu werden wie Debré«, meinte Marya, »und das Problem ist gelöst.«

»Manche Leute lösen die Probleme nicht gern auf diese Weise«, gab Georges zu bedenken.

»Ist es nicht ein Drama«, fiel Marcel ein, »daß nach zweihundertfünfzig Jahren für einen Franzosen, der Mendès-France heißt, die Herkunft noch ein Problem ist?«

»Jean-Richard Bloch bestätigte dieses Drama in einem seiner Bücher: ›O Frankreich, das ich so sehr liebe! Franzosen, in deren Mitte ich so freudig lebte und kämpfte, ich möchte von euch geboren sein und euch gleichen!‹«

»Alle Juden, die zu so hohen Stellungen aufstiegen, sind sich über eines nicht im klaren«, sagte Marcel, »daß sie nämlich nur deshalb so weit kamen, weil sie Juden waren. Ihre jüdischen Eigenschaften ermöglichten ihren Aufstieg, und wenn sie sich nachher darüber beklagen, wegen ihrer Jüdischkeit auf Hindernisse zu stoßen, wollen sie die Vorteile aus ihren jüdischen Eigenschaften und aus dem Christsein verbinden.«

»Das eine schließt das andere aus«, sagte Marya. »Man kann nur eines sein.«

»Heute«, fuhr Marcel fort, »würde ich nicht mehr wie in

La Menace juive einen Sonderstatus für die Juden verlangen – wir haben erlebt, wohin das führt. Wie ich schon zu Beginn unserer Unterhaltung erwähnte, war die schreckliche Lektion des Krieges und auch die der Volksfront zu etwas nütze: Die Juden halten sich mehr zurück, wenn auch nicht auf allen, so doch auf manchen Gebieten. Wir haben nicht mehr das Schauspiel vor Augen, wie sie, von oben bis unten, in der Hierarchie der Ministerien, in denen ein jüdischer Minister herrscht, ein Kette bilden. Pompidou hat nur einen Javal in seinem Gefolge um darzutun, daß er nicht mehr den Befehlen der Rothschilds untersteht.«

»Und einen de Souza«, sagte Georges und betrachtete eine Seite im Verwaltungs-Bottin, »es ist einer jener unzähligen spanischen oder italienischen Judennamen mit Adelsprädikat und findet sich auf der italienischen Liste.«

»Bokanowski hat nur zwei Juden in seinem Ministerbüro. Palewski, Herzog, Grandval haben überhaupt keinen. Sie haben die Wirkung des Riesenplakats der deutschen Propaganda nicht vergessen, auf dem nichts als die Zusammensetzung der Ministerbüros im Kabinett Blum stand.«

Marya sagte: »1936 waren die Juden wenigstens so mutig, ihre Namen nicht zu ändern.«

»Vier Jahre später mußten sie dafür zahlen«, sagte Sarre.

Marcel schaute wieder in den Bottin:

»Beim Verfassungsrat ein Jude unter elf Mitgliedern, der ewige Cassin . . .«

»Der unentbehrliche Cassin«, unterbrach Georges.

». . . und wenn ich Ihre ungekannten Juden berücksichtige, Vallery-Radot.«

»Berücksichtigen Sie sie nur, um so mehr als der frühere Minister Michelet, dessen Name hier steht, zu ihrer unermeßlichen Phalanx gehört: Im Jahr 1300 lebte in Vitry ein Jude Michelet.«

»Und was ist mit Michelet dem Großen, dem Geschichtsschreiber des Volkes?« fragte Jouvenceau gepreßt.
»Sie werden erfahren, ob er Jude war oder nicht, wenn Sie seinen Stammbaum bis 1300 zurückverfolgen.«
Niedergeschlagen beugte sich Marcel über eine andere Seite.
»Auf der Liste der Stadtratspräsidenten von Paris stelle ich fest, daß sich niemals auch nur ein einziger Jude darunter befand, sogar seit der Befreiung nicht, außer Rechtsanwalt Moatti. Wenn man an die vielen jüdischen Oberbürgermeister von London denkt – Salomons, Philipps, Waley Cohen, der Direktor der Shell-Gesellschaft war . . .«
»Rom war nie besser verwaltet als unter dem Bürgermeister Nathan«, sagte Georges, »und Kopenhagen unter dem jüdischen Bürgermeister Trier.«
»Bei den Pariser Gymnasien«, fuhr Jouvenceau fort, »entdecke ich nur einen jüdischen Direktor, Salomon.«
»Bei diesem Namen und seinen Abwandlungen«, sagte Georges lachend, »ist man nie sicher! Eine Familie Salamon de Alap und die Barone Salomon de Friedberg erhoben Einspruch, als ihnen im Semi-Gotha jüdischer Ursprung beigelegt wurde. Sie machten es wie der Oberrabbiner von Lille mit dem Ober-Sapin.«
Während er sprach, betrachtete Georges die Seite, auf der Marcel las.
»Oh! Oh!« rief er, »hier bei den Direktoren steht ein schöner ungekannter Judenname: Chrétien!«
»Chrétien?« wunderte sich Marya.
»Was?« staunte Marcel, »Chrétien sollte jüdisch sein und Salomon nicht?«
»Konvertierte Juden bekamen diesen Namen oft. Christiani war ein im 13. Jahrhundert berühmter Dominikaner. Und wem wird in unseren Tagen vom Staatsrat das Recht zugestanden, sich Chrétien zu nennen? Außer einem Herrn Crétin ist es Herr Geschwindenhammer,

offensichtlich ein Jude, und Herr Esterhazy, ein mutmaßlicher Jude; dieser ungarische Fürstenname kommt, wenn wir dem Semi-Gotha folgen wollen, von dem jüdischen Namen Esther.«

»Dann wäre also Graf Esterhazy, der eigentliche Verräter in der Dreyfusaffäre, ein ungekannter Jude«, stellte Marcel fest.

»Ja«, bestätigte Georges, »derselbe, dem die Nationalisten zuriefen: ›Es lebe Esterhazy! Nieder mit den Juden!‹«

»Die Dreyfusaffäre ist trotzdem eine jüdische Verratsaffäre«, sagte Marya.

»Täuschen wir uns nicht!« mahnte Georges. »Wenn Sie einräumen, daß Major Henry, Oberstleutnant Picquart und Botschafter Paléologue ungekannte Juden waren, müssen Sie schließen, daß die Affäre auf beiden Seiten jüdisch war.«

»Ich denke immer noch über den Namen Chrétien nach«, sagte Marya.

»Verheißungsvolle Namen«, erklärte Sarre, »waren eine Art Belohnung für konvertierte Juden, wie man ihnen ja auch die Namen aller Heiligen im Paradies gab. Unsere Zeit folgt diesem Beispiel: Ein Herr Hirsch bekam kürzlich vom Staatsrat die Genehmigung, sich Saint-Paul zu nennen, ein Name, den ehemalige Juden seit dem 12. Jahrhundert tragen. In Italien steht Santo nicht auf der Judenliste, aber in England findet man Santos. Die italienischen Judennamen Bonaventura, Bonsignore, Bonfiglioli, Bonaiuti, Benigno, Pacifici, Sereni, Benedetti sind in dieser Hinsicht typisch, und der Semi-Gotha versäumte denn auch nicht, den Grafen Benedetti zu erwähnen, den letzten Botschafter Napoleons III. in Berlin.«

»Von mir aus«, sagte Marya, »sollen die Juden alle Namen annehmen die sie wollen, wir werden sie doch stets erkennen, wie Marcel Ihnen erklärte.«

»Und wir werden stets meinen, daß sie viel Platz einnehmen, wenn sie auch etwas unauffälliger geworden sind«, fügte Marcel hinzu.
»Sie wollen damit sagen«, entgegnete Sarre, »daß wir uns eher mit ihrem Dasein abfinden würden, wenn sie als Politiker, Ärzte, Schriftsteller, Journalisten, Rechtsanwälte, Ingenieure und Kaufleute weniger zahlreich und dafür mehr bei Klempnern, Erdarbeitern und Bauern vertreten wären. Diese Angst, an die Wand gedrückt zu werden, sollte bei einem Schriftsteller Ihres Ranges keinen Raum finden; Daninos, Bernard Frank, Armand Lunel, Nathalie Sarraute, Christiane Rochefort machen Ihnen keinen Leser abspenstig.«
»Gut, sie schreiben, aber sie wollen uns nicht regieren. Aragon vielleicht würde danach streben, aber seine Aussichten sind gering. Die Franzosen können die Juden nicht leiden, weil die Juden unaufhörlich das Kommando zu übernehmen trachten. Daraus und aus nichts anderem entsteht der Antisemitismus.«
»Entschuldigen Sie: Falls ich Sie richtig verstehe, herrscht Antisemitismus, wenn regierende Juden links stehen, aber nicht, wenn sie rechts gerichtet sind. Debré als Premierminister und die Rothschilds über Pompidou rufen Scherze, aber keine Gegner auf den Plan. Der französische Antisemitismus ist ein von der Rechten künstlich und nach Bedarf geschaffenes Problem.«
»Und mit Recht!« fiel Marya ein. »Die Juden stehen auf seiten des Durcheinanders!«
»Aber liebe Freundin, der Gerichtshof im Haag wurde auf Anregung des russischen Juden Bloch gegründet; der erste Präsident des von Juden zur Sicherung des Weltfriedens ersonnenen Völkerbundes war der belgische Außenminister Hymans; Levinson war der Urheber des Kellogg-Pakts gegen den Krieg; Lyon-Caen stand der Carnegie-Stiftung für den Weltfrieden vor... die Reihe ist endlos.«

Marya gab sich nicht geschlagen.
»Sagen wir, die Juden seien für den Frieden, aber für einen antibürgerlichen Frieden, für einen gut sozialistischen, ganz links gerichteten Frieden.«
»Es gibt rechts ebensoviele Juden wie links, aber nur die letzteren beachtet man. Die Größe des konservativen England im 19. Jahrhundert war das Werk Disraelis.«
»Die englischen Juden sind etwas Besonderes«, sagte Jouvenceau. »Es kam zwischen Cromwell und dem berühmten Rabbi Menasseh ben Israel zu einem Vertrag, der die Juden verpflichtete, für Englands Ruhm zu wirken, und der ihnen die Rückkehr gestattete – man hatte sie nämlich aus England vertrieben. Hier in Frankreich wäre es mir lieber, sie stünden etwas weiter rechts. Dann könnten wir ihrem Gerechtigkeitssinn eher vertrauen.«
»Der reiche oder religiöse Jude stimmt rechts; er stimmt nur links, wenn er ideologisch oder vom Antisemitismus bedroht ist.«
»Der Antisemitismus wird drohen«, sagte Marya, »solange die Welt besteht.«
»Das ging aus der Lektüre der Bottins hervor«, sagte Marcel. »Er ist die natürliche Abwehr eines lebendigen Körpers gegen ein Element, das zwar nicht bazillenartig ist – ich nehme meine früheren Anwürfe zurück –, das aber fremdartig ist.«
»Beschränken Sie Frankreich auf die Bauern im Cantal?«
»Die Bauern im Cantal und anderswo, die französischen Bauern sind der Nährboden unserer Zivilisation, auf dem sich die Juden breitmachen. Unsere Kultur ist nicht ihre, ihre Kultur nicht unsere. Der Gott der Bibel ist nicht der des Evangeliums, auch wenn es sich um den Vater und den Sohn handelt. Würde der Sohn, würde unser göttlicher Herr befehlen, Feinde grausam zu beschneiden oder in seinem Tempel einen goldenen Anus zu opfern zum Dank für geheilte Hämorrhoiden?«

»Andere Zeiten, andere Sitten, sogar für die Götter. Was waren unsere Vorfahren, als die Juden schon das Volk der Bibel waren? Vielleicht verstehen sie uns wegen ihres Vorsprungs leichter als wir sie. Aber das ist kein Grund, sie zu hassen. Abgesehen davon suchen sich viele unter ihnen der Welt und dem Geist der Bibel zu entziehen, wie so viele Christen der Welt und dem Geist des Evangeliums entfliehen wollen. Professor Abensour ist der Meinung, die Juden verdankten ›dem klassischen Altertum, Molière und Voltaire mehr als Hesekiel, mehr Ludwig XIV. und den Großen des Jahres II als David oder Salomo‹. Bestreiten Sie, daß der ungekannte Jude Camille Jullian der beste Geschichtsschreiber Galliens ist? Daß Darmesteter und Hatzfeld ein sehr gutes Wörterbuch des klassischen Französisch zusammenstellten?«

»Nichtsdestoweniger erfand ein Jude das Esperanto, nämlich Zamenhof. Dieser Drang, zu zerlegen, die Sprachen zu zerstören . . .«

». . . entspricht dem Kosmopolitismus der Juden. Verdammen Sie nicht bei ihnen, was das Ideal der griechischen Philosophen und eine der lobenswerten Tendenzen unserer Zeit ist!«

»Ich bereue aber nicht, daß ich in *La Menace juive* Léon Brunschvicg das Recht abgesprochen habe, Pascals Kommentator zu sein, und Gustave Cohen, ›sich Rutebeufs zu bemächtigen‹.«

»Die *Action française* machte Sie an jenem Tag blind für französische Literatur. Es gab auch jüdische Troubadoure: Bonfils de Narbonne, Mathieu le juif . . . Nach dem Kriege waren Kritiker wie Georges Huisman, Pierre Loewel, Jane Albert-Hesse feinfühlige Beurteiler unseres Stils. Man rühmte an der Tragödin Rachel, die mitten im Taumel der Romantik den Racine-Kult aufleben ließ, sie habe ›die französische Sprache gerettet‹. Wenn Sie in Ihrem Fahrwasser fortsteuern, werden Sie Rutebeuf nur Kom-

mentatoren aus der Champagne zubilligen und fordern, man müsse in der Auvergne geboren sein, um Pascal lesen zu dürfen. Heute folgen die Studenten an der Sorbonne gefesselt Herrn Gougenheims Kommentaren zu Ronsard.«
»Ich finde es immer noch himmelschreiend!« entrüstete sich Marcel, »Ronsard und Gougenheim!«
»Berichtete Ronsard nicht selbst, seine Vorfahren stammten von den fernen Ufern der Donau? Wer weiß, ob sie nicht Gougenheim hießen?«
»Übertreiben Sie Ihre Scherze nicht!« sagte Marcel. »Ronsards Porträt beweist, daß sie absurd sind.«
»Ich kenne Herrn Gougenheim nicht und weiß auch nicht, wie Léon Brunschvicg, Gustave Cohen und Joseph Reinach aussahen, aber die Tochter des letzteren sagte mir, der mit ihr befreundete Rechtsanwalt Dorville, ein Jude aus Avignon, sei der vollkommene Typ eines Galliers, geradezu der Doppelgänger eines gallischen Gefangenen auf der Trajanssäule, von der sich ein Abguß im Museum von Saint-Germain befindet. Sein Name wie sein Aussehen veranlaßten ihn jedesmal zu einer Richtigstellung, wenn er den bei Festessen so häufigen Satz hörte: ›Falls keine Juden anwesend sind . . .‹«
Marcel blätterte in einem Heft.
»Möglich, daß manche Juden Galliern gleichen, aber zu Beginn des 5. Jahrunderts schrieb der gallische Dichter Rutilius Namatianus, Präfekt von Rom: ›Wollte der Himmel, daß Judäa niemals unterworfen worden wäre – durch Pompejus' Kriege und Titus' Reich! – Die Ansteckung dieser entwurzelten Pest verbreitet sich nur um so weiter – und das besiegte Volk unterdrückt seine Sieger.‹ Es gibt nichts Neues unter der Sonne im Urteil über die Juden.«
»Diese Satire ist sehr ehrenvoll für die Juden«, sagte Sarre, »werden sie doch Griechenland gleichgestellt, das besiegt ›seinen wilden Sieger unterwarf‹.«

»Als hätte ich geahnt, daß Sie Ronsard verleumden würden . . .«
»Ronsard verleumden?«
». . . habe ich zwei Verse bei ihm geholt, die von Rutilius inspiriert sein könnten:

Sohn des Vespasian, großer Titus, du solltest
beim Zerstören der Stadt auch ihr Geschlecht zermalmen.«

»Ich hoffe, sagte Marya, daß Professor Gougenheim sie seinen Studenten genauso glänzend kommentiert wie Pompidou den Rothschilds Baudelaire erklärt.«
»Die Juden sind klug genug, Kritik, sogar Beleidigungen hinzunehmen«, sagte Sarre, »und sie verstehen es, sich in die Zeit zu schicken.«
Jouvenceau fuhr fort:
»In einem Brief schreibt Malherbe: ›Das Judentum erstreckt sich bis an die Seine. Es wäre wünschenswert, daß es am Jordan geblieben wäre und daß diese Kanaillen sich nicht unter rechtschaffene Leute mischten wie sie es tun.‹ Welch merkwürdiges Zusammentreffen der drei Dichter mit über tausend Jahren Abstand! Zur Zeit Malherbes waren nur vier jüdische Familien in Paris ansässig, blieben aber offensichtlich nicht unbemerkt.«
»Ludwig XIII. hatte die Juden verbannt, als er Frankreich der Jungfrau weihte«, bemerkte Georges.
»Ein letztes Zitat als undurchdringliche Rüstung für meinen bußfertigen Antisemitismus. Ich bin Christ . . .«
Marya summte das Kirchenlied:
»Je suis chrétien, voilà ma gloire . . .«
(Ich bin Christ, das ist mein Ruhm . . .)
». . . ich bin Christ, und ich entnahm den Titel meiner Broschüre einem Artikel in *La Croix* von 1920, der ›das jüdische Volk‹ anklagte, ›in seiner ungeheuren Mehrheit

von der Anbetung des wahren Gottes zur Anbetung des Teufels übergegangen zu sein.‹«
»Schicken auch wir uns in die Zeit!« sagte Georges. »*La Croix* von heute atmet nur noch Sympathie zu den Juden, gemäß dem Geist des Konzils.«
»Das Konzil! Das Konzil!« rief Marya. »Ich möchte gern mit Pater Wenger unter vier Augen darüber sprechen, ist er doch ein konvertierter Jude! Sie bringen mich auf einen Gedanken: Ich werde mich systematisch an die früher jüdischen Geistlichen wenden und bei den Dominikanern anfangen: Pater Cattaui, Pater de Menasce . . .«
Es war Zeit, das lange Gespräch zu beenden. Georges warf heimlich einen Blick auf seine Uhr und stellte fest, daß sie nicht ging.
»Eine Omega-Uhr, die stehenbleibt!« wunderte er sich und fragte nach der Uhrzeit.
»Kaufen Sie sich doch eine gute Lip-Uhr wie ich!« empfahl Marya.
»Wie? Sie verlassen sich auf jüdische Marken?«
»Ich trage meine gute, alte Longines-Uhr«, warf Marcel ein.
»Longines gehört den Didisheim«, sagte Georges, »aber da sie das Glück hatten, Schweizer zu sein, sind sie nicht in der Deportation umgekommen wie Herr Lippmann von den Lip-Uhren.«
»Mein lieber Freund, bald sind Sie nicht mehr gesellschaftsfähig!« sagte Marya. »Wir haben so viel über die Juden gesprochen, daß ich eine Theresenkerze anzünden werde, um die Wohnung zu desinfizieren.«
»Ach so! Jetzt wird mir Ihre fortgesetzte Verbindung mit der Kerzenhandlung Sainte-Thérèse klar!« sagte Georges.
»Ich habe sie während des Krieges entdeckt, als man überall nach Kerzen suchte«, erklärte Marya. »Ein Küster wies mich auf die Kerzenhandlung von Lisieux hin, die

ein gutes Mittel zur Hebung ihres Umsatzes erfunden hatte. In ihrem Prospekt stand: ›Wenn Sie sich um das Schicksal eines geliebten Menschen sorgen, verbrennen Sie eine Kerze, ist es ein Frontkämpfer: zwei Kerzen, ist es ein Gefangener: drei Kerzen . . . Sie wurden in der Kirche der heiligen Karmeliterin vom Jesuskind geweiht . . . Am 3. Oktober, ihrem Namenstag: zehn Kerzen.‹ Ich bin der Kerzenhandlung Sainte-Thérèse treu geblieben in Erinnerung an jene trüben Zeiten, die ihr doch etwas Licht verdankten.«

»Kennen Sie den Namen des Besitzers, der diesen guten Einfall hatte und nach längerem Untertauchen glücklicherweise wieder erschien?« fragte Marcel.

»Sei doch still!« wehrte Marya ab.

»Sagen wir's ruhig, nachdem wir das Gespräch bis hierhin geführt haben . . . er heißt Lévy.«

X

Wie Georges nach dem glanzvollen Festmahl bei Florence Gould ins Restaurant Aronovitz gegangen war, besuchte er am Tag nach seiner Unterhaltung mit dem Ehepaar Jouvenceau die kleine orthodoxe Synagoge in der Rue des Rosiers. Ascher hatte ihm geraten, die Feier zum Ende der Passahwoche nicht zu versäumen, eine der eindrucksvollsten des Jahres. Er hatte hinzugefügt: »Die schönen Damen aus Ihren Vierteln, unsere reichen Baroninnen, die auf die *Arche* abonniert sind, lassen ihre Chauffeure in der Rue des Rosiers Matzen einkaufen und meinen, dies genüge, um Jüdin zu sein.«

Also schritt Georges an diesem Dienstag, dem 16. April, um zehn Uhr morgens durch eine breite Toreinfahrt in der Rue des Rosiers, überquerte den Hof und stieg die schmutzige und doch ruhmreiche Treppe zur Jakobsgemeinde hinauf; so nannte sich die »Schul« im ersten Stock. Er wußte die Ehre zu schätzen, daß er in diesen umfriedeten Raum eindringen durfte; Herr Samson und Frau Hermann hatten ihm anvertraut, sie wagten sich aus Achtung vor den Chassidim nicht hinein.

Er hatte schon unten an der Treppe ein Käppchen aufgesetzt. Undeutliches Stimmengewirr drang an seine Ohren; je höher er stieg, um so deutlicher waren einzelne Stimmen zu unterscheiden, die Feier hatte schon begonnen. Am Treppenabsatz im ersten Stock stand eine Tür halb offen. Ein kurzer Gang, in dem sich ein Waschbecken mit dem unvermeidlichen Krug befand, führte nach links zum Saal der Frauen – man konnte sie durch ein Gitter sehen, aber ein Vorhang verbarg sie vor der Synagoge, damit jede Verbindung mit Frauen, die ihre Regel hatten, ausgeschlossen war.

In einem engen, von zwei Fenstern zur Straße und zweien zum Hof erhellten Raum psalmodierten oder sangen etwa vierzig Männer und Knaben, wobei sie sich hin- und herwiegten; die meisten standen, manche saßen an Tischen, auf denen ihre Bücher lagen. In der Nähe der Tür befand sich ein Tablett mit ausbrennenden Kerzen in Gläsern; manche hatten sich beim Schmelzen aneinandergelehnt und glichen einer dicken Kerze mit mehreren Dochten, andere waren mit Kartoffeln festgekeilt. Der Vorbeter stand auf dem Podium in der Mitte, ein Schal war um seine Schultern geschlungen, der weiße Schal mit blauen Streifen, der zu den Farben der israelischen Fahne angeregt hatte. Ascher hatte Georges erklärt, das Blau des Schals der Chassidim entspreche als einziges den Vorschriften, weil ein Rabbiner dieser Sekte den

Fisch bestimmte, der die Farbe liefert und aus seinem biblischen Namen nicht identifiziert werden konnte. Köpfe wandten sich bei der Ankunft des Unbekannten, aber der Gruß der Aronovitz diente ihm als Bürgschaft wie bei seinem Eintritt in ihr Restaurant. Ein höflicher Blick von Rabbiner Warchawsky beruhigte die Jakobsgemeinde ganz. Ascher befand sich neben dem Allerheiligsten, das von einem alten Samtvorhang verhüllt war und vor dem ein brennender, fünfarmiger elektrischer Leuchter stand. Er machte Georges ein Zeichen, zu ihm zu treten, aber dieser zog es vor, bescheiden am Eingang zu bleiben.

Das Antlitz Israels in seiner Vielfalt schien in diesem Raum vertreten. Die Gesichter der bärtigen Greise reichten vom patriarchalischen bis zum karikaturistischen; die der Knaben vom frischen und verschmitzten zum blassen und harten der Natore Karta. Zwei oder drei der letzteren, in schwarzen Satin gekleidet wie die strengen Chassidim, trugen auch vor den Ohren die lange Schläfenlocke, eines ihrer Merkmale. Alle hatten den Reinheitsgürtel um die Hüften geschlungen. Georges' Sinne verwirrten sich etwas in dieser Atmosphäre, weil die Frömmigkeit der Knaben und Männer nicht nur geistig sondern auch physisch in ihrem ständigen Wiegen zum Ausdruck kam. Dieses Wiegen nahm alle Formen an. Im Gegensatz zur edlen Bedachtsamkeit der Greise und zum harmonischen Rhythmus der Männer standen die hüpfenden, ruckartigen Bewegungen der jungen Leute. Manche drehten sich halb um sich selbst, als solle ihr Gebet aus ihrem Herzen quellen und weit hinaus in alle vier Himmelsrichtungen fliegen. Mehrere stellten sich auf Zehenspitzen, wenn sie anbetende Worte sprachen. Alle machten in ihren Bewegungen deutlich, daß der Körper am Gebet teilnehmen muß, will man »an Gott hangen«. Werden nicht im Lied der Lieder die Beziehungen zwischen Gott und seinem Volk durch die Liebe zwischen

Gatte und Gattin symbolisiert? Das Geheimnis, die Verzauberung dieses Schauspiels erhöhten sich noch durch die unsichtbare Nähe der Frauen und Mädchen hinter dem Vorhang. In einem offenen Wandschrank hingen zerrissene Talmude; auch wenn sie nicht mehr in Gebrauch sind, darf man sie weder wegwerfen noch verbrennen, man begräbt sie wie Menschen.

Durch das Gitter hindurch reichte ein kleines Mädchen Georges ein Stück Matzen. Ihr Lächeln und ihre Freundlichkeit bestätigten dem Besucher, daß er *persona grata* in der Jakobsgemeinde war. Jetzt näherte sich auch Egla dem Gitter und sagte: »Sie haben eben zwei Segen erteilt, den einen für Sie selbst beim Empfangen, den anderen für die Kleine beim Annehmen.« Dann verschwand sie wieder.

Ein Mann trat ein und stellte sich neben Georges. Er hielt eine Zigarette in der hohlen Hand, zog von Zeit zu Zeit daran, schluckte den Rauch, hüstelte und sang seine Gebete. Dann drückte er die Kippe auf dem Fußboden aus, stützte ein Bein auf den Fenstersims, schob seine Hose hoch und rückte seine Krampfaderbinde zurecht. Manchmal unterbrachen sich inbrünstige Beter plötzlich, um mit ihren Nachbarn zu tuscheln. Eine solche Pause war wohl erforderlich wegen der äußersten Spannung oder der hochgradigen inneren Sammlung der hier Anwesenden. Als das gemeinsame Gebet verstummte, vernahm man allein die prächtige Stimme des Vorbeters. Wenn die schwachen Stimmen der Greise, die tiefen Stimmen der Männer und die schrillen Stimmen der Knaben wieder ertönten, gab es keinen Mißklang, sondern einen Zusammenhall wie eine Detonation. Die moderne Musik war in diesen die Musik entbehrenden Synagogen entstanden. Der vielfache Schrei zwang mit außerordentlicher Gewalt den Gedanken an Gott herbei, stieg zum Sinai, zum brennenden Busch auf.

Georges war nicht wenig erstaunt, die Schönheit und Einheit eines dem Katholizismus so fremden Gebets zu empfinden. Er dachte an die Szenen, die er in Tinos bei der berühmtesten griechischen Wallfahrt und auf Sizilien in den Sanktuarien der wundertätigen Heiligen erlebt hatte. Nirgends hatte er diesen Grad der Inbrunst und Begeisterung angetroffen. Innerhalb dieser Mauern war auch nicht der geringste Hauch von Kollektivhysterie oder naivem Mystizismus zu spüren. Es herrschte im Gegenteil etwas zugleich Heiteres und Düsteres, Unerbittliches und Beruhigendes.

Ein Zeichen wurde gegeben: Es folgte das »Seelengedächtnis«. Nur wer seine Eltern verloren hatte, durfte teilnehmen. Ascher ging mit Egla und vielen anderen hinaus, aber seine Eltern blieben da. Ehe er in den Hof hinunterging, nahm er seinen Reinheitsgürtel ab. Die Tür wurde wieder geschlossen. Der Vorbeter stimmte eine Art Trauergesang an, ein Gebet, das allmählich lauter wurde, anschwoll wie eine Flut von Tränen und schließlich in allen Stimmlagen der Anwesenden ausbrach, die ihre Rufe mit dem seinen vereinten. Das Schluchzen der Frauen, das Kreischen der Mädchen hinter dem Vorhang begleitete diesen Aufruhr der Klage, in dem schrill das Brüllen der kleinen Jungen erklang. Die Tränen aller, hervorgerufen von dieser seltsamen Musik, stiegen auch in Georges' Augen. Er war bei der romantischen Orgie griechischer und sizilianischer Pilger unbewegt geblieben, aber die in diesem Saal dröhnenden Klänge rissen auch ihn mit. Wo hatten denn die Juden, diese hier anwesenden Juden, das Leid erfahren? Sie brauchten es nicht selbst an sich erfahren zu haben. Greise, Männer oder Knaben, in ein gastfreies Land verpflanzt, bauten auf lange Generationen des Leidens. In ihrer Klage klang der Schrei der Israeliten in der ägyptischen Knechtschaft, bei den Heimsuchungen in der Wüste, bei Belagerungen, in

Gefängnissen und Blutbädern wieder auf, doch dieser Gesang von bedrückender Schönheit war kein Verzweiflungslied. Das mit übermenschlicher Gewalt hervorbrechende Leid stammte vom Grund der Jahrhunderte mit der Gewißheit, in diesem Volk weitervererbt zu werden bis ans Ende der Welt.

Jetzt wurde das Leid gesegnet. Der Vorbeter und Aschers Vater in ihrer Eigenschaft als Kohanim stiegen auf das Podium vor dem Allerheiligsten, wandten sich zur Gemeinde, verhüllten ihr Haupt, ihren Oberkörper und die Arme mit ihrem Schal und streckten darunter ihre gefalteten Hände hervor, wobei sie mit den beiden Zeigefingern und den beiden Daumen ein Dreieck bildeten, ein Y, den ersten Buchstaben von Jahves unaussprechlichem Namen. Alle senkten den Kopf, um diese Geste nicht zu sehen. Die Segnung der Lebendigen war voller Verhängnis wie das Gedächtnis der Toten.

Um seine Verwirrung zu überwinden, schaute Georges zum Fenster hinaus. Am Haus auf der anderen Seite des Hofs zeigte sich niemand, obwohl man das Wehgeschrei sicherlich bis dort hörte; die Nachbarn hatten sich an das Leid der Juden gewöhnt. Auf dem Balkon im Treppenhaus vergnügte sich ein Junge, der sein Käppchen auf dem Kopf trug, damit, seinen Reinheitsgürtel hinunterpendeln zu lassen, und zwei andere Jungen unten versuchten ihn zu packen. Ascher fing gerade eine Balgerei mit einem Kameraden an. In der Synagoge stiegen die beiden Kohanim vom Podium und enthüllten ihr Antlitz. Die Gedächtnisfeier war beendigt.

Ascher kam zurück und bat Georges, ihm auf den Gang zu folgen. Er zog seine Schuhe aus, streckte seine Hände über das Waschbecken, und ein Greis goß ihm einen Krug voll Leitungswasser darüber.

»Die Hände eines Kohen müssen von einem Leviten gewaschen werden«, lächelte er. »Der Herr ist ein Lévy.«

Es war kein Lévy von der Kerzenhandlung Sainte-Thérèse, aber Sarre dachte beim Geräusch des fließenden Wassers an die Tränen der Juden, die, wie Heinrich Heine sagte, ganze Ströme füllen, als stumme Masse gen Süden fließen, sich vereinigen und im Jordan aufgehen.

DRITTER TEIL

I

Osmonde zitterte vor Vorfreude. Ihr zweiter Besuch bei der Baronin würde gewiß ebenso erregend verlaufen wie der erste. Die Enthüllung der Geheimnisse, die das Judentum für die Frauen birgt, schien ihr in diesem von Pracht und sicherem Geschmack zeugenden Rahmen zauberhaft. Für sie bedeutete die nähere Bekanntschaft mit Sauls Mutter ein neues Band mit ihm. Er hatte mehr über ihr Gespräch wissen wollen, doch sie hatte ihm mit dem Ausspruch in *Le Lys dans la vallée* geantwortet über »die schmalen Pfade, auf denen die Frau gern allein wandelt« oder höchstens mit einer anderen Frau.

Die zunehmende Intimität kam schon durch den Ort der Zusammenkunft zum Ausdruck. Die Baronin befand sich nicht in ihrem kleinen Salon, sondern im Boudoir. Carolus Duran mußte Fragonard weichen, aber die Lieblingskatze war da, und auf den Tischen lagen noch mehr kostbare Hände als im kleinen Salon. Offenbar hatte die Baronin eine Leidenschaft für Hände.

Nachdem sie Osmonde umarmt und sie gebeten hatte, neben ihr auf einem niedrigen Sofa Platz zu nehmen, rief sie ihre Sekretärin an:

»Rachel, Fräulein de N., meine zukünftige Schwiegertochter, ist bei mir. Ich will mich ausführlich mit ihr unterhalten und möchte unter keinen Umständen gestört werden. Ich komme nachher zu Ihnen.«

Ein weiterer Vertrauensbeweis: Sie hatte ihre Sekretärin mit Vornamen angeredet. Die verborgene Rachel war damit unmerklich eine Persönlichkeit geworden.
»Ich stelle Sie als Sauls Frau vor«, sagte die Baronin und tätschelte Osmondes Handgelenk. »Außerdem scheint es mir, als wohnten Sie schon in diesem Haus. Mein Sohn spricht von nichts anderem mehr als von Ihnen. Alles was er sagt, tut und plant, bezieht sich auf Osmonde. Die Welt dreht sich für ihn um Osmonde, seine Welt ist Osmonde. Ich spiele nur noch eine ganz bescheidene Rolle, aber Sie sind mir so lieb, daß ich nicht eifersüchtig werden kann.«
Sie küßte Osmonde wiederum auf beide Wangen.
»Vielleicht hat Ihnen Saul noch nicht gesagt, daß Sie einen hebräischen Namen annehmen müssen, wenn Sie Jüdin werden, mein schönes Kind. Natürlich behalten Sie Ihren Namen Osmonde, der an Ihnen so verführerisch klingt, aber für die Synagoge schlage ich Ihnen Ahinoam vor.«
»Ahinoam?«
»Die Gemahlin König Sauls. Mit meinem Saul werden Sie ein königliches Paar bilden. Ahinoam klingt etwas hart, erweckt aber einen tiefen biblischen Widerhall und besitzt bunte orientalische Farben. Der Name zerfällt in zwei gleich entzückende Teile: Ahi, die russische Verkleinerung von Alexis, und Noam. Der Name verleiht Ihnen ein Doppelgesicht, das gut zu Ihnen paßt.«
»Gefällt er Saul?«
»Selbstverständlich. Er überließ es mir, Sie damit zu überraschen.«
»Seltsam, ich könnte mir nicht vorstellen, ihn anders als mit seinem Namen anzureden, und ich kann mir auch nicht denken, daß er mich anders als Osmonde nennt. Er sagt es so zärtlich.«
»An Ihrem Hochzeitsabend werden Sie die Namen aller

Frauen der Thora tragen, denn Sie werden die gesamte Nachkommenschaft Israels verkörpern. Eine christliche Ehefrau ist nur eine christliche Ehefrau; sie gehört einer völlig auf die Vergangenheit gerichteten Religion an, weil ja für die Christen der Messias schon gekommen ist. Eine jüdische Ehefrau aber vertritt eine Zukunft, weil unser Messias noch geboren wird. Jede jüdische Mutter könnte ihn in ihrem Schoß tragen. Zwar soll er aus einem Sproß des Hauses David kommen, aber nur wenige Familien wagen diese Abstammung für sich in Anspruch zu nehmen, unzählige Familien wären dazu berechtigt (wir Aschkenasim stammen aus dem alten Königreich Juda, in dem David geboren wurde), ungerechnet die Familien, wo sich König David selbst vielleicht aufhält, denn manchen Legenden zufolge lebt er noch. Kein Glaube hat jemals die Mutterschaft so hoch gestellt.«

Die Baronin lächelte und fügte hinzu:

»Ich sage nicht, diese außerordentliche Ehre könnte Ihnen widerfahren, denn Sie sind nicht Jüdin der Abkunft nach. Weil Sie aber glaubensmäßig Jüdin werden, dürfen Ihre Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen, die Kinder meines lieben Saul und seiner geliebten Ahinoam, als echte Jüdinnen diesen Traum hegen. Wäre mir ein Sohn mehr geboren worden, so hätte ich ihn vielleicht nicht so innig geliebt und wäre wohl schrecklich ungerecht gewesen, wie Isaaks Frau, die Jakob seinem älteren Bruder vorzog. So muß man lieben.«

»Ihr Geständnis rührt mich, gnädige Frau. Ich glaube auch, daß die Liebe ungerecht sein muß, wenn sie absolut ist.«

Die Baronin beugte sich zu ihr:

»Ich habe Osmonde zweimal umarmt, nun muß ich noch Ahinoam küssen.«

Die Umarmung dauerte unter dem Deckmantel des Judentums länger. Osmonde gab sich ihr hin und dachte dabei

an Saul. Als die Baronin wieder nach ihrer Hand faßte und sie streichelte, erinnerte sie sich an die einfache Berührung, bei der sie nach mehr als einem halben Jahr täglicher Begegnungen schwach geworden war. Es war bei einer Vorlesung in der Hochschule; Saul strich über ihre Hand auf der Bank, drückte sie immer stärker, knetete ihre Finger, streifte imaginäre Ringe darüber, grub seine Nägel in ihre Handfläche und schob seinen Mittelfinger in ihre Hand, bald reglos und steif wie ein Priapus, bald kitzelnd, als kratze er an der Tür des Königs, oder drängend, eilig, und sie mußte ihm zuflüstern: »Bitte, hör auf!« Einmal hatte er sie gefragt, warum sie ihre Hand nicht zurückgezogen sondern sogar absichtlich neben ihn gelegt habe. Sie hatte erwidert: »Weil es mich drängt, dir Vergnügen zu bereiten, weil es mich drängt, mir Vergnügen zu bereiten, weil die Lust unser Gott ist, aber in der Öffentlichkeit gibt es Grenzen.«

Um die Baronin anzuregen, falls das überhaupt nötig war, berichtete sie ihr, sie habe ihre Anweisungen im Niddazustand befolgt. Sie gestand jedoch nicht, daß sie ihre Untersuchungen so weit getrieben hatte wie eine verheiratete Frau. Die Baronin beglückwünschte sie, weil sie den ersten und den letzten Fleck im Farbton der Provins-Rose – Osmonde schmückte die Vergleiche des Talmuds aus – und von der Größe eines holländischen Viertelguldens bemerkt hatte.

»Haben Sie beide Daten in Ihrem Notizbuch angestrichen?« fragte die Baronin.

Osmonde nahm einen Kalender aus ihrer Tasche und deutete auf die mit roten Kreisen versehenen Daten der beiden letzten Monate.

»Oh!« rief die Baronin entzückt, »Sie haben schon im ersten Monat nach unserem Gespräch damit begonnen! Ich begrüße die beiden Kreise um den 25. und 28. März als Zeichen dafür, daß meine liebe Osmonde Haut und

Blut meiner lieben Ahinoam angenommen hat. Ich verehre die christlichen Heiligen nicht, aber ich sehe, daß der 25. der Tag des heiligen Methodios ist, ein glückbringender Name zum Beginn Ihres Intimlebens als jüdische Frau. Ich verlange keine Erklärungen darüber, wie Sie im März vorgegangen sind, denn mir ist vor allem dieser Beweis Ihres Eifers wichtig. Dürfte ich aber erfahren, meine Liebe, um wieviel Uhr am 25. April Sie das Ende Ihrer Regel feststellten?«

»Um fünf Uhr nachmittags.«

»Wo waren Sie?«

»In der Rue Saint-Guillaume, im Kolleg.«

»Wie haben Sie das nur angestellt? Selbst mit der Hilfe eines Heiligen? Ich stellte es mir schwieriger vor, unsere Vorschriften während des Unterrichts zu beachten.«

»Die Vorlesung war zu Ende. Ich bat Saul, auf mich zu warten, und ging zur Toilette.«

»Ich hatte Ihnen gesagt, man müsse sich wenn möglich bei Tageslicht untersuchen.«

»Es ist ein Fensterchen dort.«

»Sie sind ein Engel! Heute habe ich Ihnen weitere berauschende und äußerst wichtige Enthüllungen zu machen. Legen Sie Ihren Kopf auf meine Schulter, meine Liebe. Ich muß Ihnen sagen, wie man einen Jungen bekommt. Dabei bin ich gezwungen, von mir zu sprechen.«

»Nichts könnte schöner für mich sein«, sagte Osmonde freundlich.

»Saul hatte vor seiner Geburt drei Schwestern, die alle drei jung starben, als diente ihre Schwäche nur dazu, das Wachstum dieser schönen männlichen Frucht vorzubereiten. Beim ersten Mädchen faßten wir uns in Geduld, mein Mann und ich, beim zweiten machten wir uns Sorgen. Ich sagte Ihnen schon, daß das Judentum eine Männerreligion sei, und in einem Hause wie dem unseren kommt zu den religiösen Problemen die Frage der Fortdauer

hinzu. Die Frankfurter Rothschilds schlossen ihre Bank, als sie nur noch Töchter hatten. Sie trösteten sich damit, daß sie sie an Herzog de Gramont und Fürst von Wagram verheirateten. Unsere englischen Verbindungen sind noch schmeichelhafter, aber wir bezahlen sie mit dem Aussterben der Cassel. Mein Bruder in London, den Sie spätestens bei Ihrer Hochzeit kennenlernen werden, ist kinderlos. Der Name erlischt mit ihm. Hätte ich nur Mädchen bekommen, so gäbe es keine Goldschild mehr.

Ich erzähle Ihnen nicht im einzelnen, wie wir jüdische und nichtjüdische große Ärzte aller Nationalitäten aufsuchten. Dazuhin wandte ich mich an Hellseherinnen. Ich merkte, daß diese Hellseherinnen und Ärzte, auch wenn sie Juden waren, den Judaismus nicht kannten. Ach! Niemand weiß mehr, wo jenes Dorf im ehemaligen Land Juda mit dem Namen Kefar Dichraya liegt, das heißt Dorf der Knaben, weil dort alle Frauen nur Knaben zur Welt brachten! Bei meiner dritten Tochter fragte ich den Oberrabbiner von Paris um Rat, der zum Essen gekommen war.

Nebenbei bemerkt: Sie werden die Vorbereitungen für ein solches Mahl, das aber nur einmal im Jahr stattfindet, kennenlernen. Um keinen Preis würde sich ein Rabbiner an einem gewöhnlichen Tage bei uns zu Tisch setzen oder bei den Rothschilds, die die Speisegesetze auch nicht mehr als wir beachten. Seit ich Witwe bin, habe ich mich eingeschränkt, aber meinen Küchenchef, einen der besten von Paris, habe ich behalten. Da mein Mann nie im Elysée-Palast verkehrte, luden wir General de Gaulle nicht ein. Vielleicht war das ein Glück, pflegte er doch so regen Umgang mit meinen Vettern in der Avenue de Marigny – für ihn gerade über die Straße – und fand so großes Gefallen an ihrer Küche, daß er verlangte, sie sollten ihm ihren Koch abtreten, zum Ruhm Frankreichs. Sicher ist dies das einzige, was sie ihm verweigerten. Das Beispiel

unserer englischen Vettern stärkte ihnen den Rücken. Als Macmillan Premierminister war, warb er den Küchenchef Lord Rothschilds ab, und einige Tage später machte ihm Lady Rothschild auf der Tribüne in Epsom eine aufsehenerregende Szene. Sie drohte mit einem Prozeß wegen Entführung eines Kochs. Klugerweise sah sie schließlich davon ab, aus Furcht, das Ministerium zu stürzen. Es war mitten in der Profumo-Affäre – ein Minister, von dem man annimmt, daß er jüdischer Abstammung ist –, und es durfte nicht noch ein Küchenskandal zu einem Sittenskandal kommen.

Die Hochmögenden würden sich weniger interessieren für unsere Küchenchefs, wenn sie koscher wären. Nun, für die Einladung des Oberrabbiners bekommen sie Ausgang. Man räumt die Küche einem jüdischen Küchenchef, der sie mit seinen sämtlichen Gerätschaften besetzt und von einem Aufseher des Rabbinats begleitet wird.«

»Wozu der Aufseher?«

»Er überwacht, daß bei der Zubereitung und beim Auftragen der Gerichte auch nicht die geringste Unregelmäßigkeit vorkommt. Jemand könnte sich den schlechten Scherz erlauben und zerlassene Butter auf das Fleisch oder Milchtropfen in die Soße gießen. Sie werden den Abscheu der orthodoxen Juden vor der nichtjüdischen Küche verstehen, ihre Kämpfe in Israel, wo sie den Staat zwingen wollen, auf seinen Dampfern nur koschere Speisen servieren zu lassen, auch auf die Gefahr hin, daß die Zahl der Passagiere abnimmt. Ein orthodoxer Jude verreist nie ohne koschere Konserven im Koffer – für alle Fälle. Zum noch besseren Verständnis werde ich Ihnen die Geschichte eines litauischen Oberrabbiners erzählen, der einst bei einem Radziwill eingeladen war. Wie üblich, hatte der Oberrabbiner seinen eigenen Koch und einen Aufseher abgesandt. Der Fürst, der dem Judentum einen Streich spielen wollte, hatte Speisen vergiften lassen; sie

sahen genauso aus wie die koscheren Gerichte. Man sagt, er sei so barmherzig gewesen, ein Gegengift vorbereiten zu lassen. Der runde, auf einem Zapfen drehbare Tisch war gleichförmig geschmückt, so daß man die Plätze nicht unterscheiden konnte. Der erste Gang wurde dem Fürsten und den anderen Gästen vom Haushofmeister serviert, dem Oberrabbiner von seinem Aufseher. Ehe man aber zu essen anfing, ließ der Fürst seine Mütze fallen, und der rechts von ihm sitzende Oberrabbiner hob sie höflich auf. Während er sich bückte und der Aufseher zum Personal hinausging, drehte man den Tisch leicht – das dem Fürsten servierte vergiftete Gericht stand vor dem Oberrabbiner. Aber dieser berührte es nicht. ›Ist dir der Appetit vergangen, als du meine Mütze aufhobst?‹ fragte der Fürst. ›Nein, Hoheit, aber ich habe meinen Teller aus den Augen verloren, und mein Aufseher war nicht da. Der Ewige garantiert mir nicht mehr, daß die Speise koscher ist.‹«

»Wie klug ist dieses Volk!« rief Osmonde. »Ich wundere mich nicht, daß es seinen Söhnen empfahl: ›Hütet euch vor dem Goi!‹«

»Sie müssen wissen, daß Goi kein Schimpfwort ist wie man annimmt. Es bedeutet ›Nation, Fremdling, Nichtjude‹ und erhielt erst im Laufe der Zeit einen abwertenden Sinn wie etwa das Wort Barbar bei den Griechen. Der Talmud gibt uns für dieses Mißtrauen ein Beispiel, das ebenso merkwürdig und nicht so anständig wie meine Geschichte ist. Er untersagt dem Juden, sein Tier bei einem Nichtjuden unterzustellen oder das Tier eines Nichtjuden zu verzehren, denn es wurde vielleicht von dem Nichtjuden geschändet. Nur die Samariter als Abkömmlinge von Juden waren über einen solchen Verdacht erhaben. Heute können auch die orthodoxesten Rabbiner nicht mehr verlangen, daß die Tiere von der Geburt bis zum Tod überwacht werden, und sie geben sich mit dem

Schächten zufrieden, aber – wenn ich noch eine Einzelheit beifügen darf – der rituelle Metzger muß deshalb prüfen, ob der Darm des Tieres nicht durchbrochen ist. Kommen wir aber auf unser Thema zurück.

Ehre sei dem inzwischen verstorbenen Rabbiner Weill, der mir sagte, der Talmud enthalte zwei Anweisungen dafür, wie man Knaben bekommt. Die erste besteht darin, das Bett in Nord-Süd-Richtung zu stellen, aber sie ist nicht immer wirksam; die zweite ist unfehlbar, doch wollte er sie mir nicht verraten und empfahl mir mit einem vieldeutigen Lächeln, mich an einen seiner Amtsbrüder zu wenden. So erfuhr ich von jenem anderen Rabbiner das Geheimnis der talmudischen Weisheit: Wenn die Frau ihren Samen vor dem Mann ergießt, wird das Kind ein Junge, im umgekehrten Fall wird es ein Mädchen. So steht es im Kommentar zum Abschnitt aus der Chronik der Thora über die einhundertfünfzig Söhne und Enkel Ulams. Bei diesen Benjaminitern, die nur Söhne hatten, war es Sitte, wie der Talmud sagt, ›ihren Samen nach ihren Frauen zu ergießen‹. König Louis-Philippe erzählte Meyerbeer, er habe seine fünf Söhne dank dieser Methode bekommen, über die ihn während seines Aufenthalts in der Schweiz der Rabbiner, der sein Deutschlehrer war, unterrichtete. Wenn Sie also Eltern mit einem Schwarm von Töchtern sehen, wissen Sie, daß die Frau einen übereiligen Mann hat. Wenn Sie sie mit einem Kranz von Söhnen sehen, wissen Sie, daß die Frau heißblütiger ist als der Mann. Lassen wir die gefühlskalten Frauen außer Betracht, die Kinder wie Nudeln machen, und schließen wir daraus, daß der Knabe von der Frau und das Mädchen vom Mann kommt.

Vielleicht verursacht dieses Überkreuzverhältnis bei manchen Menschen Schwierigkeiten. Wenn wir dank dem anderen Geschlecht selbst ein Geschlecht haben, kann es dann nicht vorkommen, daß wir auch von der glühenden Liebe

des anderen Geschlechts für unseres erfüllt sind? Aber lassen wir schnell wieder den Schleier über diese Probleme fallen, mein liebes Kind.«
Osmonde war bewegt von diesem Vertrauensbeweis und antwortete mit einem Händedruck. Die Baronin umarmte sie wieder, ohne einen Grund anzugeben, und bat sie dann unvermittelt, sie möge sich ihr gegenüber setzen. Osmonde bewunderte die geschickte, damenhafte Art der Baronin und ihren Vorwand:
»Ich habe Sie gern an meiner Seite, ich sehe Sie aber auch gern an. Heute habe ich Sie noch kaum angeschaut. Setzen Sie sich in diesen Sessel und nehmen Sie die Katze auf den Schoß.
Mein Rabbiner ging noch weiter ins einzelne. Möchte man einen schönen Knaben, so muß man ihn mitten in der Nacht empfangen. Rothaarige sind die Frucht einer Verbindung bei zu hellem Licht. Bei dieser Gelegenheit rate ich Ihnen, die Zahl der Kinder nicht zu vervielfachen, wenn der Ewige und Saul Ihnen gleich zu Beginn einen Knaben schenken. Gelegentlich sind einfache Juden übertrieben kinderreich. Auch wenn man den Messias erwartet, ist es nicht nötig, ihm alle neun Monate eine Gelegenheit zu bieten. Wir haben nicht gern viele Kinder, weil uns daran liegt, sie gut zu erziehen.
Vielleicht ist es für Sie auch interessant, daß der Talmud sagt, der Knabe bilde sich im Mutterschoß am einundvierzigsten Tag und das Mädchen am einundachtzigsten Tag. Mein Rabbiner wies mich darauf hin, daß die katholischen Theologen die Dinge umkehren und meinen, die Seele belebe den Knaben nach achtzig Tagen und das Mädchen nach vierzig Tagen. Um mir zu zeigen, wie wenig galant jene sind, gab er mir ihre Erklärung für das Phänomen: ›Das Unkraut wächst früher als die Nutzpflanze.‹ Wenn wir Juden behaupten, der Junge bilde sich zuerst, huldigen wir damit der mütterlichen Nutzpflanze.

Nun muß ich Ihnen noch von den ehelichen Pflichten außerhalb des Niddazustandes sprechen. Ich erinnere mich dabei an andere Worte des Rabbiners, der mit dem Katholizismus recht gut vertraut war. Er lobte meine bei Damen von Welt ziemlich seltene Gewissenhaftigkeit und erklärte mit Abscheu, die katholische Theologie stufe eheliche Beziehungen während der Regel nur als läßliche Sünde ein. Er erblickte darin den Verfall dieser Religion, die die Lehre ihrer ersten Theologen für zu streng hielt, denn sie hatten es noch als Todsünde bezeichnet. Er verstand dagegen, daß die Kirche davon absah, das eheliche Beisammensein an Sonntagen und hohen Festen zu untersagen. Sie beschränkt sich darauf, an jenen Tagen davon abzuraten. Unsere Religion empfiehlt im Gegenteil die eheliche Verbindung am Sabbat und an allen Festtagen, ausgenommen am Versöhnungsfest. Eine nette Einzelheit betrifft die Neuvermählten: An ihrem Hochzeitsabend wird ihnen unser tägliches Gebet *Schema Israel* erlassen.
Abgesehen vom Niddazustand ist das Eheleben für die Juden eine immerwährende Feier der Sinnenlust. Der Katholizismus vervielfältigt die Hindernisse; das Judentum predigt die Freiheit. Der Katholizismus läßt das Gelübde ehelicher Keuschheit zu und belohnt es, das Judentum erklärt es für hinfällig nach acht Tagen – Rigoristen nach vierzehn Tagen. Also gibt es keine anderen Grenzen als die der Kräfte, keine anderen Vorschriften als die der Regel. Sie müssen sich allen Launen Sauls beugen, meine Liebe. Hoffentlich hat er viele.«
Osmonde lächelte mit der Miene der gehorsamen, aber verstehenden Jungfrau.
»Unsere Weisen«, fuhr die Baronin fort, »setzten sogar die Häufigkeit der ehelichen Beziehungen nach den sozialen Umständen fest: Jeden Tag für unbeschäftigte Männer (darunter versteht man die, die keine Handarbeit verrichten), zweimal in der Woche für Arbeiter, einmal für

Eseltreiber, einmal im Monat für Kameltreiber, alle sechs Monate für Seeleute.«
»Es wundert mich nicht, daß so wenige Juden in der Marine sind«, sagte Osmonde.
Bei ihrer zukünftigen Schwiegermutter errötete sie nicht mehr. Ihre Gedanken- und Redefreiheit war gegenseitig, nur hütete Osmonde Sauls Geheimnisse.
»Die Seeleute haben vielleicht Tröstungen«, sprach die Baronin weiter, »aber glauben Sie nicht, die Juden verachteten die Marine! Der derzeitige Konsistoriumspräsident Admiral Kahn ist Seemann. Allerdings ist er wenig zur See gefahren, weil er Oberingenieur der Marine ist. Mit diesem jüdischen Admiral haben wir die Marine aufgewertet. Außerdem ist er ein liebenswürdiger, hervorragender Mann. Lange Zeit war er Präsident der Académie de Marine.«
»Auf jeden Fall«, sagte Osmonde, »bin ich froh, daß Saul weder Esel- noch Kameltreiber noch Seemann ist.«
»Oh!« antwortete die Baronin ausgelassen, »die Eseltreiber haben auch ihre Verdienste, wenn man dem alten Dichter glauben kann, von dem ich Ihnen schon einige Verse zitierte . . . *sechs- oder siebenmal* – pro Zusammenkunft – *ist nicht die Art des Ehrenmanns, vielmehr des Maultiertreibers.*«
Osmonde errötete wider Willen, aber im Grund mißfiel es ihr nicht, eine freidenkende Schwiegermutter zu bekommen. Wie die Mutter, so der Sohn.
»Unsere Weisen«, fuhr die Baronin fort, »stritten sich über die Pflichten der Gelehrten und aller, die vorwiegend mit dem Kopf arbeiten. Sollte man sie den Unbeschäftigten, den Arbeitern oder den Eseltreibern gleichstellen, ohne bis zu den Kameltreibern und Seeleuten zu gehen? Man einigte sich dahin, von ihnen die Ehepflicht einmal wöchentlich wie von den Eseltreibern zu fordern, aber am Sabbat. Ein Rabbiner legte so großen Wert dar-

auf, das Sabbatbeispiel zu geben, daß er Glöckchen am Bett anbrachte, um die Nachbarn zu verständigen.«
»Ich freue mich, daß das Judentum wie das Heidentum den Tag der Venus ehrt.«
»Da Sie dazu geboren wurden, Venus Ehre zu machen, mein liebes Kind, sind Sie dafür bestimmt, Jüdin zu werden. Die Erfüllung der ehelichen Pflichten ist so wichtig, daß Salomo sie sogar bei den Arbeitsanweisungen für den Tempelbau beachtete: Die Männer, die die Zedern herbeischaffen mußten, waren ›einen Monat auf dem Libanon und zwei Monate daheim‹ – unseren Weisen zufolge konnten sie in diesen zwei Monaten ihre Gattinnen befriedigen. Vielleicht wissen Sie, daß die Israeliten berechtigt waren, mehrere Frauen zu haben. Die Juden aus dem Jemen und aus Marokko behielten die Sitte sogar in Israel bei, wo doch die Monogamie obligatorisch ist, aber man versucht, sie in der Ausübung dieses Rechts zu hindern, das die Juden im Westen schon im 11. Jahrhundert aufgaben. Es hatte auch sein Gegengewicht: Die zweite Frau – die Thora spricht nur von der zweiten, aber es gilt offensichtlich auch für alle weiteren – durfte ›sich zurückziehen, wenn der Mann ihr das eheliche Beisammensein vorenthielt‹. Mein talmudischer Rabbiner wies mich darauf hin, daß in der christlichen Bibel die letzten Worte schamhaft übersetzt sind mit ›wenn der Mann ihr die Unterkunft verweigert‹.«
Osmonde mußte über diesen Ausdruck lachen, dann sagte die Baronin, die mit einer Hand aus Bergkristall spielte, das jüdische Gesetz belege den widerspenstigen Gatten mit einer Strafe:
»Drei Dinar pro Woche, die dem Wittum zuzuschlagen sind. Ich glaube nicht, daß Sie diese Gefahr bei Saul jemals zu befürchten haben, aber bei meinem Mann ergab sie sich zuweilen, und statt der drei Dinar des Talmuds verlangte ich eine Fabergé-Dose.«

Sie deutete auf ein paar goldene Dosen bei den Händen auf den Tischen:
»Hier sind die Pfänder für das, was mir mein Mann vorenthielt.«
»Sie sind nicht sehr zahlreich«, sagte Osmonde tröstend.
»Die größten Dosen und die mit Edelsteinen besetzten glichen mehrere Wochen der ›Verweigerung der Unterkunft‹ aus.«
»Wenn sich die Frau weigert, hat dann der Mann Anspruch auf Entschädigung?«
Die Baronin fuhr erfreut auf:
»Oh! Sie sind eine echte Jüdin!«
Eigentlich hatte Osmonde die Frage nur gestellt, um etwas zu sagen.
»Ja, mein Kind, der Mann erhält eine Entschädigung von sieben Dinar pro Woche, vom Wittum abzuziehen, also mehr als das doppelte des Anspruchs der Frau, denn unsere Weisen sagen, die Weigerung des Mannes sei für die Frau weniger schlimm als die Weigerung der Frau für den Mann. Als Delila aus den Armen Simsons entfloh, ›ward seine Seele matt bis an den Tod‹.«
Osmonde hatte nicht die Absicht, zum gleichen Preis wie die Baronin eine Dosensammlung anzulegen. Sie dachte an Saul, der Simsons Kraft besaß und dem sie nie Delila sein würde, weil sie ihn niemals verriete. Er würde aus ihren Armen nur fliehen, um ungeduldiger zurückzukehren und sie noch feuriger zu finden. Wenn er trotz allem, was sie sich schon gestattet hatten, noch etwas für ihre Hochzeitsnacht aufbewahrte, war es eine Honigwabe wie das Rätsel des biblischen Helden, und zwar nicht im Leibe eines Löwen.

II

In der Bibliothèque nationale vermied Sarre die Honneurs des Halbkreises, wo er neben Mitgliedern des »Institut«, der Herzogin de la Rochefoucauld und der Gräfin de Fels hätte sitzen müssen – allerdings auch dem zuvorkommenden Noé Gruss, dem Leiter der hebräischen Abteilung –, und freute sich, wenn er unter den anonymen Anwesenden im Saal seinen Vorkriegsbekannten Ruben entdeckte. Er hatte nie den Vornamen des kleinen, rumänischen Juden erfahren, der es für unnötig hielt, das Gedächtnis seiner Freunde damit zu belasten. Es war ein Beweis seiner Bescheidenheit, einer Eigenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang, wenn auch Scharfsinn und Ironie aus seinen glänzenden Augen sprachen. Er war Assistent bei Baruk, dem berühmten jüdischen Psychiater und Oberarzt von Charenton gewesen und arbeitete jetzt an einem philosophischen Werk. Er interessierte sich für Georges' derzeitige Forschungen und glaubte ihm nützlich zu sein, wenn er ihm – der nur einen Teil kannte – seine ganze Lebensgeschichte erzählte. So trafen sie sich mehrmals beim Hinausgehen aus der Bibliothek. In Georges' Gedächtnis blieben ihre Unterhaltungen wie ein einziger, langer Monolog haften.

Das erste Mal begegneten sie dem Generalverwalter im Gespräch mit einem seiner jüdischen Mitarbeiter, der ebenso klein war wie Ruben.

»Sehen Sie dort Julien Cain!« sagte Ruben. »Welche Erscheinung! Welch sicheres Auftreten! Er hat das Format, das sich jeder Jude wünscht, um sich durchzusetzen. Im ersten Weltkrieg trug er die Uniform eines französischen Leutnants und wurde wegen Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnet. Während des zweiten Weltkriegs wurde er nach Buchenwald verschleppt, kehrte aber glücklicherweise zurück. Er ist Mitglied des ›Institut‹, trägt das Großkreuz

der Ehrenlegion, ist Kommandeur des British-Empire-Ordens und Präsident oder Vizepräsident in unzähligen Vereinigungen. Sehen Sie dagegen seinen Gesprächspartner: Ein Knirps in der Form eines Klapphorns, der vor dem Herrn Generalverwalter unterwürfig mit dem Kopf wackelt! Die beiden allein stellen ein auffallendes Bild der Judenheit dar: Der große Jude und der kleine Jude, der gesund aussehende, schwergeprüfte und siegreiche Jude, denn bei uns gibt es keinen Sieg ohne Prüfungen, und der Jude mit einem Gesicht kalkweiß wie eine Wand und mit hängenden Schultern, ein doppeltes Erbe aus den Jahrhunderten, in denen wir auf den Straßen an den Mauern entlangstreifen mußten, der Jude, der hinter dem anderen hereinschleicht und die Brocken vom Festmahl aufsammelt. Hier sind es nicht die Brocken von einem gewöhnlichen Essen, sondern vom Festmahl der Kultur, der Verwaltung. Außerdem sind die beiden ein Beispiel für eines der *Bilder einer Ausstellung*, mit dem Mussorgskij in der Musik zwei jüdische Besucher darstellt, den einen reich und prächtig, umgeben vom Glanz der Blechinstrumente, den anderen von Bücklingen gekrümmt und winselnd in heiseren Flötentönen. Wenn ich aber auch nur ehrerbietig die Höhen anstaunen kann, in denen ein Julien Cain schwebt, hat doch sein Begleiter vor mir, dem kleinen rumänischen Juden, einen ungeheuren Vorteil, um den ich ihn beneide: Er ist ein französischer kleiner Jude. Sie werden sehen, was das bedeutet.

Seit fünfzig Jahren leide ich für eine Abkunft, von der ich nicht viel weiß, und für eine Religion, die ich niemals ausübte. Acht Tage nach meiner Geburt wurde ich vom Messer des Beschneiders dieser Religion geweiht. Sicherlich habe ich protestiert, mit aller Kraft Widerstand geleistet und wie ein Teufel gebrüllt, aber ich mußte es über mich ergehen lassen. Da meine Eltern Atheisten waren, obwohl sie mich beschneiden ließen, hatte ich mehrere

Jahre lang keine weiteren Beziehungen zum Judentum. Als ich noch ein Kind war, ging ich eines Abends aus Neugier in eine Synagoge in Bukarest. Neun Juden warteten ungeduldig auf einen zehnten, um das Gebet anzustimmen. Sie trugen mir auf, in der Nähe der Synagoge einen Glaubensbruder guten Willens zu suchen. Ich wandte mich an einen Bürger des Landes, dessen Bart und Hut mir Vertrauen einflößten. Wahrscheinlich kannte ich mich mit Gesichtern nicht aus, denn kaum hatte er meine schüchterne Bitte vernommen, der zehnte in der Synagoge zu sein, als er mich ›Dreckjude‹ – *Gidan* – schimpfte und mich in den Bach warf. Auf diese Weise machte ich nähere Bekanntschaft mit dem Judentum, und so entdeckten es auch die meisten jungen Juden in Ost- und Mitteleuropa. Als der kleine Sigmund Freud eines Tages in einer österreichischen Stadt mit seinem Vater spazierenging, der stolz seine Festmütze trug, forderte sie ein Vorübergehender auf, vom Gehweg hinunterzutreten, und stieß dem Vater mit einer Handbewegung die Mütze vom Kopf. Den Knaben erschütterte am meisten, daß der Vater kein Wort sagte. Er selbst wurde später ›Saujud‹ genannt – bei einem Gespräch im Zug. Er war das Ziel der Feindseligkeit der wissenschaftlichen, durchweg antisemitisch eingestellten Kreise in Wien. Aber daraus entstand die Psychoanalyse. Auch das Unglück hat sein Gutes. Man mußte jahrhundertelang – er seit seiner Kindheit – Demütigungen erlitten haben, um es zu wagen, in die Geheimnisse des Unterbewußtseins einzudringen und sie zu beschreiben. Der tschechische Jude Kafka schöpfte seine Eingebungen aus derselben Quelle.

Ich sollte nicht von Mittel- und Osteuropa, sondern von den sozialen Schichten sprechen. Die Rothschilds, die Goldschild haben vielleicht in der Welt, in der sie seit einem Jahrhundert leben, und in den Schulen, in denen sie erzogen werden, niemals das Schimpfwort ›Dreckjude‹

oder das gleiche in einer anderen Sprache gehört. Bernard Baruch, der mächtige Bernard Baruch, der mit zweiunddreißig Jahren ›über drei Millionen Dollar wert war und siebentausend Hektar besaß‹, gesteht, wie sehr er in seiner ärmlichen Kindheit betroffen war, als ihn die Lausbuben in seiner Schule zum ersten Mal *Sheenie* (Mauschel) nannten. In diesem Augenblick aber entstand in ihm der Ehrgeiz, ›ein Rothschild zu werden‹.

Ich habe gehört, die rumänischen Juden besetzten in der Hierarchie des religiösen Judentums den dritten Platz nach den Russen und den Polen. Warum? Aus denselben Gründen, die anderswo einen Kafka und einen Freud entstehen ließen, so fern sie auch der religiösen Mentalität standen. Der Antisemitismus bewirkte in Rumänien wie in Rußland und Polen, daß sich die Juden vor der Außenwelt abschlossen; er spielte die Rolle des Gettos von Venedig oder Rom. Die echten Juden liebten das Getto, war es doch der beste Schutz gegen christliche Bekehrungsversuche und gegen Mischehen. Ebenso sahen die Orthodoxen unserer Länder in der Verfolgung ein Mittel zur Erhaltung ihrer Prinzipien, und tatsächlich lebten hier bis in unsere Tage jene jüdischen Weisen, jene Gerechten, die man *Zaddikim* nannte (Professor Baruch gab einem seiner psychiatrischen Tests diesen Namen). Siebenbürgen war die Wahlheimat dieser Leute. Eine ewige Lampe brannte auf ihren Gräbern, wo die Gläubigen schriftliche Bitten um Gnadenerweise und Wunder niederlegten – genau wie in Rom vor der Statue des *Bambino Gesù* in der Kirche Aracoeli. Die Stadt Jassy war ebenfalls ein Zentrum fanatischer Orthodoxie. Waren Juden gezwungen, einen Goi zu Tisch zu laden, so zerschlugen sie nach seinem Weggang das Geschirr, das er benützt hatte. Aber von Zeit zu Zeit schlug der Goi den Juden ins Gesicht. Das bringt uns der dritte Platz ein. Danach kommen der holländische und der deutsche Jude, dann der französische

Jude. Die englischen und amerikanischen Juden besetzen die beiden letzten Plätze, weil sie niemals wirkliche Stürme erlebten, auch wenn sie Beleidigungen einstecken mußten, und man von ihnen nur verlangt, daß sie freigebig sind. Als ich aus dem Bach kroch, wußte ich nichts von diesen feinen Unterschieden, aber ich war stolz, weil ich nicht geweint hatte. Ich ging nicht in die Synagoge zurück, denn ich schämte mich, weil ich den zehnten Mann nicht beibringen konnte, und zu Hause erwartete mich nicht der Trost, den mir die *Zaddikim* gespendet hätten.

Mein Vater, ein hervorragender Mathematiker, war nicht zum Professor ernannt worden, hielt aber Vorlesungen an der Universität. Aus dieser Einschränkung geht hervor, auf welche Weise Rumänien den Berliner Vertrag einhielt, der ihm die Unabhängigkeit verlieh und den Grundsatz religiöser Gleichberechtigung einführte. Rumänien brachte vor, es verweigere den Juden nichts wegen ihrer Religion, sondern nur wegen ihrer Abstammung. Es war mir jedoch gelungen, nicht ins jüdische, sondern ins königliche Gymnasium einzutreten, wo ich gute Freunde hatte und wo das Wort *Gidan* niemals fiel. Als ich vierzehn Jahre alt war, starb mein Vater, und ich blieb ein paar Tage zu Hause. Als ich wiederkam, fragte mich der Professor nach dem Grund meines Fernbleibens. Ich stand vor ihm, ein Kloß steckte mir im Hals, die Tränen stiegen mir in die Augen, ich konnte nichts sagen. Meine Kameraden taten es für mich: ›Sein Vater ist gestorben.‹ Mein Pultnachbar, mein bester Freund, mein zweites Ich stieß hervor: ›Ein Dreckjude weniger!‹ Statt eines Tadels lachte der Professor. Ich rannte aus dem Gymnasium und kehrte nicht zurück. Das war meine zweite Begegnung mit dem Judentum. Ein Stolz blieb mir aber: Ich war nicht in Tränen ausgebrochen.

Dann ging ich ins französische Gymnasium von Bukarest

und legte die Reifeprüfung ab. Die Schauspielerlaufbahn lockte mich. Ich war nicht dafür geschaffen, Goliath oder auch nur David zu spielen, aber man meinte, ich sei begabt, und dank dem Kultministerium, das meinen Vater protegiert hatte, wurde ich mit achtzehn Jahren am königlichen Theater engagiert. Rumänien hatte Frankreich die berühmten jüdischen Schauspieler de Max und Yonnel und Amerika Edward Robinson geschenkt, aber ich mußte als erster vor meinen Landsleuten auf die Bühne treten. Mein Debüt sollte eine Huldigung an Frankreich in der Gestalt des *Poil de Carotte* (Rotschopf) sein. Die liberalen Zeitungen hatten die Premiere mit viel Getöse angekündigt. Als ich auftrat, war es wie bei der Einleitung des Widersprechenden in *L'Ile des Pingouins* (Die Insel der Pinguine). Sie erinnern sich an die Stelle: ›. . . Sofort wurde er umgeworfen, *foulé aux pieds par la foule indignée* (von der entrüsteten Menge zertrampelt) – schade, dieser nachlässige Stil, ›foule‹ und ›foulé‹! –, und seine unkenntlichen Reste wurden aus dem Saal geworfen.‹ Meine kleine Statur rettete mich vor demselben Schicksal, denn es gelang mir, durch einen ›judas‹ (kleine Maueröffnung) zu entwischen – ich kann nichts dafür, daß der Name mein Volk beleidigt. Die entfesselten Studenten hatten die Sitze ebenso ungestüm zertrümmert wie sie es heute tun, um ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen. Man zerriß sogar den Vorhang, so gründlich wollte man diese Schmach rächen – *Poil de Carotte* von einem *Gidan* gespielt! Das war meine dritte und letzte Erfahrung mit dem Judentum in Rumänien. Das Ministerium konnte nichts anderes tun als mir raten, mein Glück in Frankreich zu versuchen; es erleichterte freundlicherweise meine Abreise.

Wie Sie sehen, hatte ich keine Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß Rumänien in den Klauen der Juden stöhnte, wie ich aus der antisemitischen Presse in Paris erfuhr.

Gewiß hatte König Carol eine jüdische Mätresse, die Lupescu, die er später im Exil heiratete. Nebenbei bemerkt beweist der Name Lupescu, die rumänische Übersetzung von Wolf, daß sich die rumänischen Juden manchmal vorsichtigerweise hinter rumänischen Namen versteckten, aber das nützte ihnen, außer an den Stufen des Throns, nicht viel. Wenige jüdische Familien wie die Halfon, die Shapira, die Sekoulevitch genossen sämtliche Bürgerrechte, weil sie der Krone Dienste geleistet hatten. Außerdem hatten möglicherweise die großen Bankiers Blank und Bercovich Louis Dreyfus geholfen, mit rumänischem Getreide ein Vermögen zusammenzubringen. Trotz allem wäre es mir schwergefallen, mich für den Unterdrücker Rumäniens zu halten. Ich forschte nach den Triebfedern des Antisemitimus. Seine religiöse Seite bleibt mir verschlossen, die wirtschaftliche erscheint mir primär und alles umfassend, die biologische wurde von der Politik verzerrt und vergiftet. Bleibt also das psychologische Problem. Ich vermute, daß hochentwickelte Wesen stets bereit sind, sich an jemandem für ihren eigenen Ärger zu rächen. Es ist bequem, andere für die eigenen Lebensschwierigkeiten verantwortlich zu machen und seine niedrigen Instinkte an ihnen auszulassen, wenn sie schwächer sind. Ich weiß wohl, daß wir den Sündenbock erfunden haben, aber es war ein Tier. Ich weiß auch gut, daß wir das Beispiel der Blutsüberheblichkeit gegeben haben, weil wir uns als auserwähltes Volk bezeichnen, was aber nur im Zusammenhang mit dem Glauben einen Sinn hat. Ich schwöre Ihnen, daß ich niemals irgend jemandem gegenüber diese Überlegenheit empfunden habe und daß die Juden sie selten empfinden. Sie wissen, was Tristan Bernard bei einem Vortrag in Cannes zu Beginn der Besatzungszeit sagte: ›Ich gehöre dem auserwählten Volk an . . . das im Augenblick hin- und hergerissen wird.‹ Er selbst wurde daraufhin nach Drancy

›gerissen‹ und durch Vermittlung von Sacha Guitry befreit. Als man ihn bei seinem Weggang fragte, ob er etwas brauche, antwortete er: ›Einen Nasenschützer.‹ Sie meinen, die meisten Juden hätten eine Durchschnittsnase, aber für den verbleibenden Rest könnte ein Nasenschützer die Rolle der Hose spielen.

In Paris legte ich Blumen am Grab meines theoretischen Vorbilds, des schönen de Max, nieder, ich klatschte Yonnel Beifall, ohne mich darum zu kümmern, daß er Jude war, außerdem Alice Cocéa und Elvire Popesco, ohne mich darum zu kümmern, daß sie es nicht waren. Der von meinem jüdischen Landsmann Tristan Tzara begründete Dadaismus war noch im Schwang. Der Lettrismus meines anderen jüdischen Landsmanns Isidore Isou war noch nicht entstanden. Jouvet schloß Freundschaft mit mir und vertraute mir einige mir gemäße Rollen an. Ich erhielt ein Stipendium für die Sorbonne und wurde Lizentiat der Philosophie. Dann begann ich, literarisch zu arbeiten. Für eine Zeitung schrieb ich Theaterkritiken. Eine meiner schönsten Erinnerungen aus jener Zeit ist eine Vorstellung des Moskauer jüdischen Theaters an der Porte Saint-Martin. Das Schauspiel begann schon auf der Straße, wo protzige und ärmliche Juden einander beim Schlangestehen beschimpften. Die Armen nannten die Reichen ›dicke Suppenbäuche, aufgedunsen von blutendem Fleisch‹, und die Dicken nannten die Kleinen ›Hungerleider, die koschere Knochen abnagen‹. Die Beleidigungen wurden jiddisch ausgetauscht und konnten nur von Juden verstanden werden, deshalb belustigten sie uns alle, ohne Folgen nach sich zu ziehen. Hätten Christen solche Dinge gesagt, so wäre es zu einer Schlägerei gekommen.

Da haben Sie ein Beispiel für den jüdischen Humor, der fast immer bitter ist, weil er seine Schneide an der Haut der Juden selbst gewetzt hat. Er ist ein Ergebnis des

Gettos und des Antisemitismus. Die Menschen waren zum Zusammenleben gezwungen und mußten ein Mindestmaß guter Laune aufrechterhalten, sie gewöhnten sich also an gegenseitiges Verspotten. In dem heldenhaften Getto von Warschau veranstaltete man unter dem Bombenregen der Nazis Spiele und Farcen, um die Stimmung zu heben. Diese Belagerten, diese Hungernden, diese Kämpfenden machten sich über sich selbst lustig – man macht sich nicht über die lustig, die man verachtet. Sie verstehen jetzt, warum das jiddische Theater zum spontanen Ausdruck der befreiten Juden wurde. Viele große Schauspieler stammen daher: Die Marx Brothers, Paul Muni, Eddie Cantor, Kirk Douglas, Al Johnson ... Chaplin ging nicht durch den Schmelztiegel, erhielt aber trotzdem das Zeichen. Clowns wie Grock (Wettach), Friedman und Zavatta zeugten ebenfalls vom Gettohumor. Latteiner, der rumänischen Ursprungs war, verfaßte in diesem Geist für das amerikanische jiddische Theater über hundert Stücke, wie auch Belasco, ein Jude englischer Herkunft; diese Fruchtbarkeit szenischer Phantasie gleicht der von Lope de Vega und von Scribe, die Sie zu den ungekannten Juden in der Literatur zählen. In Frankreich, wo es niemals ein Getto gab – wenn auch die Juden in der Grafschaft Venaissin in ihren ›Steinbrüchen‹ hausten –, eignete sich der jüdische Humor die französische Eleganz und das Pariser Lächeln an mit den Sängern Fursy, Bétove und Pierre Dac. Die Schauspielerinnen Rachel, Sarah Bernhardt, Marthe Brandès, Ida Rubinstein, Julia Terry stellten die jüdische Schauspielkunst von ihrer edlen und gewissermaßen hieratischen Seite dar. Molly Picon und Vittorio Gassman zeigten sie uns noch abwechslungsreicher. An der Comédie-Française ist die eine Tendenz in Véra Korène, der vollkommenen Tragödin, verkörpert, die andere in Robert Hirsch, dem außergewöhnlichen Scapin. Man müßte hinzufügen, daß dieser, ein echter Proteus, in seiner Person

allein alle großen französischen Schauspieler wiederaufleben läßt und in Verkleidung sogar alle großen Schauspielerinnen wieder zum Leben bringen könnte. England, das ebenfalls kein Getto kannte, brachte einen andersgearteten jüdischen Humor hervor, der als englisch gelten könnte. Lemon, der Gründer des *Punch*, war Jude. Die Nazis behaupteten, Bernard Shaw sei es gewesen. Man sagt es auch von Dickens und Andersen und Cervantes. Schließlich verdankt man dem jüdischen Humor jene sinnlosen, aber wirksamen Werbeslogans, die so vielen jüdischen Unternehmen ein Vermögen einbrachten, und mit ihren ungekannten Juden setzen sie die Liste fort: *L'eau qui fait pschitt* (das Wasser, das pschitt macht), *Un meuble signé Lévitan est garanti pour longtemps* (Möbel von Lévitan halten lange), *Merci, M. Ségalot, ça, c'est du meuble* (Danke schön, Herr Ségalot, das sind wirklich Möbel), *André, le chausseur sachant chausser* (André, der Schuhmacher, der die Füße zu kleiden versteht), *Un pernod pour Arthur* (einen Pernod für Arthur), *Dubo . . . Dubon . . . Dubonnet.*

Das Moskauer jüdische Theater spielte damals eine Satire auf die jüdischen Drangsale. Man sah einen armen Teufel, der zwischen Scylla und Charybdis hin- und hergestoßen wurde und dem man unaufhörlich vorsagte, damit er wieder Mut schöpfte: ›Kommendes Jahr in Jerusalem . . .‹ Diese Worte, die seit Jahrhunderten das jüdische Ostergebet beenden, wurden ins Lächerliche gezogen und mit Fußtritten begleitet, aber sie hielten den Helden aufrecht, der ebenso unermüdlich war wie der ewige Jude. Ich bin ein Jude, der sich nicht als solcher fühlt, aber ich habe mir diese Worte unwillkürlich zu eigen gemacht, weil sie mir eine Hilfe bedeuten. Sie versinnbildlichen die Haupttugend der Juden, die Hoffnung. Unser im Grunde pessimistisches Volk bleibt dadurch optimistisch. Vielleicht saß irgendwo in den letzten Reihen

unter dem Publikum mein Glaubensbruder und Landsmann Joanovici, damals einfacher Lumpensammler und später Milliardär während der Besatzungszeit, wie sich möglicherweise in einer Loge mein Glaubensbruder und Landsmann Blank befand, damals Präsident der Bank von Rumänien, der nach der Befreiung Pierre Lazareff die Zeitung *France-Soir* streitig machte. Ich sage Glaubensbruder, weil ich keinen besseren Ausdruck kenne; ich glaube nämlich nicht, daß Blank oder Lazareff öfter in die Synagoge gingen als Joanovici oder ich.

Ich schweifte zum jüdischen Theater und den jüdischen Schauspielern ab, um Ihnen den Charakter der Juden näherzubringen, aber meine eigene Geschichte wird ebenso lehrreich sein. Als wir uns 1938 bei ihrem Freund Moussaye kennenlernten, der gerade eine literarische Zeitschrift gegründet hatte, ahnten Sie nicht, daß ich der am häufigsten verhaftete Mensch in Frankreich war. Erschrecken Sie nicht: Durch die Gnade des Ewigen, an den ich kaum glaube, habe ich ein vollkommen leeres Strafregister. Aber meine unstillbare Neugier, meine jüdische Neugier trieb mich stets zu öffentlichen Unruhen, wenn ich auch aus Achtung vor der französischen Gastfreundschaft nie daran teilnahm. Ich wollte zusehen, beobachten, Zeuge sein. Schloß uns die Kirche nicht in Gettos ein, weil wir ›das Volk von Zeugen‹ sind? Natürlich Zeugen der Erlösung. Es ist mir nicht möglich, meine Verhaftungen aus dem Gedächtnis aufzuzählen, aber es genügte, die acht Jahrgänge von 1932 bis 1940 in irgendeiner Pariser Zeitung durchzublättern: Sooft eine politische oder soziale Demonstration stattfand, sooft wurde der arme Ruben verhaftet. Und damals demonstrierte man häufig! Selbstverständlich wurde ich jedesmal sofort wieder freigelassen, manchmal unter Entschuldigungen.

Ich möchte nicht behaupten, ich hätte die gefährlichsten Orte ausgesucht, aber ich zog die Polizei wie ein Magnet

an. Auch wenn ich am äußersten Rand der Aufruhrzone versteckt war, stürzte sich alsbald eine Gruppe Polizisten wie ein Meteor auf mich. Mit meiner kleinen Statur und meinem weiten Mantel, meinen roten Haaren und meiner Stahlbrille mußte ich für diese guten Leute der Typ eines gefährlichen Menschen – und der leichten Beute – sein. Ich hatte sie kennengelernt und wühlte daher vor dem Ausgehen sorgfältig meine Taschen durch, damit ich gewiß nichts Verdächtiges bei mir trug, nicht einmal eine Nagelfeile. Meine erste Erfahrung machte ich, als ich noch nicht lange in Paris war, und zwar bei der Ermordung des Präsidenten Doumer durch Gorguloff. Natürlich war ich zur Stelle, ohne zu ahnen, was vorfallen würde; ich bewunderte die Rothschildstiftung, die Schriftsteller, die ihre Bücher signierten. Bei mir hatte ich ein Taschenmesser, was mir volle zwei Tage Verhör eintrug. Danach war ich vorsichtiger, aber nicht weniger eifrig. Der Aufruhr am 6. Februar 1934 hätte mich fast das Leben gekostet, die Kugeln pfiffen mir um die Ohren.

Dann kam der Krieg, die Niederlage, die Besetzung. Ich hatte mich gestellt, aber keine Zeit zum Kämpfen gehabt. Die ausländischen jüdischen Freiwilligen brüsteten sich damit, sie hätten in der letzten Generation mehr Blut für Frankreich vergossen als die französischen Juden, viertausend waren auf dem Feld der Ehre gefallen. Ich möchte Ihnen nicht verschweigen, daß ich nicht übermäßig bedauerte, meiner zweiten Heimat kein Selbstopfer dargebracht zu haben. Ich versuchte ebensowenig, die Lorbeeren des Widerstands zu erringen. Ich gehöre zu jenen Juden, die eine tiefe Abneigung gegen militärische Dinge haben. Eine Karikatur von Szyk, unserem großen polnischen Zeichner, stellt einen jüdischen Vater dar, der seinem kleinen, entsetzten Jungen einen prächtigen, waffen- und ordengeschmückten Offizier in Lederzeug zeigt: ›Wenn du nicht fleißig lernst, wirst du auch so!‹ Eine andere Ge-

schichte verrät dieselbe Einstellung. Der jüdische Rekrut steht im Kasernenhof in Reih und Glied. ›Rechtsum – kehrt!‹ brüllt ein Gefreiter, und der Jude fragt seinen Nebenmann: ›Warum rechtsum?‹ Frage und Szene paßten zu Charlie Chaplin. Aber sein *Diktator* schritt nicht mehr über die Leinwand der Pariser Kinos. Die Truppen des echten Diktators marschierten in Paris auf. Die Juden wurden erfaßt. Touchard, der spätere Verwalter der Comédie-Française, verschaffte mir eine gefälschte Kennkarte mit dem Namen Lacroix und dem unerwarteten Beruf Küster. Ich wechselte die Wohnung, um Rubens Spur zu verwischen und mich besser an die friedlichen Gewohnheiten eines Küsters zu gewöhnen, der sich versteckt halten muß. Ich ging nicht soweit, in den Kirchen herumzuirren oder den Pfarrer meiner neuen Gemeinde zu grüßen, aber jeden Tag konnte ich ermessen, was ich meinem Freund Touchard verdankte.

Zuerst einmal brauchte ich mich nicht bei meinem Polizeirevier als Jude zu melden, eine Demütigung, der sich der berühmte Bergson unterziehen wollte. Dann konnte ich in öffentlichen Telephonzellen telephonieren, meinen Radioapparat behalten, Museen und Ausstellungen besuchen, zu Fußballspielen gehen, Aufzüge benützen, mich in Parks und Terrassencafés setzen, zu beliebigen Öffnungszeiten, nicht nur zu gewissen Stunden in Kaufhäusern einkaufen, in beliebige Untergrundbahnwagen steigen, mich in Schwimmbädern tummeln, Fahrrad-Taxis benützen, mir von Schuhputzern die Stiefel wichsen lassen, in Bordelle, zu Pferderennen und zu Auktionen gehen und, als der gelbe Stern Pflicht wurde, die zwei Textilpunkte sparen, die man den Juden dafür abverlangte. In Wirklichkeit genoß ich viel mehr den Gedanken, all diese Dinge tun zu können, als daß ich sie ausführte. Sie werden sicher nicht annehmen, daß ich die antijüdische Ausstellung besuchte und die antijüdischen Plakate las,

mit denen die Mauern förmlich tapeziert waren. Aber eines Sonntags ging ich auf den Flohmarkt – ein Vergnügen, das Großdeutschland den Juden ebenfalls untersagte, obwohl das Trödlergewerbe einer der wenigen Berufe war, zu denen man sie jahrhundertelang zuließ, und obwohl es heißt, wir hätten Flöhe. Mein Vater erzählte mir einmal folgende witzige Geschichte: In einer Talmudschule von Bukarest lehrt der Rabbiner seine Schüler, in die Arche Noah sei ein Männchen und ein Weibchen von allen Tieren, von allen Reptilien, kurz von allen Lebewesen hineingegangen, zusammen mit dem Patriarchen, seinen drei Söhnen und ihren Frauen. ›Wie viele Flöhe waren dabei, Herr Rabbiner?‹ fragte ein Schüler. ›Zwei, ein Männchen und ein Weibchen, wie von allen Arten.‹ – ›Herr Rabbiner, das ist unmöglich: Zwei Flöhe für acht Juden!‹ Abgesehen von dem Vergnügen, den Flohmarkt zu durchstreifen und mir damit zu beweisen, daß ich ein guter Franzose war, schätzte ich an meiner neuen Identität am meisten, daß ich berechtigt war, ins Theater und ins Konzert zu gehen und in unserer teuren Bibliothèque nationale zu arbeiten.

Es hieße die Kraftquellen des jüdischen Humors überschätzen, wollte man annehmen, ich sei in diesem bedrückend veränderten Paris und inmitten meiner verfolgten Glaubensbrüder ruhig gewesen. Was ich hörte und sah, bekümmerte mich tief, und ich machte mir auch um mich selbst Sorgen. Der Name Lacroix hatte weder meine Seele noch – leider – mein Aussehen geändert, und mehr als einmal erstarrte ich auf der Straße oder in der Untergrundbahn unter dem Blick eines deutschen Offiziers. Aber bis zum Ende lag mir daran, Zeuge zu sein. Was in Paris geschah, schien mir viel interessanter, als was in der Südzone vorkommen mochte. Ich versuche nicht, meinen passiven Widerstand gegen die Untaten der Invasion für Mut zu halten, wenn auch vielleicht ein bißchen Mut

dabei war. Ein politischer oder ein religiöser Jude würde Ihnen andere Erklärungen geben. Mir ist die allgemein jüdische, mit dem besonderen jüdischen Charakter zusammenhängende Erklärung lieber. Der Jude hat eine natürliche, ja fast übernatürliche Angst vor Schlägen. Da er aber dem intelligentesten Volk der Welt angehört, stürzt ihn sein Denkmechanismus oft in gefährliche Abenteuer, die ihm nichts einbringen, nicht einmal ein bißchen Ruhm. Als der gelbe Stern eingeführt wurde, hielt ich es trotzdem für gefährlich, den König von Dänemark und den Bischof von Kopenhagen nachzuahmen, die ihn aus Solidarität mit den dänischen Juden ansteckten, oder jene jungen Franzosen, die sich gelbe Papiersterne verfertigten und ›Zulu‹, ›Papua‹, ›Auvergnat‹ daraufschrieben statt des Worts Jude in Fraktur und nachgeahmter hebräischer Schrift. Sie wurden verhaftet, manche wurden deportiert wegen dieses eines Gavroche würdigen Witzes.

Was mich schließlich bewog, in andere Himmelsstriche abzuwandern, war eine Polizeirazzia im Quartier Latin. Ich weiß nicht, warum ich meine echte Kennkarte bei meiner gefälschten trug. Sie steckten beide in meiner Revolvertasche, in der natürlich kein Revolver war, und mit zugeschnürter Kehle tastete ich sie ab, um die richtige zu finden. Ich zog die falsche heraus, das heißt die echte. ›Ruben? Geboren in Bukarest? Sind Sie Jude?‹ Außer unter dem Namen Lacroix verstand ich mich nie aufs Lügen und bejahte. ›Warum steht die Bezeichnung Jude nicht auf Ihrer Kennkarte?‹ Ich hatte einen Gedankenblitz: ›Weil Rumänien mit der Achse verbündet ist!‹ Die Juden der Achsenländer waren nicht meldepflichtig. Der Polizist ließ mich gehen, ich mußte ein Glas Kognakersatz trinken, um mich wieder zu fassen.

Freunde in Paris schickten mich zu einem Priester im Departement Indre, ganz in der Nähe der Demarkationslinie. Mein Küsterberuf konnte mich ihm nur empfehlen,

aber es war mir lieb, daß er mich nicht zum Ministrieren aufforderte. Mit anderen Leuten, die er hinüberschleusen sollte, in die andere Zone, brachte er mich in der Dämmerung auf den Weg und erteilte uns zum Abschied seinen Segen. Als wir die Demarkationslinie hinter uns hatten, warteten wir auf die Morgendämmerung; ich vergaß schon ›grüne Bohnen‹ und ›graue Mäuse‹, wie man die deutschen Soldaten und die Wehrmachthelferinnen nannte. Wir kamen nicht weit, eine französische Patrouille schnappte uns auf der Straße und brachte uns ins Polizeirevier von Châteauroux. Dieser Zwischenfall war vorauszusehen gewesen und beunruhigte mich nicht. Leichten Herzens fühlte ich mich als Küster Lacroix, nicht im besetzten, sondern im freien Frankreich. Ein Inspektor schrieb alle Namen auf eine Liste, ich folgte seinen Handbewegungen. Es war noch ein Platz unten an der Seite frei als ich an die Reihe kam, aber ich trat höflich beiseite und ließ einer Dame den Vortritt. Der Inspektor schrieb auf die neue Seite oben: ›André-Jean-Marie Lacroix, Küster‹. Ein weiterer Inspektor trat ein, sah den frischen Namen, musterte mich und befahl mir, ihm zu folgen. Fünf Minuten später war meine Brille zerbrochen, ich war grün und blau geschlagen und wieder der arme Ruben geworden. Vielleicht ärgerte ich mich am meisten darüber, daß man mich zum ersten Mal in Frankreich ›Dreckjude‹ genannt hatte. Man schrie mir auch ins Gesicht, wegen der Juden und anderer Staatenloser habe Frankreich den Krieg verloren. Ich war drei Tage im Gefängnis; weil ich nicht furchterregend aussah – oder weil mir ein menschlicher Polizist eine Chance geben wollte –, erlaubte man mir dann, frische Luft zu schöpfen. Ich hatte kein Geld und keine Papiere, ich war unrasiert und trug deutliche Spuren eines Knock-out im Gesicht. Außerdem hatte ich einen leeren Magen und kam fast um vor Durst. Ich ging in ein kleines Café und bat einen

riesigen Wirt um ein Glas Wasser und ein Stück Brot. Ich weiß nicht, ob er schon viele Juden gesehen hatte, jedenfalls beugte er sich über seine Theke, zu der ich kaum hinaufreichte, und forderte mich ›Dreckjuden‹ auf, unverzüglich zu verschwinden. Er schimpfte mich auch einen Staatenlosen; es war das Schlagwort der freien Zone, in der ich mit so großer Freude die Farben der Trikolore wiedergesehen hatte.

Trotz allem, was ich Ihnen über die jüdische Hoffnung sagte, stürzte ich in tiefste Verzweiflung. Ich hatte auch allen Grund dazu. Frankreich, das ich geliebt und das mir meine Menschenwürde zurückgegeben hatte, erkannte ich nicht wieder. Ich irrte durch Châteauroux. Ich dachte an Giraudoux, der im Nachbardepartement geboren wurde, und an eines seiner Stücke, in dem ich eine Rolle gespielt hatte. Automatisch ging ich zum Bahnhof, wo viele Reisende auf einen Zug warteten. Ich hatte nicht die Kraft, zum Polizeirevier zurückzukehren, und beim Anblick des vielen Gepäcks kam mir meine Mittellosigkeit so recht zum Bewußtsein. Kurz entschlossen wollte ich mich vor den ankommenden Zug werfen. Die Augenblicke meines Lebens waren gezählt. Plötzlich hörte ich eine Stimme. Ich hob den Blick und erkannte einen meiner Freunde, den Dichter René de Solier. Er war der Rettungsring in meinem Schiffbruch. Ich packte ihn am Bein und klammerte mich an ihn. Er betrachtete mich bestürzt: ›Ruben! Mein armer Ruben!‹ Er ließ seinen Zug wegfahren und brachte mich und sein Gepäck nach Hause, gab mir zu essen, ließ mich baden und versah mich mit Geld und einem Fahrrad. Er schickte mich wieder zu einem Priester, immer noch unter dem Namen Lacroix, der jetzt durch ein Empfehlungsschreiben bestätigt war. Überfließend vor Dankbarkeit umarmte ich in ihm das freie Frankreich, das ewige Frankreich. Nach ein paar Kilometern: Gendarmeriesperre. Mein Fahrrad hatte kein Nummernschild

und ich keine Papiere. Am gleichen Abend war ich wieder im Polizeirevier von Châteauroux. Die Inspektoren hatten sich wegen meiner Flucht nicht aufgeregt, aber es fiel ihnen schwer, mich zu beruhigen. Am anderen Morgen zog der arme Ruben unter starker Bewachung ins Lager Douadic ein.

Das Internierungslager Douadic im Berry war ausländischen Juden vorbehalten. Ich erfuhr, was Frankreich für all diese ›Staatenlose‹ bedeutete. Niemals hörte ich einen klagen, er sei übel beraten gewesen, als er hier Asyl gesucht hatte. Die französische Niederlage bedrückte sie mehr als ihr eigenes Schicksal. Die Kinder sangen die Marseillaise; ist sie nicht die Nationalhymne aller Juden? 1848 feierte Rachel Triumphe, als sie sie wochenlang sang. Die kleinen Internierten spielten sogar französische Soldaten, nicht um sich bei den Wächtern lieb Kind zu machen, sondern um sich selbst Vertrauen einzuflößen, um die Hoffnung aufrechtzuerhalten – ›kommendes Jahr in Jerusalem‹. Alle im Lager taten so, als wüßten sie nichts von den Schikanen, als seien sie selbst Bestandteil des Landes, das sie schikanierte. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Abteilung Judenunterstützung der nationalen Hilfsorganisation, die in Paris in der Rothschildbank untergekommen war, besuchten uns regelmäßig und erleichterten unsere Lage etwas.

Beim Aufenthalt in diesem Lager lernte ich meine jüdischen Leidensgenossen von einer neuen Seite kennen. Bis dahin hatte ich nur mein eigenes Mißgeschick gesehen, und wenn ich ihm auch fast erlegen wäre, hatte ich es doch dank meiner persönlichen Eigenschaften überwunden. Ich wußte, daß diese zum Teil jüdisches Erbteil waren und beobachtete von jetzt an, in welcher Weise andere Juden sie sich in der Not zunutze machen. Die Rabbiner verbrachten ihre Tage mit Lesen und mit Diskussionen über den Talmud. Rechenkünstler starrten in

die Wolken oder auf Papierblätter und stellten unendliche Berechnungen an über Soll und Haben, über ihre arisierten Geschäfte, über erhöhte Einsätze beim Roulette, vielleicht über Formeln für Atombomben. Manche spielten mit den Kindern, zu ihnen hätte ich gern gehört. Um mir aber geringe Mittel zu erwerben, zog ich es vor, den Kindern Unterricht zu erteilen. Die meisten Lagerinsassen gaben sich sinnlosen Handelsgeschäften hin. Alles wurde systematisch ausgebeutet. Ich lernte, ohne Nutzen daraus zu ziehen, wie man ein Vermögen macht. Ein zerlumpter Jude, der nur ein paar Francs in der Tasche hatte, kaufte einen Apfel und verkaufte ihn in Vierteln, dann kaufte er zwei, drei, vier Äpfel und bald hortete, stapelte er Äpfel, nach einem Monat besaß er das Apfelmonopol, den Apfeltrust. Die Juden essen Äpfel gern, und jedermann kaufte bei ihm, nur die Rabbiner nicht. Eines Tages trug er ihnen einen Vers aus dem Hohenlied vor: ›Labt mich mit Äpfeln, denn ich bin krank vor Liebe‹, natürlich vor göttlicher Liebe. Von da an gehörten sie zu seiner Kundschaft. Wo hatte er das Zitat aufgeschnappt? Wieder ein Geheimnis der Juden. Als ich wegging, besaß er eine goldene Uhr, Manschettenknöpfe aus Platin und hatte – immer noch als Apfelkönig – auch die Herrschaft über die Bananen angetreten.

Ich zeichnete Ihnen die Karikatur, es folgt die Korrektur oder wenigstens die Erklärung. Warum sind die Juden von Gold und Geld fasziniert? Weil sie aus vielen Leiden lernten, daß es ihr einziger Schutz und die Versicherung, das Versprechen, die ständige Hoffnung der Freiheit ist. Immer ›kommendes Jahr in Jerusalem‹. Ohne Gold, ohne Geld ist die Reise unmöglich, es sei denn nach dem Tode, falls ein barmherziger Jude es auf sich nimmt, den letzten Wunsch des Verstorbenen zu erfüllen. Nicht im Geist nutzloser Habgier beuteten und raubten die Juden im Lager Douadic einander aus, sie wollten sich vielmehr

die Mittel verschaffen, zuerst geachtet zu werden und dann zu fliehen. Mehrere waren bei ihrer Verhaftung von unwürdigen Polizisten ausgeplündert worden. Ganz Schlaue verbargen Louis d'or oder Schmuckstücke in dem natürlichen Versteck, in dem auch der Diamant *Le Régent* nach Frankreich kam. Glücklicherweise erlitten sie nicht das Schicksal der von Ferdinand dem Katholischen vertriebenen spanischen Juden, denen die Afrikaner die Bäuche aufschlitzten; es war ihnen verboten worden, Gold oder Geld mitzunehmen, und jene Barbaren glaubten, sie hätten sich den Magen damit gefüllt.

Die Juden werden ständig bedroht, und ständig wird ihnen ein Lösegeld auferlegt. Sie müssen diese Art Panzer, dieses Gold- oder Geldfutter haben, wenn sie nicht unbeugsamen Glauben oder Frechheit zeigen wollen. Mit Gold und Geld gelang es einigen wenigen, sich im besetzten Europa zu retten – selbstverständlich zahlten viele und konnten sich nicht retten. Auf Grund von Gold und Geld kommen heute manche aus der sowjetischen Welt, die sie nicht anders verlassen können. Ich habe erfahren, wieviel es kostet, einen Juden aus Rumänien herauszubringen: Eine Million alte Francs. Die Juden legen zusammen, um auf diese Weise ihre Angehörigen auszulösen, die in den Satellitenstaaten leiden. Der Gedanke des Tauschhandels oder des Zu-Geld-Machens nahm offiziell Gestalt an, sobald es sich um jüdische Menschenware handelte. Das zivilisierte Europa hat ihn mitten im Frieden gutgeheißen, als ein Wiener Rothschild den Klauen Hitlers entrissen wurde – gegen den Verkauf von Fabriken im Sudetenland; und mitten im Krieg, als man die ungarischen Juden den Klauen Himmlers zu entreißen hoffte – gegen Lieferung von Reifen und Lastwagen.

Diese Analyse der Bedeutung von Gold und Geld für die Juden ist unvollständig, ich muß ihr noch etwas hinzu-

fügen. Eine kleine Anekdote um Bloch-Dassault diene als Einleitung. Als er durch die Büros der Illustrierten *Jours de France* schritt, sah er eine Stenotypistin in Tränen aufgelöst und fragte einen Mitarbeiter nach dem Grund. ›Sie hat vor kurzem ihren Mann verloren.‹ – ›Geben Sie ihr fünfzigtausend Francs.‹ Dieser Satz war seine spontane Reaktion, sein Beweis des Mitgefühls mit dem Schmerz eines anderen. Man mag den Zynismus, ich möchte fast sagen die Brutalität, die darin liegt, anprangern, sollte aber auch seine Weitsicht bewundern. Dieser Mann wußte, daß Geld zwar nicht das Glück ausmacht, aber als Heilmittel dienen kann. Geldbesitz ist also für einen Juden nicht nur eine offensive und defensive Waffe, sondern die sofortige Lösung jedes beliebigen, von einem anderen gestellten Problems. *Der Schlüssel zu den Geldschränken und zu den Herzen ist derselbe*, bemerkte euer nichtjüdischer Fabel-Dichterfürst ganz richtig. Die Goncourt kommentierten im gleichen Geist treffend das Gesuch um Auszeichnung eines Juden, der während des Krieges von 1870/71 den Betrag von dreißigtausend Francs zur ›Beschaffung von Fußbekleidung‹ beigesteuert hatte: ›Der Charakter der Juden unterscheidet sich vollständig vom Charakter der Nichtjuden darin, daß bei ihnen jedes Ding auf der Welt in Geld geschätzt werden kann. Für sie ist das Ehrenkreuz eine bestimmte Summe, die Liebe einer Dame von Welt eine bestimmte Summe, ein alter Schlappschuh eine bestimmte Summe. In einem semitischen Gehirn ist alles mit einem Tarif versehen.‹ So verstehen Sie den Gedanken besser, von dem fast alle Juden in Douadic besessen waren: ›Wieviel kostet mich meine Flucht?‹ Beim ›Tarif‹ fällt mir noch eine typische Geschichte ein. Während der Belagerung von Plewen fiel eine Zeitzünderbombe in der Nähe des Generals Skobeleff; ein Soldat sprang auf und warf sie in den Sumpf. ›Du hast mich gerettet‹, sagte der General. ›Wie heißt

du?‹ – ›Mose ben Levy.‹ – ›Was möchtest du lieber, hundert Rubel oder das Sankt-Georgs-Kreuz?‹ – ›Wieviel ist das Sankt-Georgs-Kreuz wert?‹ – ›Oh, vier oder fünf Rubel, aber die Ehre ist dabei.‹ – ›Nun, dann mögen mir Eure Exzellenz fünfundneunzig Rubel und das Sankt-Georgs-Kreuz geben.‹

Obgleich ich in Douadic alles habe geschehen sehen, einschließlich der Liebe, sah ich doch niemanden weinen. Ich selbst habe auch nie geweint, nicht einmal unter den Schlägen der Polizisten von Châteauroux, nicht einmal auf jenem Bahnsteig, wo ich den Tod erwartete. Sie erinnern sich, daß ich stolz darauf war, im Gymnasium von Bukarest und als mich ein Rumäne in den Bach warf, nicht geweint zu haben. Juden weinen nicht. Wenn Sie glauben, sie weinten, trüben sich nur ihre Augen. Jener Tränenstrom, der Sie in der Rue des Rosiers überflutete, war ein Strom von Stimmen. Wir haben im Lauf der Jahrhunderte unseren Tränenvorrat erschöpft. Das wenige, das uns bei der Geburt noch verbleibt, wird uns beim Martyrium der Beschneidung abgenommen, und das sind blutige Tränen. Wenn wir gewaltsam oder zufällig einmal weinen, wie es jedem Menschen vorkommen kann – wie schnell verschlucken wir dann die Tränen, sobald es uns bewußt wird! Man erzählte mir eine rührende Geschichte vom Neffen Lazareffs, einem Jungen von fünfzehn Jahren, der innerhalb einer Woche beide Eltern verlor. Einige Zeit später kehrte er in sein Gymnasium zurück, und eines Abends fand ihn ein Lehrer, wie er allein in einer Ecke saß und schluchzte. Kaum merkte der Junge, daß er entdeckt war, da verschwanden die Tränen wie von seinen Wangen aufgesogen, er lächelte und ging weg. Sicher fürchtete er nur eines: Trost. So reagierte der an Luxus und Aufmerksamkeit gewöhnte Neffe eines großen französischen Journalisten gleich wie der bescheidene kleine Jude aus Bukarest, der unter feindseligen Mitbürgern lebte.

Es gibt noch eine lustige Geschichte von jüdischen Tränen. Charlie Chaplin hatte sich entschlossen, mit einer Frau zu brechen. Um sie davon zu überzeugen, daß er sie mit Bedauern verließ, wollte er eine Träne vergießen, aber als guter Jude wußte er, daß er nicht fähig war zu weinen ... *Eine Träne, eine einzige, und aus zwei minder schönen Augen!* Auf dem Weg zur Wohnung seiner Mätresse klemmte er in seiner Verwirrung einen Finger in die Aufzugstür. Welch ein Glück! Eine große Schmerzensträne quoll aus seinem einen Auge! Schnell legte er den Kopf zurück und schritt den Gang entlang, wobei er seine Träne im Augenwinkel behielt. Er klingelte bei der zärtlich geliebten Frau, und als sie öffnete, neigte er die Stirn und ließ die große Träne herabrollen: *My darling!* Das war sein Abschiedsgeschenk, ein Brillant.

Obwohl ich kein Gold und nur wenig Geld besaß, zögerte ich nicht, die erste Fluchtgelegenheit zu ergreifen. Jede Woche nahm mich ein Aufseher zum Abholen der Tabakration des Lagers ins benachbarte Dorf mit. Er verriet mir, er wolle in den Maquis, und schlug mir vor, mit ihm zu gehen. Ich sagte, ich hätte ein anderes Ziel. Redlich teilten wir die Tabakpäckchen, er behielt die Karten. Ich möchte lieber nicht wissen, was meine Glaubensgenossen über uns sagten, aber wahrscheinlich verhalf ich einem von ihnen zu einem Vermögen, weil ich den Wert seines Tabakvorrats vervielfachte. Welches war das geheimnisvolle Ziel, dem ich die Freuden und auch die Gefahren des Heldentums opferte? René de Solier, den ich von meinem Pech hatte benachrichtigen können, war es gelungen, mir über die Nationale Hilfe eine neue Kennkarte und ein neues Empfehlungsschreiben zukommen zu lassen. Wenn Sie sich an die Postenkette erinnern, werden Sie erfassen, daß ein ausgedehntes Netz mutiger Bereitwilligkeit nötig war, um solche Dinge von der Rue Laffitte in Paris bis in ein Lager in der freien Zone zu befördern.

Ich habe die Namen der fünf Personen, denen ich meine Freiheit und vielleicht mein Leben verdanke, niemals vergessen. Ich habe sie nie gesehen noch ihnen gedankt, so daß sie vielleicht meinen, ich sei undankbar. Die Juden bedanken sich nicht, aber sie vergessen auch nicht. Die Nationale Hilfe allein wäre nicht imstande gewesen, dem armen Ruben die teure Hülle des Küsters Lacroix zurückzugeben. Sie brauchte die Hilfe eines Rotkreuzmitglieds und sogar eines Quäkers. Ohne Papiere hätte ich die Gelegenheit, die mir der Aufseher bot, nicht nützen können oder in den Maquis gehen müssen. Viele Juden wurden verhaftet und kamen in Auschwitz um, weil sie ohne echte oder gefälschte Kennkarte die Flucht nicht wagten. Ich mit meinem Ausweis fand mich einige Tage nach meiner Flucht ohne weitere Zwischenfälle in der Einsiedelei eines Priesters in den Pyrenäen ein.

Ich hatte meine unfreiwillige Muße genutzt und mich mit dem Katholizismus beschäftigt, nicht so sehr mit dem Talmud. Der Beruf, der mich lange geschützt hatte, sollte Wirklichkeit werden. Einem Aufseher in Douadic hatte ich ein Meßbuch abgekauft. Während meiner langen Reise ins Departement Hautes-Pyrénées hatte ich Gottesdienste besucht, doch mein Pfarrer erklärte mir, ich schiene trotz meines Alters ziemlich neu im Küsterberuf zu sein. Weil ich nicht wußte, ob ich mich ihm anvertrauen konnte, antwortete ich, ich hätte meine Pflichten mit Unterbrechungen versehen und er möge Nachsicht üben. Er gestand mir, er beginne erst im Amt, wenn nicht gar im Priestertum überhaupt. Er war sehr zurückhaltend mit Auskünften über sich selbst, und erst nach dem Krieg erfuhr ich, daß er ein Jesuit war, der mit der Exkommunizierung der *Action française* zu tun hatte und vor der Verfolgung durch Maurras floh. Seine Ordensoberen hatten ihn in dieser kleinen Pfarrei zwanzig Kilometer über dem Ort Barèges in Sicherheit gebracht. Die Be-

völkerung war kommunistisch, aber praktizierend, der Gemeindeschreiber war Atheist und spielte Harmonium, ich läutete die Glocken, fegte die Kirche, füllte die Meßkännchen und ministrierte. Außerdem fuhr ich Ski, denn es war Winter, und man konnte die Bauernhöfe, wo ich Lebensmittel für das Pfarrhaus holte und wie in Douadic die Kinder unterrichtete – hauptsächlich im Katechismus - nicht anders erreichen. Zu meinen Schülerinnen gehörte die Tochter des Wirts, bei dem die Gestapo einquartiert war. Ich stand mit ›diesen Herren‹ in zurückhaltender, ehrerbietiger Beziehung. Das Idyll war von kurzer Dauer, ein Besuch der Feldgendarmerie zerstörte es. Mein Pfarrer war nicht zu Hause. Die rauhen Krieger baten mich um eine Tasse Kaffee. Ich wurde von einem regelrechten Schüttelkrampf gepackt und spürte, daß der arme Ruben wieder zum Vorschein kam. Als sie aber über mich redeten, ohne zu ahnen, daß ich sie verstand, verwandelte sich mein ängstliches in krankhaftes Zittern: Sie hielten mich für den erblich belasteten Sohn eines Syphilitikers, ein trauriges Wrack des Katholizismus! Alle Beleidigungen erschienen mir süß im Vergleich zu ›Dreckjude‹. Mein Sieg war aber leider nicht endgültig. Die Gendarmen sprachen über den skifahrenden Küster, den bald völlige Lähmung ereilen würde, und ihre Kameraden wunderten sich, weil sie mich noch nie hatten zittern sehen. Der Wirt verständigte uns von dem bevorstehenden Besuch der viel schrecklicheren Gestapo. Mein Pfarrer und ich verschwanden sogleich in verschiedenen Richtungen auf Skiern. Ich vermißte ihn mehr als den Aufseher von Douadic. Er war ein wirklich guter Mensch. Nie verlangte er von mir, ich solle beichten oder kommunizieren. Ich hatte nur abends am Feuer mit ihm den Rosenkranz zu beten, und das war auf die Dauer nicht unangenehm. Wir nahmen den Meßwein nicht mit, aber das Bedauern der Gemeinde, die doch nicht zu den katholischsten zählte.

Hier und da verkündeten Plakate folgende Warnung: ›Jeder Ausländer, jeder Jude, jeder nicht hier wohnhafte Franzose, der in dieser Zone angetroffen wird, wird erschossen.‹ Bei meinen Ausgängen in Barèges hatte ich mich mit einem Buchhändler namens Vignole angefreundet. Er war früher Skimeister gewesen und organisierte jetzt heimliche Fluchtwege. Bis zum Schluß gelang es ihm, den Verdacht der Gestapo zu zerstreuen, die doch schon ein Auge auf ihn geworfen hatte. Wenn man annahm, er sei in den Bergen, saß er in seiner Buchhandlung; wenn man dachte, er sei in der Buchhandlung, war er in den Bergen. Er war Mitglied eines der Netze, die man ›spanische Basen‹ nannte. Er begleitete den jeweiligen Zug nur ein Stück weit, dann übernahm ein anderer Führer die Leitung.

Die Gruppe, der ich mich anschloß, wuchs allmählich auf ungefähr zehn Männer an, meist junge Arbeitsdienstverweigerer. Wir setzten uns bei Einbruch der Dunkelheit in Marsch. Das war in den Pyrenäen wie bei der Demarkationslinie die günstigste Zeit. Der Buchhändler führte uns um Stacheldrahtverhaue und verminte Wege herum und wiederholte seine letzten Ratschläge, ehe er uns verließ. Der Paß, den wir überschreiten mußten, befand sich in der Gegend des Rolandsattels und des Rolandgletschers. MG-Schützen waren auf dem Gletscher und dem Sattel postiert, man mußte also aufpassen, daß man nie in ihren Gesichtskreis und in ihr Schußfeld geriet. Die Nacht war hereingebrochen. Der Führer kletterte uns weit voran, er trug eine elektrische Lampe in der Hand. Es war vereinbart, wenn die Lampe verlösche, sollten wir uns sofort zerstreuen; es war ein Zeichen für eine stets drohende Gefahr, denn es gab nächtliche, durch Wolfshunde verstärkte Patrouillen. Wir stiegen schon eine Stunde lang schweigend, als die Lampe ausging. Jeder stolperte über Geröll und Stacheldraht und vergrub sich

im Schnee. Erst nach der Befreiung erfuhren wir, daß es blinder Alarm gewesen war: Der Führer war in ein Loch gefallen. In der Morgendämmerung krochen wir aus unseren Verstecken und kletterten ohne Weg und Steg weiter. Endlich entdeckte einer den Rolandsattel. Wir kauerten uns nieder bis zur günstigen Zeit und hatten das Glück, ohne gesehen zu werden auf die spanische Seite zu schlüpfen. Unsere Hände und Knie waren aufgeschürft, unsere Kleider zerfetzt, aber wir waren gerettet.

Wie freudig rannten wir die Abhänge im Lande unserer Freiheit hinab! Aber nicht lange. In Torla, dem ersten Dorf, wurden wir von Soldaten in Leinenschuhen festgenommen und in die nahe Stadt Barbastro geführt. Man steckte uns alle ins Gefängnis. Dort konnte ich die Menschheit etwas besser kennenlernen und, immer noch unter dem Namen Lacroix, meine jüdischen Tugenden erneut erproben. Wir fanden ungefähr zwanzig Franzosen vor, hauptsächlich Offiziere, die unter denselben Umständen wie wir verhaftet worden waren, ebensoviele englische Flieger, die notgelandet waren, und Soldaten des ›Frente popular‹, die ihre Strafen verbüßten. Wir waren alle in einen Raum gepfercht, vier Mann pro Strohmatte. Die Spanier wurden verhältnismäßig gut behandelt; die Engländer erhielten Pakete, aus denen sie niemandem etwas anboten; die Franzosen waren von Menschen und Göttern verlassen. Die Behörden in Vichy kümmerten sich nicht um Flüchtlinge, und die Behörden des freien Frankreich dehnten ihren Wirkungskreis nicht bis hierher aus. Alles Mißgeschick, aller Patriotismus genügten nicht zur Einigung dieser Männer, die ihr Vaterland außerhalb Frankreichs wiederfinden wollten. Die Soldaten bildeten eine Gruppe für sich. Die Zivilisten hatten mit den spanischen Soldaten Bekanntschaft geschlossen. Die Engländer verachteten alle. Die tägliche Wasserration in einem großen Krug hätte für den Durst von etwa zwanzig

Personen genügt, aber wir waren sechzig. Niemand nahm etwas davon zum Waschen, jeder wusch sich um fünf Uhr morgens mit dem Wasser, das zu dieser Zeit in den Toiletten floß. Um sechs Uhr wurden wir offiziell von Fanfaren geweckt. Zum Tod verurteilte Spanier bliesen einen Paso doble und sangen dann die Franco-Hymne. Bei den ersten Tönen des Liedes mußten wir Habachtstellung einnehmen, ob wir schon in der Hose oder noch in der Unterhose steckten, und mit den Spaniern brüllen: ›Franco, Franco, Franco!‹ Die Tür ging auf, der Gefängnisdirektor trat ein in Begleitung von Wärtern, die mit den Füßen stampften und schrien: ›*Arriba España!* Franco, Franco, Franco!‹ Er musterte uns mit wilden Blicken und ging mit seiner Eskorte wieder hinaus, der Boden dröhnte, und die Wärter lärmten lauter als zuvor: ›Franco, Franco, Franco!‹ Nach diesem Getöse trat ein lächelnder Mönch ein, der die drei Sprachen beherrschte. Hintereinander setzten wir uns in einer Ecke zu seinen Füßen, während uns die Wärter nicht aus den Augen ließen. Er tat, als nehme er unser Sündenbekenntnis ab, dann murmelte er uns statt einer Ermahnung die neuesten Nachrichten von Radio London zu.

Bei dem spanischen Mönch war ich ein musterhafter Christ, und dank den Kraftquellen meines jüdischen Charakters hatte ich Gelegenheit, meinen Leidensgenossen zu dienen. Ich verstand es, mich den Umständen anzupassen, die Atmosphäre des Eingesperrtseins in Studienluft zu verwandeln, den Musen in dieses neuartige Getto Eintritt zu verschaffen. Zu den Aufgaben eines Juden gehört es auch, von Mensch zu Mensch Brücken zu schlagen, und von Ihnen erfuhr ich, daß die Namen Pont, du Pont und Dupont oft ungekannten Juden gehören. Vielleicht ist es für Sie eine Neuigkeit – und eine symbolische Illustration meiner Bemerkung –, daß der kürzlich verstorbene jüdische Ingenieur Steinmann der größte

Brückenbauer in den Vereinigten Staaten war, er konstruierte unter anderem die Brooklynbrücke neu. Ich war nicht der einzige Jude in Barbastro, wenn es auch keiner gestand. Bei zwei anderen Lacroix, die aber nicht den Küsterberuf hatten, war ich fast sicher. Die gleichen Namen schienen uns zu verraten, und ich tadelte im stillen die Widerstandsbewegung, weil sie nicht mehr Phantasie aufgebracht hatte, um die Juden zu tarnen. Da Sie in Ihrem Notizbuch aufschrieben, daß seit der Befreiung ein Lejzerowicz und ein Hittler vom Staatsrat den Namen Lacroix erhielten, frage ich mich, ob es sich nicht um meine beiden Genossen von Barbastro handelt. Mein Geschick, das mir so unbedeutend, wenn auch recht bewegt erschien, erhielte gewissermaßen einen ergreifenden Zug: Der kleinste Jude aus Rumänien und Frankreich floh vor den Armeen Hitlers und wurde in Spanien zusammen mit Hittler – einem Hittler mit zwei t – eingesperrt!

Was mich die Religion meiner beiden Lacroix erraten ließ, war ihre Vorsicht beim Auskleiden, die meiner zumindest gleichkam. Die verfluchte Beschneidung, das Symbol eines Bundes mit Gott, aber nicht immer mit den Menschen, erinnerte mich in diesen kritischen Augenblicken an ein Stück, das in Bukarest gespielt, aber bald von der Polizei verboten wurde. Ein Mann und eine Frau umschlangen sich auf der Bühne, die plötzlich in Dunkel getaucht wurde. Man hörte das Rascheln von Stoffen, und die Frau schrie auf: ›Sie hatten mir verheimlicht, daß Sie Jude sind!‹ Ich verstehe, daß die Juden in römischer Zeit dieses bedrückende Unterscheidungsmerkmal, das sie in den Bädern und Stadien dem Spott preisgab, verschwinden lassen wollten. Sie stellten falsche Vorhäute her, wie sich heute manche Leute eine neue Nase anoperieren lassen. Leider kann man sich kein neues Präputium machen. Ich habe mir den Namen eines sehr fernen Kollegen und

Glaubensbruders gemerkt, nämlich des Komödianten Menophilus, dessen falsches Präputium abfiel, als er in einer römischen Palästra auftrat, und der von den Zuschauern mit Hohngeschrei überschüttet wurde, wie ich seinerzeit im königlichen Theater von Bukarest. In der Renaissance pries Ambroise Paré eine Methode an, sich ›ein neues Präputium zu verschaffen‹, aber wenn sie wirksam gewesen wäre, hätte man es schon erfahren.

In Barbastro waren die Lacroix um so mehr zur Zurückhaltung gezwungen, als die französischen Offiziere ständig gegen die jüdische Umgebung General de Gaulles loszogen. Einer hielt mich wahrscheinlich für den typischsten der drei Lacroix und starrte mich an wie manche deutschen Offiziere in Paris. Er sagte, am Radio London seien fast alle Mitarbeiter der Sendung ›Les Français parlent aux Français‹ (Franzosen sprechen zu Franzosen) Juden – Schumann, Bernheim, Massip, van Moppès . . . –, die christliche Pseudonyme trügen. ›Gibt es denn keine Franzosen guter Herkunft, keine Franzosen vom alten Stamm mehr, die »zu Franzosen sprechen«?‹ fragte er. Ich pflichtete ihm eifrigst bei. Einmal rächte ich mich an diesem Offizier bei der wöchentlichen Würstchenschlacht, in der ich stets besiegt worden war. Der Gefängnisdirektor hatte vom Roten Kreuz für die gestrandeten Franzosen eine Unterstützung von zehn Peseten in der Woche erhalten und legte sie in Würstchen an. Wir bekamen sie sonntags, aber es fehlten immer einige. Deshalb stürzten sich alle auf die Schüssel, aber die Zivilisten wurden von den Militärs aus dem Felde geschlagen. Eines Sonntags nun, als mein Beleidiger besonders ausfällig gegen die Londoner Juden gewettert hatte, sammelte ich meine Kräfte, schlüpfte zwischen seinen Beinen durch und riß ihm das Würstchen aus der Hand, das er schon umklammerte. Ich erstickte beinahe, als ich es mir in den Mund stopfte, er schäumte vor Wut. Die Engländer betrachteten das Schau-

spiel mit sarkastischer Miene, der ›Frente popular‹ lachte schallend.

Diesen Eintagssieg halte ich nicht dem jüdischen Charakter zugute. Kommen wir jetzt auf ihn zu sprechen. Um die Fahne Frankreichs, sogar die Fahne des Londoner Frankreich hochzuhalten, entschloß ich mich, den gebildeten Küster zu spielen. Ich ergriff die Gelegenheit, als die drei Nationalitäten einander wenigstens wegen der Läuse näherkamen und sich gegenseitig um die Wette lausten, und deklamierte *Ruy Blas: ›Spanien – Von dir stammt alle Unreinheit in den Nationen . . .‹* Man klatschte Beifall. Mein Erfolg veranlaßte mich, mit den jungen Leuten über das Theater zu sprechen. Auch ein paar Offiziere hörten zu. Als ich mit einem Vortrag über Shakespeare begann, spitzten die Engländer, die noch nie mit uns gesprochen hatten, die Ohren. Sie betrachteten mich verblüfft, als ich in ihrer Sprache die Rede über die ›ehrenwerten Männer‹ deklamierte. Beim abendlichen Spaziergang stellten sie sich vor und boten mir Zigaretten an. Das Eis war gebrochen, die *Entente cordiale* wiederhergestellt.

In meinen Meditationsstunden überdachte ich die Verkettung meines Geschicks, das mir mitleiderregend und zugleich beneidenswert erschien. Gewiß war ich im Augenblick dem Getümmel fern, während sich so viele Glaubensgenossen und so viele französische Freunde in den Händen der Deutschen befanden, und ich dachte nicht mehr an *Ruy Blas,* sondern an Saadi: ›Wie viele leichtfüßige Kamele sind zurückgeblieben, während der lahme Esel lebend das Ziel erreichte!‹ Das Ziel war indessen ein Gefängnis. Für die andern war das Gefängnis eine Regelwidrigkeit, die auf ihrem Patriotismus beruhte, für mich gehörte es zum normalen Leben, so rechtschaffen ich auch war. Ich hätte genausogut in Bukarest oder in Paris wie in Châteauroux und in Douadic im Gefängnis sitzen kön-

nen. Die Franzosen und die Engländer, die ich versöhnt hatte, dachten an ihr Vaterland und an ihre Familie, aber ich war gezwungen mir einzugestehen, daß ich staatenlos war, weil ich keine Familie hatte. Deshalb begriff ich auch, warum die größten Abenteurer Juden waren. Ihre starken Wurzeln gaben ihnen einen festen Rückhalt und gleichzeitig waren sie so frei, als seien sie ohne Bindungen geboren worden: Im 18. Jahrhundert der Graf de Saint-Germain und Cagliostro, im 19. Jahrhundert Emin Pascha in Äquatorialafrika, in unseren Tagen Trebitsch-Lincoln, einst Abraham Schwartz, der nacheinander Agent Wilhelms II., des Intelligence Service, Hitlers und Tschiang-kaischeks war. Diese romanhaften Juden bildeten einen Fries auf meinen Gefängnismauern und ließen meine eigenen Abenteuer besser hervortreten; schließlich zog ich es vor, *Ruy Blas* zu deklamieren.

Unterdessen wurden Franzosen und Engländer nach Zaragoza verfrachtet. Für den Transport wurden wir mit einer langen Kette wie Sträflinge aneinandergefesselt. Das Gefängnis war geräumiger, wenn auch nicht bequemer, und das Auftreten des Direktors weniger dröhnend. Aber es gab keinen nachrichtenvermittelnden Mönch mehr. Der Almosenier roch nach Autodafé. Unsere Frömmigkeit kühlte merklich ab. An einem schönen Morgen sahen wir eine elegante Persönlichkeit mit einem Lächeln auf den Lippen und einer Rose im Knopfloch eintreten. Es war Sir Samuel Hoare, außerordentlicher Botschafter Seiner Britischen Majestät, der gekommen war, seine Landsleute zu befreien. Wir bewunderten diese Geste, die Johannes XXIII. inzwischen nachahmte, als er die Gefängnisse Roms besuchte, aber wir stöhnten bei dem Gedanken, daß kein Vertreter unseres Landes uns dieselbe Überraschung bereiten würde. Truelle, der Abgesandte des Londoner Komitees, suchte nur seine eigene Stellung im Kleinkrieg mit Piétri, dem Botschafter von Vichy, zu festigen. Das

Wohlwollen des letzteren war uns in Anbetracht der Ereignisse immer weniger sicher, und wir hätten nicht daran gedacht, uns an ihn zu wenden. Wenn sein Name aber, wie Sie sagen, auf der Liste der italienischen Juden steht, hätte er für die drei Lacroix etwas unternehmen können. Meine englischen Freunde hatten mir zum Abschied warm die Hand gedrückt. Wenige Tage später fragte ein Wärter nach dem Franzosen Lacroix. ›Welcher?‹ – ›Der Küster‹. Beflügelten Schrittes eilte ich hinaus. Sir Samuel Hoare hatte auf Bitten seiner Flieger meine Freilassung erwirkt. Sie sehen, es kann zu etwas gut sein, wenn man in einem Gefängnis Shakespeare rezitiert.

Mein körperlicher Zustand war weniger glänzend als meine Stimmung, aber die Flieger, genauso geschwächt, hatten für alles vorgesorgt: Ich wurde zu ihnen in ein Krankenhaus in Aragon geschafft, wo sie Kräfte sammelten. Ein französischer Oberst und ein Hauptmann befanden sich auch dort und schonten wie ihre Kollegen, die ich verlassen hatte, ›die Londoner Juden‹ nicht. Glücklicherweise mußten wir uns nicht mehr um Würstchen balgen. Ihr Antisemitismus war so aggressiv, daß ich mich zu einer Verteidigung der Juden gezwungen glaubte. ‹Wie?› rief der Oberst, der nicht so scharfblickend war wie der mit den Würstchen, ›du heißt Lacroix, hast die Ehre, Küster zu sein, und wagst es, dieses Gezücht zu verteidigen? Was hast du eigentlich im Katechismus gelernt?‹ Ich zog mich vorsichtig wieder in mein Schneckenhaus zurück, das heißt, ich lebte eher wie die Made im Speck. Die Zeit der Läuse war vorbei, aber die Zeit der Glocken, Kerzen und Meßkännchen war wieder angebrochen. Um uns Sympathien zu gewinnen, hatte mich der Oberst aufgefordert, meine Dienste der Krankenhauskapelle anzubieten, wo ich dem spanischen Küster half. Ach, ich muß es gestehen: Ich hatte noch nie das Passahfest gefeiert und war jetzt gezwungen, an Ostern zur Kommunion zu gehen!

Eines Abends luden mich die beiden Offiziere ein, sie in ein Tanzlokal zu begleiten. Wir gingen jedoch nicht als Tänzer, sondern als Zuschauer hin. Eine bezaubernde junge Spanierin saß neben uns und schien entzückt über unsere französische Unterhaltung. Wir errieten, daß ihr Interesse unserem Freiheitsideal galt, denn wir redeten nur vom freien Frankreich und vom befreiten Afrika, das Londoner Komitee war zur Regierung von Algier geworden. Wir befanden uns in höchster Aufregung. Während eines schmachtenden Tangos warf sie uns über die Schulter ihres Tänzers weg einen Kuß zu. Dieser Kuß Spaniens an Frankreich ist meine schönste Kriegserinnerung.

Bald gelangte ich mit Hilfe des Roten Kreuzes nach Malaga und erfuhr die Freundlichkeit des spanischen Volkes zu einem angeblichen Franzosen, der von Frankreich nicht immer gut behandelt worden war. Allerdings zog mein Typ die Aufmerksamkeit in einem vom afrikanischen Semitismus gezeichneten Land weniger auf sich. Ich bekam nur zehn Peseten in der Woche, aber wenn ich ein Glas Bier bestellte, gab man mir einen halben Liter, wenn ich eine Karte im Olymp eines Theaters hatte, wies man mir einen Orchestersessel an. Als die Peseten zusammenschmolzen, verkaufte ich hintereinander die verschiedenen Stücke meiner Garderobe, meine Hemden, die ich durch ein Unterhemd ersetzte, meine Unterhosen und Socken, die ich nicht brauchte, meine Schuhe, statt derer ich Leinensandalen anzog, meine lange Hose, die ich mit einer kurzen vertauschte, meine Jacke, so daß ich im Unterhemd herumlief. Geliebtes Spanien, wo alles, was ich verkaufte, anderen Armen nützlich war! Aber bald mußte ich selber die Lumpen der noch Ärmeren gebrauchen. Ich verkaufte schließlich mein neues Unterhemd und meine kurze Hose und trug statt dessen ein durchlöchertes Unterhemd und eine geflickte kurze Hose. So weit war es mit mir gekommen, und ich stand reichlich verwirrt vor

der Notwendigkeit, bald im Adamskostüm zu leben, als die *Sidi-Brahim* im Hafen ankerte. Dieses Schiff brachte mich nach Afrika.

In Casablanca, wo ich an Land ging, legte ich nicht ohne Bedauern den Namen Lacroix und den Küsterberuf ab und wurde wieder Ruben, Lizentiat der Philosophie. Ich wurde dem photographischen Dienst des Heeres zugeteilt, zuerst in Casablanca, dann in Algier.

Welch ein Wechsel für mich, sowohl in Marokko wie in Algerien, nach dem Frankreich, das ich verlassen hatte! Mir standen noch die antijüdischen Plakate in Paris vor Augen, und ich hatte noch die Beleidigungen im Ohr, die ich auch im Gefängnis gehört hatte. Mendès-France war Finanzkommissar, René Mayer Verkehrskommissar, und Sie fügen einen ungekannten Juden, André Philip, im Innenministerium hinzu. Neben diesen Persönlichkeiten befanden sich Cassin, Boris, Bloch, Gombault auf dem aufsteigenden Ast. Sie können sich vorstellen, wie verblüfft ich jedoch war, als ich erfuhr, daß die Regierung des freien Frankreich erst jetzt den Crémieux-Erlaß wieder in Kraft gesetzt hatte, mit dem den algerischen Juden die französische Staatsbürgerschaft verliehen worden war und den die Regierung Pétain aufgehoben hatte. Da sich die Araber darüber gefreut hatten und man ihre Hilfe brauchte, hatte weder General Giraud noch General de Gaulle die Aufhebung rückgängig gemacht. Das *Journal officiel* von Algier hatte es gewagt, zwei Vichy-Erlasse über den Status der algerischen Juden zu veröffentlichen, aber die Nummer wurde beschlagnahmt und der Direktor abgesetzt. Dieser Status war um so merkwürdiger, als Professor Aboulker und Guy Cohen, nun Guy Calvet, die wichtigsten Wegbereiter für die Landung der Alliierten in Nordafrika gewesen waren. Die algerischen Juden waren keine Franzosen mehr, ohne jedoch die Rechte der Mohammedaner zu genießen. Niemand wußte, was sie

eigentlich waren, und die Regierung von Algier schien sich keine Sorgen darum zu machen. Auch die Regierungen von London und Washington nicht. Schließlich bestimmte eine Abordnung amerikanischer Juden, angeführt von Rabbiner Stephen Wise – während des ersten Weltkrieges Präsident Wilsons Berater – und unterstützt von Baron Edouard de Rothschild, die Vereinigten Staaten zum Eingreifen. So setzte General de Gaulle nach Fürsprache General Eisenhowers den berühmten Erlaß elf Monate nach der Landung wieder in Kraft.
Dieses Zögern war lehrreich. Es bewies, daß bis in die Ränge des freien Frankreich und der Militärs das alte, stets mit Vorwänden verbrämte antisemitische Vorurteil fortdauerte. Hinter spanischen Gefängnistoren hatte ich mich davon überzeugen können. Als die Wiedereinsetzung des Erlasses bekannt wurde, feierten manche Algerier den Häuptling Mokrani, der sein ›Ehrenkreuz‹ zurückgegeben und seinen Stamm aufgewiegelt hatte, als der Erlaß einst ergangen war. Die Regierung von Algier vermied es, jüdische Offiziere, auch wenn sie Franzosen waren, an die Spitze algerischer Truppen zu stellen. Sie durften auch nicht in der Waffengattung dienen, der sie angehörten und in der sie sich hätten auszeichnen können; Rosenthal, der Sohn eines Pariser Diamantenhändlers und Pilot von Mendès-France, wurde in die Fremdenlegion versetzt und kam in Tunesien um. Für den Fortgang des Krieges war es ein Glück, daß man weniger auf diejenigen achtete, die Sie ungekannte Juden nennen. General Königs Name steht auf der Liste der italienischen Juden und im Semi-Gotha, sagen Sie? Um so mehr sollte man darauf hinweisen, daß er nach der ruhmreichen Schlacht von Bir Hakeim, an der auch palästinische Truppen teilnahmen, ihre Fahne als Ehrenzeichen auf seinen Jeep pflanzte. Heute steht er der Französisch-Jüdischen Vereinigung vor. Der Zufall arbeitet gründlich.

Weil ich niemals in den Wolken lebte, sondern wegen meiner kleinen Statur immer hart am Boden, teilte ich die Freude der algerischen Juden bei der Wiedereinsetzung in ihre Vorzugsrechte nicht. Ich spürte, daß ihr Sieg unsicher war. Die Marokkaner wirkten nicht gerade geschmeichelt, als sie England in der Person Hore Belishas, eines Juden aus Mogador, einen Minister und Lord schenkten. In Casablanca hatten mich Franzosen zum Essen eingeladen, aber der Diener hatte hinter mir ausgespuckt, als ich wegging, er konnte mich unschwer identifizieren. Die Erinnerung an die Juden von Jassy, die die Teller zerschlugen, von denen ein Christ gegessen hatte, war in meinen Augen kein ausreichender Trost. Und doch waren in Marokko wegen des Widerstands des Sultans die antijüdischen Erlasse am wenigsten angewandt worden. Auf den Straßen Algiers streiften mich feindselige Blicke. Ich wähnte mich von meiner Uniform geschützt und erforschte die Kasba, aber ich wurde von algerischen Soldaten um all meine Habseligkeiten erleichtert. ›Soldaten berauben einander doch nicht!‹ sagte ich, um sie zu erweichen. ›Nein‹, antworteten sie, ›aber wir beklauen einen Juden.‹ Da begriff ich, daß die Juden auch als Sieger ihren Krieg niemals gewinnen werden.

Dafür erhielt ich bei meiner Rückkehr nach Frankreich neue Beweise. Während Léon Blum dem ersten Ministerrat der vierten Republik vorstand und die Konzentrationslager die entsetzlichen Geheimnisse des Völkermords an den Juden preisgaben, befand ich mich eines Abends in einem Lokal am Montmartre in Gesellschaft zahlreicher Juden. Von allen Überlebenden hatten sie eine Zerstreuung am nötigsten. Als der Chansonnier Martini auf die Bühne trat, warf er einen langen Blick auf die Anwesenden und sagte: ›Waren die Verbrennungsöfen eigentlich Brutkästen?‹ Ich weiß wohl, daß der französische Geist nicht kleinzukriegen ist, aber diese Begrüßung zur Rück-

kehr kam mir doch etwas makaber vor . . . Wie? Martini ist der Name eines katalanischen Juden des 13. Jahrhunderts? Dann ist alles anders, denn damit verwandelt sich der grauenhafte Ausspruch in jüdischen Humor. Aber sein Urheber hätte jiddisch sprechen sollen.«

III

Die Jabne-Schule hatte ihren schulfreien Tag. Ascher wollte Rahmin Heiney in Brunoy besuchen. Der fromme Amerikaner, der am ersten Tag des bürgerlichen Jahres – das religiöse Jahr beginnt im September – im Restaurant Aronovitz gegessen hatte, war seither mehrmals in die Rue des Rosiers gekommen, aber sein junger Freund hatte noch keine Zeit zu einem Gegenbesuch gehabt. Er war sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitung auf die Bar-Mizwa, durch die Lektüre des Talmuds und der Zeitung *France-Soir,* durch seine Schularbeiten. Er kannte die Jeschiwa von Brunoy, unternahm aber die kleine Wallfahrt gern wieder einmal. Rahmin hatte ihm anvertraut, sein fünfmonatiger Aufenthalt würde glückliche Folgen zeitigen: Einer der Rabbiner sorge ihm für eine Frau. Er nahm sie im voraus an, mit geschlossenen Augen, wie es einem orthodoxen Juden zukommt, oder er würde die Augen nur ein kleines bißchen öffnen, um sicher zu sein, daß sie nicht zu häßlich war. »Alle Bräute sind schön, alle Toten sind fromm!« hatte Ascher gesagt. »Weißt du, warum fromme Männer häufig häßliche Frauen haben?« fragte ihn darauf Rahmin, um die jüdische Redensart zu kommentieren. Es gab tatsächlich noch Dinge, die Ascher nicht wußte. »Wenn man Gäste hat«,

erklärte der Amerikaner, »und das Essen angebrannt ist, gibt man ihnen das Gute, und die Leute vom Hause essen das Angebrannte. Gleichermaßen gibt der Ewige denen, die nicht zu seinem Hause gehören, schöne Gattinnen.« Dem Jungen war die Geschichte ebenso tröstlich wie hübsch vorgekommen, aber er hatte auf Ausnahmen hingewiesen: Die Gemahlin des Rabbiners Warchawsky war schön, und Rabbiner Warchawsky war fromm. Er hatte Rahmin dasselbe Glück gewünscht.

Mit einem Tirolerhut auf dem Kopf ging er von zu Hause weg zum Omnibus nach Brunoy, der von der Place de la Bastille abfuhr. Fröhlich schritt er die Rue des Rosiers entlang. Er liebte diese Straße, die die Antisemiten stinkend nannten, als trüge sie einen für Juden zu schönen Namen. Sicher dachten sie mit Bedauern an die Zeit zurück, in der man den Ausgestoßenen Straßen mit grotesken Namen anwies wie *Tire-Boudin* (Wurstzieher), *Gratte-cul* (Arschkratzer), *Pet-au-diable* (Teufelsfurz), wenn es nicht einfach die Juden- oder Judenvolkgasse war. Gleichwohl konnte man annehmen, das Viertel sei für amerikanische Juden, abgesehen von solchen wie Rahmin, wenig anziehend, denn in der »Jüdischen Stadtrundfahrt« der amerikanischen Reisebüros war vor kurzem der Besuch der Rue des Rosiers gestrichen worden. Man zeigte den Touristen lieber die Fassaden der Rothschilds, die von 1900 stammende Inneneinrichtung des Restaurants Eden, das Standbild Sarah Bernhardts, die große Synagoge, das Denkmal des unbekannten jüdischen Märtyrers.

Ascher gefielen die vielen kleinen Läden, wo man nur Erzeugnisse feilbot, die dem jüdischen Gesetz Genüge taten: Brot, von dem der Bäcker ein dem Zehnten entsprechendes Stück Teig verbrannte, Makkaroni, hergestellt mit Eiern, in denen kein Tröpfchen Blut war, koscheres Fleisch (koscherer Fisch wurde in der Rue Vieille-du-

Temple verkauft), koschere Seife fürs Geschirr, koscheres Öl, koscherer Wein. Beim Anblick der Weinflaschen fiel ihm ein, was Rabbiner Warchawsky erzählt hatte, der mit der Prüfung der »Koscherkeit« des Weins in den Weinhallen von Bercy beauftragt war. Da es unmöglich ist, seinen ganzen Jahresbedarf an Wein im eigenen Keller mittels einer Presse zu keltern, muß man sich zum Einkauf bei Weinhändlern entschließen, und hier trat Rabbiner Warchawsky mit seinem Stempel in Tätigkeit. Daß man in der Rue des Rosiers einem Konsistoriumsmitglied vertraute, während man dem Oberrabbiner von Frankreich nicht getraut hätte, war ein Beweis seines verdienten Ansehens. Bei den anderen Erzeugnissen verließ man sich auf Oberrabbiner Rubinstein in der Rue Pavée, der aber altershalber die Arbeiten in den Weinkellern nicht mehr überwachen konnte. Leider konnte man nicht verlangen, daß die Trauben von Juden gepflückt und gekeltert wurden, wie es eigentlich sein sollte, man mußte den Wein also in Bercy kaschern. Die Bottiche, in die er geschüttet wurde, wurden drei Tage lang mit Wasser gefüllt, und alle dreiundzwanzig Stunden wurde das Wasser gewechselt. Bliebe es einen ganzen Tag darin, so würde es den Geschmack nichtkoscheren Weines annehmen, den es doch vertreiben soll, und alles wäre umsonst gewesen. Der Rabbiner paßte auf, daß fromme Juden, das heißt Juden, die den Sabbat einhalten, das Umfüllen besorgten. Sobald der Wein koscher war, wurde er mit koscheren Schläuchen in ebenfalls koschere Tankwagen gefüllt und durch koschere Schläuche wieder abgezogen. Kein Wunder, daß er teurer war als der gewöhnliche Wein, aber Reinheit ist unbezahlbar.

Diese schmale Straße, in der alle Schaufenster jüdisch sprechen, war für Ascher glanzvoller als die Rue de Rivoli und die Champs-Elysées. Ein paar Läden nordafrikanischer Juden verdarben das strahlende Bild ein bißchen.

Gewiß hatte man die Neuankömmlinge gut aufgenommen, aber man war nicht sicher, ob ihre Erzeugnisse dem Gesetz entsprachen, unterlagen sie doch der Prüfung ihrer eigenen Rabbiner, deren Vertrauenswürdigkeit nicht feststand. Einer war schon mit den Rabbinern am Konsistorium in Konflikt geraten, denn sie hatten mehreren Matzenbäckern ihre Garantie entzogen, denen er sie erteilt hatte. Mit ihren Möbelläden wenigstens warfen die Nordafrikaner kein Problem auf, obwohl ihre Möbel afrikanisch aussahen. Einer hatte seine Visitenkarte an die Tür geheftet: »Diplomierter Beschneider«. Ascher mußte lachen, weil das Beiwort durchgestrichen war; diese Huldigung an die Wahrheit gefiel ihm auch bei einem nordafrikanischen Beschneider.

Ein anderer Gedanke bewegte ihn tiefer. In dieser Straße bildete seine Familie den Treffpunkt der Polen, ein anderes Zentrum versammelte die Nordafrikaner. So sah er hier den Schmelztiegel Paris für alle armen Juden der Welt. Bei Frau Hermann hatte er in alten Zeitschriften geblättert und Photographien der Rue des Rosiers gefunden, die dieselben Schaufenster wie heute zeigten mit hebräischen Inschriften, neben denen russische, deutsche, ungarische, rumänische Wörter zu lesen waren . . . All diese Wörter schienen im Schild eines heutigen Ladens einszuwerden: *Doulce France.* Doch im Herzen, in der Seele Aschers fand diese Straße ihre eigentliche Steigerung in seiner kleinen Synagoge, die ihre Seele, ihren Kern, ihr inneres Wesen darstellte. Er hob den Blick zu den Fenstern der Jakobsgemeinde.

An der Ecke der Rue Pavée erblickte er Oberrabbiner Rubinstein, dessen weißer Bart von den dunklen Mauern abstach. Diese Begegnung erschien ihm wie ein Lohn für seinen Gedanken an das Gebetshaus. Er eilte auf seinen verehrten Meister zu und begrüßte ihn, seinen »Vater«, denn wer einen Jungen die Thora oder den Talmud lehrt,

hat Anspruch auf diesen Titel. Der Rabbiner gab ihm eine Botschaft an die Rabbiner der Jeschiwa mit, die er ehrerbietig aufnahm. Im Weitergehen bedauerte Ascher, daß dieser bescheidene Mann, dieser weise Talmudausleger so schwach gewesen war, den nichtssagenden Titel Oberrabbiner anzunehmen, eine Ehre, die ihm die Juden des Viertels angetragen hatten. Schade, daß er schon Rabbiner an der Synagoge in der Rue Pavée war. Die Synagoge in der Rue des Rosiers legte sich allerdings eine andere Ehre bei, sie verzichtete nämlich auf einen Rabbiner. Die Jakobsgemeinde begnügte sich mit einem Vorbeter und einem Präsidenten. Wußten die Chassidim jemals, was ein Oberrabbiner ist? Ihre Rabbiner verachteten derartige Superlative.

Ascher dachte an den Rabbiner von Lubawitz, den Gründer der Jeschiwa von Brunoy, der in Amerika lebt, an Rabbi Alexandri, dessen Anhänger sein Vater gewesen war, an den Rabbiner von Belz, der in Israel starb und dessen sieben Söhne in Deutschland umkamen, an den Rabbiner von Gur, der sich in Jerusalem niedergelassen hatte. Aschers Vater ehrte auch das Andenken eines anderen, der kein Chassid war, den aber seine Familie gekannt hatte, den Rabbiner von Radzvin. Er hatte am Anfang des Jahrhunderts den Vatikan besucht – Ascher hoffte stark, daß er nicht in die Peterskirche eingetreten war, wo er seinen Hut hätte abnehmen müssen – und an einem verborgenen Ort den Vorhang des Tempels bewundert. Viele Juden glauben indes, daß man ihn zum Narren hielt oder daß er eine Vision hatte. Der Vorhang wäre nicht bis heute unbemerkt geblieben, denn er war so groß, daß ihn einst dreihundert Kohanim zum Waschfaß schleppen mußten. Oberrabbiner Rubinstein zog der Geschichte vom Rabbiner von Radzvin die wahrscheinlichere Geschichte von Rabbi Elieser vor, der unter der Regierung Hadrians in Rom die von Titus in Jerusalem

geraubten Schätze besichtigte. Man weiß, daß Maxentius vor dem Sieg Konstantins den siebenarmigen Goldleuchter in den Tiber warf, daß dieser Leuchter wieder herausgefischt wurde und Alarich zur Beute fiel. Dann verwischt sich seine Spur. Ein Text sagt, er sei nach Carcassonne gebracht worden, ein anderer, er befinde sich in Karthago. Ascher zitterte bei dem Gedanken, er könne ausgegraben werden und Ben Bella in die Hände fallen.
In der Rue Saint-Antoine grüßte der Junge die Tür Herrn Abrahams, eines alten Juden, der zwei Handwerke ausübte: Er stellte Gebetsriemen her und wusch die Toten. Er war ein treues Glied der Jakobsgemeinde. Seine Gegenwart erweckte keine trübsinnigen Gedanken, denn die Juden denken nicht an den Tod und erfüllen die Pflicht, ihre Verstorbenen zum letzten Mal zu waschen, nicht selbst. Ascher hatte schon die Gebetsriemen für seine Bar-Mizwa bei ihm gekauft. Als er behauptete, er habe sie verloren, weil er ihm aus Mitleid noch andere abkaufen wollte, glaubte ihm der Greis nicht. »Ein Junge wie du verliert seine Gebetsriemen nicht!« hatte er gesagt. Dagegen hatte er ihm widerspruchslos mehrere Gebetsröllchen verkauft, die man an die Türrahmen nagelt, hatte sich jedoch gewundert, daß es bei den Aronovitz so viele Türen gab und hatte Ascher auch daran erinnert, daß man an der Toilettentür keine Mesusa anbringt.
Herr Abraham gehörte zu jenen frommen Juden, die das Judenbad in der Rue Villehardouin aufsuchten; Ascher dachte daran, als er die Rue de Turenne hinter sich ließ. Die Aronovitz gingen einmal in der Woche hin, die Männer morgens, die Frauen nachmittags. Das Tauchbad ist nur für Bräute am Vorabend der Hochzeit und für Ehefrauen bei bestimmten Gelegenheiten Pflicht oder für die, deren Körper verunreinigt wurde, aber die Orthodoxen, insbesondere die Chassidim, empfehlen es allen. Ihre polnischen Rabbiner wohnten gewöhnlich in der Nähe eines

Teichs, und ihre Schüler badeten beim Morgengrauen darin. Für sie handelte es sich wie für Ascher nur darum, die kleinen Unreinheiten ihrer Seele oder, was bei ihm noch nicht der Fall war, die Spuren eines nächtlichen Samenergusses abzuwaschen. Der Junge mit seinem freien und reifen Geist strebte so sehr nach Reinheit, daß er am liebsten unberührt gestorben wäre. Zwar beneidete er Rabbi Abin nicht, der ein Heiliger genannt wurde, weil er niemals eine Frau angesehen hatte, denn er hielt es für ein natürliches Vergnügen, seine Schwester oder sogar eine Photographie von Brigitte Bardot in *France-Soir* zu betrachten. Er hatte aber vor, Rabbi Samuel ben Rabbi Isaac nachzueifern, der ebenfalls als Heiliger galt, weil seine Dienerin niemals häßliche Flecken in seiner Wäsche oder auf seinen Bettüchern entdeckte. Ein weiteres Zeichen seiner Reinheit war, daß sich keine Fliegen auf ihn oder auf seinen Tisch setzten.

Gehörte die Place de la Bastille zur »Jüdischen Stadtrundfahrt« der amerikanischen Touristen? Ascher wünschte es, denn der Name ist ein Symbol für die Emanzipation der Juden. Der Fall dieses alten Gefängnisses bezeichnete den größten Tag ihrer europäischen Geschichte; denn vor ihm waren sie nur durch die amerikanische Verfassung von tausendjährigen Fesseln befreit worden. Die engen Gassen seines Stadtviertels bildeten eine Landschaft von Häusern, deshalb betrachtete Ascher den Pariser Himmel gern über der Bastillesäule hier. Er wußte, daß seit der Zerstörung des Tempels der Himmel nirgendwo auch nur einen Tag wolkenlos war, aber nirgends ist der Himmel so klar wie in Paris, weil der Sieg der Freiheit der erste Stein im allmählichen Wiederaufbau des Tempels ist. War nicht der Name des benachbarten Viertels ebenfalls ein Symbol, wenn es sich auch nicht um den Tempel von Jerusalem handelte? Die Rue Vieille-du-Temple am Beginn der Rue des Rosiers besaß für Ascher den Abglanz

eines königlichen Namens. Ihn wunderte es nicht, wenn die Juden stets von Paris begeistert waren, und er freute sich, daß ein Halbjude, nämlich Montaigne, in einem der ältesten Dokumente der französischen Literatur besser über Paris sprach als sonst jemand. Paris hatte die polnischen Juden zu ihrer Redensart »glücklich wie Gott in Frankreich« veranlaßt.

Als Ascher den Platz überquerte, bemerkte er vor dem Eingang zur Untergrundbahn-Station eine Gruppe Gaffer um einen Feuerschlucker und erkannte unter ihnen einen Jungen mit einem großen Hut, einen seiner Kameraden aus der Jabne-Schule und der Synagoge. Er klopfte ihm auf die Schulter, zog ihn beiseite und kanzelte ihn ab. Ein frommer Jude, auch wenn er erst zehn Jahre alt ist, darf sich nicht mit Dummheiten vergnügen und einen Menschen anstarren, der sich selbst erniedrigt. Der Junge erwiderte, dieser Mensch sei ein Goi, Ascher erklärte, er sei ein Geschöpf des Ewigen. Mit der ganzen Überlegenheit seiner dreizehn Jahre und zehn Monate und in seiner Eigenschaft als Kohen befahl er ihm, unverzüglich heimzugehen und zu lernen. Er paßte auf, wie der Junge sich trollte, die Hände in den Taschen, den Kopf eingezogen, mit breitem Buckel unter seinem Filz. Oh, dieser stets buckelige Rücken der kleinen Juden, der so widerstandsfähig ist wie die Bastillesäule . . .

Ascher war sicher, daß der Bengel nicht wiederkommen würde. Er war eine der rührendsten Errungenschaften der kleinen »Schul«. Als Sohn eines nicht praktizierenden jüdischen Handwerkers hatte er bis zum letzten Jahr nie ein Wort von Religion gehört, höchstens in Form von Lästerungen. Er ging zur Volksschule. Eines Tages kam es ihm in den Sinn, einen Kameraden zur Jakobsgemeinde zu begleiten. Von da an fehlte er bei keinem Gottesdienst und besuchte die Talmudkurse, die ein Student aus Brunoy jede Woche abhielt. Vor allem kaufte er sich einen

Hut. Beim ersten Mal hatte man ihm ein Mützchen zum Eintritt in die Schul geborgt, aber er wußte, daß die Orthodoxen in der Synagoge wie auch auf der Straße lieber einen Hut tragen. (Auf diese Weise unterscheiden sie sich von weniger strengen Juden, die auf der Straße unbedeckten Hauptes gehen und für die Synagoge ein Käppchen in der Tasche tragen.) Dann verweigerte der Junge jede nichtkoschere Speise und brachte seine Angehörigen allmählich dazu, daß sie die Speisegesetze beachteten. Er sprach seine Gebete immer laut und hinderte seinen Vater an der Lektüre der kommunistischen Zeitung *L'Humanité*. Um ganz ans Ziel zu gelangen, hatte er es durchgesetzt, daß er aus der Volksschule austreten und in die Jabne-Schule gehen durfte. Er war ein lebender Beweis für die Worte des Talmuds: »Die Welt besteht nur um des Hauches der Schulkinder willen.« Ja, aber der Kinder, die die Thora und den Talmud studieren. Ascher, der manchmal das Gefühl hatte, sein Kopf zerspringe wegen des vielen Lernens, begriff den Sinn, das Gewicht und die Schönheit jener anderen Worte: »Bringt man ein Kind von weniger als sechs Jahren in deine Schule, so sollst du es nicht aufnehmen; ist es aber schon sechs Jahre alt, so nimm es auf und belade es wie einen Ochsen.«
Dem Talmud zufolge retteten die Kinder und nicht so sehr die schöne Esther die Juden vor der von Haman geplanten Ausrottung unter Ahasveros. In Sack und Asche studierten sie mit Mardochai die Thora und weinten. Haman zählte sie, es waren zweiundzwanzigtausend. Er fesselte sie mit Ketten an Händen und Füßen, ehe er sie erwürgen wollte. Ihre Mütter brachten ihnen Brot und Wasser, aber sie nahmen nichts zu sich. Sie klagten Mardochai an, er habe sie betrogen, denn statt sie zum Leben zu bringen, wie er es versprochen hatte, werde die Thora sie sterben lassen. Ihr Wimmern drang dem Ewigen zu Ohren. Er vertauschte den Thron der Gerechtigkeit mit

dem der Barmherzigkeit, und Esther vollbrachte das übrige. Im Gedenken an diese Legende sagte sich Ascher, daß der Ewige auch die Klageschreie der ungezählten Judenkinder vernahm, die Hitler hinmordete.

IV

Die Ausfahrt aus Paris in lebhaftem Autoverkehr, die Vororte mit ihren hübschen Namen, grünende Bäume, Frühlingsblumen . . . Brunoy.

Ascher stieg aus dem Omnibus und ging links die Rue du Petit-Château hinunter. Bald tauchte am Ende einer langen Allee die Jeschiwa auf. Das Gebäude mußte aus den letzten Jahren der Bastille stammen. Das Gittertor stand offen. Ascher klopfte an die Tür der Pförtnerloge und berührte die Mesusa, ehe er eintrat. Ein Junge las im Talmud neben einer schlummernden alten Frau.

»Schalom!«

»Schalom!«

»Ich möchte Herrn Rabbiner Seixer sprechen. Ist er da? Ich kenne den Weg.«

Er schritt durch das Gewölbe zwischen der Pförtnerloge und dem Seminar und klopfte jenseits eines von Schutthaufen versperrten Hofes an die Tür des Übungsraums. Rabbiner Seixer, mit langem schwarzem Bart, öffnete. Er begrüßte ihn zuvorkommend, ja schmeichelhaft.

»Kommst du zum Lernen oder zum Lehren?« fragte er.

Ascher errötete vor Stolz, sagte aber, er verdanke Herrn Oberrabbiner Rubinstein, dessen Grüße er überbringe, sehr viel, doch wäre es ihm gewiß von Nutzen, Rabbiner Seixers Schüler zu sein.

»Ich möchte nur einen Freund besuchen«, fügte er hinzu.
Rahmin Heiney, der lesend an einem Tisch saß, erhob sich und umarmte ihn.
»Die Freundschaft sollte die Studien nicht unterbrechen«, sagte der Rabbiner, »aber wenn du einmal eine kleine Erholung brauchst, kannst du gern den Sabbat bei uns verbringen.«
Ascher bedankte sich, und der Rabbiner gewährte den beiden Freunden ein paar Minuten zum Gespräch.
»Ich bin so glücklich hier in Brunoy!« sagte der Amerikaner. »Täglich danke ich dem Ewigen. In Amerika haben wir keine Jeschiwa wie diese, obwohl es dort viele gibt. Aber man kann nicht in Klimaanlagenluft im Talmud lesen. Wenngleich ich in Brooklyn geboren bin, eigne ich mich nicht für Brooklyn. In ein paar Monaten bin ich verheiratet.«
»Hast du deine Braut gesehen?«
»Ja, sie ist recht nett. Ich werde nur noch meiner Frau und der Thora leben, denn ich will Rabbiner werden.«
»In Frankreich?«
»Nein, in Israel.«
»Kommendes Jahr in Jerusalem!«
»Stell dir vor, was es heißt, Rabbiner in Jerusalem zu sein!«
»Unter den Augen der jordanischen Soldaten . . .«
»Unter den Augen des Ewigen, was kümmern uns da die Soldaten?«
»Der Rabbiner von Lubawitz, dem diese Jeschiwa untersteht, hat Amerika zum Wohnsitz erwählt. Glaubst du nicht, es sei besser, unter den Menschen zu leben und ihnen vielleicht zum Vorbild zu dienen als bei unseresgleichen zu bleiben?«
»Denke an das heilige Wort Jerusalem und an seine Bedeutung für uns! Neulich hob einer der Jungen aus der Unterklasse beim Abendspaziergang im Hof die Augen

zum Himmel und sagte zu mir: ›Es ist mild wie in Jerusalem‹. Dabei war er noch nie dort. Die Erinnerung an das gelobte Land stieg aus seinem Unterbewußtsein empor. In uns allen ist der Name Jerusalem eingemeißelt.«
Während ihrer Unterhaltung beobachtete Ascher Rahmins Studienkollegen. Die großen, an ihren Tischen über Talmudfolianten gebeugten jungen Männer machten ihm einen unangenehmen Eindruck. Ihre Häßlichkeit fiel ihm auf, weil er Sinn für Schönheit besaß, dabei hatte er die meisten früher – bevor er von Oberrabbiner Rubinstein unterwiesen wurde – beim Unterricht gesehen, den sie nach den Gottesdiensten in der Schul hielten. Er war ja schon bei Oberrabbiner Rubinstein in der Schule und brauchte nicht mehr hinzugehen. Vielleicht wirkten sie so unschön, weil sie hier alle beieinander saßen. Die Juden aus der Rue des Rosiers glichen auch nicht gerade Apollo, aber weil sie im Leben standen, hatten sich ihre Kanten abgeschliffen, und sie sahen bürgerlich aus. Diese jungen Rabbiner bildeten eine Welt für sich mit ihrer zerfurchten Stirn, ihrem Vollbart, ihren noch unfertigen Zügen. Sie hatten Ascher nur mit einem gleichgültigen Blick gestreift. Bei der Lektüre des Talmuds wiegten sie sich hin und her, aber es hatte den Anschein, als bewegten sie einen Baumstumpf und nicht die Hülle des Geistes. Ascher wußte, daß niemand berechtigt ist, jemanden zu verachten, der sich nicht bewußt erniedrigt, und diese jungen Leute waren seine Brüder. Aber er war dem Ewigen dankbar, daß er ihm ein angenehmes Äußeres geschenkt hatte. Die zuvorkommende Egla, die wie er unter der Häßlichkeit anderer litt, hatte gesagt, Helena Rubinstein habe recht getan, mit ihren Schönheitsmitteln dem jüdischen Aussehen zu Hilfe zu eilen, aber sie habe noch viel Arbeit vor sich. Wie Israelreisende berichteten, verändern das Leben in der frischen Luft, Sport, Militärdienst und die freiheitliche Atmosphäre die Jugend dieses

Landes schon jetzt. In israelischen Veröffentlichungen waren Bilder dieser Jugend in verschwenderischer Fülle enthalten, um Touristen anzulocken und dem Selbstgefühl ausländischer Juden zu schmeicheln. Plötzlich musterten die jungen Leute von Brunoy, ärgerlich über Aschers und Rahmins Geplauder, den Ruhestörer mit feindseligen Blicken. Der Junge glaubte, sie hätten seine Gedanken erraten. In ihren Augen bemerkte er aber ein Licht, das so tief wie das Himmelslicht und von dieser Welt so weit entfernt war wie Paris von Jerusalem, und es besaß wie jedes Licht seine Schönheit, die Schönheit der Welt des Ewigen. Als sie sich wieder ihrer Lektüre zuwandten, kam es ihm vor, als spiegle sich der Glanz ihrer Augen auf den abgegriffenen Buchseiten wider.

Rahmin zeigte ihm, was gerade durchgenommen wurde: Der Traktat Demai oder »Zweifelhaftes«, Obst und Nahrungsmittel, die eventuell nicht verzehntet waren. Er staunte sehr, als Ascher ihm sagte, er kenne diesen Traktat. Sie waren sich einig, daß er zu den interessantesten Talmudtraktaten gehört, obwohl er modernen Sorgen recht fern zu stehen scheint. Angaben, die lange Zeit nur theoretisch Wert hatten, waren seit der Geburt des Staates Israel plötzlich in den Bereich des Möglichen gerückt, und daraus ging hervor, daß der Talmud wie die Thora vom Ewigen eingegeben ist. Wer weiß, vielleicht würde dieser Staat ein Reich werden, in dem alle Gesetze der Vorfahren wieder in Kraft treten. Die orthodoxen Juden befolgten dort schon bestimmte Zehntvorschriften. Dabei erhob sich die Frage, wer den Zehnten einnehmen sollte, das heißt, wer wirklich ein Kohen ist. Ascher dachte an sich selbst und erklärte, die Bestätigung dieser Vorrechte wäre für die Nutznießer lediglich ein Mittel, noch frömmer und mildtätiger zu sein.

Rabbiner Seixer war nähergetreten und nickte befriedigt zu Aschers Worten.

»Wenn du so viel weißt«, sagte er, »werden wir dich prüfen. Rahmin, stelle ihm die erste Frage.«
Der Amerikaner schloß die Augen und forschte in seinem Gedächtnis:
»Warum verweigerte die Eselin des Rabbi Pinchas, Jairs Sohn, das Futter?«
»Welche Frage!« antwortete Ascher etwas überheblich. »Weil das Futter nicht verzehntet war.«
Ein anderer fragte ihn mit rauher Stimme:
»Ist das Öl, mit dem der Weber seine Finger einreibt, zehntpflichtig?«
»Ja«, sagte Ascher nach kurzem Nachdenken.
»Und das Öl, das der Wollkämmer in die Wolle gibt?«
»Nein.«
Der Rabbiner lächelte. Die Studenten blickten Ascher wohlwollend an. Er spürte, daß sein Eindringen verziehen war. Die Doppelfrage über das Öl war spitzfindiger als die Frage des guten Rahmin.
»Wer trägt beim Zehnten vom Fleisch den Verlust der Spannader und des unreinen Fettes«, fragte derselbe Student etwas freundlicher, »der Käufer oder der Metzger?«
»Der Metzger trägt den Verlust des unreinen Fettes, aber der Käufer trägt den Verlust der Spannader.«
Ascher freute sich, weil er auch diese Fangfrage gewußt hatte. Er hatte den Kopf leicht zurückgelegt und bewegte ihn schwach hin und her. In dieser Haltung lernte er oder antwortete in der Schule. Seine Schwester hatte ihm gesagt, dabei seien seine Wangen noch blasser, seine Lippen noch röter und seine Augen noch glänzender als gewöhnlich.
»Darf man Zweifelhaftes den Armen geben?« fragte Rahmin.
»Nein!« antwortete Ascher etwas übereilt.
»Ah!« sagte Rabbiner Seixer in spöttischem Ton, »jetzt hast du dich doch einmal geirrt.«

Der Junge errötete bis über beide Ohren.
»Die Armen«, erklärte der Rabbiner, »genießen alle Rechte.«
»Auch Truppen im Felde darf man Zweifelhaftes geben«, sagte Ascher, um seine Sicherheit wiederzugewinnen.
»Bravo!« lobte der Rabbiner. »Aber sage mir, ist der Arbeiter, der für seinen Herrn Feigen pflückt und bezweifelt, ob dieser gesetzestreu genug ist, um den Zehnten abzuführen, verpflichtet, eine Feige einzubehalten?«
»Ja.«
»Darf er sie essen?«
»Ja, wenn er hungrig ist.«
»Ist er berechtigt, unter denselben Umständen Trauben zu essen, während er Feigen pflückt?«
»Nein, ebensowenig wie er berechtigt ist, Feigen zu essen, während er Trauben pflückt.«
»Darf er gute Feigen essen, während er schlechte Feigen pflückt?«
»Nein, und umgekehrt auch nicht.«
»Was soll man tun, wenn einem am Sabbat beim Eintritt in die Synagoge einfällt, daß man den Zehnten von seinen Feigen nicht bezahlt hat?«
»Man bezahlt ihn im Geist mit dem Versprechen, ihn später in Wirklichkeit abzuführen. Sonst dürfte man in einem solchen Fall keine Feigen am Sabbat essen.«
»Du bist unserer Jeschiwa würdig«, sagte der Rabbiner, »und hast noch nicht einmal deine Bar-Mizwa gefeiert!«
»Es ist nicht mehr lange bis dahin.«
»O Wunder des Talmuds!« fuhr der Rabbiner fort. »Seine Feinde beschuldigen ihn lockerer Moral, weil sie einige etwas freie Kommentare unserer Rabbiner für bare Münze nehmen! Sie dienten der Schule zur Erholung. Welches Feingefühl geht dagegen aus fast all ihren Reden hervor, hauptsächlich auf dem Gebiet der Ehrlichkeit! Rabbi Simon ben Cohena sagte, es sei Diebstahl, wenn

man sich einen Dorn von einer Hecke als Zahnstocher nehme.«
»Ein anderer«, fiel Ascher ein, »bezeichnete das Herausziehen eines Strohhalms aus einer Miete oder das Abreißen eines Zweiges ebenso.«
Wieder sahen ihn die Studenten beifällig an, weniger wegen seiner Worte, als weil er es gewagt hatte, Rabbiner Seixer zu unterbrechen, und vor allem, weil dieser ihn nicht getadelt hatte. Er spielte seine Rolle als Eindringling in die Oberklasse sehr gut: Ascher, der Gelehrte, unter den Gelehrten. Ascher selbst bereitete es nicht so sehr Vergnügen, diese Dinge zu wissen, als ihren Grund zu kennen. Er lernte den Talmud nicht als Gedächtnisübung, sondern um in Seele und Geist seiner Vorfahren einzudringen und den göttlichen Inspirator aus der Nähe zu erkennen. Diese Intelligenzspiele, die oft ans Absurde grenzten, schienen ihm eine Art, den Sinai zu erklimmen, nicht mehr auf dem breiten Weg, auf dem die Thora kam, sondern auf tausend gewundenen, überraschungsreichen Pfaden, die ihn indessen nicht weniger sicher auf den Ewigen zuführten. Die Probleme der Feigen oder der unreinen Fette, die bis zur Achtung der Dornen, des Strohhalms und des Zweiges getriebene Moral waren für ihn nur eine Deutung des Dekalogs. Er fragte sich zuweilen, ob der Judaismus nicht die Worte mißbrauche, gab sich aber zur Antwort, es geschehe vielleicht, um nicht Dinge zu mißbrauchen.
Während des Abfragens waren Aschers Gedanken und Antworten oft von mißtönenden Stimmen aus dem Nebenzimmer, dem Übungsraum der jüngeren Schüler, begleitet worden. Plötzlich hörte man Kampfgeschrei. Der Rabbiner stürzte hinüber, Ascher ihm nach, während Rahmin bei seiner Lektüre blieb. Mitten im Zimmer balgten sich zwei Schüler auf dem Fußboden. Ihre Käppchen und ein Talmud waren heruntergefallen. Ihre ver-

rutschten Hemden ließen die nackten Hüften und die Schaufäden ihrer kleinen Talits sehen. Bei einem war der Hosenboden aufgeplatzt. Der Rabbiner trennte die Streithähne voneinander, verabreichte jedem ein paar Ohrfeigen, legte den Talmud auf den Tisch und befahl dem, dessen Hose zerrissen war, sie bei der Pförtnerin flicken zu lassen.

»Nächstes Mal«, drohte er, »bekommst du den Lederriemen zu spüren!«

Bei diesem Wort fiel Ascher ein fast hundert Jahre altes Buch ein, das er von Frau Hermann geliehen hatte. Der Verfasser Alexandre Weill, ein Rabbinersohn, riet, die Knaben, die man vom »einsamen Laster« heilen wolle, »bis aufs Blut zu peitschen«, sollten sie auch »unter den Schlägen sterben«. Dieser Weill stützte sich auf Doktor Goldschmid, einen Arzt am jüdischen Hospital in Frankfurt, der mit vierundachtzig Jahren eine Abhandlung wider die Masturbation schrieb, damit »seine Hand gelenkig blieb«. Um das einsame Laster in den Internaten mit der Wurzel auszurotten, empfahl er, »die Schüler zu zweit schlafen« zu lassen. »Wenn nämlich einer von zweien eine Neigung zu diesem Laster hat, wird es der andere bemerken, ihn beschämen, ihn hindern oder anzeigen.« Und dann, wehe dem, der bis aufs Blut ausgepeitscht wurde! Obwohl der Judaismus mit Kindern niemals von sexuellen Dingen spricht und sich auf den Zufall verläßt, der sie aufklärt – das Talmudstudium ist denen vorbehalten, die sich durch Frömmigkeit auszeichnen –, erkannte Ascher aus jenem Werk, daß manche jüdischen Erzieher unter dem Vorwand, sich die Hand gelenkig zu erhalten, ein sehr lockeres Handgelenk besaßen. Allerdings hob seit der Zeit Alexandre Weills und Doktor Goldschmids die Entdeckung der Psychoanalyse das Tabu des einsamen Lasters auf, und Ascher war den Juden dankbar dafür, Erwachsene und Jugendliche auf-

geklärt zu haben. Seine Verstandesschärfe überwog, beeinträchtigte aber seine Reinheit nicht. Rabbiner Seixer durfte gewiß weniger streng sein als Weill und Goldschmid, denn Jeschiwazöglinge haben reine Sitten. Wie um sich für seine Drohung und sein Vorgehen zu entschuldigen, sagte Rabbiner Seixer, nach Rambam, das heißt Maimonides, dürfe man Kinder nur züchtigen, um die Autorität zu wahren.

»Außerdem«, fügte er hinzu, »schlagen wir niemals schlechte Schüler, weil wir keine haben, nicht wahr?«

Ascher gefiel besonders, daß sich die anderen Jungen von dem Ringkampf nicht im geringsten in ihrem psalmodierenden und wiegenden Lesen stören ließen. So abstoßend ihm der Raum der Oberklasse vorgekommen war, so anziehend fand er diesen. Er sah mehrere hübsche Gesichter. Der Ernst des Lernens schloß eine gewisse brüderliche Zärtlichkeit nicht aus, die Kleinen saßen auf den Knien älterer Kameraden und lasen im Takt aus demselben Buch. Plötzlich überkam Ascher das Gefühl, die Ruhe sei trügerisch und die Balgerei das Aufflammen eines schwelenden Feuers gewesen. Er ahnte, daß die Atmosphäre intensiver Geistigkeit diese zum Teil noch knabenhaften Jungen an den Rand von Dingen brachte, die man zu vermeiden glaubte, indem man nicht darüber sprach. Blicke und Stellungen drückten bei besserem Verständnis verbotene Lüste aus. Kam das vom eigenartigen Lesen, vom ständigen Wiegen, von der erzwungenen Absonderung von der Welt, vom Eintauchen in die Vergangenheit? Wenn man nach der Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse im täglichen Gebet Gott dafür dankt, daß er in den Menschen »Röhren und Leitungen« gelegt hat, sollte man dann nicht auch daraufkommen, daß sie noch einem anderen Gebrauch dienen? Allerdings, dieser Übungsraum war zugleich Synagoge; in einem Schrein hinter einem Samtvorhang lagen Thorarollen verschlossen,

deren Anwesenheit als Bürge für die Reinheit der Körper genügte, und das Judentum bringt so starke Charaktere hervor, daß es sich nicht um die Reinheit der Seelen zu sorgen braucht.
Ascher sah sich an, was die Knaben lasen; es war der Traktat Pea, der vom für die Armen bestimmten Teil der Feldfrüchte handelt. Er gestand Rabbiner Seixer, Oberrabbiner Rubinstein habe ihn nur wenige Seiten daraus lernen lassen.
»Sicher hast du deshalb noch Lücken in der Kenntnis der Armenrechte«, sagte der Rabbiner. »Welchen Traktat kannst du genau so gut wie den Demai?«
»Den Traktat Berachot.«
»Du hast recht, man soll stets mit dem Anfang beginnen.« Die Berachot oder der Traktat von den Segenssprüchen ist der erste der vierundsechzig Talmudtrakte. Sein Name erinnerte Ascher daran, daß der Ewige die Welt durch Aussprechen eines Buchstabens erschaffen wollte, und alle Buchstaben bewarben sich um diese Ehre. Dem A fehlte es nicht an Auszeichnungen, aber das B wurde ihm vorgezogen, weil es der Anfangsbuchstabe des Wortes Benediktion – Segen – ist. In dieser Geschichte sah der Junge einen weiteren Beweis für die Vorliebe der Juden für Worte. Die Kabbala sagt, der Ewige habe so gern mit den Buchstaben gespielt, deren Schönheit ihn entzückte, daß er lange schwankte, ob er die Worte vor der Welt erschaffen sollte.
»Nun«, sagte der Rabbiner zu Ascher, »du darfst jetzt die Unterklasse abfragen, weil sie schon die Berachot kennt. Ich hoffe, sie wird dir ebenso richtig antworten wie du der Oberklasse geantwortet hast.
Denen, die nicht wissen, wer Ascher Aronovitz ist«, fuhr er fort, »möchte ich ihn vorstellen: Er ist der beste Schüler in der Jabne-Schule, in Mathematik ist er zwei Klassen voraus, er geht nie zum Unterricht, ohne das

Morgengebet in der Schule der Rue des Rosiers zu sprechen und würde sich nicht schlafen legen, ohne dort das Abendgebet aufzusagen. Seht ihn euch gut an: Dieser fromme Jude wird Atomwissenschaftler.«

Die jungen Zuhörer brauchten den Rat nicht, um Ascher anzustarren. Sein fröhliches Wesen, seine zarte Schönheit bannten die Jungen, die weniger unnahbar waren als die Großen. Daß er der beste Schüler der größten jüdischen Schule von Paris war, forderte ihnen mehr Bewunderung ab als seine wissenschaftliche Zukunft. In diesem Augenblick trat der Junge ein, der seine Hose hatte flicken lassen.

»Ja«, sprach der Rabbiner weiter, »ich bin sicher, daß Ascher auch als Atomwissenschaftler einer jener Weisen bleiben wird, die wir ›ewige Talmudstudenten‹ nennen. Darin wird er sich von den vielen Gelehrten unterscheiden, die sich durch die Wissenschaft dem Judentum entfremden ließen.«

Um nun den Jungen eine Lektion berechtigten Stolzes zu erteilen, forderte er den Helden des Tages auf, die Juden zu nennen, die den Nobelpreis für Atomfragen erhielten. Ascher zählte begeistert die Namen auf, die er ebenso wie die Namen der Weisen des Talmuds auswendig wußte: Einstein, Bohr, Hertz, Franck, Fermi, Stern, Rabi, Bloch, Born. Er nannte noch andere jüdische Gelehrte, die sich auf demselben Gebiet hervorgetan hatten: Der Italiener Pontecorvo, der Engländer Fuchs, der Amerikaner Oppenheimer, der Russe Kapitza; in den Vereinigten Staaten leite der jüdische Vizeadmiral Rickover die Marineabteilung der Kommission für Atomenergie und habe das erste Atomunterseeboot vom Stapel gelassen, Lilienthal habe dieser Kommission lange Zeit vorgestanden. In England sei Großmeister des Atoms der Jude Sir Ben Lockspeiser. Auch in Frankreich gehöre das Atom den Juden: Hirsch sei Präsident von Euratom gewesen, und

Goldschmidt habe andere Arbeiten auf diesem Gebiet geleitet, Gorodetzki sei Direktor des Atomforschungsinstituts in Straßburg, Blum-Picard sei Leiter des Kommissariats für Atomenergie, Horowitz sei Direktor der Atomreaktoren. Damit man ihm sein Gedächtnis verzieh, obgleich er es mit den Namen seiner Glaubensbrüder übte, beendete er seine Aufzählungen mit einem an die große Historie anschließenden Histörchen über Kowarskis Rolle bei der Erfindung der Atombombe, die das Kriegsende herbeiführte und einem Wettlauf zwischen deutschen und alliierten Wissenschaftlern gleichkam. Diesem französischen Juden russischer Herkunft, Mitarbeiter von Joliot-Curie (Ascher erinnerte daran, daß Marie Curie eine polnische Jüdin war), war es kurz vor der Besetzung Frankreichs gelungen, Vorräte an schwerem Wasser und französische Atomdokumente nach England zu bringen, mit deren Hilfe die alliierten Wissenschaftler ihre Erfindung schneller voranbrachten. Rabbiner Seixer interessierte sich genauso wie seine Schüler für diese Einzelheiten, die Ascher von Herrn Frank erfahren hatte. Niemand vergaß aber dabei, daß alle Wissenschaft vom Ewigen kommt und folglich von den Gebeten der Juden.
»Ich gehe in den anderen Übungsraum zu meinen Unterweisungen über das Zweifelhafte zurück, aber bei dir könnte ich vielleicht mehr lernen«, lächelte Rabbiner Seixer. »Rabi Chanina sagte: ›Viel habe ich von meinen Lehrern gelernt, von meinen Kollegen mehr als von meinen Lehrern, von meinen Schülern aber mehr als von ihnen allen‹.«
Er überließ Ascher seinem Stolz und schloß die Tür, damit der Lärm die Großen nicht störte. Der junge Prüfende ging sofort zum Angriff über:
»Warum sagen wir täglich die achtzehn Segenssprüche?«
»Zur Erinnerung an die achtzehn ersten Propheten«, antwortete ein Schüler.

»Weil das Rückgrat achtzehn Bandscheiben hat«, entgegnete ein anderer.
»Weil die Namen unserer drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob insgesamt achtzehnmal in der Thora vorkommen«, erwiderte ein dritter.
»Weil das Wort ›gebietet‹ in der Geschichte vom Tempelbau achtzehnmal wiederholt wird«, sagte ein vierter.
Bei jeder Antwort hatte Ascher zustimmend genickt, denn all diese Gründe waren im Traktat angegeben. Er wies darauf hin, daß die anatomischen Angaben des Talmuds – zum Beispiel die Zahl der Rückenwirbel oder der Knochen und Nerven des menschlichen Körpers (zweihundertachtundvierzig und dreihundertfünfundsechzig als Symbol für die sechshundertdreizehn Vorschriften) – nicht genau der Wirklichkeit entsprechen, und zwar deshalb, weil der Talmud aus Ehrfurcht vor dem Geschöpf, dem Abbild des Ewigen, die Sezierung verbietet. Ascher fuhr fort:
»Begnügen wir uns mit diesen achtzehn Segenssprüchen?«
»Jeder Jude soll täglich hundert aufsagen«, antwortete der Junge mit der geflickten Hose.
Der unschickliche Anblick, den der Junge geboten hatte, gab Ascher plötzlich den Gedanken ein, die Fragenfolge abzuändern. Die im Raum liegenden Schwingungen, die Sinnlichkeit verlangten ein Ventil. Nur weil Rabbiner Seixer nicht daran dachte, ein solches Ventil zu schaffen, kam es zu Balgereien. Ascher hatte nicht vergessen, welche Erleichterung es ihm bedeutet hatte, mit seiner Schwester über die gewissen Dinge zu sprechen, auch wenn es ihn Tränen gekostet hatte. Er wollte die Absonderlichkeiten im Traktat der Benediktionen ausnützen. Um sich einen Überblick zu verschaffen, welche geeignet waren, stellte er noch ein paar weniger wichtige Fragen:
»Wie viele Buchstaben stehen in den fünf Büchern unseres Vaters Mose?«

»304 805«, schrien mehrere Schüler zugleich.
»Im einzelnen?«
Er hörte ihnen zu:
»78 064 in der Genesis, 63 529 im Exodus, 44 790 im Levitikus, 63 530 im Numerus, 54 892 im Deuteronomium.«
»Wie lange dauert der Zorn des Ewigen?«
»Den 58 588. Teil einer Stunde«, antwortete ein größerer Junge. »Wenn er ein Tausendstel länger dauerte, würde die Welt untergehen.«
Ascher bewunderte den Ewigen, dessen Zorn rascher wirkte als jede Atombombe. Diese Zahlen verdrängten kurz seine anderen Gedanken, und er erinnerte sich an die berühmten jüdischen Mathematiker von Bonfils de Tarascon im Mittelalter bis zu Minkowski, Volterra, Halpern, Hadamard, Appell. Doch jetzt war es genug der abstrakten Wissenschaften; er fragte:
»Wenn man einen Neger, einen Indianer, einen Albino, einen Riesen oder einen Zwerg sieht, was soll man dann sagen?«
»Gepriesen sei, der die Geschöpfe verändert!« antworteten die Schüler einstimmig.
»Beim Anblick eines Lahmen, eines Blinden, eines Aussätzigen?«
»Gepriesen sei der gerechte Richter!« erklang es wieder im Chor.
»Ja, wenn die Unglücklichen infolge eines Unfalls lahm, blind oder aussätzig sind«, präzisierte der junge Meister. »Wenn sie es aber von Geburt sind, was sagt man dann?«
»Gepriesen sei, der die Geschöpfe verunstaltet!« antwortete ein größerer Junge.
»Beim Anblick eines schönen Baumes oder eines schönen Mannes?«
»Gepriesen sei, der schöne Geschöpfe schuf!«
»Beim Anblick einer schönen Frau?«

»Nichts«, entgegnete ein hübscher Junge, »weil man nicht einmal den kleinen Finger einer Frau ansehen darf.«
»Wenigstens im Prinzip nicht«, sagte Ascher.
Er lächelte, man gelangte auf heißen Boden. Verstohlen blickte er zur Tür, um sicher zu sein, daß sie fest geschlossen war.
»Wenn man nackt in seinem Zimmer steht und einen Blitz sieht, darf man dann den Segen sprechen, der uns für einen solchen Fall befohlen ist?«
»Ja«, sagte ein großer Junge, »unter der Bedingung, daß man nur den Kopf zum Fenster hinausstreckt.«
»Und wenn man nackt auf einem Turm steht?«
Die Jungen blickten einander an, es herrschte Schweigen.
»Die Frage ist noch nicht entschieden«, sagte Ascher.
»Darf eine Frau, die nackt zu Hause sitzt und Brot backt, den Teig für die Hebe beiseite legen?«
»Ja«, antwortete wieder ein größerer Junge, »unter der Bedingung, daß sie sich vorbeugt und somit ihre Geschlechtsteile verbirgt.«
»Und ein Mann?«
»Nein, denn wenn er sich auch vorbeugte, könnte er doch seine Geschlechtsteile nicht verdecken.«
»Warum befindet sich die Brust der Frauen oberhalb ihres Nabels?«
»Damit ihre Schamhaftigkeit respektiert wird, denn wenn sie stillen, würde man sonst ihre Geschlechtsteile sehen.«
»Wie nennen wir diese Teile?«
»Edel.«
»Gut. Es ist schändlich, sie schändlich zu nennen! Auf welche Seite wendet man sich, um seine kleinen Bedürfnisse zu verrichten?«
»Nach Norden«, entgegneten mehrere Jungen.
»Und für die großen?«
»Nach Süden«, antworteten dieselben Schüler.
»Wendet man sich auch nach Osten oder Westen?«

»Nein, niemals.«
»Um wieviel darf der Mann für die großen Bedürfnisse seine Nacktheit enthüllen?«
»Um zwei Handbreit vorn und eine Handbreit hinten«, sagte ein größerer Junge.
»Und die Frau?«
»Um eine Handbreit vorn und zwei Handbreit hinten.«
»Dies wurde angeordnet«, erklärte Ascher schulmeisterlich, »um uns daran zu erinnern, daß wir auf der Toilette schicklich angezogen sein sollen. Rabbi Nachman, der jemanden seine Anständigkeit rühmen hörte, fragte, ob man ihm auf die Toilette gefolgt sei, um sich davon zu überzeugen. Unsere Rabbiner beobachteten unter sich diesen Brauch. Es wäre aber schwierig sie nachzuahmen, ohne unsere Zeitgenossen zu schockieren. Eine wichtige Frage: Mit welcher Hand soll man sich reinigen?«
»Mit der linken Hand!« riefen alle Knaben gemeinsam.
»Rabbi Akiba hatte es bei Simon ben Asai so gesehen, aber manche sagen, Simon ben Asai habe Rabbi Akiba nachgeahmt. Sie beide überlieferten ihren Anhängern diese Sitte. Warum reinigt man sich mit der linken Hand?«
»Weil die rechte Hand zum Schreiben der Thora bestimmt ist«, wußte ein größerer Junge.
»Womit darf man sich nicht reinigen?«
»Mit Kalk«, sagte ein Junge.
»Mit Scherben«, antwortete ein anderer.
»Mit einem Erdklumpen, den schon ein anderer benützt hat«, erwiderte ein dritter.
»Ist es empfohlen, lange auf der Toilette zu bleiben, unter der Bedingung daß man weder spricht noch singt?«
»Ja, es gehört zu den Dingen, die das Leben verlängern«, sagte ein größerer Junge.
»Rabbi Judah bar Hai wurde es so wenig überdrüssig, daß er die vierundzwanzig Toiletten zwischen seiner

Wohnung und seinem Lehrhaus aufsuchte«, sagte Ascher. »Natürlich erleichterte er sich nicht jedesmal, aber er stellte fest, ob er den Drang verspürte, sich zu erleichtern. Was sollen wir abgesehen vom Verweilen auf der Toilette so lange wie möglich ausdehnen?«

»Das Gebet und das Essen«, antworteten mehrere.

»Warum das Essen, wo wir doch ermahnt werden, nüchtern zu sein?«

»Weil ein Armer kommen könnte und wir ihn einladen müßten.«

Diese talmudische Erklärung hatte den jungen Aronovitz schon immer bezaubert. Er liebte deswegen seine Religion noch mehr. Wenn er auch den Anteil der Armen am Zweifelhaften vergessen hatte, war es ihm doch stets gegenwärtig, daß ihnen ein Platz am Tisch freigehalten wird, und er bedauerte es sicherlich mehr als seine Angehörigen, daß fast nie Arme ins Restaurant kamen. Wahrscheinlich fühlten sie sich in der Rue des Guillemites in der Volksküche von Herrn Paul-Louis Weiller wohler.

»Ascher, dürfen wir dich etwas fragen?« meldete sich einer der größeren Jungen. »Den Herrn Rabbiner wagen wir nicht darum anzugehen. Man darf und soll sogar so lange wie möglich auf der Toilette bleiben, warum aber rasselte die Frau von Judah Ha-Nasi mit einer Nuß in einem Kupfergefäß, solange er drin war? Dieser aufregende, aufdringliche Lärm zwang den Rabbiner doch sicher, die Zeit abzukürzen?«

»Die Antwort steht im Buch«, sagte Ascher. »Die Frau machte den Lärm, um die Dämonen zu vertreiben, solange er noch nicht Leiter des Lehrhauses war.«

»Diese Antwort haben wir nicht verstanden.«

Ascher machte eine ärgerliche Bewegung.

»Aber das ist doch klar! Der fromme Rabbi fürchtete, versucht zu werden.«

»Versucht wovon?«

»Von allem, was einen Mann in Versuchung führen kann. Die Bedeutung erkennst du daran, daß ein Junggeselle nicht Leiter eines Lehrhauses werden durfte.«
»Warum?« fragte der Junge mit der geflickten Hose.
Ascher biß sich auf die Zunge, wiederholte aber rasch die schamhafte Erklärung des Talmuds:
»Weil er von den Müttern oder Schwestern seiner Schüler versucht werden könnte.«
»Als Rabbi Judah Ha-Nasi Leiter des Lehrhauses war, wurde er demnach nicht mehr versucht?« bohrte der Junge.
»Von da an«, erklärte Ascher, »steckte seine Frau, um ihn auf der Toilette zu schützen, ihren Arm durch eine Maueröffnung und legte ihm ihre Hand auf den Kopf.«
»Damit ist bewiesen, daß man in Versuchung fallen kann, sogar wenn man eine Frau hat und Leiter eines Lehrhauses ist«, folgerte der Junge.
»Wie sollte es auch anders sein? Wir werden ununterbrochen versucht«, sagte Ascher. »Nach dem Talmud hat jeder von uns tausend Teufel zu seiner Linken und zehntausend zu seiner Rechten.«
»Wenn wir uns raufen, versuchen uns diese Teufel.«
Dieses Geständnis bestätigte Aschers Ahnung.
Die Tür ging auf, Rabbiner Seixer trat ein. Er wunderte sich über die veränderte Atmosphäre im Raum, alle Gesichter strahlten. Er fragte, ob der Meister mit seinen Schülern zufrieden sei. Als Ascher sie lobte, riefen mehrere, sie seien genauso zufrieden mit ihm. Der Rabbiner verglich ihn mit Isaac Blaser, einem Wunderkind des jüdischen Glaubens, der im letzten Jahrhundert die litauische Jeschiwa in Slobodka gründete. Ascher bedankte sich, daß er ihn nicht mit Rabbi Elieser verglichen hatte, der von seinen Mitschülern im Alter von achtzehn Jahren zum Leiter des Lehrhauses gewählt worden war.

»Warum hättest du dich nicht geschmeichelt gefühlt?« fragte Rabbiner Seixer.
»Weil ihm im gleichen Augenblick ein weißer Bart wuchs«, antwortete Ascher und strich sich übers Kinn.

V

Die in ihrer Mischung aus Dramatik und Komik so menschliche Geschichte Rubens war zum Glück nicht bis zur echten Tragödie gediehen, geradeso wie der kleine Mann mit den flinken Augen den Antisemiten in Bukarest durch ein Mauerloch entschlüpft war. Seine Geschichte zeugte – und es waren seine eigenen Worte – von den Kraftquellen, die einem Juden aus den Umständen erwachsen, aus seiner Wendigkeit, seiner Beweglichkeit, seiner Anpassungsfähigkeit, seinem Erfindungsreichtum beim Unterstützen anderer, alles Tugenden, die im Unglück kostbar sind. Rubens Lachen aber, das wie zum Trotz mitten in seinen trübsten Erinnerungen aufbrach, bewies, daß es sich die Juden zur Gewohnheit gemacht hatten, über alles zu lachen, weil sie schon so viel geweint hatten.
Im Gedanken an diese Odyssee sammelte Georges seine mit den Juden zusammenhängenden Erinnerungen aus der Besatzungszeit. Er sah den »guten Marx« vor sich, seinen ehemaligen Chef am Quai d'Orsay, im Oktober 1940 auf einer Bank in Vichy kauernd, Philippe Erlanger, den er später in Marseille wiedertraf, Benjamin Crémieux in Toulouse, der in der Deportation umkam. Er hatte den Tag nicht vergessen, an dem er in Begleitung von Benjamin Crémieux in der »rosenfarbenen Stadt« auf eine

Straßenbahn wartete. Der Pirandello-Übersetzer sah typisch aus, mit großer Nase und schwarzem Bart; eine Photographie von ihm war in einem kleinen Buch mit dem Titel *Woran man einen Juden erkennt* abgebildet, das damals Kioske feilboten. Ein paar Lümmel sahen ihn an, lachten hämisch, und einer sagte laut: »Seht mal den Juden da!« Crémieux' Gesicht lief rot an. »Jawohl!« rief er den jungen Leuten zu, »ich bin Jude, französischer Jude, in Narbonne geboren, und meine Familie lebt seit dem 15. Jahrhundert in der Grafschaft Venaissin. Ich kann euch die Namen meiner Vorfahren in diesen fünfhundert Jahren aufzählen, meiner Vorfahren, die hebräisch, arabisch, griechisch, lateinisch und französisch schreiben und lesen konnten. Ich möchte wissen, was eure Ahnen zu jener Zeit waren. Ich wette, ihr wißt nicht einmal, wer eure Urgroßeltern waren, ihr Dummköpfe!« Wahrscheinlich hatte er richtig geraten, denn die Aufschneider verzogen sich wortlos. Georges hatte dieser von einem Juden erteilte Unterricht in Aristokratie sehr gefallen.

Später bei der Generaldelegation, der Pariser Vertretung der Vichy-Regierung, wo er die Deportation seines einstigen Gefährten aus Toulouse, der in Marseille als Widerstandskämpfer verhaftet worden war, nur etwas hinauszuzögern vermochte, war er Zeuge der zuweilen erfolgreicheren Bemühungen Brinons oder des Generalsekretärs Saint zugunsten anderer Juden. Der Dramatiker Tristan Bernard und Maurice Goudeket, der Gatte der Schriftstellerin Colette, wurden freigelassen, die mit den Rothschilds verwandte Familie Kohn und Baronin Philippe de Rothschild geborene Chambure wurden verhaftet, die Witwe Bergsons und Gräfin d'Aramon geborene Stern hingegen von der Pflicht enthoben, den gelben Stern zu tragen: das alles hielt die Büros in Trab, aber im beschränkten Rahmen des Möglichen kümmerte man sich

nicht weniger eifrig um die anonymen Juden, jene ohne großen Namen. Der Sohn eines Juden aus der Rue des Rosiers meldete sich im Brinon-Prozeß als Entlastungszeuge. Personen aus der Gesellschaft, denen der Generaldelegierte Dienste erwiesen hatte, waren weniger barmherzig. Seine Lage war merkwürdig genug, hatte er doch eine bekehrte Jüdin geheiratet, die Schwester des Dichters Henri Franck, den Anna de Noailles und François-Poncet als Genie beweinten. Seine Gemahlin war so klug, niemals nach Paris zu kommen, obwohl sie vom Tragen des gelben Sterns befreit war; Brinon selbst ließ ein Donnerwetter von Botschafter Abetz wegen seiner Teilnahme an Bergsons Begräbnis über sich ergehen. Das Gegenstück des Marquis de Brinon war Baron von Dinklage, der Gatte der schönen Jüdin Hertz, an der deutschen Botschaft.

Viele »große Juden« wurden allerdings Opfer ihrer Unvorsichtigkeit oder ihres naiven Vertrauens auf ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Sympathien zum Katholizismus und die Versprechen der französischen Regierung. Sie meinten, der deutsche Antisemitismus wolle nur ausländische Juden, Staatenlose, allerhöchstens anonyme »kleine Juden« treffen, die sich stets bedroht fühlten: es gab noch ein Schutzkomitee für sie. Staatsrat Helbronner wähnte sich mehr als alle anderen in Sicherheit; als Mitarbeiter des Ministers Painlevé während des ersten Weltkriegs hatte er seinerzeit geraten, General Nivelle durch General Pétain abzulösen und diesem also mit zu seinem Marschallstab verholfen. »Beunruhigen Sie sich nicht!« hatte der Marschall in Vichy zu ihm gesagt. Der kirchlich getraute Christian Lazard, ehemaliger Direktor der Bank Lazard frères, lebte genau so ruhig in seinem Schloß im Departement Seine-et-Oise. Baronin de Langlade geborene Stern hatte ihre Wohnung nicht geräumt, weil ihre Schwester, Marquise de Chasseloup-Laubat, mit

Marschall Pétain befreundet war. Fräulein de Camondo, die einen Sohn Théodore Reinachs geheiratet hatte, ritt jeden Morgen im Bois de Boulogne aus. Die Kohn gingen jeden Sonntag zur Kirche in der Avenue Hoche in der Nähe ihrer Wohnung und gaben Empfänge. Gräfin de Forceville hatte vergessen, daß sie eine geborene Cahen d'Anvers war.

Eines Tages wurde Helbronner mit seiner Gattin, seiner Schwester, seinem Schwager, seiner Schwägerin und fünf Neffen oder Nichten verhaftet, sie starben alle in der Deportation. Christian Lazard wurde verhaftet und starb in der Deportation wie sein Vetter Robert Lazard. Baronin de Langlade und Gräfin de Forceville wurden verhaftet und starben in der Deportation. Frau Reinach geborene Camondo wurde mit ihrer Tochter verhaftet, kurz darauf ihr Gatte mit seinem Sohn, alle vier starben in der Deportation. Die Kohn wurden verhaftet, vier von sieben starben in der Deportation. Graf de Dampierre, der Gatte einer Cahen d'Anvers, wurde verhaftet und starb in der Deportation. Ein Schwob d'Héricourt wurde verhaftet und starb in der Deportation. Das gleiche Blutbad wurde unter den »großen Juden« der Verwaltung und der Geisteswelt angerichtet. Allein in Erlangers Verwandtschaft mütterlicherseits kamen dreiundzwanzig Personen um. Haarbleicher, der ehemalige Direktor der Handelsmarine und Mitglied des Grand Orient, starb mit all seinen Angehörigen in der Deportation. Das gleiche Schicksal erfuhren Bruder, Schwester und Schwager von Max Jacob, der selbst im Lager Drancy starb, ferner Frau und Tochter des Historikers Jules Isaac und dreißig jüdische Schriftsteller, Journalisten und Professoren, deren Namen auf den Wänden des Pantheons verewigt wurden: Politzer, Lévy-Valensi, Marguerite Aron . . . Einige wenige bezahlten, wie Politzer, ihren Mut als Widerstandskämpfer mit dem Leben. Alle anderen bewiesen

gleich wie die aristokratischen »großen Juden« mit ihrem naiven Vertrauen und grauenhaften Ende, wie recht Tristan Bernard gehabt hatte, als er von seinen Glaubensbrüdern sagte: »Die Optimisten gingen nach Auschwitz, die Pessimisten nach New York ins Waldorf Astoria.«

Der Generaldelegierte und seine Mitarbeiter konnten meist die Kunstsammlungen ebensowenig schützen wie die Personen. Die fiktiven Stiftungen der Rothschilds an den Staat brachten ihren Besitz nicht in Sicherheit. Die Verbalnoten, mit denen man beweisen wollte, daß die Heine, Kapferer und andere Sammler, deren Kunstgegenstände beschlagnahmt worden waren, keine Juden seien, blieben unbeantwortet. Die Plünderungen führte das »Kommando Kunsberg« aus, das sich in Polen geübt hatte und von Sturmbannführer Zeitschel in der deutschen Botschaft geleitet wurde – angeblich ein unehelicher Sohn Wilhelms II. Alle Schätze wurden im Jeu de Paume zusammengetragen, wo sie Göring und Rosenberg unter sich teilten, nicht ohne einige Stücke für Hitler und die Museen im Reich abzuzweigen. Ein ehrlicher Deutscher, Graf Wolff-Metternich, der mit der ersten Hälfte seines Namens im Semi-Gotha steht, half der französischen Verwaltung zu retten, was noch zu retten war. Die sorgfältig katalogisierte und jenseits des Rheins in Salzbergwerken versteckte Beute wurde wiedergefunden, und zwar dank Fräulein Vaillant, einer Angestellten der Nationalmuseen, die sich die Adressen aufgeschrieben hatte, und dank dem amerikanischen Juden Rorimer, Konservator am Metropolitan Museum von New York. Die zu ihrem Ausgangsort zurückgekehrten Sammlungen französischer Juden wurden in der Orangerie ausgestellt. Das Publikum bewunderte das künstlerische Erbe, das sie angehäuft und fast verloren hatten.

Beim Prozeß des Generalkommissariats für jüdische Fragen kamen alle Heimsuchungen der französischen Juden

ans Licht. Wenn manche Strafen auch der Lehre der französischen Antisemiten entsprachen, wollte sie wahrscheinlich niemand so verschärfen, wie es unter Zwang tatsächlich geschah. Xavier Vallat, der erste Generalkommissar, wurde in seiner Amtsführung bald einer gemäßigten Haltung verdächtigt und mußte seinen Posten verlassen. Dieser, ein früherer Abgeordneter, der in der Kammer 1938 Léon Blum als Sohn eines »verfluchten Volkes« hingestellt hatte, wurde später unter einer Regierung gerichtet, in der Jules Moch Innenminister und Léon Blum ein paar Monate früher erneut Ministerpräsident geworden war. Die Söhne des verfluchten Volkes hinderten ihn nicht daran, seine Haut zu retten. Sein Nachfolger Darquier de Pellepoix, früher Gemeinderat in Paris, wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Er hatte vor dem Krieg seinen Antisemitismus noch lauter als Vallat verkündet. Aber wenn er sich auch mit dem Rat Hirsch herumstritt, hatte er doch niemals das gepredigt, was Hitler die »Endlösung« nannte. Als er der deutschen Regierung dankte, »den französischen Staat von den Juden entlastet« zu haben, ahnte er nicht, daß man sie umbrachte. Vielleicht war er nicht für alle Taten verantwortlich, die ihm seine Untergebenen zuschrieben. Man warf dem Generalkommissariat vor, es habe mit seiner Protektion schwunghaften Handel getrieben; so ist im Museum des unbekannten jüdischen Märtyrers das »Zeugnis der Nichtzugehörigkeit zum Judentum« eines Herrn Finckelstein ausgestellt.

Antignac, vormals Mitarbeiter im Kabinett von Darquier de Pellepoix, vertrat ihn interimistisch. Du Paty de Clam war der letzte Generalkommissar. Der Posten paßte nicht schlecht zu dem Abkömmling eines Vorkämpfers der Dreyfus-Affäre. Serpeille de Gobineau, ein Enkel des Rassismus-Theoretikers, war es sich ebenfalls schuldig, eine Rolle im Generalkommissariat für jüdische Fragen zu

spielen. Das Adelsprädikat war übrigens dort weit verbreitet: Die Abteilungsleiter hießen de Saint-Blancard, de Saint-Germes, Marquis de Faramond, Vicomte de Castellane. Viele nichtjüdische Verwalter jüdischer Geschäfte stammten aus dem Adel, vor allem aus der Provinz. Zum Ausgleich veröffentlichte das *Journal officiel* die Namen der teiljüdischen Adligen, deren Güter beschlagnahmt worden waren.

Es steht fest, daß die Regierung des Marschalls Pétain nicht daran dachte, die Juden auszurotten, sondern sie unter einen Sonderstatus stellen wollte. Eine national genannte Revolution mußte hinsichtlich der Juden das Werk der Französischen Revolution zunichte machen. Die Männer von Vichy hätten jedoch den »wohlgeborenen Juden« das allgemeine Los gern erspart. Die Patentochter des Marschalls war die Frau von Jacques Rueff. Als die Marquise de Chasseloup-Laubat von Paris aus Pétain besuchte, freute er sich mit ihr, daß er sie wenigstens vom gelben Stern befreien lassen konnte, einer Demütigung, die er auch den Juden in der freien Zone nicht auferlegte. Die edle Dame war ihm dafür so dankbar, daß ihr Salon bis zu ihrem kürzlich eingetretenen Tode eine der Feierstätten des Pétainismus blieb.

Laval zählte den Halbjuden Frossard zu seinen Ministern und behielt lange seinen jüdischen Sekretär Stora. Er entsandte den Juden Charles vom *Petit Parisien* nach Paris, damit er über das Wiedererscheinen der Zeitungen verhandelte. Auf seinen Rat und mit seiner Hilfe gelangte Claude Lewy nach Amerika. Lewy, früher Bürgermeister von Orléans, verteidigte seitdem Lavals Andenken ebenso treu, wie die Marquise de Chasseloup-Laubat die Erinnerung an Marschall Pétain hochhielt. Laval hatte mit den Rothschilds in Verbindung gestanden, und René Mayer, ihr Vertrauensmann, war sein beigeordneter Kabinettschef. Dieser befand sich beim Waffenstillstand

in London und eilte nach Vichy, um die Ereignisse aus der Nähe zu verfolgen. Er blieb dort bis zur Landung der Alliierten in Afrika und schloß sich in Algier General de Gaulle an. Man behauptete, er habe Vichy mit einem »Ausweis« und im Schlafwagen verlassen – der spätere Minister Diethelm genoß, so wird gesagt, diesen Vorzug. René Mayer überquerte dann mit seinem Sohn die Pyrenäengrenze unter denselben Umständen wie der brave Ruben, der junge Mann fiel. Paul-Louis Weiller flüchtete nach Portugal mit Hilfe Claudels, des Verwalters einer seiner Gesellschaften.

Da sich die Vichy-Regierung bei ihrer Absicht zu helfen nicht auf die »wohlgeborenen Juden« beschränken konnte, versuchte sie, verschiedene Klassen von Juden zu schaffen – ehemalige jüdische Frontkämpfer, französische Juden, ausländische Juden –, in der Hoffnung, wenigstens eine zu retten. Wenn diese Politik auch der Größe ebensosehr wie der Großzügigkeit ermangelte und am Ende vollkommen versagte, wäre es doch nicht richtig, sie als Betrug einzuschätzen. Die aufeinanderfolgenden Beschränkungen und Enteignungen, die den Juden auferlegt wurden, konnten allerdings Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit entstehen lassen. Rechtsanwalt Pierre Masse, der in der Deportation starb, prangerte diese Politik in dem schärfsten Brief an, den jemals ein Franzose an Marschall Pétain richtete (er gehörte mit Antonio Coen von der Großloge von Frankreich, Paul Weil, dem Gatten Suzanne Blums, Jules Moch und Robert Lazurick zu den siebenundvierzig jüdischen Rechtsanwälten in Paris, die als Verteidiger zugelassen waren):

»Sehr geehrter Herr Marschall! Ich habe den Erlaß gelesen, in dem bestimmt wird, Juden dürften nicht mehr Offizier sein, auch solche streng französischer Herkunft nicht.

Ich wäre Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie mir mit-

teilen ließen, ob ich meinem im April 1916 bei Douaumont gefallenen Bruder, Leutnant im 56. Infanterieregiment, meinem im Mai 1940 in Belgien gefallenen Schwiegersohn, Leutnant im 14. berittenen Dragonerregiment, meinem im Mai 1940 bei Rethel gefallenen Neffen Jean-Pierre Masse, Oberleutnant im 23. Kolonialinfanterieregiment, die Rangabzeichen abreißen soll.
Kann ich meinem Bruder die Kriegsmedaille lassen, die er sich in Neuville-Saint-Waast verdiente und mit der ich ihn begrub? Darf mein im Juni 1940 bei Soupir verwundeter Sohn Jacques, Leutnant im 62. Alpenjägerbataillon, seine Rangabzeichen behalten?
Können Sie mir zusichern, daß man meinem Urgroßvater die Sankt-Helenen-Medaille nicht rückwirkend abnehmen wird? Es liegt mir daran, mich den Gesetzen meines Landes zu fügen, auch wenn sie vom Eroberer diktiert sind . . .«
Viele französische Offiziere jüdischer Herkunft hätten diese stolze Sprache sprechen können. Eine Delegation, die ausnahmslos aus Obersten und Generalen bestand, wurde vom Marschall nicht einmal empfangen. General Weiller, ein Mitglied der Delegation, den die Gestapo verhaftete, brach nach Fresnes auf und trug allen sichtbar das Kriegskreuz, mitsamt den Abzeichen seiner acht ehrenvollen Auszeichnungen. Er hatte das Glück, auf persönliche Vermittlung General Brécards, des Großkanzlers der Ehrenlegion, freigelassen zu werden.
Um wenigstens ihre Bürger zu retten, hatte die Regierung des Marschalls die Allgemeine Union französischer Juden geschaffen. In der Folgezeit erwies sich, daß sie eine Mausefalle war; Lambert und Baur, die beiden Präsidenten in der Südzone, starben mit ihren Frauen und Kindern in der Deportation. Sie waren so mutig gewesen, sofort gegen das Schicksal der ausländischen Juden zu protestieren, während das Zentralkonsistorium zögerte.

Oberrabbiner Schwartz erhob schließlich Einspruch und fügte in edler Gesinnung hinzu, die Juden Frankreichs seien wegen dieser Art des Schutzes nicht zu Rate gezogen worden. Man berichtet vom Zeugnis des Oberrabbiners Hirschler von Straßburg, der im November 1942 in Vichy sagte: »Die Juden werden niemals vergessen, was Laval für sie tat.« Er wurde im Dezember 1943 mit seiner Frau in Marseille festgenommen, sie starben in der Deportation. Der Wert der Aussagen war wie der Verrat »eine Frage des Datums«. Am 1. Januar 1942 hatte Philippe de Rothschild von Megève aus einen warmen Brief an Brinon geschrieben und ihm für seine Aufmerksamkeit seiner Frau gegenüber gedankt, die später in Dachau umkam.

Léon Berman, Oberrabbiner von Lille, dessen *Histoire des juifs de France* mit dem Montyon-Preis ausgezeichnet worden war, starb in der Deportation, seine Frau und sein Sohn gleichfalls, ebenso Gunsbourg, früher Oberrabbiner von Genf, dann von Belgien und schließlich von Bayonne, der mit der spanischen republikanischen Regierung über die Einwanderung deutscher Juden nach Spanien verhandelt hatte, ebenso Oberrabbiner Haguenauer von Nancy mit seiner Frau und siebenhundert Juden aus Nancy, ebenso Oberrabbiner Kahn von Vichy mit seiner Frau, der 1914 einen Sohn verloren hatte, ebenso Oberrabbiner Sacks, der mit seiner Frau in Paris verhaftet wurde, ebenso Wiener, Oberrabbiner von Belgien, der mit seiner Frau in Nizza festgenommen wurde, ebenso Oberrabbiner Wolf, der als Feldgeistlicher des elsässischen Heeres im ersten Weltkrieg den Sieg in der großen Synagoge von Straßburg in General Gourauds Beisein gefeiert hatte. Die Todesliste der einfachen Rabbiner und Vorbeter war gleich erschütternd.

Die Daten der Verhaftungen und Deportationen zeigen, wie sich die Dinge zuspitzten, als im November 1942

auch die freie Zone besetzt wurde. Von nun an war der deutsche Druck unwiderstehlich. Als sich der Marschall 1943 weigerte, den Erlaß zu veröffentlichen, mit dem alle Juden ausgebürgert werden sollten, führten die Deutschen als Vergeltung Massenverhaftungen in ganz Frankreich durch, über die sich der katholische Klerus genauso entsetzte wie die Protestanten, zum Beispiel die Pfarrer Boegner und Vergara. Die antisemitische Wochenschrift *Au Pilori* verlangte, man solle Monsignore Théas, damals Bischof von Montauban, und Kardinal Saliège, Erzbischof von Toulouse, beschneiden, weil sie in ihren Hirtenbriefen von den »schmerzlichen und zuweilen schrecklichen Szenen« bei der Verhaftung »von Männern und Frauen« sprachen, »die wie Vieh behandelt und mit der Aussicht auf noch größere Gefahren an ein unbekanntes Ziel verschickt werden«. Kardinal Saliège rettete sein Alter, aber Monsignore Théas wurde verhaftet und deportiert wie Monsignore Piguet, Bischof von Clermont-Ferrand, und Monsignore Daguzan, Generalvikar in Bayonne. Diesen judenfreundlichen Prälaten, denen man noch die Kardinäle Gerlier und Liénart, die Erzbischöfe Feltin und Moussaron und Bischof Rémond beifügen müßte, stellte die Pariser Wochenschrift Monsignore Mayol de Lupé entgegen, den Generalalmosenier der Liga französischer Freiwilliger gegen die UdSSR, der mit siebzig Jahren eben zum dritten Mal an die Ostfront abgereist war, »ein Mut, vor dem man sich ehrerbietig verneigt«. Die Zeitung wußte nicht, daß Mayol ein jüdischer Name ist.

Ebenso unerschrocken wie diese Kirchenfürsten waren auch die Mönche, die Juden beherbergten und ihnen wie Pater Brissac mancherlei Dienste leisteten; Pfarrer händigten ihnen gefälschte Tauf- oder Konfirmationsscheine aus. Monsignore Chaptal, ein Freimaurer, dessen Mutter eine geborene Raffalovitch war, organisierte in Paris dieses große Unternehmen der Brüderlichkeit.

An der Sorbonne hatten jedoch die Vorlesungen von Professor Labroue über die Geschichte des Judentums großen Zulauf. Der Lehrstuhl war ihm zu Ehren geschaffen worden, und er war seiner würdig. Als er ihn einnahm, erinnerte *Cahier jaune* (gelbes Heft), ein anderes antisemitisches Blatt, an die »dreckigen Juden«, die ihm an dieser erhabenen Stätte vorangegangen waren: Dhury, Victor Basch, »dazu eine Menge Lévy, Bloch und Weill«. In denselben Sack warf man Professor Focillon, der eine Jüdin zur Frau hatte und in New York die freie Hochschule leitete, an der Maritain – auch er Gatte einer Jüdin – und Mirkine-Guetzevitch, ein russischer Jude und ehemaliger Professor an der internationalen Hochschule, lehrten. Labroue, Agrégé der Geschichte und Doktor der Philosophie, früher Abgeordneter für die Gironde, hätte zwar nicht in dem Buch *Woran man einen Juden erkennt* stehen können, wohl aber in einem anderen mit dem Titel *Woran man einen Irren erkennt.* Er war der Prototyp des Besessenen, des Unruhgeistes, des Fanatikers mit wirrem Haar, verdrehtem Hals und abwesendem Blick. Er übernahm einige Ausdrücke von Jouvenceau und sprach »im Namen der Franzosen, die sich auf vierzig Generationen französischer Bauern, französischer Handwerker, französischer Bürger stützen«. In der vorletzten Nummer des *Pilori* vom 9. August 1944 stand ein Satz von ihm: »Die Haut eines Juden ist feuerfest.« Dabei war der Augenblick nahe, in dem das Werk der Verbrennungsöfen bekannt wurde. Um sich für die Erschießung Minister Henriots durch Widerstandskämpfer zu rächen, ermordete die Miliz die prominentesten Juden Mandel, Jean Zay und Victor Basch. Der in Budapest geborene ehemalige Präsident der Liga der Menschenrechte war ein Beispiel dafür, wohin es ein assimilierter Jude, Meister seiner Fachwissenschaft und Verfechter hoher Ideale, bringen konnte – wie einst der glänzende Philosoph Meyer-

son, ein russischer Jude und naturalisierter Franzose, und heute Gurvitch, der Präsident des Internationalen Verbandes französischsprachiger Soziologen. Der jüdische General Mordacq hatte sich im Jahr zuvor in die Seine gestürzt. Der einstige Chef des Militärkabinetts Clemenceau war mit Mandel, einem anderen Mitarbeiter des Tigers, einer der Wegbereiter des Sieges von 1918 gewesen. Der Gelehrte Henri Abraham, einst Mitarbeiter General Ferriés, wurde in Aix-en-Provence verhaftet und starb in Auschwitz. Die letzte Nummer des *Pilori* prangerte an, welcher Skandal es sei, daß man die »Arisierung« der Rothschildbesitzungen so lange hinausgezögert habe. Ihr Gestüt Champagne-Saint-Hilaire und ihr Schloß Ferrières waren nicht verkauft worden.

Ein hoher Beamter verschaffte Sarre Einblick in die Prozeßakten der fünfundsechzig Mitglieder der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung des Kommissariats für jüdische Fragen. Aus diesen Dokumenten ging offen hervor, was die Juden in Frankreich erlitten hatten. Man befand sich nicht im Nebel der Theorie und Politik wie beim Prozeß der großen Persönlichkeiten, sondern auf der trüben Ebene der Anwendung. Diese Abteilung trat an die Stelle einer Sonderpolizei, die dem Zufall folgend zusammengestellt und wegen ihrer Exzesse aufgelöst worden war.
Sarre mit seinem Blick für Familiennamen fielen gleich zu Beginn die Namen vieler Mitglieder der Abteilung auf. Bekannte und ungekannte Judennamen waren nicht selten: Benedetti, Caro, Elie, Haffner, Jonet, Keller, Lazard, Louis, Martin, Besson (im Mittelalter ein Jude in Orléans). Außerdem befanden sich die entsprechenden Deutschen wohl in derselben Lage: Blanke und Schneider unter General Michels Befehl waren im Verwaltungsstab in Frankreich, Brunner war Kommandant des Lagers

Drancy, Heinrichsohn war bei der Gestapo, Müller bei der SS, Katz anderswo. War es der Aufruhr seiner paar Tropfen jüdischen Blutes, der Blanke veranlaßte, später ein Doppelspiel zu spielen, allerdings nicht zugunsten der Juden, sondern auf der Seite der Widerstandsbewegung? Es wurde vor allem festgestellt, die Polizisten der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung seien illegal gewesen, womit die Polizeipräfektur entlastet wurde. Man war um so froher, die Guten von den Bösen zu scheiden, als die Mehrheit der Franzosen und zahlreiche Juden der französischen Polizei vieles verdankten. Ruben war, ehe er in Châteauroux unter ihr zu leiden hatte, in den Genuß einer auf der Präfektur ausgestellten gefälschten Kennkarte gelangt. Es gereichte Xavier Vallat zur Ehre, daß er sich gegen diese illegalen Polizisten sträubte und gegen das ihnen zugestandene Recht, Festnahmen durchzuführen. Auch Darquier de Pellepoix weigerte sich, sie vollständig den Befehlen der Deutschen zu unterstellen. Laval hatte erreicht, daß ihre Tätigkeit auf die Hauptstadt beschränkt wurde.

So verhafteten die illegalen Polizisten der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung die Juden, die sie »in regelwidrigem Zustand« entdeckten, illegal aber wirksam. Sie entdeckten sie auf der Straße, in den Wohnungen, in Kantinen, in Kliniken, in Läden und am 18. Juli 1944 sogar in einer Tanzstunde. Dabei wurden sie von anonymen Briefen unterstützt, von denen es damals nur so hagelte – die letzten waren vom 18. August, kurz vor dem Abzug der Deutschen datiert. Wenn noch tanzende Juden in Paris lebten, gab es immer auch noch französische Denunzianten. Allerdings stammte die erste entgegengesetzte Denunzierung, die das Justizministerium der provisorischen Regierung am 28. August erhielt, von der »jüdischen patriotischen Miliz« und war gegen die Allgemeine Union französischer Juden gerichtet, die als

Werkzeug von Vichy gebrandmarkt wurde, obwohl auch sie so stark dezimiert worden war. Übrigens wurde Edinger, ihr Verwaltungspräsident, den die Miliz beschuldigte, er habe der Gestapo zweihundertfünfzig jüdische Kinder ausgeliefert, nicht festgenommen, sondern mußte vor einer Kommission von Widerstandskämpfern erscheinen, die ihm bestätigte, weder er noch seine Kollegen »hätten etwas gegen die Ehre oder gegen ihr jüdisches Gewissen getan«. Rechtsanwalt Geisman, der Nachfolger der beiden deportierten Unionspräsidenten, entdeckte etwas Merkwürdiges: Die Geldmittel der Organisation, vermehrt um die Mittel des *Jüdischen Universalbundes* waren nicht angetastet worden. Dieser Erfolg war der Beihilfe des Finanzministeriums zu danken, auf das er eine auch auf die Polizeipräfektur abfärbende Lobeshymne verfaßte: »Wenn die französische Verwaltung alle Grade der Kollaboration in ihren Reihen sah, so doch auch alle Grade des Widerstands, und ohne ihren guten Willen hätten wir unsere Aufgabe, unseren Glaubensgenossen zu helfen, nicht erfüllen können.«

Die Juden, die mit den »Spezialisten« der illegalen Polizisten zu tun gehabt hatten, berichteten weniger schöne Dinge. Sie sprachen von Schlägen mit dem Gummiknüppel, von Schikanen, von Erpressungen. Polizisten des Zufalls erschienen mit leeren Koffern an den Orten, wo man die Juden vor der Deportation zusammentrieb, und unter dem Vorwand, ihnen gefährliche Gegenstände abzunehmen, erleichterten sie sie um ihr Geld, ihren Schmuck, sogar ihre Unterwäsche. Sie mißhandelten Kinder und schlugen Greise bis aufs Blut, wie Admiral Boris. Wegen ihrer Unsittlichkeit mußte man schließlich weibliche Polizisten mit der Durchsuchung der Frauen beauftragen. Mehrere endeten in den Nazilagern als aus kriminellen Gründen Deportierte.

Die illegalen Polizisten der Untersuchungs- und Über-

wachungsabteilung verhielten sich nicht so würdelos, entfalteten aber nicht weniger Eifer. Einer von ihnen spionierte lange Zeit Herrn Haïk in Paris nach, um ihn auf frischer Tat zu ertappen, und verhaftete ihn endlich im Rathaus von Garches, wo er ohne gelben Stern an der Heirat seiner Tochter teilnahm; er wurde nach Birkenau deportiert – »nicht zurückgekehrt«, war lakonisch auf dem Rand der Akte vermerkt. Derselbe Inspektor nahm Frau Rachel Fermont in ihrer Wohnung fest, weil sie ein Kleid ohne gelben Stern trug; sie wurde deportiert – »nicht zurückgekehrt«. Der gleiche verhaftete auf der Straße Frau Houlama, die ihren gelben Stern unter ihrem Mantel verbarg, und Frau Beer, die ihn unter ihrem Witwenschleier versteckte; sie wurden deportiert – »nicht zurückgekehrt«. Ein anderer nahm seinen einstigen Schulkameraden Brodsky fest, den er ohne gelben Stern antraf; er wurde deportiert – »nicht zurückgekehrt«.

Manche Namen vervollständigten oder bestätigten Georges' Liste ungekannter Juden, aber er bedauerte, sie in dieser tragischen Akte zu finden. Stammte Herr Kelermann mit einem l vom Sieger von Valmy ab, Frau Castagna von Urban VII., Herr Lenglet von Lenglet-Dufresnoy? War Herr Ernst mit dem Maler Max Ernst verwandt? Hatten die Brüder Rain etwas mit dem früheren Bibliothekar der politischen Hochschule zu tun? Was war mit Frau Lemoine, Frau Roussel, deren Name Sarre schon mit Rousseau, einem französischen Judennamen, und Rouzel, einem italienischen Judennamen, in Verbindung gebracht hatte, mit Herrn Debotton, mit Herrn Chamoully, der glücklicherweise von Auschwitz heimkehrte wie Frau Ducher, mit den fünf Mitgliedern der Familie Thérin, die »nicht zurückkehrten«, mit Herrn Dassas, dem nur ein Apostroph zu einem adligen Namen fehlte? Als Sarre sah, daß Herr Sokolowsky von seiner falschen Kennkarte mit dem Namen Solignac nicht ge-

schützt worden war, dachte er an seinen in Lacroix verkleideten Freund Ruben, der das Glück gehabt hatte, in der freien Zone und nicht von der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung verhaftet worden zu sein. Sarre wunderte sich nicht, als er unter den verhafteten Personen eine Frau Franco und einen Herrn Salazar entdeckte.
Die Protokolle wiesen ausdrücklich darauf hin, daß es sich um »Verstöße gegen die 8. deutsche Verfügung« handelte, die den Juden vorschrieb, den gelben Stern zu tragen. Welche Luchsaugen und welches steinerne Herz waren aber erforderlich, um sie anzuwenden! Aus der Akte ging auch die Bedeutung des Aussehens hervor. Der illegale Inspektor Benedetti erklärte mehrmals als Grund zum Verhör dieser oder jener Person, er habe gefunden, sie habe »einen jüdischen Gesichtsausdruck«. Er selbst jedoch gehörte zum »nordafrikanischen Typ«, woran ihn die Zeugen wiedererkannten.
Namen von Kindern und jungen Menschen verfinsterten diese düsteren Blätter. Sarre wurde an den Schrei jener Frau aus dem Marais erinnert, die im Juli 1942 Frau Hermann zurief: »Unsere Kinder werden verhaftet!« Die beiden Söhne Oppenheimer, fünfzehn und siebzehn Jahre alt, wurden verhaftet, weil »sie ihren Wohnsitz gewechselt hatten« – »nicht zurückgekehrt«. Die Geschwister Kupérine, Bruder und Schwester von fünfzehn und siebzehn Jahren, wurden verhaftet, weil sie um die Entsiegelung ihrer Wohnung eingekommen waren – »nicht zurückgekehrt«. Der siebzehnjährige Grumberg, die dreizehnjährige Jeanne Lévy, der vierzehnjährige Riskine wurden verhaftet, weil sie keinen gelben Stern trugen – »nicht zurückgekehrt«. Der aus demselben Grund festgenommene sechzehnjährige Lang wurde wieder nach Hause gebracht und mit seinen vier Angehörigen deportiert – »nicht zurückgekehrt«, ebenso der zwölfjährige Raymond Siror, der mit seinem Vater verschleppt wurde

– »nicht zurückgekehrt«. Der siebzehnjährige Bloche-Carcassonne wurde verhaftet, weil er seinen Mantel mit dem gelben Stern nur über dem Arm trug – »nicht zurückgekehrt«. Wenigstens hatte die Akte festgehalten, dieser junge Mann habe »mit verächtlichem Stolz« geantwortet. Georges fiel Harry Baur ein, den der Deutsche Dannecker, der »Judenhenker«, während des Verhörs im Cherche-Midi mit dem Ochsenziemer bedrohte. Der Schauspieler erhob sich und sagte: »Es wird weniger feige sein, einen stehenden Mann zu schlagen.«

Gewiß ist die Entschuldigung dieser französischen Polizisten wie fast aller Männer von Vichy, daß sie nichts von dem Schicksal wußten, das die Deutschen für die Juden bereithielten. Wer durch den englischen Rundfunk oder durch die Entschließung des amerikanischen Kongresses, der die Naziverbrechen anprangerte und harte Strafen dafür vorsah, davon hörte, zögerte, diese Nachrichten für bare Münze zu nehmen. Hannequin, der Direktor der städtischen Polizei, hob in seinen Anweisungen die »wohlwollende Behandlung« hervor, die den Juden in Deutschland zuteil werde, und nannte die verschiedenen Lager »jüdische Kolonien«. Kommissar Permilleux, der die Verantwortung auf die Untersuchungs- und Überwachungsabteilung abwälzte, rühmte sich, eine milde Hand gehabt zu haben. »Sobald das Vergehen nicht stichhaltig war«, sagte er, »ließ ich sie frei.« – »Wie viele Juden haben Sie freigelassen?« fragte der Regierungskommissar. »Mindestens zweihundert.« – »Wie viele Juden haben Ihre Inspektoren verhaftet?« fragte Rechtsanwalt Delzons, der Verteidiger Antignacs. »Ich weiß nicht. Die Razzien vor meiner Dienstzeit erbrachten wohl 17 000 bis 18 000 Verhaftungen.« Der Rechtsanwalt fuhr fort: »Nach der Aussage Herrn Hannequins wurden von der Dienststelle Permilleux 35 000, von den Deutschen 20 000, durch allgemeine Ermittlungen 10 000, von der

Untersuchungs- und Überwachungsabteilung 700 Juden verhaftet.« Permilleux erklärte, die Judenlisten seien vom Generalkommissariat für jüdische Fragen den Deutschen übergeben worden, und die Präfektur sei verpflichtet gewesen, den Deutschen »ihr Kontingent« zu stellen. Präsident Deloncle fragte Antignac, ob er sich nicht mit der Präfektur hätte absprechen und »die Statistik frisieren« können, um den Deutschen vorzumachen, es habe nicht so viele Juden gegeben. »Das war äußerst schwierig«, antwortete der Angeklagte. »Herr Permilleux kann Ihnen sagen, Herr Präsident, wem man damals trauen konnte.« – »Niemandem«, sagte Permilleux. Der Präsident schloß: »Wir kommen zu folgendem Ergebnis: Herr Permilleux und seine Dienststellen werfen der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung vor, Antisemitismus getrieben zu haben, während er und seine Kollegen die Juden zu schützen versuchten.«

Mit anderen Worten: In diesem Prozeß gab es einen Angeklagten, der durch illegale Polizisten 700 Personen verhaften ließ, und einen Belastungszeugen, der durch legale Polizisten 35 000 Personen verhaften ließ. Herr Colin, der Sekretär des Kommissars Permilleux, hielt es für geboten, ein Wort über die Häscher der 35 000 zu sagen, das die Gedanken des Präsidenten zum Ausdruck brachte: »Ich hatte den Eindruck, daß sie die Juden nicht besonders gut leiden konnten.«

VI

An der Place Vendôme vor dem Hotel Ritz stiegen die Baronin und Osmonde aus dem Rolls Royce.
»Antisemitische Amerikaner rümpfen über das Ritz in Paris und in London snobistisch die Nase, weil der Gründer Ritz Jude war«, sagte die Baronin. »Der jetzige Besitzer, Sir Bracewell Smith, ist es auch. Ein äußerst liebenswürdiger Mann, ich kenne ihn gut. Er war Oberbürgermeister von London.«
Sie schritten durch die Salons, verließen das Gebäude auf der Seite zur Rue Cambon und winkten ein Taxi herbei.
»Ich gebrauche die List galanter Damen«, erklärte die Baronin. »Wenn Sie aber erst das Viertel und die Örtlichkeiten kennen, werden Sie verstehen, daß man nur in einem bescheidenen Fahrzeug hinkommen darf. Ich möchte auch meinen Chauffeur nicht ins Vertrauen ziehen.«
Das Taxi fuhr die Seinequais entlang zum Rathaus, bog kurz vor der Bastille links ein und fuhr über die Rue Saint-Antoine in die Rue de Turenne. Die Baronin zog ein kleines Seidentuch aus ihrer Handtasche und schlang es Osmonde über die Haare. Ihr Hut war so einfach und elegant wie ihre Kleidung. Sie ließ den Fahrer an der Ecke der Rue Saint-Gilles halten, wo Osmonde unter einem steinernen Altarhimmel eine Statue der Madonna mit dem Jesuskind entdeckte.
Zu Fuß gingen sie in die Rue Villehardouin. Die Baronin stieß die Tür an einem unauffälligen Häuschen auf. Keine Tafel bezeichnete irgend etwas. Ein winziger Gang führte zu einer steilen Treppe. Rechts öffnete sich ein Schalterfenster, ein Kopf unter einer blauweißen Haube erschien; es war eine Frau im kanonischen Alter mit rosigem Gesicht, hellem Blick und einer Stahlbrille.
»Die Frau Baronin!« rief sie mit verzückter Miene.

Die Baronin winkte freundlich ab, obwohl in der Loge nur eine unscheinbare alte Frau saß. Die Pförtnerin des Judenbades stieß eine Glastür auf und eilte auf die beiden Besucherinnen zu. Über ihrem Kleid trug sie eine weite, ebenfalls blauweiße Kittelschürze. Sie flüsterte der Baronin zu, sie habe ihre Botschaft erhalten, freue sich aber genauso sehr, als wäre sie überraschend gekommen. Neugierig blickte sie Osmonde an und fragte, wie es Fräulein Rachel gehe.

»Sehr gut«, antwortete die Baronin etwas kurz. »Ich habe versäumt, Frau Siméon, Ihnen meine zukünftige Schwiegertochter vorzustellen.«

»So ein hübsches Fräulein!« rief die Pförtnerin. »Ich werde zum Ewigen beten um ihr Wohlergehen. Die Frau Baronin hat Glück gehabt!«

Frau Siméon führte ihre Besucherinnen den angrenzenden Gang entlang zu einem Badezimmer, in dem ein altertümlicher Boiler angeheizt war.

»Ist dies das rituelle Bad?« fragte Osmonde und deutete auf eine Badewanne.

»Nein, mein Kind«, entgegnete die Baronin, »hier ist das Sauberkeitsbad, das dem Tauchbad vorangehen muß. Es enthält gewöhnliches Wasser, während im Tauchbad größtenteils Regenwasser ist. Das Tauchbad wird auch nicht in einer Badewanne, sondern in einem Becken genommen.«

»Ich bin keine Existentialistin«, sagte Osmonde, »das Sauberkeitsbad ist für mich nicht nötig, denn ich bade jeden Morgen und jeden Abend.«

»Daran zweifeln wir nicht, meine Liebe, aber vor dem rituellen Bad muß man trotzdem hier baden.«

»Ich merke, daß die junge Dame nicht Bescheid weiß«, sagte die Pförtnerin mit einem liebenswürdigen Lächeln.

»Nein, sie ist nämlich noch nicht Jüdin«, erklärte die Baronin. »Sie wird es mit ihrer Heirat, und zuvor durch das Tauchbad. Sie sehen, wie wichtig Sie sind, Frau

Siméon! Aber die Hochzeit wird noch nicht morgen gefeiert, wir kamen nur zu einer Probe her.«
»Welche Freude, welche Ehre für mich!« sagte die Pförtnerin, »welch ein Segen für Sie, Frau Baronin! Sicherlich wird das hübsche Fräulein mit Ihrer Hilfe eine gute, praktizierende Jüdin bleiben, die die Vorschriften einhält, vor allem hinsichtlich des Tauchbades nach dem Niddazustand. Aber wahrscheinlich wird es mir nicht vergönnt sein, sie nach der Hochzeitsnacht ins Tauchbad zu führen.«
»Ich hoffe, meine liebe Osmonde, daß Sie das rituelle Bad nicht versäumen werden, wo Sie sich auch befinden«, sagte die Baronin. »Ich werde Ihnen die Städte mit Tauchbädern in den Ländern angeben, in die Sie Ihre Hochzeitsreise führt, und Sie werden nicht in ein Land fahren, in dem es keine gibt.«
»Wie unsere Weisen sagen, ist das Tauchbad ein solcher Segen, daß man eine Synagoge verkaufen darf, um eines zu bauen«, sagte Frau Siméon.
»Meerwasser ist so rein wie Regenwasser und kann denselben Zwecken dienen«, fuhr die Baronin zu ihrer zukünftigen Schwiegertochter gewandt fort, »da aber das rituelle Bad vorherige Körperpflege und vollständige Nacktheit erfordert, kann man es nicht leicht an einem Strand nehmen.«
Frau Siméon blickte begeistert zwischen der Baronin und Osmonde hin und her.
»O wie schön ist das Judentum!« rief sie. »Sie sind in einer guten Schule, gnädiges Fräulein. Denken Sie doch, die Frau Baronin ist nicht mehr zum Tauchbad verpflichtet, seit sie Witwe ist, und trotzdem nimmt sie es noch aus Frömmigkeit. Ihre Sekretärinnen hält sie ebenfalls dazu an, auch wenn sie nicht verheiratet sind. Fräulein Rachel kommt jeden Monat her. Wenn unsere Damen alle der Frau Baronin glichen . . . Aber ach, regelmäßig kommen nur die einfachsten Frauen, Jüdinnen aus Mittel-

europa oder zur Zeit aus Nordafrika. Die Baroninnen de Rothschild sehen wir nur bei ihrer Hochzeit, später niemals mehr. Wahrscheinlich haben sie keine Zeit, aber die Frau Baronin nimmt sich eben die Zeit.«

»Bald werden Sie die Christin bei sich sehen, die konvertiert, weil sie Baron Edmond heiratet«, sagte die Baronin.

»Die Tochter des Polizisten? Ihr Besuch ist schon angekündigt. Nicht zum ersten Male bekehren wir eine zukünftige Baronin Rothschild. Schon vor dem Krieg führte ich die Baronin Alain zum Tauchbad und die Baronin Philippe, beide waren Götzendiener, wollte sagen Christen – die arme Baronin Philippe! . . . – aber zum ersten Mal kommen im gleichen Jahr eine zukünftige Baronin de Goldschild und eine zukünftige Baronin de Rothschild zum Tauchbad. Bestimmt wird sie nicht so bezaubernd sein wie Sie!«

»Sie sind zu gütig, Frau Siméon«, sagte Osmonde.

»Ich habe ein gutes Gedächtnis, und ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß Sie die Königin meiner fünfundvierzigjährigen Tätigkeit im rituellen Bad sind.«

»Fünfundvierzig Jahre hier in der Rue Villehardouin?«

»Gewiß. Mein Mann war Elsässer und kam 1914 über die Grenze, um sich freiwillig zu melden. Er wurde verwundet und ausgezeichnet. Als am Anfang der Besatzungszeit junge Leute vor dem Haus spektakelten und schrien: ›Nieder mit den Juden!‹, sagten die Nachbarn: ›Sie sind genauso Franzosen wie ihr‹! Damals entfernten wir die hebräische Tafel an der Tür. Wir ließen sie einfach fort und blieben unbelästigt. Einige Zeit lang erhielten wir sogar Kohle, und dann gab es keine Juden mehr. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie mit solchen Dingen behellige.«

»Sie gehören zum Judentum«, sagte Osmonde.

»Heute, mein liebes Kind«, sagte die Baronin, »werde ich Ihnen helfen, aber am offiziellen Tag wird es Frau

Siméon tun. Ihr Zeugnis wird Ihr Eintauchen vor drei Rabbinern beglaubigen.«
Verblüfft sah Osmonde die Baronin an:
»Vor drei Rabbinern?«
»Ich habe mich ungeschickt ausgedrückt«, sagte die Baronin. »Frau Siméons Zeugnis gilt als Beglaubigung vor drei Rabbinern, aber das Bad nehmen Sie natürlich nur in Frau Siméons Beisein. Wir wiederholen nicht die Szene von Susanna und den drei Greisen.«
»Es ist ein denkwürdiger Tag!« sagte Frau Siméon.
»Das kann ich mir vorstellen«, rief Osmonde. »Vielleicht kommt auch Brigitte Bardot einmal zu Ihnen, wenn sie Robert Hossein oder Sami Frey oder Bob Zaguri heiratet, wie das Gerücht vermeldet!«
»Marilyn Monroe nahm in New York das Tauchbad vor ihrer Hochzeit mit Arthur Miller«, sagte die Baronin, »Elizabeth Taylor vor ihrer Hochzeit mit Mike Todd, May Britt vor ihrer Hochzeit mit Sammy Davis.«
»Soll ich das Wasser einlaufen lassen, Frau Baronin?«
»Ja bitte, Frau Siméon.«
Frau Siméon drehte die Wasserhahnen auf, legte einen Bademantel, Handtücher und einen Waschlappen bereit und deutete auf verschiedene Dinge auf dem Tisch: Seife, ein feiner Kamm, ein grober Kamm, eine Schere, eine Nagelfeile, ein Ohrenreiniger, ein Bimsstein, eine Pinzette, eine ganz neue Zahnbürste im Etui, eine Tube Zahnpasta, ein Fläschchen Nagellackentferner.
»Hier liegt alles, was Sie brauchen«, sagte sie zu der Baronin.
»Danke. Ich rufe Sie, wenn wir zum Tauchbad gehen.«
Die Pförtnerin zog sich mit einer Verbeugung zurück.
»Im allgemeinen«, sagte die Baronin, »gibt die Mutter der Tochter die nötigen Anweisungen. Frau Siméon würde gern Ihre Mutter vertreten, aber ich nehme an, daß Sie mir den Vorzug gestatten.«

»Gewiß«, sagte Osmonde und knüpfte langsam ihr Kopftuch auf. »Im Judentum kann es also vorkommen, daß eine Schwiegermutter ihre zukünftige Schwiegertochter nackt sieht?«

»Warum nicht? Zwischen Ihnen und mir gibt es keine Geheimnisse mehr. Vielleicht wundern Sie sich über das bescheidene Aussehen dieses Judenbades, des einzigen in Paris, während es in Brüssel zwei gibt. Das Judentum setzt sich über Luxus hinweg. Mir sind diese Gelegenheiten lieb, bei denen ich mich an unsere Ursprünge erinnere.«

Sie trat zur Badewanne und prüfte das Wasser.

»Möchten Sie das Bad warm oder heiß?«

»Warm«, antwortete Osmonde, die sich entkleidete und ihr den Rücken zuwandte.

»Hübsche Unterwäsche. Zu allem übrigen sage ich nichts, obgleich ich davon wahnsinnig werden könnte. Nehmen Sie schnell den Bademantel um und gehen Sie ans Waschbecken. Sie müssen sich mit dem Waschlappen das Gesicht seifen, um auch die geringste Spur von Schminke und Puder zu entfernen, und Sie müssen Ihre Nägel vom Nagellack reinigen. An Ihrer Hand ist ein Tintenfleck, dafür liegt hier der Bimsstein. Reiben Sie an Ihrer Ferse die rote Quecksilbertinktur ab und reißen Sie das Pflaster an dieser Zehe weg.«

»Mein Schuh drückte mich«, gestand Osmonde etwas verwirrt von dieser Musterung.

»Für das Tauchbad muß man vollkommen nackt sein. Deshalb legen Sie auch Ihren Ring ab wie Ihre Ohrringe, wenn Sie einmal welche tragen.«

Osmonde gehorchte all diesen Befehlen. Die Baronin erfüllte die Pflichten der Kammerzofe und trocknete ihr das Gesicht mit einem Handtuch ab. Dann reichte sie ihr den Ohrenreiniger:

»Ihre Ohren sind natürlich sauber, aber es ist Vorschrift,

so zu verfahren, als sei man nicht sauber. Jetzt putzen Sie sich die Zähne. Ich habe sogar Faden zum Reinigen der Zähne mitgebracht. Fromme Jüdinnen essen am Tage des rituellen Bades kein Fleisch, um sicher zu sein, daß die Bürste keine Faser zurückläßt.«
»Soll ich meine Haare waschen?« fragte Osmonde, die in einer Ecke einen Fön bemerkte.
»Es genügt, wenn Sie sich mit dem groben und dem feinen Kamm kämmen, damit auch nicht der kleinste Wirrwarr, das kleinste Löckchen bleibt. Warten Sie, ich werde es für Sie tun.«
Die Baronin kämmte und glättete die schönen blonden Haare. Sie tauchte ihr Gesicht hinein und roch daran.
»Ein köstlicher Duft«, murmelte sie.
Sie ließ ihren Kopf einige Sekunden auf der Schulter des Mädchens ruhen und atmete hörbar. Dann griff sie nach ihrer Hand und hauchte einen Kuß darauf.
»Oh!« sagte sie daraufhin laut, als wolle sie sich wieder fassen, »diese hübschen, mandelförmigen Nägel können nicht erhalten bleiben. Schneiden Sie sie kurz, beginnen Sie an der linken Hand mit dem Ringfinger, dann kommen Zeigefinger, kleiner Finger, Mittelfinger, Daumen. Gut. Jetzt die rechte Hand umgekehrt: Daumen, Mittelfinger, kleiner Finger, Zeigefinger, Ringfinger. Schneiden Sie nun Ihre Fußnägel in derselben Reihenfolge!«
Als Osmonde glaubte, sie sei fertig, und den Bademantel ablegte, hielt sie die Baronin noch einen Augenblick zurück, ließ sie die Arme heben, kämmte ihre Achselhaare und bat sie, die Haare an einer intimeren Stelle selbst zu kämmen.
»Noch nie habe ich ein überflüssiges Bad so sehr verdient!« sagte Osmonde und streckte sich wohlig im warmen Wasser aus.
Die Baronin setzte sich und zündete eine Zigarette an.
»Wir schreiten in der Vertrautheit weiter fort, die hier

vielleicht noch wunderbarer ist als in der Avenue Foch. Wir sind allein. Unsere Persönlichkeiten erhalten ihren echten Wert. Nichts lenkt uns ab.«
Osmonde verglich Sauls Bemerkung über die Bedeutungslosigkeit des äußeren Rahmens mit diesen Worten.
»Haben Sie mit Ihrer Frau Mutter schon über Ihre Konversion gesprochen?« fragte die Baronin.
»Ich warte auf einen günstigen Augenblick«, wich Osmonde aus.
Sie wollte nicht gestehen, daß sie im Gegenteil alles tat, um peinliche Erklärungen hinauszuschieben.
»Muß man Unterricht im Judaismus nehmen, ehe man übertritt?«
»Wir sind nicht sehr anspruchsvoll. Eine zu diesem Zweck ernannte Kommission wird sich überzeugen, daß Sie die Grundlagen unserer Religion kennen, die Einhaltung des Sabbats und des Niddazustands, das Verbot des mit Sauerteig gebackenen Brotes in der Passahwoche und das Verbot, nichtkoschere Speisen zu genießen. Es ist auch gut, wenn man die wichtigen Daten der jüdischen Geschichte weiß. Manchmal zieht man die Sache in die Länge, um die Festigkeit des Entschlusses zu prüfen, aber in interessanten Fällen geht es schnell. Ich werde Sie mit einem Rabbiner am Konsistorium bekanntmachen – Rabbiner Warchawsky, ein gebürtiger Pole, der ein guter Talmudist sein soll –, und es wird rasch vorübergehen. Verhält sich übrigens Saul nicht wie Ihr charmanter Rabbiner?«
»Er hat mich schon vieles gelehrt«, gab Osmonde zu, und es gelang ihr, nicht zu lächeln.
»Sie sind zum Anbeißen hübsch im Bad. Aber Sie müssen sich stehend einseifen. Wenn Sie auch sauber sind wie eine neue Münze – bringen Sie sie zum Glänzen!«
»Ich bin sogar sauber wie ein Viertelgulden.«
»Richtig, meine Liebe! Im Tauchbad werden Sie lernen, wie man das spült, was man hier nur seift.«

Osmonde stand in der Badewanne und seifte sich ein, wobei sie der Zuschauerin den Rücken zuwandte.
»Welch merkwürdige Scham, die einen immer nur den Rücken zeigen läßt!« bemerkte die Baronin. »Der Teufel verliert nichts dabei.«
»Wie die Mutter, so der Sohn«, dachte Osmonde. Das »Schönste in Rom« war entschieden auch das Schönste in Jerusalem.
»Bleiben Sie einen Augenblick still stehen«, bat die Baronin, »wenden Sie den Kopf zur Seite, damit ich Ihr Profil sehe. Schließen Sie die Augen. Ich werde Ihnen einen Kuß geben.«
Mit Seifenschaum bedeckt nahm Osmonde die verlangte Haltung ein. Der Gedanke, sich vor der Mutter ihres Liebhabers, ihres zukünftigen Gemahls so zur Schau zu stellen, war prickelnd. Es fiel ihr ein, wie er und sie damals nackt in einem Sonnenstrahl gestanden hatten. Wieder dachte sie an ihn, wie während der Zuneigungsbeweise der Baronin in der Avenue Foch. Sie war ihr dankbar, daß sie ihren Mundwinkel nur schwach streifte, und ließ sich ins Wasser gleiten.
Die Baronin setzte sich wieder und zündete nervös eine zweite Zigarette an.
»Ach, mein Kind, wie glücklich bin ich, daß ich Saul eine so hübsche Frau zuführen und Ihnen einen so hübschen jungen Mann wie Saul schenken kann! Sie erinnern mich an die ferne Zeit, als ich ihn badete, wenn seine Gouvernante nicht da war. Vor seinem kleinen marmorfarbenen, schon muskulösen Körper träumte ich von seiner zukünftigen Gattin; ich war stolz, weil ich ihn auf die Welt gebracht hatte – er war die Frucht so vieler Wünsche und Bemühungen! –, und ich versuchte, mir einen seiner würdigen weiblichen Körper vorzustellen – diesen Körper besitzen Sie. Ich habe – eine Mutter hat alle Rechte – das entzückende Bild seiner Nacktheit im Gedächtnis behal-

ten. Von heute an füge ich ihm das Bild Ahinoams hinzu.«
Osmonde hatte in der Badewanne den Kopf zurückgelegt und ließ ihre schön gekämmten, ganz entwirrten Haare über den Rand hinaushängen. Sie schloß die Augen unter dem Redestrom der Baronin. Ihr zukünftiger hebräischer Name schien eine goldene Krone auf ihr Haupt zu setzen, wie die Kronen der Gemahlinnen jüdischer Fürsten im Exil. Um Sauls willen liebte sie die Baronin, aber auch wegen der Art, in der diese Mutter von ihrem Sohn sprach. Sie empfand die Sinnlichkeit, die die jüdische Atmosphäre bis in die natürlichsten Beziehungen durchdringt. Dieses Volk verstand es, der Geistigkeit jene menschliche Wärme beizugeben, die ihm die intimen Freuden teurer machte und es damit gegen die Antipathie von außen schützte. Osmonde wollte von Saul sprechen, fürchtete aber, zu viel zu sagen. Sie beschränkte sich lieber auf Versicherungen, die sie in überzeugendem Ton vorbrachte:
»Wirklich, gnädige Frau, Sie könnten niemals eine Ihnen mehr zugetane und dankbarere Schwiegertochter als mich haben.«
Wie von einer Feder geschnellt sprang die Baronin auf, ließ ihr Zigarettenetui von Fabergé fallen, ohne es aufzuheben und lief an die Badewanne. Sie stützte die Hände auf den Rand, betrachtete die erschreckte Osmonde und sagte gefaßt:
»Nein, ich küsse Sie nicht mehr. Einmal genügt, es ist sogar schon zu oft.«
Sie richtete sich auf, machte eine Verbeugung in der Art Frau Siméons und sagte lächelnd:
»Wenn das hübsche Fräulein aus dem Bad steigen möchte, werde ich ihm beim Abtrocknen helfen.«
Sie hüllte Osmonde in den Bademantel und rieb sie trokken. Wie vorher beim Kämmen ließ sie ihren Kopf un-

beweglich auf Osmondes Schulter ruhen. Ihre Herzen schlugen im Takt, und plötzlich vernahm die verwirrte Osmonde ein Schluchzen. Sie wandte sich rasch um:
»Weinen Sie, gnädige Frau?«
»Aber nein, wo denken Sie hin?« antwortete die Baronin. »Ich sprach von meinen Wünschen . . . meinen Begierden . . . Wie süß und grausam zugleich ist doch das Begehren! . . . die Selbstüberwindung! . . . Sie werden meine Schwiegertochter, ja, Sie sind es schon. Sie sind ein heiliges Wesen, die Frau eines heiligen Wesens, meines Sohnes. Ich möchte, daß nichts Ihr Zutrauen jemals zerstört. Ich bitte um Nachsicht für Dinge, die Sie vielleicht schockieren. Das Judentum, das den Männern untersagt, die Rolle einer Frau zu spielen, legt es den Frauen nicht zur Last, wenn sie die Rolle des Mannes spielen, ein weiteres Geschenk, das aber mancherlei Probleme aufwirft. Stellen Sie sich vor, zwei Frauen liebten sich, betrachteten sich als verheiratet, hielten die Vorschriften genau ein und hätten ihre Regel nicht zur gleichen Zeit. Welch ein Drama! Welche Komplikationen!«
Osmonde wollte eigentlich lächeln, war aber zu erschüttert.
»Gnädige Frau«, sagte sie, »ich hoffe, daß meine Anwesenheit unter Ihrem Dach Ihnen Linderung bringt.«
»Ja«, sagte die Baronin sehnsüchtig, »Linderung, das ist es! Ich brauche Ihre Jugend, Ihre unerreichbare Jugend! Sie wird glühende Wüsten erfrischen . . . Wüsten, die keine Einsamkeiten sind.«
Sie seufzte und klingelte. Es klopfte. Frau Siméon streckte ihr lächelndes Gesicht herein:
»Möchten die Damen ins Tauchbad gehen?«
Osmonde hüllte sich in den Bademantel, schlüpfte in Pantoffeln und hob das Fabergé-Etui auf, von dem ein Smaragd abgesprungen war.
»Cartier wird das reparieren«, sagte die Baronin. »Einer

seiner jüdischen Juweliere, mit dem ich einmal zu tun hatte, erzählte mir, er habe in Buchenwald die von einem SS-Kommandanten gestohlenen Diamanten wiegen und schätzen müssen. Diese Aufgabe rettete ihn vor dem Tod, aber Sie werden erraten, was er bei dieser Feinarbeit unter den Augen des Grobians dachte, der ihn zwang, ein Schweinekotelett zu essen!«

»Lassen Sie das Bad nicht kalt werden!« mahnte Frau Siméon.

Sie schritten durch den Gang.

»Damit Sie ungestört sind«, fuhr die Pförtnerin fort, »habe ich die anderen Damen in den ersten Stock geschickt und das Erdgeschoß für Sie reserviert.«

Sie gingen durch einen Raum mit leeren Kabinen rechts und links und kamen zu einem ein paar Quadratmeter großen Becken von eineinhalb Meter Tiefe. Die weißen Wandkacheln spiegelten sich im durchsichtigen Wasser. Frau Siméon deutete auf den riesigen Stöpsel unten an der Wand:

»Hier kommt das Regenwasser herein. Wenn kein Regenwasser da ist, darf auch Brunnen- oder Quellwasser benutzt werden. Der Talmud sagt, für das Tauchbad seien vierzig Sea* Regenwasser erforderlich.«

Sie fügte hinzu, als sage sie eine Lektion auf:

»Wenn sich ein Mann von einem einmaligen Samenerguß reinigt, genügen neun Sea.«

»Kommen auch Männer her?« fragte Osmonde erstaunt.

»Ja, gnädiges Fräulein, morgens. Jeder Jude sollte nach ehelichen Beziehungen das Tauchbad nehmen, aber das wäre zu schön! Man mildert die Pflicht, um die Häufigkeit der Beziehungen nicht herabzusetzen. Esra, unser zweiter Mose, bestimmte, der Mann brauche es nur zu nehmen, wenn es in seinem Umkreis ein solches Bad gibt.

* 1 Sea entspricht ungefähr 13 Liter

Pflicht ist es aber weiterhin für den Mann, der ›zab‹ ist und für den, der ›kiri‹ ist.«
»Erklären Sie es der jungen Dame kurz«, sagte die Baronin belustigt.
»Ich kenne den Niddazustand«, sagte Osmonde, »aber damit ist es aus mit meinem Hebräisch.«
»Zab ist der Mann, der eine bestimmte, in der Thora erwähnte Krankheit hat – den Tripper«, murmelte sie. »Sieben Tage nach seiner Heilung muß er das Tauchbad nehmen. Kiri ist, wer ... wen ... wie soll man sagen?«
»Sie haben es schon gesagt«, half die Baronin nach.
»Es ist der Mann, der sich im Schlaf verunreinigt. Kiri hat nichts mit Harakiri zu tun.«
»Kommen viele Zabs und Kiris?« fragte Osmonde.
»Oh! Nur fromme Juden befolgen die Vorschriften«, wich Frau Siméon aus.
»Sie werden sich denken können, mein liebes Kind, daß unsere Barone niemals zab sind«, fügte die Baronin hinzu.
»Aber sie können kiri sein«, fuhr Frau Siméon fort. »Ich kann es den Baroninnen noch so oft sagen, wenn ich sie vor ihrer Hochzeit bade. Sie lächeln, sie versprechen, aber später – nichts davon! Man sieht weder Baroninnen noch Barone mehr. Die Frau Baronin ist die einzige, die manchmal den armen Baron de Goldschild zu mir schickte – Schalom!«
»Er neigte dazu, kiri zu sein, Frau Siméon ... kiri wie ein junger Mann mit überschießendem Saft. Ich habe Ihnen von seinen Treulosigkeiten erzählt, meine liebe Osmonde, aber ich habe Ihnen nicht gesagt, daß er, wenn ich im Niddazustand war, oft nicht mehr wußte, was er tun sollte. Ich bin überzeugt, daß sein Sohn seiner würdig ist. Sie werden sich nicht zu beklagen haben.«
Osmonde fühlte sich zum Erröten verpflichtet, aber nicht zu der Feststellung, sie hielte jede Klage dieser Art für

überflüssig. Frau Siméon schien von der Unterhaltung angeregt:
»Das hübsche Fräulein wird schon noch erfahren, was ein jüdischer Ehemann ist. Ich hoffe, daß Brigitte Bardot schließlich einen ihrer jüdischen Liebhaber heiratet. Inzwischen weiß sie, was sie tut. Wir sind so empfindsam . . .«
Osmonde mußte bei dem Gedanken lächeln, daß Saul in Megève dasselbe gesagt hatte.
»Hat die Frau Baronin die Broschüre unseres Glaubensgenossen Vinescou, Preisträger der Académie française, gelesen, der in Israel den Namen Abraham Barouch annahm?«
»Wie?« fragte Osmonde, »die Juden ändern in Israel ihre Namen?«
»Ja«, antwortete die Baronin, »sie nehmen wieder biblische Namen an. Selbst hier verpflichtet mein Vetter Edmond de Rothschild zuweilen seine Mitarbeiter, die sich französische Namen beigelegt hatten, ihre jüdischen Namen wieder zu führen.«
»Was für ein Durcheinander!« sagte Osmonde und dachte an Georges, der wegen Herrn de Bouquinquant die Französierung jüdischer Namen billigte.
»Barouch schätze ich sehr, weil er die Liga der Gewaltlosigkeit gründete«, fuhr Frau Siméon fort, »aber ich mißbillige, daß er gegen die Verurteilung Eichmanns war (er sagte, man sollte ihn lieber dreiundachtzigtausend Jahre leben lassen, damit er als Beispiel eines unsterblichen Ungeheuers diene, denn ›ein Löwe, ein Tiger, ein Wolf‹ verschlängen in zwei Wochen nur drei Juden, so daß also für sechs Millionen Juden dreiundachtzigtausend Jahre erforderlich wären). Barouch forderte von Ben Gurion einen Volksentscheid gegen den Händedruck . . .«
»Gegen den Händedruck!« rief die Baronin und faßte Osmondes Hände.

»... gegen den Händedruck, der ›elektrische Ströme zwischen Mann und Frau‹ vermittelt ...«
»Solange er den Händedruck zwischen Frauen gestattet ...«, sagte die Baronin.
»... und gegen die ›erotische Liebe in der Form des Kusses und der Liebkosung‹.«
»Immer die jüdische Maßlosigkeit!« sagte die Baronin.
»Es handelt sich lediglich um die Beziehungen zwischen den Geschlechtern«, schränkte Frau Siméon ein. »Ich habe mich unvorsichtigerweise auf dieses Thema eingelassen, um dem hübschen Fräulein zu zeigen, daß die Nerven – alle Nerven – eines Juden an der Hautoberfläche sitzen.«
»Bei den Jüdinnen nicht so sehr«, sagte die Baronin leise.
Osmonde atmete wie in einem Rausch diesen dem Judentum eigenen Geruch ein – der dem »Judengeruch« gar nicht glich –, einen Geruch nach Geschlechtlichem und Religion, nach Lustspiel und Tragödie, nach Reichtum und Einfachheit, wie sie ihn mit Saul schon bei Régine verspürt hatte. Auf den groben Fliesen im Badezimmer hatte der von einem kostbaren Goldetui abgebrochene Smaragd gelegen und hatte Bilder von Buchenwald heraufbeschworen; hier, am Rande dieses kristallklaren Wassers, wo man sich die Götter des Scherzes, der Freude und der Liebe beim Schäkern vorstellen konnte, mußte man noch über den Leichnam Eichmanns steigen. Ein anderes, näherliegendes Bild kam ihr in den Sinn: die Kiris und Zabs.
»Wechseln Sie jedesmal das Wasser?« fragte Osmonde Frau Siméon.
Die Pförtnerin zuckte zusammen.
»Was fragen Sie da, gnädiges Fräulein? Würde man zur Reinigung unreines Wasser geben?«
»Entschuldigen Sie meine Neugier«, sagte Osmonde, »wie kommen Sie zu so viel Regenwasser?«

Frau Siméon schien in die Enge getrieben.
»Es ist schwierig, immer das erforderliche Regenwasser zu beschaffen. Es schüttet ja nicht das ganze Jahr hindurch wie mit Kübeln. Wenn man nicht genug Regenwasser hat, fügt man Leitungswasser hinzu, aber es ist immer ein Minimum an Regenwasser dabei.«
»Könnten Sie nicht Mineralwasser verwenden?«
»Diese Frage wurde unseren Rabbinern gestellt, aber ihre Meinungen sind geteilt. Es gibt koscheren Wein, aber kein koscheres Mineralwasser.«
»Manchen jüdischen Mineralwassern wie Perrier, Charrier, Contrexéville könnte man trauen«, sagte die Baronin.
»Wahrscheinlich, aber diese Notlösung würde ich nicht empfehlen, und außerdem käme es zu teuer. Ich gehe jetzt, Frau Baronin, wenn Sie mich nicht mehr brauchen.«
»Kommen Sie bitte nachher ins Badezimmer und bedienen Sie den Fön.«
Wieder machte Frau Siméon ihren Bückling und verschwand. Osmonde legte den Bademantel ab und wollte die Stufen zum Wasser hinabsteigen.
»Immer eilig!« tadelte die Baronin. »Zuerst werde ich Ihnen zeigen, welche Stellungen Sie einzunehmen haben. Legen Sie den Bademantel noch einmal um, den Gürtel brauchen Sie nicht zu knüpfen. Sie haben mir nichts zu verbergen, ich kenne Sie schon besser als Saul, den ich seit den Jahren seiner Kindheit nicht mehr nackt gesehen habe.
Gehen Sie mitten ins Becken – man muß in der Mitte stehen, damit man die Wände nicht berührt. Dann hocken Sie sich langsam mit ausgestreckten Armen nieder – man darf den Körper nicht mit den Händen berühren – und tauchen Sie dreimal hintereinander den Kopf ins Wasser. Die Aufseherin gibt acht, daß kein Haar oben schwimmt; wenn auch nur ein einziges Haar nicht untertaucht, ist

das ganze ungültig. Sehr gewissenhafte Menschen tauchen bis zu siebenmal, aber das ist unnötig. Behalten Sie beim Untertauchen Mund und Augen offen, damit das Wasser Ihren ganzen Körper umspülen kann, so weit er ihm zugänglich ist. Achten Sie auch darauf, wenn Sie sich niederkauern, daß sich keine Falte bildet, die das Wasser nicht erreicht. Machen Sie sich so breit wie möglich, damit es in Ihre beiden verborgenen Öffnungen eindringt wie in Ihre Augen, Ihre Nase, Ihren Mund und Ihre Ohren. Machen Sie hier auf den Fliesen eine Trockenübung, damit ich sicher bin, daß Sie verstanden haben. Wenn Sie im Wasser sind, ist es für einen Rat zu spät. Auf diese Weise wird das Tauchbad zum Bad der Bathseba und nicht der Venus. König David wäre sicher gern an meiner Stelle gewesen. Saul wird es nie sein.«

Osmonde ging mit ausgebreiteten Armen langsam in die Hocke und stellte sich vor, sie treibe schwedische Gymnastik.

»Die Beine spreizen, die Arme so horizontal wie möglich halten!« befahl die Baronin wie eine Sportlehrerin. »Bravo! Sie haben erraten, daß man sich zuerst auf die Zehenspitzen vorbeugt, damit sich die Ferse vom Boden löst, aber dann lassen Sie sich auf die Fersen nieder, damit die Zehen frei werden. So wird das Wasser Ihren ganzen Fuß umspülen. Mogeln Sie nicht, hüten Sie sich, auf Ihren Fersen zu sitzen! Zwischen dem Schenkel und der Wade muß eine Handbreit Platz bleiben.«

Die Baronin erklärte mit einer Geste, was sie meinte, aber Osmonde verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Fliesen.

»Ich glaube«, sagte die Baronin, »der Bademantel behindert Sie. Legen Sie ihn ab und fangen Sie von vorn an!«

Osmonde war nackt. Mit einer Hand drückte die Baronin sie nieder und stützte sie mit der anderen Hand

unter dem Gesäß in der richtigen Höhe für das rituelle Bad. Ohne loszulassen beugte sie sich zu ihr und sagte:
»Jetzt werden Sie mich küssen, aber ich gebe Ihnen den Kuß nicht zurück.«
Osmonde hob den Kopf und küßte sie in dieser seltsamen Stellung.
»Wenn Sie unter Wasser sind«, sagte die Baronin mit erstickter Stimme, »sprechen Sie folgendes Gebet: ›Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns geheiligt hat durch seine Gebote und uns die Reinigung geboten hat‹.«

VII

Noch munterer als beim erstenmal ging Georges wieder zu Pater Brissac. Er trug keine Bombe bei sich, kam aber zu einem neuen Vorstoß. Die Rue Monsieur, in der sich der Sitz der Zeitschrift *Etudes* befand, rief ihm jetzt eine Reihe weiterer Persönlichkeiten ins Gedächtnis. Baronin de Rothschild, die Megève geschaffen hatte, besaß hier ein Palais, Graf Ostrorog, der eine Adoptivtochter von Sir Basil Zaharoff geheiratet hatte, besaß hier eine Wohnung. Der Schatten dieses Griechen jüdischer Herkunft mit dem Beinamen »der große Geheimnisvolle Europas« interessierte den Griechenfreund in Georges, da Sir Basils Ränke Griechenland in den unglücklichen Kleinasienkrieg von 1922 gestürzt hatten, der mit der Austreibung von anderthalb Millionen Griechen endete. Dieser Magnat der Maschinengewehre und Kanonen, Gemahl einer Bourbonin, Träger des Großkreuzes der Ehrenlegion, Ritter des Bath-Ordens erinnerte sich zu-

weilen daran, daß er dem Volk des rituellen Bades angehörte und als kleiner Geldwechsler in Stambul angefangen hatte. Nicht nur für großherzige Spenden an jüdische Wohltätigkeitsvereine und für regelmäßige Unterhaltungen mit dem Oberrabbiner öffnete er seinen Geldschrank in der Einsamkeit seines Zimmers und nahm ein paar Goldstücke heraus, die er lange klingen ließ. »Das ist meine Musik«, hatte ein Londoner Rothschild zu einem Musiker gesagt und dabei mit Münzen in seiner Tasche geklimpert.

Pater Brissac, der rauhe Töne vorzog, war heute ein einziges, zuckersüßes Lächeln. Mehrere Bücher lagen aufgeschlagen auf seinem Tisch.

»Sehen Sie, Herr Sarre, wie ein guter Sportler habe ich mich auf Ihren Besuch mit gesunder Lektüre vorbereitet – Julien Green, Jules Isaac. Schade, daß der letztere vor kurzem starb. Sein Versöhnungseifer war rührend. Er legte sich mit aller Welt an und teilte rechts und links Hiebe aus wie eine Krähe, die Nüsse aufhackt. Unser Daniel-Rops milderte auf seine Bitte den Abschnitt über die Juden in *Jésus et son temps* (Jesus und seine Zeit), und Jules Isaac dankte ihm dafür. Er hatte seinen Dank verschwendet. Während im Krieg alle guten Katholiken nur darauf sannen, den Juden zu helfen, auch wenn sie sie nicht leiden konnten, nützte Rops den Augenblick, um im Namen der ›unerträglichen entsetzlichen Kreuzigung‹ ätzende Tränen über sie hervorzupressen. Als er erfuhr, daß ›sein alter Meister‹ Isaac, dem von Pius XII. nur eine kurze Audienz gewährt worden war, Johannes XXIII. zwei Stunden Zeit stahl, erleuchtete ihn die Gnade. Er forderte uns auf, vor ›dem Gesicht des verfolgten Israel‹ an ›ein anderes, von Blut und Speichel beschmutztes Antlitz‹ zu denken. Ach, der gute Apostel! Julien Green tat es ihm nach, und Jules Isaac freute sich ebenfalls, denn er hatte das alles in Bewegung gebracht.«

»Julien Green ist ein ungekannter Jude«, sagte Sarre und erklärte damit die Bedeutung, die er diesen Worten beimaß. »Daniel-Rops wohl auch, denn sein richtiger Name Petiot ist die Verkleinerung von Petit, einem Namen, den Juden oft trugen.«

Der Pater setzte ein geheimnisvolles Lächeln auf, als er äußerte, die ungekannten Juden seien ihm teurer als je. Er fügte hinzu:

»Sie erinnern mich an jenen Doktor Petiot, der die Juden verbrannte und ausraubte, als sie zu ihm strömten, weil er ihnen versprochen hatte, er würde sie vor den Deutschen retten. Ich verstehe jetzt, warum Green in seinem Tagebuch erklärte, das Judenproblem ›liege ihm am Herzen‹. Er warf sich vor, leichtfertig vom jüdischen Volk gesprochen zu haben, und tat Abbitte. ›In den Konzentrationslagern wurde Jesus geschlagen ... Warum können wir uns nicht alle am Auferstehungsmorgen zusammenfinden und Israel (oder Isaac) umarmen, wortlos, weinend? Nur Tränen haben nach Auschwitz noch einen Sinn.‹ Meine Güte! Man könnte glauben, die Christen hätten die Juden nach Auschwitz geschickt, dabei waren es die Antichristen, die Nazis! Das Ganze ist ein Sieg der Juden: Es ist ihnen gelungen, die Christen zu einem umfassenden Schuldbekenntnis zu bringen und sie allesamt anzuklagen. Einst war nach Pater Gratry ›Europa im Zustand der Todsünde seit der Teilung Polens‹; für die Juden und ihre Eiferer verhält es sich so seit Auschwitz. Beim Konzil beklagt Kardinal Cushing, Erzbischof von Boston, unsere ›Verbrechen‹, aber wer ist am schrecklichen Schicksal der Juden durch die Jahrhunderte schuld, wenn nicht sie selbst? Sie wollten sich am Rand der christlichen Gesellschaft halten und gleichzeitig mitten in ihr leben; die Araber bleiben wenigstens draußen. Das ist die Tragödie des Judentums, die andauern wird, solange es Juden gibt.

Ich räume Ihnen ein, daß der Ausdruck christliche Kultur als Bezeichnung der westlichen Kultur nur relativ bedeutsam ist. Aber der Schein trifft doch zu, und die christliche Ordnung regiert, der Papst ist immer noch die höchste moralische Autorität der Welt, seine Nuntien sind Dekane des diplomatischen Corps, das Christentum, innerlich zwar schwächer werdend, entwickelt sich äußerlich – in England, in Holland, in den Vereinigten Staaten ... Auch überall sonst behaupten sich die Religionen gegen die Hydra des Materialismus, die Buddhisten in Vietnam, in China ... Die offiziell atheistische UdSSR mit ihrem streitbaren Atheismus konnte die Orthodoxie nicht ausrotten.«

»Sie konnte auch das Judentum nicht ausrotten«, sagte Sarre.

»Aber sie beginnt, die Synagogen einzureißen, und verschont die Kirchen. Es besteht also trotz den Nacheiferern unseres allerheiligsten Vaters in der ganzen Welt stillschweigende Übereinstimmung, die Juden für Fremdlinge zu halten, für einen Staat im Staate, der die Integrität der Staaten gefährdet.«

»Unsere Könige waren nicht dieser Meinung. Heinrich II. war der erste, der die Juden von Bordeaux beschützte und ihnen Gewerbefreiheit gewährte. Sie wurden weder in der Bartholomäusnacht noch beim Widerruf des Edikts von Nantes verfolgt.«

»Natürlich nicht unter Ludwig XIV., denn Ludwig XIII. hatte sie ausgewiesen!«

»Ja, aber wie immer waren sie gleich wieder zurückgekehrt ... und Ludwig XVI. befreite sie vom Leibzoll.«

»Napoleon begriff, daß man ihnen Grenzen setzen mußte.

Laßt sie einen Fußbreit bei euch nehmen,
bald werden sie sich vier genommen haben.

Vor kurzem veröffentlichte ein Abbé ein Buch mit dem

barmherzigen Titel *Les juifs, mes frères* (Die Juden, meine Brüder). Wir werden wohl lange warten müssen, bis ein Jude schreibt: *Mes frères, les chrétiens* (Meine Brüder, die Christen)! Bei unserem letzten Gespräch kündigte ich Ihnen an, daß wir demnächst unsere Archive und unseren Kalender abändern müssen, um uns ihnen angenehm zu machen. Die Sache ist im Gang. Der heilige Simon von Trient ist zwar noch nicht verbannt, aber in Trient wurde seine Kapelle in der Peterskirche geschlossen. Sein Reliquienschrein und das Glasfenster mit seinem Martyrium werden ins Museum geschafft; dafür wird ein Mose gewidmetes Glasfenster eingesetzt und ein Denkmal für Johannes XXIII. errichtet. Damit uns die bisherige Verehrung dieses jugendlichen Opfers der Juden verziehen wird, ließ man auch die Statue der weinenden Synagoge aus der Kirche entfernen. Ihre Tränen hatten den nach dem Mord an Simon gefolterten Juden gegolten.«

Hier unterbrach Sarre Pater Brissac:

»Als ich Pater de Trennes von unserer Unterhaltung erzählte, berichtete ich ihm auch, daß Sie mir aus den Bollandisten vom schrecklichen Tod des kleinen heiligen Simon vorlasen. Er kam auf den Gedanken, den Text selbst zu prüfen, und brachte mir einige Abschnitte, die Sie ausgelassen hatten und die tatsächlich stark sind. So ist zum Beispiel als Grund dafür angegeben, daß die Juden Blut ins ungesäuerte Brot mischten: ›Um den üblen Geruch zu vertreiben, nach dem sie stark stinken.‹ Das kann man nicht ernst nehmen, Herr Pater, auch bei einem Martyrium im 15. Jahrhundert nicht!«

»Die Vorurteile sind einander wert: Wenn es damals Christen gab, die so dumm waren, daß sie an die Wirksamkeit dieses Mittels glaubten, gab es sicherlich auch Juden, die so dumm und so verbrecherisch waren, daß sie es benützten. Was den schlechten Geruch betrifft, so hat der

Fortschritt der Hygiene Ordnung geschaffen, aber zur selben Zeit fragte bei der Disputation von Barcelona zwischen Dominikanern und Rabbinern die Königin von Aragon die letzteren, ›warum sie stinken‹.«

»Die Juden rochen nach Zwiebeln, aber Gott allein weiß, wonach die Dominikaner rochen!«

»Merkwürdig, daß dieser Vorwurf die Juden verletzt ... und ihre Freunde! In seinen *Textes d'auteurs grecs et latins relatifs au judaïsme* (Texte griechischer und lateinischer Schriftsteller über das Judentum) übersetzte Théodore Reinach den Ausdruck von Ammianus Marcellinus *Judaei foetentes* mit ›schmutzig‹ statt ›stinkend‹. Er irrte absichtlich und fügte sogar die Anmerkung der jüdischen Philologen Joel und Loeb ein, die eine andere Lesart vorschlugen.«

»Noch eine Frage, Herr Pater: Sie spielten auf die Wunder des heiligen Simon von Trient an, aber Sie sagten mir nicht auf welche. Eines bestand darin, daß er eine Bucklige von ihrem Buckel befreite.«

»Ich habe Ihnen schon früher geantwortet: Man glaubt oder glaubt nicht an Wunder. Ich merke aber, daß Pater de Trennes und ich uns zu Ihrer Ehre und hoffentlich auch zu Ihrer Erbauung ergänzen. Wenn er Sie über das Konzil unterrichtet, bei dem eine Erklärung über die Juden vorbereitet wird, müssen Sie wissen, daß so etwas nicht von selbst entsteht. Vergessen Sie nicht: Unser Konfrater Kardinal Bea war der Beichtvater Pius' XII. Welcher Christ, ausgenommen die schwankenden und opportunistischen, kann sich zu einem solchen Widerruf bereitfinden? Die Juden wollen uns die angebliche Versöhnung teuer bezahlen lassen. Sollen Sie sich doch zuerst einmal mit den Arabern aussöhnen, für die das Christentum ebensowenig wie für die Sowjets oder für Hitler eine Rolle spielt!«

»Möglicherweise hatte Hitler Luthers kräftige Beleidi-

gungen der Juden noch im Ohr. Auch das war Christentum!«

»Und dabei mögen die Protestanten die Juden, und die Juden werden lieber evangelisch als katholisch! Mir fällt auf, daß die prominenten Juden jüdisch bleiben oder wieder werden.«

»Wie? In der großen Synagoge finden Sie kaum jemanden außer den Rothschilds und den Goldschild, Herr Pater. Paul-Louis Weiller in Südfrankreich lädt seine Gäste zur Sonntagsmesse ein. Bloch-Laîné verficht die Sache der *Action catholique*. Die Lazard und die David-Weill sind übergetreten, eine Schwob d'Héricourt ebenso, Tristan Bernards Sohn ist katholisch geworden. Léon Blum war wie Bergson nahe an der Konversion. Der Enkel von Rechtsanwalt Henry Torrès, der nichts dafür kann, ist vor kurzem zur Erstkommunion gegangen.«

»Einst leugnete Georges Brandès, ein dänischer jüdischer Schriftsteller, die Existenz Jesu und sogar die Existenz Moses. Da ging die Dreyfus-Affäre los, die ihn zu einem glühenden Zionisten machte und geradewegs zu Mose zurückführte. Freud behandelte das Judentum und alle Religionen geringschätzig. Er bekannte aber in Briefen, dasselbe Judentum, allerdings ›seines sakralen Charakters entkleidet‹, sei die Grundlage seines Ehelebens gewesen. Außerdem war er sein ganzes Leben lang Mitglied des jüdisch-freimaurerischen Ordens B'nai B'rith. In London gab es oder gibt es vielleicht noch eine Gesellschaft *For promoting Christianity among the Jews* und eine *Catholic guild of Israel;* man hat nicht erzählen hören, England sei deshalb weniger jüdisch. In Frankreich hatten wir eine Gebetsvereinigung für die Judenbekehrung, die über eine Million Menschen umfaßte, aber viel weniger bekehrte. Juden bekehrt man nicht. Ist es nicht erstaunlich, daß mehrere Religionen, von diesen Bekehrten hinters Licht geführt, besondere Bezeichnungen für sie erfanden?

Sie wurden die Marranen und die ›chuetas‹ Spaniens und Portugals, die ›donmeh‹ der Türkei, die ›jedid-al-Islam‹ Persiens. Wer sich bekehrt, bleibt trotzdem Jude. Drumont sagt es uns: ›Immer wenn sich ein Jude bekehrt, gibt es einen Christen mehr, aber keinen Juden weniger.‹«
»Da ihre aufrichtige Bekehrung ein Anzeichen für das Ende der Welt sein soll«, sagte Georges, »brauchen wir dieses Ereignis noch nicht zu befürchten.«
»Wer weiß, wie eine Prophezeiung auszulegen ist? Aber wozu dienen alle Freundschaftsgespräche, alle Liebesmahle, alle Umarmungen? Sicher nicht dazu, die Juden zu täuschen, sondern uns – und uns zu verderben. ›Lamourette-Küsse‹ führen zur Guillotine. Kurz vor dem Krieg fand im Trocadéro die feierliche Sitzung des Komitees zum Schutz der verfolgten jüdischen Intellektuellen statt. Ich nahm daran teil. Es war ein Idyll, ein Austausch von Blumen. Oberrabbiner Lévy huldigte Kardinal Verdier, Pater Sanson huldigte dem Imam der Moschee von Paris, Pastor Monod huldigte dem Erzbischof der Armenier, der Domherr Desgranges huldigte Bergson, Mauriac huldigte André Spire, der Gemeinderatspräsident Baron de Fontenay huldigte Einstein, und Claude Farrère, der als letzter sprach und niemandem mehr huldigen konnte, erklärte: ›Die bedauerlich niedrige Geburtenziffer in Frankreich veranlaßte uns, mit offenen Armen diese Menschen aufzunehmen, brachten sie uns doch . . .‹ Beifallklatschen hinderte uns, zu erfahren, was uns diese verfolgten jüdischen Intellektuellen zugunsten der französischen Geburtenziffer brachten.«
»Sie brachten den Vereinigten Staaten die Atombombe«, warf Georges ein.
»Und uns brachten sie Hitler. Ihre Vorgänger waren weniger schlimm, denn sie schleppten nur Läuse ein. Es war ein Erlaß des Ministeriums für das öffentliche Gesundheitswesen erforderlich, damit die sauberen Einwan-

derer an der Grenze entlaust wurden. Einem Neugierigen wie Ihnen ist es sicher nicht entgangen, daß 1939 zwei keineswegs faschistische Gemeinderäte von Paris ihre Stimme gegen ›die Verführung zum Laster‹ erhoben, die bei den Franzosen durch die jungen, über den Rhein gekommenen Juden vervielfacht worden war. Es wird Ihnen auch nicht neu sein, daß eine Sittenaffäre hinter dem Mord an dem deutschen Botschaftssekretär vom Rath durch den jüdischen Jüngling Grynspan stand.«

»Jeder Exodus wirbelt Staub auf. Wir haben es während des Auszugs 1940 erfahren, als so viele Ausschweifungen vorkamen. Es gereicht Frankreich zur Ehre, daß es verfolgten Intellektuellen, Juden oder Nichtjuden, Zuflucht bietet. Ich lernte Thomas Mann auf Sizilien kennen im Jahr vor seinem Tod. Er erzählte, er sei mit fast leeren Händen von Deutschland weggegangen und nach einem Aufenthalt in Frankreich bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten so niedergeschlagen gewesen, daß er an Selbstmord gedacht habe. Dabei war er nicht irgendein Intellektueller, sondern ein Nobelpreisträger. Er faßte sich sogleich wieder, ballte die Fäuste und sagte: ›Also gut! Wir werden wieder von vorn anfangen!‹ Der Mut, immer alles wieder neu zu beginnen, ist die Stärke der Juden . . .«

». . . außer wenn sie sich selbst den Tod geben wie der Philosoph Weininger, zwei Töchter von Karl Marx, der Diamantenkönig Barnato, die Financiers Löwenstein und Mannheimer, Minister Jacques Stern, General Mordacq oder die Tochter des Oberrabbiners Weil, die sich vom Eiffelturm stürzte. Aus früherer Zeit wissen wir vom Selbstmord Barons de Reinach während der Panama-Affäre und eines Barons de Rothschild. Welch ein Eingeständnis sittlichen Verfalls!«

»Der Selbstmord war bei edlen Völkern wie den Römern und den Japanern empfohlen. Am meisten erschüttert

uns wohl der Selbstmord des jüdischen Architekten Marmorek am Grabe seiner Mutter. Er war der Bruder des berühmten Arztes am Pasteur-Institut und einer der ersten Zionisten. Sie, Herr Pater, verurteilen die Judenbekehrungsversuche als zum Scheitern bestimmt, ein Versuch aber, der nicht das Proselytenmachen zum Ziel hat, ist vernünftiger, nämlich die Jüdisch-Christliche Freundschaft. Jacques Madaule, Pater Dabosville, Professor Neher in Straßburg sind Menschen guten Glaubens.«

»Wir haben den Papst der Güte, das ist bekannt, und jedermann nützt es aus, aber man sollte sich beeilen. Sie wissen, daß auf gütige Päpste strenge Päpste folgen und umgekehrt. Und im allgemeinen leben die ersteren weniger lang als die letzteren. Schon zur Zeit des römischen Gettos glichen sich die aufeinanderfolgenden Päpste nicht. Ein Papst ließ die Gettotore verriegeln, ein anderer ließ sie offen, einer ließ sie entfernen, einer ließ sie wieder anbringen, aber das Getto blieb immer bestehen. Ich habe Ihnen erklärt, was die berühmte Streichung von *perfidi judaei* wirklich bedeutet. Ich rege mich also nicht übermäßig über die Geschehnisse auf, aber ich beobachte den Gegner, um seinen hinterhältigen Anschlägen zuvorzukommen. Zum Glück ist er recht ungeschickt, was in den führenden kirchlichen Kreisen eine wohltätige Gegenwirkung hervorruft.

Haben Sie es schon gehört? Die Juden und die Versöhnler, die Jules Isaac jetzt von jenseits des Grabes anführt – und vielleicht bald auch der Heilige Vater, falls er seiner besorgniserregenden Krankheit erliegt –, sind soweit, daß sie von uns verlangen, wir sollen den Text der Passion abändern. Die Passion! Die Grundlage des Christentums! Diese Elenden – ich bin gezwungen, sie so zu nennen – rührten mit Frevlerhand an das göttliche Denkmal und fanden sogar Komplicen! Der achte Punkt von Seelisberg hatte sich noch darauf beschränkt, den Schrei

der erregten Menge ›Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!‹ durch Jesu Gebet ›Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!‹ zu ersetzen. Fünfzehn Jahre nach diesem Beweis des guten Willens greifen die Juden den Text selbst an. Güte ist gefährlich!«

»Der Schrei der Juden, mit dem sie den Fluch Golgathas auf ihre Nachkommen warfen, steht allerdings nur im Matthäusevangelium.«

»Aber ich bitte Sie! Man ist kein Christ mehr, wenn man zwischen den Evangelien zu unterscheiden anfängt! Sie sind alle vom Heiligen Geist inspiriert. Gerade das Matthäusevangelium spricht von der Oberherrschaft des heiligen Petrus, also der Römischen Kirche. Pius XI. war zwar nur Halbjude, verbarg aber nichts in seinem Gebet, mit dem er das Menschengeschlecht dem allerheiligsten Herzen weihte und in dem er seine jüdischen Brüder nicht vergaß: ›... Auch auf sie möge sich dieses Blut herabsenken, das sie über sich beschworen, aber als Taufe des Lebens und der Erlösung.‹ Das alles will man auslöschen. Der Angriff auf die Leidensgeschichte kommt von allen Seiten. Ich weiß nicht, was Ihnen Pater de Trennes zu lesen gibt, aber hier haben Sie ein Buch von Lattes, einem italienischen Juden, der geradewegs aufs Ziel losgeht. Hören Sie seinen Appell an den Papst der Güte: ›Soll dieses bedrückende Problem gelöst werden, so muß dem Abschnitt im Evangelium, von dem sich die Anklage des Gottesmords gegenüber den Juden herleitet, auf höheren Befehl eine in jedes Exemplar einzufügende Anmerkung beigegeben werden, um dieser Anklage allen Wert zu entziehen, und Priester und Lehrer müssen angehalten werden, zu erläutern, wie man sie zu verstehen hat.‹ Das ist nicht mehr die zurückhaltende Bemerkung von Seelisberg, nein, es ist ein Befehl, der zu erteilen ist, eine Anmerkung, die einzufügen ist, eine Korrektur, kurz, eine Kreuzigung ohne Schuldige. Die Juden, die ihre

Nazihenker so erbittert verfolgen, geben nicht zu, die Henker des Menschensohnes gewesen zu sein. Sie versuchen, die Verantwortung auf die römischen Soldaten abzuwälzen, womit fünfundvierzig Millionen Italiener zu Gottesmördern würden. Das alles wird unternommen, um den Antisemitismus zu zerstören, und das einzige Ergebnis ist, daß er weiter verbreitet wird.

Ich sagte, der Angriff komme von allen Seiten. Einer unserer englischen Patres erzählte mir von den Bemühungen des Rats der Christen und Juden in England. Dieser Rat äußerte den Wunsch, die Leidensgeschichte solle so erzählt werden, daß im Geiste der Kinder ›kein Vorurteil geschaffen wird‹. In den Vereinigten Staaten ließen die Juden den protestantischen Fernsehfilm *Wir sahen seine Herrlichkeit* verbieten, der ein genaues Bild der Passion vermittelt. Boykottierten sie nicht den *Oliver-Twist*-Film wegen der Gestalt des jüdischen Hehlers?«

»Sie sehen es auch nicht gern, wenn *Der Kaufmann von Venedig* aufgeführt wird, wegen des Wucherers Shylock. Stimmt es aber, daß die Geschichte eigentlich die eines christlichen Edelmannes ist, den Shakespeare als Juden ausgab, so verstehe ich ihre Empfindlichkeit. Natürlich ist der Versuch grotesk, das Blut Christi auf die Römer herabzubeschwören. Überlegt man aber, wie wenige Juden beim Leiden Christi zugegen waren und wie viele im Ausland lebten, dazu auch wie viele Völker das Judentum aufnahmen, so ist es ungerecht, wenn man ihren Nachkommen den Fluch einiger weniger aufbürdet. Das Konzil ist dabei, das Kainsmal von der jüdischen Stirn wegzuwischen. Ein Glück für einen Eiferer wie Lamennais, mit Familiennamen Robert – ein ungekannter Judenname.«

»Man wischt nicht an einem Tag weg, was fast zweitausend Jahre eingebrannt war. Ich sagte Ihnen, die Juden erreichten mit ihrem Versuch, die Wahrheit zu ersticken,

das Gegenteil von dem, was sie wollen. Ein Beweis dafür stammt gerade aus den Vereinigten Staaten. Letztes Jahr wurde in den Büchern der öffentlichen Schulen im Staat New York ein Gebet abgedruckt. Fünf Familien, darunter zwei jüdische, strengten einen Prozeß an, und der oberste Gerichtshof gab ihnen recht. Obwohl der berühmte Frankforter, ein jüdisches Mitglied dieses Gerichtshofs (vor Goldberg und nach Brandeis und Cardozo) so weise war, nicht mit abzustimmen, erkannte man seinen Einfluß, nennt man ihn doch zu Recht ›den einflußreichsten Mann der Vereinigten Staaten‹. Alles schrie Zetermordio. Unsere Patres, die die Zeitschrift *America* herausgeben, warnten die Juden, sie würden, wenn sie sich zu Wortführern dieses antichristlichen Prozesses machten, den Antisemitismus entfesseln, was auch geschah. Der Antisemitismus ist wie ein Buschfeuer: Löscht man es an einem Ort, so flammt es anderswo wieder auf. Gibt es nicht auch zu denken, daß die Juden an den amerikanischen Universitäten von den Studentenverbindungen ausgeschlossen sind, so daß sie eigene Verbindungen gründen mußten? Als Henry Ford die antisemitische Zeitung *Dearborn Independent* gründete, drohten sie ihm, sie würden seine Autos nicht mehr kaufen. Er kapitulierte. Kaum war die Zeitung eingegangen, als der Ku-Klux-Klan den Kampf aufnahm. Pater Coughlin, ein Mönch, führte am Radio die Schlacht weiter bis zum Vorabend des Kriegs. Heute unternimmt der Ku-Klux-Klan einen antikoscheren Feldzug.«

»Ausgezeichnet, da Burros, einer der Führer des Ku-Klux-Klan in New York, Jude ist.«

»Schlimmer ist aber die Gründung einer amerikanischen Nazipartei, die ihre Absicht kundtut, ›die jüdischen Verräter‹ in die Gaskammer zu befördern.«

Sarre wußte, daß Rockwell, der Urheber dieser Prahlereien, aus England ausgewiesen worden war, wo er mit

dem englischen Naziführer Jordan verhandelt hatte, dem Gatten der schönen Dior, einst Comtesse de Caumont La Force. Er sagte es Pater Brissac.
»Es gibt nicht nur Rockwells Nazis«, sagte der Pater, »sondern auch die Nazis in der Partei der ›Nationalen Wiedergeburt‹ mit dem Präsidenten Madole. Man könnte meinen, dieser antisemitische Madole habe seinen Namen erfunden, um unseren Madaule, den Präsidenten der ›Jüdisch-Christlichen Freundschaft‹, lächerlich zu machen. Bedenken Sie dazu, daß die *Protokolle der Weisen von Zion* und die Bücher über die Ritualmorde in den Vereinigten Staaten dauernd neu aufgelegt werden.«
»Das zeugt vom intellektuellen Niveau der Amerikaner«, meinte Sarre.
»Der Nationalismus benützt alle Mittel, um die Lebensinteressen einer Nation zu wahren. Die Amerikaner erschraken über die Atomspionage, bei der so viele jüdische Gelehrte bloßgestellt wurden, allen voran Oppenheimer.«
»Wenn Oppenheimer Verrat üben wollte, dann aus Menschlichkeit.«
»Aus welchem Grund auch immer – Verrat ist Verrat. Ist es nicht erstaunlich, daß viele Verräter konvertierte Juden waren? Eine gute Lehre für die ›jüdisch-christliche Freundschaft‹. Sie als Kenner der Geschichte des Malteserordens sollten wissen, daß der Verrat eines konvertierten Juden, des Arztes Diaz, den Fall von Rhodos nach sich zog, das von Suleiman belagert wurde.«
»Sie haben sich den jüdischen Arzt gemerkt, ich halte den Großprior von Amoral für den Urheber des Verrats.«
»Überspringen wir die Jahrhunderte und kommen wir zu Monsignore Bauer, einem konvertierten Juden und Beichtvater der Kaiserin Eugénie. Man vermutet, daß er ein ganz gewöhnlicher Spion war. Er hängte die Kutte an den Nagel, als das Kaiserreich zusammenbrach. Wer Ver-

räter sagt, sagt Jude. Paléologue erzählt, im Hof der Militärakademie, wo soeben Dreyfus degradiert worden war, habe Oberst Sandherr über die Juden gesagt: ›Seit Jahrhunderten üben sie nichts anderes als Verrat. Denken Sie daran, daß sie Christus ausgeliefert haben!‹«

»Ein trauriger Gedanke, daß französische Offiziere an jenem Tag Christus zu rächen glaubten!«

»Kommen wir noch einmal auf frühere Zeiten zurück, Herr Sarre. Wissen Sie, daß der erste Verräter der französischen Geschichte Jude war? Uns allen grub man den Namen des Erzbischofs Ganelon ins Gedächtnis vor dem Namen Dreyfus, der ja rehabilitiert wurde. Nun, auch Erzbischof Ganelon wurde rehabilitiert. Nicht er, sondern ein Jude namens Lope oder Lopez zettelte die Katastrophe von Roncevaux an. Die Juden hatten dem Erzbischof von Sens, mit dem sie unzufrieden waren, die Schuld an dieser Untat zugeschoben, und das Rolandslied übernahm ihre Version.«

»Woraus man sieht, daß alles nur Stoß und Rückstoß ist: Shylock war die christliche Revanche. Und wissen Sie, Herr Pater, daß Galaad, der gute Bretone Galaad, der Entdecker des Gral, abstammte von Joseph von Arimathia, der wiederum von Salomo abstammte?«

»Ich fürchte, daß die Nachkommen von Judas Ischariot zahlreicher gewesen sind als die von Joseph von Arimathia. Ich vergaß Deutz, den Sohn des Oberrabbiners von Paris, der sich in Rom unter dem Einfluß des Papstes bekehrte. Er wurde beauftragt, die Herzogin de Berry nach Frankreich zu begleiten und lieferte sie für fünfhunderttausend Francs aus. Victor Hugo brandmarkte diese Gestalt:

. . . Ehre . . . Glauben, Eid
verkaufte feige der Jude.«

»Erbarmen, Herr Pater! Nicht alle konvertierten Juden lieferten Herzoginnen aus. Ich kenne einige, die sich für sie in Stücke reißen ließen.«
»Was sagen Sie zu jenem Juden, der erst Karmeliter wurde und dann vorgab, auf Grund des Rückführungsgesetzes Israeli zu sein? Ich billige die Verfügung, die ihm dieses Recht verweigerte.
Ich halte nichts von Karmelitern, die Israelis sein wollen. Ich hielte auch nichts von Israelis, die Karmeliter sein wollen. Nur klare Situationen haben einen Wert, nur ›eindeutiges Geschlecht‹, wie es Madame de Staël bezeichnete. Besser gesagt: Das Heil liegt nur im Integrismus, denn die Integrität verhindert Verfall und Tod. Steht nicht das Wort *Integritas* in der Devise der Rothschilds? Vielleicht bleiben sie wegen dieses Worts dem Judentum treu. Der Integrismus, den ich meine, ist das Gegenteil des Obskurantismus. Er verkörpert die ewige Jugend der Kirche. Junge Menschen sind unnachgiebig. Weil der Staat Israel jung ist, ist er unnachgiebig. Einst setzten bei einem Konzil die Jungen das Zölibat der Priester durch. Ohne den Integrismus wäre die Kirche nichts anderes als ein Spatzenschreck, von allen Winden gepeitscht. Diese Vogelscheuche brauchte man nur noch auf den Baum Juda zu stecken, an dem sich Judas erhängte.«
Ungerührt von der Beredsamkeit des Paters wandte Georges ein, keine Religion sei mit einer anderen auf eine so besondere Weise verbunden wie das Christentum mit dem Judentum. Es sei also natürlich, wenn man nach Einigung strebe.
»Auch der Islam entstand aus dem Judentum«, sagte der Pater, »und die beiden Religionen sind deshalb keine besseren Freunde. Wahrscheinlich riefen die Juden den Islam ins Leben, um dem Christentum eine neue Schranke in den Weg zu bauen; ein weiterer Grund, der sie uns unsympathisch macht. In seinem Buch *De Moïse à Ma-*

homet (Von Mose zu Mohammed) vertrat Pater Thiry, ein Dominikaner aus der Rue de la Source mit Pseudonym Zacharias, diese These. Zwischen Christentum und Judentum besteht dieselbe Verbindung wie zwischen der höchsten und der niedrigsten Sprosse einer Leiter. Unsere Festigkeit, nicht unsere Schwäche, bestimmt manche Juden, den Aufstieg zu wagen. Die Überlieferung ihres Volkes schätzt nur die Stärke. Beim letzten Mal sprachen wir von der Konversion Gustave Cohens, einst Professor an der Sorbonne und Spezialist für Wunder des Mittelalters. Wer weiß, ob nicht diese Wunder mit ihrer Härte den Juden gegenüber und mit ihrem überzeugenden Ausdruck einer für sie so grausamen Wahrheit in ihm den Wunsch erweckten, Christ zu werden? Er sagte, seine atheistischen jüdischen Studenten besuchten die Messe in Saint-Etienne-du-Mont, um sich für die Aufführung der mittelalterlichen Schauspiele vorzubereiten, von denen sie begeistert waren. So, Herr Sarre, wirkt eine Literatur aus der Zeit der Kathedralen. Kein Wunder, daß alle Juden von der Art Isaacs diese Literatur für die Gemonien bestimmen, einfach um die Leidensgeschichte, ihr Hauptthema, anzugreifen. Christus ist die Pein der Juden; am Kreuz verbrennen sie sich die Finger, außer wenn es Gegenstand des Sammeleifers oder des Altwarenhandels ist.«

»Wir kennen die berühmte Geschichte des Oberrabbiners Bloch, der zu Beginn des ersten Weltkriegs fiel, während er ein Kruzifix und einen verwundeten katholischen Offizier trug.«

»Allerdings! Eine echte Bilderbogenszene, die Lévy-Dhurmer zu einem Gemälde und die Buchhandlung Lipschitz zu Postkarten verarbeitete. Barrès ersann noch etwas hinzu und ließ den Rabbiner in den Armen des katholischen Feldgeistlichen sterben, während er doch auf der Stelle tot war. Ein typisches Beispiel für die uns angebo-

tene falsche Versöhnung an Leichen, die ein hehrer Leichnam auf ewig unmöglich macht. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß jener vom Papst der Güte huldvoll empfangene Isaac Zweifel an der Echtheit der Kreuzigung vorbrachte. ›Man weiß nur aus den Evangelien davon‹, schrieb er. Es ist mir nicht bekannt, ob er mit dem Heiligen Vater über diesen Punkt sprach.«
»Pius XI. wies Johannes XXIII. den Weg, als er in seiner Enzyklika gegen den Rassismus verkündete: ›Wir sind im Geistigen Semiten.‹«
»Gestehen Sie, daß Sie das nur der Form halber anführten. Wir sind im Geistigen griechisch-römisch und im Religiösen semitisch. Das schon erwähnte Gebet beweist, daß sein jüdisches Blut Pius XI. hinsichtlich des Judenfluchs nicht blind machte.«
Der Pater legte eine Pause ein und lächelte ebenso geheimnisvoll wie am Anfang – ein Lächeln, das er auch angedeutet hatte, als Georges den Familiennamen Lamennais' erwähnte. Dann sagte er ironisch:
»Ich war nicht darauf gefaßt, Ihnen zu Dank verbunden zu sein. Ihr Streifzug im unendlichen Bereich der ungekannten Juden war mir nützlich. Ich habe Professor Lévys lange Liste durchgesehen, die Sie unaufhörlich mit so glücklicher Hand ergänzen, und zu meiner Freude entdeckte ich den nicht adligen Namen Brissac. Die Sorgfalt, mit der Sie ihn vor mir verbargen, zeugt von Ihrem Zartgefühl. Ich bin also ein würdiger Sohn des heiligen Ignatius. Um Ihnen für diese Enthüllung zu danken, werde ich als mutmaßlicher Jude meine Meinung über meine Glaubensbrüder kurz zusammenfassen. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts drückte sie der Turiner Sessa in seiner Abhandlung *De Judaeis* schon in lateinischen Versen aus, die ich Ihnen nur vorzutragen brauche.«
Während der Pater in einem dicken, in Velin gebundenen Buch blätterte, blickte Georges in sein Notizbuch.

»Sessa? Dieser Name steht auf der Liste italienischer Juden.«
»Ich höre es mit Freuden. Also noch jemand, der wußte, was die Juden sind:

Gens contemptibilis, foetens, obscoena, ribalda,
Pestifera, infamis, neglecta, abjectaque, vilis,
Sordida, avara, tenax, maledicta, exosa, rebellis,
Impia, prava, rapax, indigna, invisa, superba . . .

So geht es eine ganze Seite lang weiter, und ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ein ehemaliger Jude den Gestank der Juden zugibt – *foetens.* Sessa war Universitätskonservator der Juden von Turin – so nannte man die Behörde, der es oblag, die Juden zu schützen.«
»Er beschützte sie merkwürdig! Es wundert mich nicht, daß die Juden die Constituante ersuchten, ›den Dienern der Altäre‹ zu untersagen, ›sie mit Worten zu beleidigen‹.«
»Meine armen Vorfahren, die Juden! Ich kann sie mir vorstellen in Arles, wo sie an christlichen Feiertagen groteskerweise als Kopfbedeckung ihre Hosen nehmen mußten, in Béziers am Palmsonntag, wo sie mit Steinen von der Volksmenge verfolgt wurden, die der Bischof drängte, ›die Beleidigung des Heilands zu rächen‹, in Toulouse, wo sie am Ostersonntag in der Person ihres Gemeindevorstehers eine Ohrfeige vom Grafen erhielten – ein Rochechouart, aufgefordert, die Ohrfeige zu verabreichen, schlug mit seinem eisernen Handschuh so stark zu, daß dem Juden das Gehirn herausspritzte. Ich kann sie mir vorstellen in Rom, wo Greise und Kinder mit Peitschenhieben gezwungen wurden, vollständig nackt an den Karnevalsspielen teilzunehmen – ›die bärtigen, zweibeinigen Gäule‹, sagte ein Papst – und wo man sie in Fässern, die mit Nägeln gefüllt waren, vom Testaccio herunterrollte. Ich kann sie mir vorstellen auf den Schei-

terhaufen der Inquisition in Portugal und Spanien (das letzte Autodafé eines spanischen Juden fand 1826 statt ... vor nicht einmal ganz hundertfünfzig Jahren). Ich kann sie mir vorstellen in Genua, wo sie Hungers starben und das Brot zurückwiesen, das ihnen die Mönche anboten unter der Bedingung, daß sie das Kreuz küßten; ich kann sie mir vorstellen, wie sie sich die Ohren mit Watte verstopften, um die Predigten nicht zu hören, zu denen man sie in den Staaten des Papstes zwang, wie sie zu gewissen Zeiten die Kastelle Siziliens fegten – außer in Taormina. Ihr Ruhm ist es, ›ausdauernd‹ zu sein; wenn es aber ihr Schicksal ist, ›verflucht‹ zu sein, haben sie es selbst verschuldet.«

»Welche Apologie, Herr Pater! Boccaccios Jude bekehrte sich, weil er dafürhielt, die Ausschweifungen am päpstlichen Hofe bewiesen die Überlegenheit des Christentums. Man könnte zum Judentum übertreten, wenn man sich die Prüfungen vor Augen hält, die es erlitt. Will man Jude sein, so müssen Körper und Seele gleich stark sein.«

»Nein, Herr Sarre: Man darf nicht mehr Jude sein, und wenn man Christ ist, sollte man sich fern von den Juden halten. Ich möchte Ihnen nicht nur die Erinnerung an ein schlechtes lateinisches Gedicht lassen, obwohl es recht treffend ist, sondern ich werde Ihnen die drei Worte sagen, mit denen der unsterbliche Paul IV. Carafa die erste Bulle gegen die Juden begann: *Cum nimis absurdum* ... Mehr ist nicht nötig zur Zusammenfassung nicht meiner Ansicht über die Juden, die eine größere Zahl von Beiwörtern erfordert, sondern des Judentums an sich. Das Judentum ist nicht nur die Verbohrtheit, die Verblendung, die ›Ausdauer‹, es ist die Absurdität. Hier trifft sich das Oberhaupt der Kirche mit Tacitus, der die Lebensweise der Juden als *absurdus sordidusque* bezeichnete.«

Georges rührte sich nicht unter dieser neuerlichen Flut von

Latein, die das Judentum ertränken sollte. Er bewunderte, wie ihm ein Pater der Gesellschaft Jesu, unter dem Vorwand, seinen humanistischen Neigungen zu schmeicheln, Sand in die Augen streute. War der Judengegner so an die Kanzelberedsamkeit gewöhnt, die keine Einrede duldet, daß er vergessen hatte, wie derselbe Tacitus die Christen bezeichnete? »Verbrecher, einem verabscheuenswerten Aberglauben verfallen und Hasser des Menschengeschlechts!«

Der Pater nahm ein Buch zur Hand, um den Anfang der Bulle zu ergänzen, und las feierlich vor: »Da es zu widersinnig und unerträglich ist, daß die Juden, von Gott dazu verdammt, wegen ihres Verbrechens in der Sklaverei zu leben, die christliche Nächstenliebe mißbrauchen, die ihnen doch das Leben unter uns gestattet, indem sie die Barmherzigkeit der Christen verhöhnen und so tun, als ob sie die Herren seien . . .«

»Beachten Sie«, fügte der Pater hinzu, »daß Cicero schon vor Paul IV. die Juden als ›zur Sklaverei geborenes Volk‹ bezeichnete.«

»Das hätte er auch von den Galliern gesagt«, meinte Georges. »Aber finden Sie nicht, daß Paul IV. seine Anklagen etwas übertrieb? Die dreitausend in Rom lebenden Juden waren wohl kaum in der Lage, dort zu herrschen, es sei denn, sie hätten sich bekehrt.«

»Sie mußten diesen Papst ziemlich beunruhigen, denn er ließ sie im Getto einschließen. Ist Ihnen der Sinn der drei Worte *Cum nimis absurdum* ganz klar? Der Papst, der sie schrieb, legte den Grundstein zur kirchlichen Lehre über die Juden, einer Geheimlehre, die der wechselnde Anschein niemals verändern wird. Die Kirche übertrieb die Macht der damaligen Juden, sah aber in ihrem Weitblick die Stellung voraus, die sie bald einnehmen sollten; sie hielt es für unumgänglich, zwischen sich und ihnen die Mauer eines ewigen Gettos aufzurichten. Seither hat sie

diese Mauer unaufhörlich gefestigt, zuerst mit Gesetzen, die uns heute verdammenswert scheinen, dann mit Andachten und Dogmen. All die feststehenden Glaubenssätze von der Göttlichkeit Christi, vom heiligen Herzen Jesu, von dem heiligen Namen Jesu, von der Königschaft Christi sind dazu bestimmt, vom Geist der Gläubigen den Gedanken abzuwenden, daß man den göttlichen Meister für einen Juden halten könnte, weil er unter den Juden geboren wurde. Außerdem ist er nicht Josephs Sohn, sondern der Sohn des Allerhöchsten. Es blieb die Jungfrau Maria. Die Christen von einst waren völlig davon überzeugt, daß sie keine Jüdin war, und mordeten die Juden unter dem Ruf: ›Es lebe Maria!‹ Sie schien wohl Jüdin zu sein, aber die Stimme des Volkes war die Stimme Gottes. Die Jungfrau selbst ist erschienen, um uns mitzuteilen, daß sie nichts Jüdisches an sich hat, sagte sie doch in der Grotte von Lourdes zur heiligen Bernadette: ›Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.‹ Pius IX., ein ebenso großer Papst wie Paul IV., verkündete dieses Dogma. Wenn es stimmt, daß die Mastai-Ferretti jüdischer Herkunft sind, sehen wir hier wieder einen einstigen Juden, der den Juden nicht schmeichelte. Die sündlos empfangene Maria ist ebensowenig jüdisch wie Christus, sie steht über allen Völkern, weil sie von der Erbsünde ausgenommen ist. Der verborgene Sinn eines solchen Dogmas macht auch die letzte Anmaßung der Juden, uns den Erlöser geschenkt zu haben, zunichte. Sie haben ihm nichts als sein Kreuz gegeben.

Das Konzil mag also proklamieren, was es will. Auch wenn der Name eines jüdischen Papstes auf der Stirnseite des Petersdoms eingemeißelt ist, werden in seinem Gewölbe stets die drei Worte widerhallen: *Cum nimis absurdum . . .*«

VIII

Elegante Tafelrunde bei Fürstin V., der Witwe eines italienischen Diplomaten, die in der Pariser Gesellschaft sehr bewandert war. »Fürstin geborene? – Geborene Amerikanerin«, wie Abel Hermant sagte. Ihre Vorfahren waren auf der *Mayflower* nach Boston gesegelt, ihr Vater war in New Jersey Mitglied des Tuxado-Park-Klubs gewesen, in den kein Jude aufgenommen wird. Die Damen: Prinzessin Sixtus von Bourbon-Parma geborene La Rochefoucauld, Herzogin X. von Württemberg, Baronin de N. geborene Laurent. Die Herren: Botschafter Amé-Leroy, Prinz Y. Murat, Herzog von Alba, Vicomte de Trois-Etoiles. Gepflegter, gedämpfter Rahmen. Silber aus der Régence-Zeit, Tafelgeschirr von der »Compagnie des Indes«.

Trotz ihrem Auftreten und ihrer Eleganz stand Prinzessin Sixtus in der Aufmerksamkeit der Gäste im Schatten der anderen, viel jüngeren königlichen Hoheit. Die Herzogin von Württemberg, Enkelin des Königs Ferdinand von Bulgarien, zweifache Ururenkelin des Bürger-Königs Louis-Philippe und mehrfache Kusine des Grafen von Paris hatte schwarze Haare, gelblichen Teint – eine sanfte Schönheit, die eher an den Orient als an Deutschland gemahnte.

Da man über Schmuckstücke nach Entwürfen von Georges Braque sprach (bei diesem Namen erinnerte sich Françoise, daß Bracco und Braker auf der Liste italienischer Juden standen und Braque selbst ein Ortsname im holländischen Brabant ist), berichtete Botschafter Amé-Leroy, auf welche Weise der Krönungssmaragd Napoleons, der heute im Louvre ausgestellt ist, wieder nach Frankreich kam. Der Schweizer Goldschmied Baszanger, der ihm die Geschichte erzählte, wurde während des Krieges von einem österreichischen Erzherzog nach Wien berufen,

um sein Gutachten über einen in Schönbrunn entdeckten Schatz der Habsburger abzugeben. Er fand unter anderen Dingen einen ungewöhnlich geformten Ring, in dem ein großer Smaragd gefaßt war. Als Geschichtskenner – er stammte von dem Juwelier Bassenge ab, der mit Boehmer zusammen das berühmte »Halsband der Königin« lieferte – erkannte er in diesem Schmuckstück den Krönungsring Napoleons. Marie-Louise hatte die Kronjuwelen auf ihrer Flucht mitgenommen, aber die königliche Regierung hatte sie eingeholt, und sie hatte die Juwelen zurückgegeben, außer diesem Ring, den sie versteckte. Sie verheimlichte ihren Besitz, weil sie fürchtete, man könne ihn ihr abfordern; niemand dachte mehr daran, nur Herr Baszanger. Er schlug dem Erzherzog vor, ihm den Ring zu verkaufen, aber der Erzherzog weigerte sich. Da versuchte er es mit Drohungen. Er sagte, dieses historische Schmuckstück sei Eigentum Frankreichs, das die Rückgabe verlangen könne. Schließlich willigte der eingeschüchterte Erzherzog in den Verkauf ein – zu einem sehr hohen Preis –, und der Goldschmied wartete das Kriegsende ab, um seine großherzige Geste zu vollbringen.
Françoise erkundigte sich, ob Herr Baszanger jüdisch ausgesehen habe, da ja der Bassenge der Halsbandaffäre als Jude gelte. Amé-Leroy gab eine ausweichende Antwort, erklärte aber, um seine Gelehrtheit zu erweisen, daß mehrere Juweliere aus der Zeit Bassenges ausgesprochen jüdische Namen trugen: Mayer, der Juwelier Marie Leszczynskas; Meyer, der Juwelier Marie-Antoinettes, Ouliff, der Juwelier der Madame du Barry. Marguerite, der Hersteller des Krönungsrings, war Napoleons Juwelier gewesen. Der Vicomte nannte die Namen van Cleef und Arpels, die wichtigsten jüdischen Juweliere im heutigen Paris. Françoise fügte den Namen Cartier, den König der Juweliere von Paris und New York, hinzu und sagte, er sei eine Abwandlung von Carretier, dem

Namen eines ›neuen Christen‹ der Provence von 1512. Alle richteten erstaunte Blicke auf sie.
Der Botschafter ergriff wieder das Wort und sagte, nach der Meinung Baszangers sei der größte Diamantenschleifer in Europa Asscher, ein französisch gewordener holländischer Jude, dessen Werkstatt die Königin von Holland unlängst bei ihrer Frankreichreise besuchte. Die wichtigsten Diamanten- und Perlenhändler seien die Juden Binefeld und Rosenthal.
»Da wir bei den Juden sind«, sagte Fürstin V., »haben Sie gehört, daß eine Straße nach Francis de Croisset benannt werden soll? Das wird die ganze Verwandtschaft freuen: Marie-Laure de Noailles, die Montebello . . .«
Françoise hatte das Wort Jude als Knallfrosch und als Köder zugleich in die Unterhaltung geworfen. Sie begeisterte sich an ihrem Erfolg: Schon rauschte ein Strom von Perlen, ein Fluß von Diamanten. Die Gastgeberin verfehlte nicht, die Anekdote von Tristan Bernard zu erzählen, der mit Francis de Croisset eine Landstraße in der Ile-de-France entlangfuhr und diesen nach dem Ursprung seines vom Staatsrat in einen Namen verwandelten Pseudonyms fragte. »Ich fuhr seinerzeit auf eben dieser Straße«, antwortete Francis de Croisset, damals Wiener, »und hatte beschlossen, den Namen des ersten Weilers anzunehmen, durch den ich fahren würde; es war Croisset.« – »Schade!« sagte Tristan Bernard. »Ein paar Kilometer weiter kommt Montmorency.«
Amé-Leroy strich sich über sein Kinnbärtchen und meinte, dies sei eine typische, zum Spaß erfundene Pariser Anekdote, denn Croisset, wo Flaubert lebte, sei ein Dorf im Departement Seine-Maritime, in der Nähe von Rouen und hundertfünfzig Kilometer von Montmorency entfernt.
»Lieber ist mir die Antwort von Schwob d'Héricourt an Tristan Bernard«, sagte er, »der ihn boshaft fragte:

›Warum haben Sie eigentlich Schwob zu Héricourt hinzugesetzt?‹ – ›Weil es sich in Geschäften gut macht.‹«
Bei Croisset dachte Françoise an eine Entdeckung Georges': Der Name der berühmten Hellenisten Alfred und Maurice Croiset, der nach Dauzat »kleine Münze mit eingraviertem Kreuz« bedeutet, stand auf der Liste afrikanischer Judennamen.
»Wie es auch mit Francis de Croisset sei«, sagte der Vicomte, »das Wienersche Blut schenkte den Montebello einen Priester. So etwas ist nicht selten in Mischehen. Zwei Töchter der Fürstin de Broglie geborene Wagram, deren Mutter eine Rothschild war, sind Nonnen.«
»Seit die Rothschilds keine Mitglieder des Jockeyklubs mehr sind, also seit der Dreyfus-Affäre«, sagte Prinz Murat, »heißt es, sie schlichen sich unter den Namen Gramont und Wagram dort ein. Unter dem Namen Broglie gehen sie ins Kloster.«
»Fast wären sie auch unter dem Namen Gramont ins Kloster gegangen, denn Louis-René wollte in den letzten Jahren Mönch werden«, fügte der Vicomte hinzu. »Ein Lazard ist unter dem Namen La Fressange Priester.«
Prinzessin Sixtus erzählte, sie habe die Marquise de La Fressange geborene Lazard – jetzt Frau Jacquinot – kurz nach ihrem Übertritt im Speisesaal des Hotels Beau-Rivage in Lausanne getroffen. Wenn die neue Christin freitags ihr Menü bestellte, versäumte sie nie, dröhnend zu mahnen: »Vorsicht! Kein Fleisch!« Fürstin V. lobte die Frömmigkeit mancher konvertierter Jüdinnen, die die Muße einer Dame von Welt dem verdienstlichen Liebeswerk der »Kleinen Brüder der Armen« widmeten. Der Vicomte, selbst Wohltäter einer Mission, konnte kürzlich in einer Messe der französischen Kolonien bei den Patres vom Heiligen Geist die Frömmigkeit des ehemaligen Premierministers Debré, des katholischen Enkels eines Oberrabbiners, und die des Herrn Jacquinot bewundern,

des tief religiösen Gatten des früheren Fräulein Lazard. Man sprach von Frau Henry Gouïn geborene Lang, die sich in der Kapelle von Royaumont trauen ließ und die Freude erlebte, dort auch ihre Tochter, die Gräfin de Lastic-Saint-Jal, zu verheiraten, während ihr Bruder als Jude festgenommen wurde und in der Deportation umkam. Man sprach von den Fould, die im Unterschied zu den Rothschilds im Jockeyklub blieben, weil sie nacheinander evangelisch und katholisch geworden waren. Sie hatten in den Wahlkreisen Tarbes und Lourdes gesiegt, was ihnen den Spitznamen »Fould von Lourdes« eintrug. Ihre Idee, Wasser von Lourdes in Fässern zu verkaufen, hielt man für ein Überbleibsel ihrer ursprünglichen Religion. Ein weiteres Beispiel großer katholischer Frömmigkeit bei konvertierten Juden boten die David-Weill. Baronin de Bastard geborene David-Weill widmete sich wohltätigen Werken, und die junge Gräfin de Solages, ebenfalls geborene David-Weill, war schön und fromm wie ein Engel und trieb einen besonderen Marienkult – vor allem mit den Madonnen der Schule von Siena.

Françoise, die mit Sarre die antisemitische Literatur durchforscht hatte, berichtete, zu Beginn des Jahrhunderts habe man Baron d'Erlanger, einen bekehrten Juden, verspottet, weil er bei der Hauptmesse von Deauville Geige spielte. Die Herzogin von Württemberg berichtete, die Nachkommenschaft dieses jüdischen Barons habe sich in die Höhen des katholischen Gotha verstiegen – eine seiner Töchter wurde Prinzessin von Solms-Braunfels und eine seiner Kusinen Prinzessin de Faucigny-Lucinge. Françoise kehrte in die Vergangenheit zurück und sagte, die Baronin van Zuylen geborene Rothschild, die die Dichterin Renée Vivien protegierte, sei in der Erfüllung der Pflichten einer Neubekehrten sehr gewissenhaft gewesen. Die Zeitungen beschrieben, wie sie in der Kirche der Jesuiten in der Rue de Madrid, wo auch ihr Sohn

erzogen wurde, die Messe hörte und anschließend von einem Gefolge von Soutanen zu ihrer Kutsche geleitet wurde.

Man sprach von Jüdinnen, die vor dem Kriege in den exklusivsten Kreisen Eingang fanden, wo die Rothschilds kaum vertreten waren: Frau Edgar Stern, Schwiegermutter des Grafen d'Aramon, und Frau Grosclaude. Bei ihr war es um so merkwürdiger, als sie einen Rothschild zum Schwiegersohn hatte. Der Name Grosclaude fesselte die Aufmerksamkeit der Gäste, aber Françoise sagte, ihres Wissens sei er nicht jüdisch, doch finde man im 19. Jahrhundert bei den jüdischen Namen von Straßburg den Namen Grandchoux. Man sprach von Frau Abrami, der Präsidentin des *Berceau de France,* die gebürtige Jüdin und dreimal mit Juden verheiratet war, aber immer christliche Kinder hatte. Es war ihr gelungen, die Ratgeberin der Partei M.R.P. (Mouvement Républicain Populaire) und die beste Freundin des Nuntius Roncalli zu werden. Das trug ihr die Ehre ein, den Papst »mon chou« zu nennen und von ihm »ma cocotte« gerufen zu werden. Eine ähnlich bedeutende Frau war die Generalsgattin Massu geborene Rosambert, Ex-Gattin des Rechtsanwalts Torrès. Während der Algerienkrise spielte der Beichtvater dieser bekehrten Jüdin dieselbe Rolle eines Lenkers der Geschicke Frankreichs wie Pater de La Chaise und Pater Le Tellier bei Madame de Maintenon.

Françoise erinnerte an Frau Thierry geborene Rothschild, die die Französische Botschaft in Athen vor den Laurent innegehabt hatte. Bei ihrer Heirat war sie übergetreten und feierte den Sonntag ebenso aufmerksam, wie ihre Ahnen den Sabbat eingehalten hatten, aber ihr Katholizismus wies in der Kirche des heiligen Dionysos Areopagita, wo sie der französischen Kolonie als Beispiel diente, einige Lücken auf. Sie respondierte falsch, erhob und

setzte sich nach Belieben, versprach sich bei *Et cum spiritu tuo* und glich solche Mängel mit Spenden an Altardecken, Kelchen und Ziborien aus. Dagegen war sie bei den orthodoxen Festen ungezwungen. Als sie am Nationalfeiertag im Gefolge des Königs aus der Kirche des Metropoliten trat, zündete sie ihre Zigarette an der Kerze eines Popen an.

»Echt Rothschild!« lachte der Vicomte, »ganz echt Rothschild! Sie wußte, daß sich eine Rothschild als königliche Persönlichkeit alles erlauben kann, und daß ihr wegen ihrer Schönheit alles verziehen wird. Nur Königin Mary von England unterlag ihr nicht. Sie verwies sie von einem Hofball, weil sie ihre Puderdose benützt und damit gegen die Etikette verstoßen hatte!«

Prinz Murat erzählte, Maurice de Rothschild habe im Schloß Bonnétable beim Vater der Prinzessin Sixtus der Messe des heiligen Hubert mit dem Knopf beigewohnt. »Sicher hat es Sie belustigt, mitten im Chor einen Dreckjuden zu sehen«, sagte er eines Tages zu dem Prinzen, der erwiderte: »Ich bin überzeugt, daß Sie gebadet haben.«

»In Compiègne in der Kirche Saint-Jean-aux-Bois genoß ich einen ähnlichen Vorzug«, erzählte der Vicomte. »Dort war es Baron James, der seine Hunde an der Leine hielt, und ich dachte an die Schilder, die ich an amerikanischen Badestränden sah, in Ihrem großen Land, liebe Fürstin«, wandte er sich an die Gastgeberin, »›Verboten für Hunde und Juden‹.«

Fürstin V. meinte, nicht alle Rothschilds stünden dem Katholizismus so wohlwollend gegenüber wie die verstorbenen Barone Maurice und James. Baronin Edouard, deren Freigebigkeit sich trotz allem auch auf katholische Wohltätigkeitsvereine erstrecke, behandle den Katholizismus ziemlich von oben herab. In Pisa, wo sie ihrer Nichte, der Gräfin de Beaurepaire, die Bildwerke auf den Domportalen erklärte, beschränkte sie sich dabei auf die Sze-

nen aus dem Alten Testament. Françoise lächelte bei dem Gedanken, daß Georges mit dem Entgegenkommen des Judaisierenden jetzt sicher sagen würde: »Baronin Edouard hielt es für unnötig, die Szenen aus dem Neuen Testament ihrer katholischen Nichte Beaurepaire zu deuten.« Botschafter Amé-Leroy fragte sich, ob Gräfin de Beaurepaire der Baronin Edouard die Szenen aus dem Neuen Testament erläutert habe.

»Eine Rothschildehe ist nicht immer vergoldet, oder wenigstens nicht immer rosig«, meinte Prinz Murat. »Die Konten der Wagram und Gramont bei Rothschild frères wurden mit mehreren zehn Millionen belastet, um den Wiener Rothschild in den Jahren vor dem Anschluß wieder flottzumachen. Man erwies ihnen die Gnade, sie als echte Rothschilds zu behandeln.«

Der Herzog von Alba berichtete von einer anderen Enttäuschung in reichen jüdischen Ehen: Dreyfus, der Guanokönig, war Marquis de Villahermosa und Graf von dann Herzog de Premio-Real, die die Schwestern des ser Titel und Jüdin, wie er Jude war. Er hatte zwei Söhne, den Marquis de Villahermosa und den Grafen, dann Herzog de Premio-Real, die die Schwestern des jetzigen Herzogs de Talleyrand heirateten. Der Guano löste sich bei den unendlichen Prozessen zwischen den Miterben in Rauch auf.

»Man könnte meinen, die Talleyrand, ob sie nun aus Périgord oder aus dem Périgord stammen, wie Ludwig XVIII. sagte, seien zu Heiraten mit Jüdinnen geradezu vorausbestimmt gewesen«, fügte der Botschafter hinzu.

»Einer von ihnen, der erste Herzog de Montmorency, heiratete eine Aguado.«

Der Herzog von Alba unterbrach ihn, um den prächtigen Titel aufzusagen, den die Aguado vom spanischen König erhalten hatten: Marquis de Las Marismas del Guadalquivir.

»Bei der jetzigen Herzogin de Montmorency, die Nichtjüdin ist«, sagte Fürstin V., »sah ich das Porträt einer jungen Aguado von Winterhalter. Sie ist im Profil dargestellt, eine begeisternde Schönheit mit einer wunderbar griechischen Nase. Es gibt auch Büsten von ihr, die Hebe oder Venus gleichen; ein Beweis, daß der jüdische Typ nicht auf die Schönheitskosmetiker wartete, um zuweilen schön zu sein.«

Die Herzogin von Württemberg erzählte als Gegenbeispiel vom Prinzen von Leiningen oder Linange, der nach dem Kriege seinen Verwundungen erlag. Er war der Doppelgänger von Hore Belisha, ohne doch einen Tropfen jüdischen Blutes zu besitzen. Fürstin V. kannte einen ähnlichen Fall aus der römischen Aristokratie, Fürst Massimo-Lancelloti: Seine Mutter war eine Fürstin de Mérode, seine Großmutter eine Herzogin von Croy und seine Urgroßmutter eine Prinzessin de Ligne gewesen, aber er sah so jüdisch aus, daß ihm einmal in New York, als er auf der Straße in schlechtem Amerikanisch um Auskunft bat, die Antwort gegeben wurde: »Mit mir können Sie jiddisch sprechen!«

Botschafter Amé-Leroy, der sich mit Genealogien und Anekdoten auskannte, wollte die Talleyrand-Montmorency noch nicht so schnell verlassen.

»Der Sohn des Herzogs von Montmorency«, begann er, »heiratete in zweiter Ehe eine Ullmann, die Witwe eines Blumenthal. Dies veranlaßte Forain zu seiner Deutung der Initialen D. B., die auf dem Silber der neuen Herzogin eingraviert waren. ›Was heißt das?‹ fragte ihn sein Nachbar, und er murmelte: ›Dalleyrand-Bérigord!‹ Andererseits heiratete Herzog de Talleyrand Anna Gould, die geschiedene Frau des Marquis de Castellane, und sein Bruder und Nachfolger nahm eine Rodriguez de Castilleja zur Frau – Rodriguez ist ein jüdischer Name.«

»Seine letzte Gattin, die jetzige Herzogin de Talleyrand,

ist eine Morel«, sagte Françoise. »Morel ist aber wie Moreau seit 1202 ein jüdischer Name.«
»Die Talleyrand schlagen sie nur um eine Länge, sie gehen bis 1199 zurück«, sagte Vicomte de Trois-Etoiles.
»Ich lernte in Wiesbaden Herzogin de Montmorency geborene Ullmann kennen«, erzählte der Herzog von Alba. »Sie war mit ihrem Gemahl zur Kur dort, und ich begleitete sie einmal bei einer rührenden Wallfahrt: Sie besuchte das Frankfurter Kaufhaus, in dem ihr Vater sein Vermögen gemacht hatte. Der Herzog, ein feinsinniger Mann und Halbjude, wußte diesen Besuch zu schätzen.«
»Diese Ullmann-Montmorency war die Mutter meines Freundes, des Grafen Pecci-Blunt«, sagte Fürstin V. »Ich war bei seiner Hochzeit mit der Großnichte Leos XIII. zugegen. Da die Blumenthal schon evangelisch waren, trat er unter dem Einfluß von Monsignore Hemnick, der damals katholischer Kaplan an der Botschaft der Vereinigten Staaten war und heute Domherr an Sankt Peter in Rom ist, zum Katholizismus über. Kardinal Amette, der Erzbischof von Paris, segnete die Ehe in Saint-Pierre du Gros-Caillou ein. Wie Sie wissen, war der Name Blunt, den der Papst mit dem Grafentitel zierte, die Telegrammanschrift der Firma Blumenthal.«
»Wenn ein Jude heiratet«, sagte Françoise, »ist ihm nur ein Kardinal gut genug, die Ehe einzusegnen, das ist eine alte Geschichte. Kürzlich stellte der Verleger Javal, der Vetter des Parfümfabrikanten Houbigant, seine Ehe unter den Segen des Kardinals Feltin in der erzbischöflichen Kapelle.«
»Die Hochzeit der Pecci-Blunt«, sagte Prinzessin Sixtus, »brachte mich auf den Gedanken, mich vom Erzbischof von Paris trauen zu lassen.«
»Einer La Rochefoucauld«, sagte der Vicomte, »steht diese Ehre natürlich zu, wenn sie einen Bourbon-Parma heiratet, und selbst wenn sie irgend jemanden heiratet.

Aber mir scheint, das Erzbistum treibt ziemlichen Mißbrauch damit bei den konvertierten Juden. Ich wußte nichts von der Hochzeit Javal, aber ich kann Ihnen die Vermählung des Ministers Herzog mit Marie-Pierre de Brissac ankündigen, die sich von ihrem ersten jüdischen Gatten Nora scheiden ließ – der Name ist die Umkehrung von Aron. Die Trauung hält ebenfalls Kardinal Feltin in der erzbischöflichen Kapelle. Man flüstert sich schon zu, was Pierre de Brissac über seinen zukünftigen Schwiegersohn sagte: ›Schließlich ist Herzog ein deutscher Adelstitel!‹«

»Ich bewundere eine Brissac, die schon beim zweiten Juden ist«, bemerkte die Herzogin.

»Wie kann eine Frau ihrer Herkunft zweimal einen solchen Sprung wagen?« fragte der Herzog von Alba.

»Die Kinder des Herzogs de Brissac sind über ihre Mutter Schneider wahrscheinlich Halbjuden«, sagte Françoise. »Dieser Name ist in Frankreich seit dem 17. Jahrhundert jüdisch, er ist es in England, und in dem amerikanischen *Who's Who in World Jewry* stehen sieben Schneider.«

»Das gibt uns noch nicht den Schlüssel zu dem Geheimnis, das so viele Damen der Gesellschaft den Juden in die Arme treibt«, meinte der Herzog von Alba.

»Oh!« sagte der Vicomte, »die Juden haben Geheimnisse, um den Frauen zu gefallen.«

Ein Lächeln glitt über die Gesichter derer, die wußten, daß der echte Vater einer der Töchter des Vicomte ein Rothschild war.

»Die Frau, die einmal Juden kennt, wird immer wieder gefesselt«, sagte Prinz Murat. »Marie-Thérèse de Chevigné heiratete hintereinander Bischoffsheim, den Vater unserer Marie-Laure, und Francis de Croisset. Auch wer Jüdinnen kennt, kommt gern auf sie zurück. Ein Faucigny-Lucinge heiratete nacheinander eine Cahen d'Anvers und eine Ephrussi; Jean-Louis, der nicht von ihm

abstammt, nahm hintereinander eine d'Erlanger und eine d'Oliveira zur Frau, ein Monbrison eine Léonino und eine Sampieri, Gérard de Chavagnac eine Léonino und eine Rosenau. Diese merkwürdige Vorliebe vererbt sich von einer Generation auf die nächste. Zwei Marquis de Brémond d'Ars heirateten Jüdinnen, Alberti und Halphen; der Marquis und der zukünftige Marquis de Saint-Sauveur heirateten eine Aron de Faucompré und eine Citroën, somit werden die Kinder der einen wie der anderen zu drei Vierteln jüdisch.«

Françoise sagte:

»Ein Sohn Millerands heiratete eine Lazard; der ehemalige Präsident der Republik, der selbst Halbjude ist, hatte eine Halbjüdin zur Frau.«

»All diese Persönlichkeiten sorgen für eine schöne Nachkommenschaft«, meinte die Herzogin.

»Bei manchen ist es schon so weit«, sagte Prinz Murat. »Die Brémond d'Ars sehen sehr semitisch, dabei aber nicht unattraktiv aus. Die Mannen des Generals de Brémond d'Ars, der Dreyfus-Anhänger war, können sich freuen.«

»›Gott verzeiht, die Menschen vergessen, aber die Nase bleibt‹, sagte einmal irgend jemand«, erklärte Françoise.

»Der jüdische Typ ist auffällig bei der Marquise de Noailles geborene Gramont«, sagte Fürstin V. »Der Rothschildstempel ist dauerhaft.«

»Sicher verdankt der verstorbene Herzog de Gramont ihr seine Erfindereigenschaften und seinen Platz in der Académie des Sciences«, vermutete der Vicomte. »Seit der Rothschildheirat sagen die Gramont, wenn einer von ihnen eine Dummheit macht, das jüdische Blut sei schuld, und wenn sie sich in etwas auszeichnen, sagen die Rothschilds: ›Unser Blut hat sie verwandelt!‹«

»Ehren wir die Juden«, sagte Françoise, »die ihrem Volk treu bleiben, ohne bei den Christen auszuschwärmen. Eine Rothschild heiratete einen Baron Franchetti, eine andere

einen Sassoon, eine dritte den Baron de Königswarter. Maurois' Tochter vermählte sich mit Baron de Kapp-Herr.«

»Der Schatz an Rothschildanekdoten ist unerschöpflich«, sagte Prinz Murat. »Ich erinnere mich an eine Kränkung, die Maurice bei einer Abendgesellschaft im eigenen Hause in der Rue de Monceau erfuhr. Ich saß mit einem jungen Hohenlohe in einem Salon, wo gewisse Sammlungen ausgestellt waren und man nicht rauchen durfte. Maurice, der durch den Salon schritt, sah den Prinzen eine Zigarette anzünden. Er verwies ihn so grob, daß der Prinz so tat, als höre er nicht. Wütend raste Maurice auf ihn zu und schrie: ›Verstehen Sie Französisch, junger Mann?‹ Hohenlohe erhob sich, drückte seine Zigarette auf der Nase des Barons aus und sagte: ›Entschuldigen Sie; meine Mutter hatte recht, als sie mich lehrte, man solle niemals zu einem Juden gehen‹ und verließ das Haus.«

»Maurices flegelhaftes Betragen ist entschuldbar«, sagte der Vicomte, »weil die Liebedienerei der Leute von Welt es duldete und Nutzen daraus zog. Werfen wir den Schleier über Prinzessin von Arenberg, die seinem Snobismus so weit schmeichelte, daß sie ihn im Bett zudeckte. Ich war sein Gast bei Diners, an denen auch Damen teilnahmen. Sie waren nicht so hochstehend wie die hier Anwesenden, aber fast, und Sie können sich nicht vorstellen was er tat: Er warf zwei oder drei Hände voll Schmuck vor sie auf den Teppich – Schmuckstücke von Cartier – und lachte, als sie auf allen vieren in Gegenwart ihrer Gatten diese Geschenke einheimsten. Geben Sie zu: Wer ihn verachtete, konnte wohl kaum je ›den Grad seiner Verachtung erreichen‹, wie Guizot sagte.«

In Françoises Gedächtnis, das Georges ausgestattet hatte, tauchte eine ähnliche historische Szene auf: Der jüdische Papst Alexander VI. Borgia verstreute Kirschen, damit nackte Kurtisanen sie auflasen, deren Verrenkungen ihn

belustigten. Die Rothschilds waren großzügiger als die Päpste.
»Und doch«, sagte Fürstin V., »eilt trotz den Beleidigungen alles zu den Rothschilds, in den Vereinigten Staaten hingegen läßt man gelegentlich ihre Polomannschaft nicht einreisen oder verbietet ihr zu spielen. Meine Landsleute rächen uns.«
»Weder Hunde, noch Juden, noch Rothschilds«, murmelte der Vicomte.
Prinzessin Sixtus gestand, die Rothschildeinladungen seien lange Zeit der Schrecken ihres Vaters und ihres Gatten gewesen.
»Das wundert mich nicht«, sagte die Herzogin von Württemberg. »Die Festetics sind heute noch stolz darauf, daß sie die Ehre ablehnten, bei der Jagd den künftigen Eduard VII. zu empfangen, weil er von Baron von Hirsch begleitet wurde. Zur selben Zeit sagte die Herzogin von Arenberg geborene Ligne in Brüssel einen Ball ab, weil ihr König Leopold eine Einladung für Baron Lambert, Hofbankier und Verwandten der Rothschilds, abgebettelt hatte.«
»Die Herzogin von Arenberg geborene Ligne war weniger ›rothschildisch‹ als die Prinzessin von Arenberg geborene Gramont-Lesparre«, bemerkte der Vicomte.
»Ich sagte«, warf der Fürst ein, »die Rothschilds hätten im Jockeyklub unter dem noch blühenden Namen Gramont oder unter dem erlöschenden Namen Wagram Zutritt. Ich vergaß aber, daß sie jetzt auch unter dem Namen de Noailles dort zu finden sind.«
»Stimmt!« rief Fürstin V. »Der jetzige Herzog ist über seine Mutter, eine geborene Gramont, ein Rothschildenkel.«
»Und zwar so sehr, verehrte Freundin«, sagte der Vicomte, »daß der alte Herzog de Noailles, der seinen Sohn d'Ayen in der Deportation und seinen Enkel bei

der Rhein-Donau-Armee verlor, den ganzen Tag lang in seinem Maintenonturm klagte: ›Wenn man bedenkt, daß ein Jude Herzog de Noailles wird!‹«
»Der alte Herzog de Noailles hatte nichts für das Blut Samuel Bernards übrig, das in seinen Adern floß«, sagte Françoise.
»Dieses Blut ist gezähmt«, sagte der Vicomte, »das Rothschildblut ist näher«.
»Sicher erinnern Sie sich noch, mein lieber Kollege vom Jockeyklub«, begann Prinz Murat wieder, »daß diese Überlegung letztes Jahr bei uns den Ausschlag gab, als Herzog de Doudeauville zu ersetzen war, der seine Präsidentschaft niederlegte – Ihr verehrter Herr Vater«, fügte er zu Prinzessin Sixtus gewandt hinzu. »Drei Herzöge standen zur Wahl, Luynes, Noailles und Lévis-Mirepoix. Barmherzigerweise warnte man Noailles, er habe keine Aussichten, aber mit einer Kühnheit, die man jüdisch nennen möchte, kandidierte er trotzdem. Er schied beim ersten Wahlgang aus.«
»Dieselbe Überlegung spielte auch mit, als man Herzog de Luynes Lévis-Mirepoix vorzog«, sagte der Vicomte, »denn die Lévis-Mirepoix . . .«
»Die Lévis-Mirepoix sind als Herzöge de San Fernando-Luis spanische Granden«, fiel der Herzog von Alba ein.
»Die Lévis-Mirepoix«, sagte Françoise, »stehen im Semi-Gotha als Nachkommen des Stammes Levi.«
Die Herzogin von Württemberg blickte Françoise verblüfft an:
»Ist der Semi-Gotha in Frankreich bekannt?«
»Ich höre zum ersten Mal davon«, sagte der Vicomte.
»Ich auch«, sagte Fürstin V., »dabei war mein Mann ein großer Gothakenner.«
»Dieses Buch raubt drei Vierteln des deutschen Adels den Schlaf«, sagte die Herzogin. »Obwohl es vor 1914 veröffentlicht wurde, ist es ewig aktuell, denn es enthüllt

die jüdische Herkunft und die jüdischen Verbindungen von über tausend Adelsfamilien.«
»Nur tausend?« fragte Trois-Etoiles. »Dann ist es nur ein Abriß.«
»Man entdeckt stets weitere . . .«, sagte die Herzogin.
Mit großen Augen blickte sie nach rechts und nach links, als entdecke sie tatsächlich unvorstellbare Schrecken. Françoise freute sich über die Wirkung, aber sie erinnerte sich nicht, ob die Württemberg von dem Buch betroffen waren. Wieder blickte die Herzogin sie an, als suche sie Ermutigung. Sie hörte dem Botschafter nicht zu, der immer noch bei den Lévis-Mirepoix war und erklärte, das Gesicht des derzeitigen Herzogs zeuge vom Sieg der einstigen Levi über die Kreuzfahrernachkommen, mehr noch als die Züge der Gramont den Sieg der Rothschilds bewiesen.
»Ja«, sagte die Herzogin, »wir stehen selbst als Nachkommen der Kohary im Semi-Gotha. Eine Fürstin de Kohary heiratete einen Fürsten von Sachsen-Coburg-Gotha, der der Großvater meines Großvaters, des Königs Ferdinand von Bulgarien, war. Ohne diesen unseligen Semi-Gotha hätten wir nie erfahren, daß die Kohary Juden waren, die im 11. Jahrhundert konvertierten.«
Es war, als lasse sich eine Legion Engel auf den Tisch nieder. Das Schweigen lastete so schwer, daß man sich fragte, wer es zu brechen wagen würde. Die Gastgeberin bereute wahrscheinlich, daß sie Françoise eingeladen hatte. Aber Georges' Freundin hielt entschlossen stand. Sie erriet, daß die Herzogin nur soviel Mut aufgebracht hatte, weil sie überzeugt war, Françoise kenne die Einzelheiten. Wenn sie auch im Semi-Gotha die Kohary und die Sachsen-Coburg-Gotha entdeckt hatte, war es ihr doch unbekannt gewesen, daß die Württemberger ein Zweig dieser Familien waren.
Die Herzogin brach den Bann: »Ich habe allerdings

einen kleinen Trost. Die Kohary waren keine palästinischen Juden, sondern Chazaren, ein türkischer Volksstamm, von dem eine Gruppe unter König Bulan sich ungefähr im 8. Jahrhundert dem Judentum anschloß und sich mit den verschiedenen jüdischen Stämmen vermischte. Wir teilen das Mißgeschick mit einem anderen deutschen Fürstenhaus, den Henckel-Donnersmark, und mit den Herzögen Zichy. Wenn wir auch in der Auflage von 1912 stehen, gelang es uns doch, in den Neuauflagen von 1913 und 1914 nicht mehr zu erscheinen. Wilhelm II. persönlich schritt auf Bitte König Ferdinands beim Semi-Gotha ein. Wir sind die einzigen, die sich ohne weitere Erklärungen verflüchtigten. So vermieden wir den Fehler der Battenberg, die ein Dementi einfügen ließen, um die Haucke von der Bezeichnung Jude zu befreien. Ihre lange Notiz bestätigt nur den Sachverhalt.«

Alle Anwesenden blickten sie an: Diese bewunderte, dunkle Schönheit stammte also von den Chazaren!

»In Frankreich veröffentlichten die Crouy-Chanel als einzige eine etwas verworrene Richtigstellung«, sagte Françoise. »Ach, ich vergaß: Auch die seit 1860 adligen Schoeller bewiesen, daß sie seit 1450 Christen sind.«

»In Deutschland«, sagte die Herzogin, »erhoben die Brentano, die Wimpffen, die Schoen Einspruch. Die Henkkel und die Zichy blieben stumm wie die Borghese, die Aldobrandini, die Salviati, die Torlonia . . .«

»Eine Torlonia, die Enkelin der Königin von Spanien, wird Paul-Louis Weillers Sohn heiraten«, sagte der Vicomte, der alle Heiratspläne kannte.

»Sind die Torlonia Juden?« fragte Fürstin V. »Und die Borghese! Ich wußte es bei dem, der den Titel Herzog von Bomarzo trägt, denn seine Mutter war eine Porgès.«

»Die Namen Porgès und Borghese haben dieselbe Etymologie«, erklärte Françoise. »Diese Heirat war eine

Rückkehr zu den Quellen. Die Lévis-Mirepoix, die Masséna, die Soult, die Berthier von Wagram protestierten nicht gegen ihre Erwähnung im Semi-Gotha.«
»Masséna, Soult, Berthier!« rief Prinz Murat.
»Der Name Masséna galt als Anagramm von Manasse«, fuhr Françoise fort. »Soult schrieb man zuerst Soultz, was ein elsässischer Judenname ist. Von den Berthier wird berichtet, sie seien vor ihrer Adelung unter Ludwig XVI. jüdischer Herkunft gewesen.«
»Und unter Jules Grévy wurden sie erneut Juden!« sagte der Vicomte.
»Oh! der fatale Semi-Gotha!« seufzte die Herzogin. »Dieses Buch verfolgt mich bis in meine Träume. In der ersten Abteilung des Gotha – im Hofkalender – zu stehen und sich dann im semitischen Gotha wiederzufinden! Wenn Sie wissen, was das Wort Jude für uns Deutsche bedeutet, werden Sie mich verstehen. Und doch bin ich weniger jüdisch als mein Vetter, der Graf von Paris, der es dreifach ist: Über die Habsburger, über die Medici und über die Bourbonen, denn die Bourbonen sind über die Pierleoni jüdisch – es tut mir leid, Hoheit«, sagte sie zu Prinzessin Sixtus.
»Pierleoni?« wunderte sich diese.
Eine französische Hoheit ist weniger bewandert im Gotha und im Semi-Gotha als eine deutsche Hoheit. Françoise wollte nicht weiter die Schulmeisterin spielen, aber die Hilfe kam von Botschafter Amé-Leroy, einem guten Geschichtskenner.
»Aber ja!« bestätigte er. »Der Gegenpapst Anaklet II., Pierleoni oder Pierleone, ein Jude, hatte eine Nichte, die einen König von Sizilien heiratete. Von ihr stammte Jeanne d'Albret ab, die Mutter Heinrichs IV. Dieser heiratete eine Medici, die von einer Jüdin Alvarez von Toledo abstammte. Ludwig XIII. heiratete Anna von Österreich und Ludwig XIV. Maria Theresia von Spanien,

beide waren Nachkommen Ferdinands des Katholischen, dessen Mutter eine Jüdin Henriquez war.«
Trois-Etoiles begann zu lachen:
»Ludwig XIV. ahnte wohl kaum, daß er in Maria Theresia von Spanien Rebekka heiratete! Und als diese sich mit dem Sonnenkönig vermählte, war sie sich nicht im klaren, daß sie König Salomo ehelichte!«
»Na, so was!« sagte Prinz Murat. »Die Bourbonennase wäre dann die im Louvre und in Versailles retuschierte Judennase!«
»Die Gräfin von Paris geborene Orléans-Bragança«, sagte die Herzogin, »stammt von einer Jüdin Pereira ab, der Gemahlin des ersten Herzogs von Bragança. Wenn auch der Semi-Gotha die Vorfahren auf der väterlichen Seite meiner lieben Kusine nicht erwähnt, nennt er doch ihre Vorfahren mütterlicherseits, die Dobrzenski, oder wenigstens den gleichen Namen, denn er spricht von litauischen Juden dieses Namens, die im 18. Jahrhundert nach ihrer Taufe geadelt wurden und sich in Galizien und Polen ausbreiteten. Zum Glück waren die Vorfahren auf der mütterlichen Seite meiner Kusine zwanzig Jahre vorher in Böhmen zu Baronen erhoben worden.«
Der Botschafter sagte: »So ist also ihr Vetter, der Graf de Clermont, ebenso jüdisch auf väterlicher wie auf mütterlicher Seite, und durch seine Heirat mit einer Württemberg verdoppelt sich bei seinen Kindern die Dosis wegen der Kohary.«
»Leider«, sagte die Herzogin, »ist das französische Königshaus das am meisten mit Juden durchsetzte in Europa. Es mutet jedoch fast komisch an, daß der Semi-Gotha abgesehen von Montenegro noch ein Königshaus nennt, nämlich das von Äthiopien. Da der Negus über die Königin von Saba von König Salomo abstammt, überragt er alle gekrönten Häupter Europas an Jüdischkeit.«
»Er ist der neue Sonnenkönig«, sagte der Vicomte.

»Wenn aber die Montenegro jüdischer Herkunft sind, sind auch König Humbert und seine Nachkommen teiljüdisch!« stellte der Botschafter fest.
»Ich glaube schon!« antwortete Françoise.
»Und wenn die Bourbonen Teiljuden sind«, sagte der Vicomte, »kommen die Bourbon-Busset um so mehr zur Geltung, die sich aus all diesen Mischungen mit Juden heraushielten.«
»Da sie überdies von Cesare Borgia abstammen . . .« sagte Amé-Leroy.
»Falsch geraten für die Bourbon-Busset, Herr Botschafter!« rief Françoise, »die Borgia sind Juden!«
»Vor Ihnen bleibt nichts bestehen, gnädige Frau!« sagte Prinz Murat.
»Ich gestehe, Hoheit«, sagte Françoise, »daß Ihr erhabener Ahnherr all meinen Forschungen widerstand.«
Der Fürst ahnte wohl, daß sein eigener Widerstand schwächer war und daß sie ihn sachte in die Enge trieb. Ermutigt durch das Beispiel der Herzogin machte er gute Miene zum bösen Spiel.
»Ich habe eine Urgroßmutter Furtado-Heine«, sagte er mit dumpfer Stimme, »aber ich werde nie erfahren, ob sie wirklich Jüdin war. Sie war die Adoptivtochter einer Frau Heine geborene Furtado, womit es ihren unzähligen Nachfahren freisteht, sich einzubilden, sie sei weder eine Furtado noch eine Heine gewesen. Der Herzog de Fezensac drohte einem Ahnenforscher, der sie zur Jüdin stempelte, mit einem Prozeß, was ziemlich lächerlich war zu einer Zeit, in der es eine beneidete Ehre war, Jude zu sein. Ich riet ihm, sich still zu verhalten. Man nimmt an, daß die Adoptivtochter Furtado-Heine ein uneheliches Kind von Herrn oder Frau Heine war, beide aber waren Juden. Diese Adoptivtochter geht nicht nur die Montesquiou-Fezensac und uns etwas an, ihr Einfluß wirkt bis zu meinen Vettern Elchingen, Essling und Albuféra.«

Die Gastgeberin wurde von so großer Offenheit gewonnen.
»Mein Lieber«, sagte sie, »der Vetter ersten Grades und beste Freund meines Mannes war Fürst Cito-Filomarino, der einzige, der ihn auf dem Gebiet der Genealogien des Gotha zu schlagen vermochte. Er war sehr geistreich. Als er einmal auf einem Fresko in seiner Villa in der Toskana das Wappen der Pecci-Blunt sah, auf dem ein Komet mit der Devise *Lumen in coelo* dargestellt ist, berichtigte er: ›*Blumen in coelo.*‹ Eines Tages hörte ich, wie er den Herzog de Richelieu mit Vetter anredete und fragte nachher meinen Mann nach dieser Verwandtschaft, die auch uns etwas anging und von der ich nichts wußte. ›Sehr richtig‹, antwortete er, ›auf diesem Adelsgebiet gleitet man aus wie auf einer Bananenschale. Die Großmutter des Fürsten Cito war eine Embden-Heine und die Mutter des Herzogs de Richelieu eine Heine.‹ Sehen Sie, alle haben ihre Heine, und nicht immer ist sie eine Adoptivtochter.«
»Die Aron de Faucompré, die den Marquis de Saint-Sauveur heiratete«, berichtete Prinz Murat, »ist ein von einem Faucompré adoptiertes Fräulein Aron.«
»Wo kämen wir hin, wenn wir alle Adoptivtöchter verdächtigten?« fragte der Vicomte. »Herzogin de Luynes, Diaz-Unzue, ist auch eine.«
»Diaz?« rief Françoise verwundert, »das ist ein jüdischer Name!«
»Was Sie nicht sagen!« wunderte sich der Vicomte. »So hätte die Gattin unseres Präsidenten einen jüdischen Namen?«
»Nicht mehr und nicht weniger jüdisch als meine Urgroßmutter Furtado-Heine«, beschwichtigte der Prinz.
»Mein Mann war mit Marschall Diaz, Herzog de la Victoire, befreundet«, sagte Fürstin V., »auch kenne ich seinen Sohn in Neapel sehr gut.«

»Der Name Diaz steht auf der Liste italienischer Juden, die zur Zeit des Faschismus veröffentlicht wurde«, sagte Françoise.
»Man findet sich nicht mehr zurecht«, stellte Fürstin V. fest. »Wenn nun Diaz ein jüdischer Name in Italien ist, könnte doch Unzue ein christlicher Name in Spanien sein, womit dem nächsten Herzog de Luynes eine halbe Chance offenstünde. Was meint der spanische Grande dazu?«
»Oh!« sagte Françoise, »Dias oder Diaz ist überall jüdisch. In dem Buch *Anglo-Jewish Notabilities* stehen für die Zeit seit dem 16. Jahrhundert über sechzig. Vielleicht ist aber Unzue . . .«
Der Herzog von Alba schien sein Gewissen zu erforschen und hielt den Blick auf den Silberteller gesenkt. Plötzlich hob er entschlossen den Kopf:
»Hoheit, es ist fast unmöglich zu wissen, ob ein spanischer Name jüdisch ist oder nicht. Die Juden der iberischen Halbinsel waren mehrere Jahrhunderte lang die glücklichsten auf der Welt. Vor der Inquisition wurden sie geehrt und umschmeichelt. Sie wurden Schatzmeister, Minister – allerdings nur, wenn sie sich bekehrten, aber damit kam es zu den ersten familiären Mischungen. Dann wurden sie von Ferdinand dem Katholischen ausgewiesen, obwohl seine Mutter Jüdin war, wie Exzellenz sagte. Die meisten noch nicht bekehrten reichen Juden wurden Christen, um im Lande zu bleiben, außer einem Miguez, der Herzog von Naxos, und einem Mendès, der Herzog von Mytilene wurde. All diese Bekehrten brachten durch die Heiraten ihrer Töchter und die Übernahme von Namen und Titeln fast sämtliche spanische Granden hervor, so die Herzöge von Medinaceli, die Herzöge von Medina Sidonia, die Herzöge von Arcos, die Herzöge von Albuquerque, die Herzöge von Osuña, die Herzöge von Maqueda, die Herzöge von Escalona, die Herzöge von Soto-

mayor, die Herzöge von Infantado ... und die Herzöge von Alba.«
Françoise hätte ihren Platz nicht für ein Herzogtum, auch nicht für ein spanisches, eingetauscht. Das Mahl bei Fürstin V. im Kreise dieser Personen, deren Masken nacheinander fielen, schien ihr des Soupers von Candide mit den sechs entthronten Königen beim Karneval in Venedig würdig.
»Ich habe geschwiegen«, fuhr der Herzog von Alba fort, »als Exzellenz von meiner fernen Ahnherrin Alvarez von Toledo sprach, die einen Medici heiratete und Ludwig XIII. jüdisches Blut vermachte, aber innerlich dachte ich um so mehr daran, als mein Familienname Alvarez von Toledo ist. Wohlwollende Genealogen gaben ihm bald gotischen, bald arabischen Ursprung. Alvarez ist der jüdischste spanische Familienname, und auch das Anhängsel Toledo kann daran nichts ändern. Wenn wir vielleicht anfänglich keine Juden waren, wären wir es geworden durch die Verbindung mit einer der neun Töchter des berühmten Juden Lopez Pacheco. Ein anderer bekehrter Jude, dessen Töchter damals dem spanischen Adel viel jüdisches Blut zutrugen, hieß Ruy Capon. Er hatte seinen Namen Ruy in Rey (König) abgeändert, wodurch der folgende Vers entstand:

Von unserem guten König Capon (= Memme)
stammt das ganze Volk ab.
Wie kann nur ein solcher Angeber
Memme heißen?

Unter Philipp II. stellte man fest, daß nur achtundvierzig spanische Adelsfamilien nicht von Juden oder Mauren abstammten, also nicht semitisch waren. Und das waren die unbedeutenden.«
»Der Semi-Gotha wird den Gotha ablösen«, meinte Fürstin V.

»Sie verstehen, warum er die Spanier nur streift«, sagte die Herzogin, »er könnte kein Ende finden.«
»Für Portugal gilt das gleiche wie für Spanien«, fuhr der Herzog von Alba fort. »Da die Bragança Halbjuden sind, wie unsere charmante Herzogin sagte, können Sie erraten, was sich für den Adel daraus ergab. Die Herzöge von Cadaval haben nicht weniger jüdisches Blut als wir. Damit wird auch die berühmte Anekdote um den Marquis von Pombal verständlich. Als König Joseph I., vom Großinquisitor bedrängt, den Juden befehlen wollte, einen gelben Hut zu tragen, legte ihm der Minister den Erlaß zum Unterzeichnen vor und trug dabei drei gelbe Hüte unter dem Arm. ›Was bringen Sie da?‹ fragte der König. ›Ich gehorche den Befehlen Eurer Majestät, ich habe schon meinen gelben Hut.‹ – ›Und die beiden anderen?‹ – ›Der eine ist für den Großinquisitor, der andere für Eure Majestät, es sei denn, Eure Majestät stellten sich über Ihre eigenen Gesetze.‹ Das Edikt wurde nicht unterzeichnet. Pombal tat noch mehr: Er befahl, die Liste mit den Namen der Marranen zu verbrennen und schrieb den nichtjüdischen Adligen vor, sich mit Adligen jüdischer Herkunft zu verbinden, damit sich niemand brüsten konnte, besser zu sein als sein König. Manche verzichteten lieber auf ihre Privilegien, als dem zu gehorchen.«
»Ach! Die Tapferen!« seufzte die Herzogin von Württemberg. »Für mich ist es zu spät!«
»Wer nicht über die Nachkommen Rey Capons oder Juan Pachecos mit Juden verschwägert war«, fuhr der Herzog von Alba fort, »wurde es über eine andere Jüdin jener Zeit, Isabelle Droklin, oder über Inès Hernandes Esteves, die ebenfalls Tochter eines konvertierten Juden war. Nebenbei bemerkt: Der Vorzug dieser Abstammung beschränkte sich nicht nur auf die Herzogsfamilien. Die Ximénès, die Ponce de Leon, die de la Fuente, die de Mello, die Palma, die Villena, die Sandoval haben denselben Ur-

sprung. Es wäre unrecht von mir, Ihnen drei weitere Namen verschweigen zu wollen, die sich auf einem sehr hübschen Haupt vereinigten: Guimarès, Portocarrero und Téba.«

»Wie?« staunte Prinz Murat, »Kaiserin Eugénie?«

»Sie sagen es«, bestätigte der Herzog von Alba, »und meine Familie erhielt von seiten der Kaiserin einen neuen Zustrom an jüdischem Blut, denn ihre Schwester war Herzogin von Alba.«

»Napoleon III. steht im Semi-Gotha als unehelicher Sohn des holländischen Juden Verhuel«, gab die Herzogin zu bedenken.

»Diese Legende wurde vor kurzem aus der Welt geschafft«, versicherte Prinz Murat.

»Ich bitte um Verzeihung«, fuhr die Herzogin fort, »aber im Semi-Gotha finden sich Karikaturen des Kaisers und eines österreichischen jüdischen Rates, der sein Doppelgänger war. Mit viel Glück fand er trotzdem Verteidiger. Für einen Mann des 19. Jahrhunderts war dies einfacher als für die Menschen im 11. Jahrhundert.«

»Unseren spanischen Semi-Gotha stellte Kardinal Mendoza zusammen«, erklärte der Herzog von Alba. »Er verfaßte für Philipp II. eine Denkschrift, *Das glühende Holzscheit des spanischen Adels,* die diese Bezeichnung verdiente, schickte er doch den Adel vollzählig auf den Scheiterhaufen. Er war so ehrlich, sich selbst nicht auszunehmen, was auch schwierig gewesen wäre, denn die Familie, die den Kardinal Spaniens hervorbrachte, teilt sich in die beiden Namen Gonzales und Lopez. Lopez ist auch der Familienname der Miranda, Herzöge von Peñaranda, deren einer Vizekönig von Neapel war, wie einer meiner Vorfahren . . .«

»Und Mirande ist in Frankreich ein jüdischer Name«, warf Françoise ein.

». . . Fernandez ist der Familienname der Herzöge von

Hijar, ganz zu schweigen von den Herzögen von Veragua, die von Christoph Kolumbus abstammen.«
»Bei dem Namen Lopez«, sagte Fürstin V., »fällt mir Arturo Lopez ein, der nach dem Krieg mit seinem Freund aus dem goldenen Getto, Baron de Redé, einer der Könige von Paris war. Seine Vorliebe für Ludwig XIV. und seine große Freizügigkeit für Versailles stammten wohl von seiner jüdischen Abkunft, die er in verklärtem Licht sah.«
»Es ist aber doch sonderbar«, sagte Françoise, »daß ein Lopez, also ein Jude – allerdings ein katholischer – der einzige Privatmann war, für den seit dem Sturz der Monarchie in der Kapelle von Versailles eine Messe zelebriert wurde, mit Musik von Pater Martin.«
»Eine meiner Freundinnen bemerkte dasselbe, als wir aus der Messe kamen«, erzählte Prinzessin Sixtus, »ein Diplomat wandte sich um und sagte vorwurfsvoll: ›Gnädige Frau, einen Toten beleidigt man nicht!‹«
»Es ist seltsam«, sagte Fürstin V., »daß Lopez, Redé und andere die Liechtensteiner Staatsangehörigkeit erhielten (für Steuerzwecke ist dies sehr praktisch, wenn man in Paris lebt – Paul-Louis Weiller ist Bürger von Genf geworden) und daß der vorletzte Fürst von Liechtenstein eine volljüdische Gutmann heiratete, deren Mutter eine Wodianer war.«
»Er hatte keine Kinder«, warf die Herzogin von Württemberg ein.
»Nein, Hoheit«, sagte der Herzog von Alba, »aber die Fürsten von Liechtenstein stammen über die weibliche Linie von Velazquez ab wie auch von dessen Gemahlin Pacheco de Miranda über einen Prinzen von Hohenlohe-Langenburg und einen Herzog von Bragança. Ich kenne in Spanien einen Genealogen, der mir dauernd Geschichten in allen Farben auftischt, und alle spielen ins Gelbe. Sie sehen, daß wir uns in guter Gesellschaft befinden.«

»Daran habe ich nie gezweifelt«, antwortete die Herzogin. »Dabei fällt mir ein: Den Fürsten Kinsky floß jetzt über eine Martinez de Hoz jüdisches Blut zu.«
»Velazquez war also Jude?« fragte Françoise. »Ich hatte ihn auf der Liste der Maler vergessen, deren jüdischen Ursprung man nicht vermutet.«
»Sein Familienname war de Silva, man findet ihn ebensooft bei Juden wie bei Christen.«
»Der reiche Brasilianer Da Silva Ramos heiratete die Tochter einer Péreire«, berichtete der Vicomte.
Françoise erinnerte daran, daß Cervantes für einen Juden gehalten wurde, und der Herzog von Alba setzte hinzu, daß Fernando de Rojas, Balthazar Gracian, Gongora und Lope de Vega weitere hebräische Berühmtheiten der spanischen Literatur sind.
»Wenn auch bei Velazquez noch nicht bewiesen ist, ob er Jude war«, fuhr der Herzog von Alba fort, »gibt es doch bei seiner Gemahlin keinen Zweifel, und wir sind berechtigt, uns im Judentum mit viel größeren Fürsten als den Liechtenstein zu verbrüdern, zum Beispiel mit den Bourbon-Parma unserer lieben Prinzessin Sixtus.«
»Wie!« rief diese, »ich hätte einen Juden geheiratet?«
»Ihre Verbindung mit den Bragança trug den Bourbon-Parma jüdisches Blut ein«, fuhr der Herzog fort. »Sie haben nicht nur die Ahnherrin Pereira aller Bragança, sondern auch die Pacheco Velazquez'. Prinz Sixtus, Kaiserin Zita und ihr Neffe, der zukünftige Großherzog von Luxemburg, stammen von ihr ab sowie der König von Belgien und sein Bruder über ihre Großmutter, die Tochter einer Bragança. Diese berühmte Malerabstammung färbte auch die Kinder des letzten Kaisers Karl von Österreich über seine Gemahlin und die Töchter der Königin Juliana über Prinz Bernhard.«
»Es ist wie ein Traum«, sagte der Vicomte.
»Wenn der Kronprinz jüdisches Blut hat«, meinte die

Herzogin, »ist die Gesellschaft wirklich gut. Meine alten Kohary bedrücken mich etwas weniger.«
»Aber Hoheit«, sagte der Herzog von Alba, »Otto von Habsburg selbst hat außer seinen Ahnen Henriquez und Bragança einen Ahnherrn Kohary! Gerade fällt es mir ein.«
»Wie traurig!« seufzte die Herzogin.
Offenbar hatte sie ihre Kohary noch immer nicht verwunden. Sie murmelte:
»Natürlich wußte ich wohl, daß dieser Makel auf den Habsburgern liegt, aber ich wollte es nicht sagen.«
»Sie behaupteten«, wandte sich der Vicomte an den Herzog, »Alvarez sei ein jüdischer Familienname. Wie ist das möglich? Die Judennamen waren alle biblisch, und die Namen auf -ez sind typisch spanisch!«
»Sicher waren der erste Alvarez, der erste Mendès, der erste Miguez Christen, aber sie waren so großherzig oder so unvorsichtig, ihre Namen Juden beizulegen, bei deren Bekehrung sie Pate standen. Da dieser Brauch lange geübt wurde und ein unentwirrbares Durcheinander verursachte, lebt heute kein einziger Miguez, Mendès oder Alvarez, sei er auch aus Toledo, der sicher ist, vom ersten und nicht von den anderen abzustammen. Und dabei gab es Großmeister von Rhodos oder Malta, die Fernandez de Heredia, Mendès-Vasconcellos, Villena, Pinto da Fonseca, Ximénès hießen . . .«
»Manche nannten sich auch du Puy oder du Pont«, sagte Françoise, »zu einer Zeit, als diese Namen bei den Juden auftauchten.«
Sie fügte hinzu, auch in Italien sei es üblich gewesen, den Juden, deren Taufpate man war, den eigenen Namen beizulegen. Die Päpste Pius V. Ghislieri und Gregor XIII. Boncompagni verliehen bekehrten Juden ihre Familiennamen. Es gebe auch jüdische Colonna; die echten Colonna, Fürsten am Papstthron, hätten jüdisches Blut über

die Nichte Mazarins und auch über die Syrierin Sursock, deren Mutter eine Schehde war, was dem jüdischen Namen Sheid ähnlich sei. In Neapel hätten jüdische Caracciolo, jüdische Capece, jüdische Carafa gelebt. Der französische Adel sei vorsichtiger gewesen, aber wenn die Juden auch nicht seine Familiennamen erhielten, hätten sie doch schon zu sehr früher Zeit die geläufigsten Christennamen angenommen, was die Sache noch kompliziere. Während sie sprach, betrachtete Françoise Prinzessin Sixtus, deren Maske sich noch nicht bewegt hatte, obwohl die leichte Krümmung ihrer Nase an anderes erinnerte als an die Winkelabzeichen der La Rochefoucauld. Der Ursprung dieser Krümmung war keinem der Anwesenden ein Geheimnis; würde aber die Betroffene wie die Herzogin von Württemberg und der Herzog von Alba die Wahrheit selbst zugeben? Man konnte meinen, sie sammle ihre Kräfte, als der Botschafter das Wort ergriff. Um Blumen auf diese Abgründe zu streuen, zählte er die Juden auf, die in Frankreich geadelt wurden: Samuel Bernard wurde Graf de Goubert und Baron de Rieux, Cerfberr Marquis de Tombelaine, Calmer Baron de Picquigny und Vicedom von Amiens; trotz des Widerstands der Kirche räumte ihm das Parlament das Recht ein, die Priester und Vikare seiner Lehen zu ernennen.

»Die höchsten Ehren fielen einem spanischen Juden zu«, sagte der Botschafter. »Der Herzog erwähnte die beiden Juden, die unter Suleiman dem Prächtigen Herren von Naxos (auch von Andros und den sieben Inseln) bzw. von Mytilene wurden. Das geschah aber im Orient. Ich glaube nicht, daß ihre Machtbefugnisse so ausgedehnt waren wie die des Juden Isaac de Silva, der in Europa Marquis de Montfort wurde. Die Charta Kaiser Leopolds I. stammt von 1682. Sie verlieh dem neuen Christen und ersten Marquis das Recht, Gold- und Silbermünzen zu prägen, uneheliche Kinder, auch solche aus blutschän-

derischen Verbindungen, zu legitimieren, Ehrlose zu rehabilitieren, vor jedem gerichtlichen Vorgehen, ausgenommen dem kaiserlichen, geschützt zu sein, jedes Jahr sechs Adlige, sechs Ritter und sechs Pfalzgrafen zu ernennen, Vasallen zu haben, Gerichtshöfe zusammenzustellen, Gesetze zu erlassen usw., und das alles, weil er als hervorragender Krieger zum Sieg über das Heer des Marschalls de Créqui beigetragen hatte.«

»Welch amüsante Geschichte!« rief der Herzog von Alba. »Wie kommt es, daß ich von diesen Marquis de Montfort noch nie etwas hörte?«

»Sie kamen nicht weit. Schon der zweite verzichtete auf seine Rechte und seinen Titel, um zum Judentum zurückzukehren. Er hatte keine Nachkommen.«

»Jedenfalls, Herr Botschafter«, sagte der Vicomte, »lehren Sie uns, daß ein Jude, wenn er Marquis wird, weiter kommt als sonst irgend jemand.«

»Der Name der jungen Königin von Belgien, de Mora, ist auch jüdisch«, sagte Françoise.

»Wirklich?« rief Fürstin V.

»Im 18. Jahrhundert«, fuhr Françoise fort, »lebten in Bordeaux oder in Bayonne Juden mit dem Namen de Mora, ebenso d'Oliveira, del Campo, de Rose, de Paz, de Bourgues, Ibanès, de Castille, de Parédès, de Souza. Fügen wir die Namen de Lemos, de Ricci, de La Caz, da Cruz, de Rocha, de Mazas, de Salgas, de Passo, de Sola und de la Pena hinzu, die in England jüdisch sind. Zu jener Zeit kamen die Cespedès, Juden von Amsterdam, nach Paris.«

»Sie reden wie ein Buch, Frau Baronin«, lächelte der Herzog von Alba. »Aber es wundert mich nicht, daß de Mora jüdisch ist, denn ich wußte es von Maura. Als Miguel Maura Premierminister wurde, rief man ihm das Schimpfwort ›chueta‹ nach, das heißt Schwein, ein Name, den man einst den neuen Christen beilegte und dann in

Marrane abmilderte. Wer ist eigentlich in Spanien kein bißchen ›chueta‹?«
»Ich denke«, sagte der Botschafter, »an jene Granden, die Saint-Simon zu Recht mit Bewunderung erfüllten. Seltsam, daß er uns nichts vom ›glühenden Holzscheit‹ berichtete, er, der die adlige Herkunft so vieler französischer Grandseigneurs anzweifelte! Im Grunde versteht man aber, daß die spanischen Adligen ihm das Geheimnis nicht verrieten. Als ich vor dem Krieg Minister in Lissabon war, flüsterte es mir ein portugiesischer Adliger ins Ohr. Da der Prinz vorhin fragte, ob die Bourbonennase nicht das Erbe der Judennase sei, möchte ich wissen, ob der spanische und hauptsächlich kastilische Stolz nicht eine Form jüdischen Hochmuts ist.«
»Ich sehe, Exzellenz«, sagte der Herzog von Alba, »daß Sie uns keine Illusionen lassen wollen!«
»Über keinem Stolz der Welt könnte ich die Kohary vergessen!« warf die Herzogin ein.
»Die Adelsprädikate vor den spanischen Judennamen«, sagte Françoise, »zeigen uns, wieviel das laufende Meter davon wert war. Sie leiten immer noch viele Menschen in die Irre. In Italien sind sie häufig nicht so sehr ein Anzeichen des Adels als des Judentums, aber man schreibt mit Großbuchstaben: Di Segni, Del Monte (was Papst Julius III. betreffen könnte), Del Mar, Della Rocca, Del Sole, Del Valle, Della Valle, Della Volta, Della Seta, De Rossi, De Leon, De Angelis . . . Dasselbe gilt für van, der und de, die sich oft bei englisch-holländischen Juden finden: van Dam, van Daan, van Praag, van de Waal, Vandenburgen, van der Houden, van der Meersch, van Lennep, van Acker, de Groot. Ein van Gelder und ein van Amerongen gehörten zu den jüdischen Offizieren, die im Burenkrieg fielen.«
Der Herzog von Alba zuckte lächelnd die Schultern und blickte Françoise bewundernd an. Würde diese anonyme

Flut den letzten Deich einreißen, der das Lehnsschloß der Prinzessin Sixtus schützte?

»Es ist doch sonderbar«, sagte sie, »wie leicht wir Unangenehmes vergessen. Hätte Baronin de N. nicht vom Semi-Gotha, die Herzogin von Württemberg nicht von den Kohary, der Herzog von Alba nicht von den Alvarez von Toledo und Prinz Murat nicht von den Furtado-Heine gesprochen, so wären wir jetzt noch dabei, über die Juden im allgemeinen und die Rothschilds im besonderen herzuziehen. Es bedurfte dieses Gesprächs, um mich daran zu erinnern, daß ich Blanc-Blut in meinem blauen Blut habe.«

Françoise lächelte, als die Herzogin an ihrer Stelle antwortete:

»Der Semi-Gotha teilt die Blanc von Monaco als ehemalige Weiss dem Stamme Gad zu, wie er uns als ehemalige Kohanim dem Stamme Aaron zuweist.«

»Hurra!« rief Prinzessin Sixtus. »Wir können uns von Stamm zu Stamm verbrüdern! Dabei fällt mir eine nette Geschichte aus meiner Kindheit ein. Mein Großvater, Constantin Radziwill, hatte uns zu einem Familiendiner geladen und brachte am Schluß des Essens eine Reihe pompöser Toasts aus: Auf den ersten Fürsten Radziwill von Litauen, auf den ersten Fürsten Radziwill im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, auf den ersten Herzog de Doudeauville, den spanischen Granden . . . Sein Sohn Loche, gereizt von so großer Feierlichkeit, erhob plötzlich sein Glas und sagte: ›Auf den, ohne den wir nicht hier wären und Champagner wie Wasser tränken, auf meinen Großvater Blanc, den jüdischen Croupier von Monaco!‹«

»Wirklich eine gute Geschichte!« bestätigte der Botschafter.

»Für Sie ist sie besser als für mich«, antwortete Prinzessin Sixtus.

»Nimmt man es genau, liebe Freundin«, sagte Fürstin V., »ist Ihre Schwester, die Herzogin de Mouchy, fast so jüdisch wie Marie-Laure de Noailles und Herzog de Noailles. Ich hatte mir nie klargemacht, wie sehr die Noailles mit Juden durchsetzt sind.«
»Ein Marquis de Noailles, Botschafter in Rom und Berlin, heiratete eine Lachmann«, sagte Amé-Leroy, »aber die Ehe blieb kinderlos.«
»Man sollte die Bedeutung des Ausdrucks ›mit Juden durchsetzt‹ nicht überschätzen, wenn man von einer aristokratischen Familie spricht«, gab der Vicomte zu bedenken, »höchstens wenn es sich um den Träger des Namens und des Wappens handelt. Im Jockeyklub erzählte jemand, die Wellington seien über eine Bischoffsheim mit Juden durchsetzt, und bewunderte das Blut dieser belgischen Juden, das sich in die Adern des Siegers von Waterloo einschlich, nachdem es sich mit dem Blut der Neffen von Madame de Maintenon vermischt hatte. Als ich im *Manuel des généalogies princières* (Handbuch der fürstlichen Genealogien) nachschlug, das in Glücksburg gedruckt wurde und den von den Sowjets gefangengenommenen Gotha ersetzt, bemerkte ich, daß sich der zweite Sohn des fünften Herzogs von Wellington ›verbischoffsheimert‹ hatte, und seine Nachkommen haben nichts zu tun mit der herzoglichen Linie.«
»Wir wissen, daß der Jockeyklub eher antisemitisch ist«, sagte Prinz Murat, »aber doch gibt es geheime Judenverteidiger für die, die irgendeine Heine-Großmutter haben. *Die Protokolle der Weisen von Zion* wurden fünfmal der Bibliothek gestiftet und verschwanden fünfmal auf geheimnisvolle Weise.«
Françoise, die trotz ihrem Antisemitismus Sarres Wahrheitsliebe übernommen hatte, sagte, das Buch sei nur als Kuriosum interessant, denn es sei eine Fälschung.
»Wer das Buch so eifrig stiftete«, sagte Trois-Etoiles,

»war Graf Marcel de Flers. Er starb für Frankreich in dem schrecklichen Lager Gusen, in dem sich auch unglückliche Juden befanden.«
Sogar über diese fürstliche Tafel strich der düstere Schatten der Deportation, die einstige Gegner im Tode vereinigt hatte. Nach einigen Sekunden tiefsten Schweigens sagte Françoise, die Antisemiten hätten tatsächlich von zwölf englischen Herzogsfamilien irrtümlicherweise erklärt, sie seien mit Juden durchsetzt, während es sich lediglich um Seitenzweige handelte. Zu Recht seien nur die Saint-Albans genannt, weil einer dieser Herzöge eine Bernal heiratete, die Norfolk, weil eine Herzogin dieses Namens eine geborene Treves (Donnington) war, und die Roxburghe, weil die erste Gattin des letzten Herzogs eine Rosebery-Rothschild war, aber sie hüteten sich wohl zu vermerken, daß keine Kinder da waren. Vor der Genealogie brechen ihre Pamphlete zusammen.
»Leider«, sagte die Herzogin, »trifft das für den Semi-Gotha nicht zu!«
»In England«, erklärte der Herzog von Alba, »benachteiligt das Erstgeburtsrecht die jüngeren Söhne und zwingt sie zu Geldheiraten. Entschuldigen Sie aber, Frau Baronin: Die Norfolk haben durch die Lyons jüdisches Blut, die Richmond durch eine Ricardo, die Manchester durch eine Zimmermann und die Northumberland durch eine Herzogin, deren Mutter eine Lewis war.«
»Sie sehen, daß ich nur Ihre Schülerin bin«, sagte Françoise.
Amé-Leroy, der über geschichtliche Persönlichkeiten gut Bescheid wußte, erklärte, das heutige England besitze eine Kopie dessen, was der Marquis de Montfort war, aber mit mehr Titeln und weniger Machtbefugnissen, nämlich Lord Reading, unter dem Namen Isaacs geboren, den einzigen jüdischen des *Peerage*. Er sei Botschafter, Vizekönig von Indien und Hüter der fünf Häfen gewe-

sen, habe also die höchste Würde des Königreichs innegehabt. Sein Sohn habe eine Jüdin geheiratet, deren ebenfalls jüdischer Vater Lord Melchett anglikanisch geworden war. Sie sei als Marquise von Reading wieder Jüdin geworden, um die Juden besser gegen den Nazismus zu schützen.

Françoise erzählte: »In London erfuhr ich von einer außergewöhnlichen Begebenheit, die sich in der Familie der Herzöge von Gordon zutrug, einem auf die Richmond übergegangenen Titel. Im 18. Jahrhundert begeisterte sich der dritte Sohn dieses Herzogs so sehr für das Judentum, daß er Jude wurde und den Londoner Pöbel gegen die Katholiken aufhetzte. Da auch Juden diesen Familiennamen tragen, könnte es sich hier ebenfalls um eine Rückkehr zu den Quellen handeln.«

»Es ist wahr«, sagte der Botschafter, »daß Frau Pierre Lazareff eine Gordon ist, aber ich glaube nicht, daß sie sich von den Herzögen von Gordon herzuleiten versucht, ebensowenig wie ihr Gatte von den Fürsten Abamélec-Lazarew . . . übrigens zweifelhaften Fürsten.«

»Die Familiennamen der großen Häuser geben oft zu Mißverständnissen Anlaß«, sagte der Vicomte. »Die Manchester heißen Montagu, und es gibt jüdische Montagu. Die Luynes, die italienischer Herkunft sind, tragen den Namen Albert oder Alberti . . .«

»Albert steht auf der Liste italienischer Juden«, sagte Françoise.

»Es gibt jüdische Löwenstein und jüdische Fürstenberg«, sagte die Herzogin, »und sie stehen den Fürsten desselben Namens so fern wie nur möglich. Nur von den Fugger nimmt man an, daß sie als Nachfahren des Bankiers Jakob Fugger jüdischer Herkunft sind.«

»Manche Gleichklänge sind ärgerlicher«, sagte der Vicomte. »Die elsässischen Reinach, eine Lehnsherrenfamilie, haben nichts mit den jüdischen Reinach zu tun,

die sich in die römischen Grafen Reinach-Cessac verwandelten, aber die Ähnlichkeit lastet stets auf ihnen und wird durch die Adelsprädikate verschlimmert.«
»So kommt es«, sagte der Fürst, »daß unser Jockeyklubfreund den Titel Baron trägt, während die, die wahrscheinlich niemals aufgenommen werden, den Grafentitel haben.«
»Die vom Papst an Juden verliehenen Titel freuen mich am meisten«, sagte Fürstin V.: »Graf Costa, Graf Lévy, Graf Sachs, Graf Salomon und *last not least* Graf Blanc.«
»Mein verehrter Großvater!« rief Prinzessin Sixtus.
»Und der Großvater von Marie Bonaparte, der Prinzessin von Griechenland«, sagte der Botschafter. »Vielleicht beruhte ihre Vorliebe für die Psychoanalyse auf dem jüdischen Blut. Sie war mit Sigmund Freud befreundet.«
»Von den jüdischen Grafen des Papstes«, sagte Trois-Etoiles, »wollen wir den Grafen de Chevriers, früher Fischer, der die Tochter des Herzogs von Persigny heiratete, beiseite lassen, aber nicht den Grafen Frisch de Fels.«
»Dieser geht Ihren Vetter, den zukünftigen Herzog de la Rochefoucauld, etwas an«, sagte der Herzog von Alba zu Prinzessin Sixtus.
»Allerdings«, gab sie zu, »aber die Fels hielten sich nie für Juden.«
»Baronin de N.«, sagte der Vicomte, »erinnerte uns daran, daß die Noailles von Samuel Bernard abstammen, die Clermont-Tonnerre auch. Als sie von den Brissac sprach, erwähnte sie die Schneider, aber die Brissac waren schon über die Say mit Juden durchsetzt, die auch manche Broglie mit jüdischem Blut versahen.«
»Der zukünftige Herzog von Uzès, Sohn des Marquis de Crussol, hat eine Großmutter Béziers, die aus der Konservendose stammt: ›La sardine qui s'est crue sole‹* ist

* Die Sardine, die sich für eine Scholle hielt; gleiche Aussprache von »Crussol« und »crue sole«. A. d. Ü.

offensichtlich jüdischer Herkunft«, sagte Françoise. »Der zukünftige Herzog d'Harcourt hat von seiner Mutter Gérard, deren Großmutter eine Schnapper war, jüdisches Blut. Die Maillé sind über eine Wendel, deren Mutter eine Manuel de Gramedo war, mit Juden verschwägert, die Decazes über eine Singer, die d'Audiffret-Pasquir über eine Moselmann und eine Simon. Über die Sabran könnte man sich streiten wegen der Panisse-Passis, deren Ahnherr Mark von Tripolis als neuer Christ galt.«

»In Belgien«, sagte der Herzog von Alba, »sind auf diese Weise die Ligne über die Brissac mit Juden verwandt.«

»Für Italien«, sagte die Herzogin, »hält der Semi-Gotha zwei weitere Fürstennamen fest, die die Baronin nicht nannte: Die Belmonte mit ihrem jüdischen Familiennamen Nunez und die Giovanelli.«

»Dazu kommen noch die Pandolfina, die eigentlich Rodriguez heißen«, sagte der Herzog von Alba.

»Von den russischen Fürsten«, fuhr die Herzogin fort, »gibt der Semi-Gotha die Meschtscherski, die Lwow (die Einspruch erhoben) und die Bagration an. Da nun Großherzog Wladimir eine Bagration heiratete, würde eine Jüdin die sehr hypothetische zukünftige Kaiserin aller Reußen. Eine schöne Rache des Judentums an den Nachkommen der antisemitischen Zaren!«

»Nicht die erste«, sagte der Botschafter. »Paléologue erzählte mir, ein Zweig der Kaiserfamilie, dessen Oberhaupt ein impotenter Großherzog war, verdanke seine Nachkommenschaft einem jüdischen Hofmedikus namens Hirsch. Von allen Großherzögen und Großherzoginnen hatten sie die schönsten Samtaugen.«

»Das goldene Buch des russischen Adels wurde ›das Samtbuch‹ genannt«, sagte die Herzogin mit spöttischem Lachen.

»Ich habe den Eindruck«, sagte Fürstin V., »daß die Juden häufig Throne besteigen.«

»Drumont gab zu verstehen, Napoleon sei Jude gewesen«, sagte der Botschafter, »aber das ist ein unbedeutender Scherz.«
»Trotzdem«, sagte Prinz Murat, »war seine ganze Nachkommenschaft dem Judentum geweiht: Die Walewski, seine Nachkommen linker Hand, stammen auch von Rachel ab, und Prinz Napoleon heiratete eine Foresta.«
»Ich weiß«, sagte der Vicomte, »daß die Foresta seit dem 16. Jahrhundert Adlige und seit der Restauration Marquis sind, und man behauptet tatsächlich, sie seien jüdischer Herkunft.«
»In einer Akte aus Nizza von 1357 wird ein François de Foresta als Neubekehrter bezeichnet, das heißt als neuer Christ, und seine Frau als Jüdin«, sagte Françoise.
»Die Baronin ist ein Brunnen der Gelehrsamkeit«, sagte der Herzog von Alba.
Sie entgegnete, sie ziehe Nutzen aus den Forschungen eines Freundes auf diesem Gebiet. Sie war entzückt, als der Herzog ihr ankündigte, er werde ihr ein spanisches Buch schicken, das ebensoviele Funde berge wie der Semi-Gotha und das »glühende Holzscheit«.
Inzwischen hatte die Herzogin von Württemberg die englische Königsfamilie angegriffen, und jeder steuerte etwas bei. Der eine erinnerte daran, die Königin habe von ihrer Mutter Bowes-Lyon jüdisches Blut, da Lyon wie Lyons ein jüdischer Name sei, der andere, der Herzog von Edinburgh sei über die Haucke, die Stammfamilie der zu Mountbatten gewordenen Battenberg, Teiljude. Ihr Sohn Prinz Charles habe demnach eine zweifach jüdische Abstammung, genau wie die Söhne des Grafen von Paris und die des Grafen von Clermont. Nicht erstaunlich also, daß seine Züge schon ausgeprägt seien. Prinzessin Margaret heiratete einen Halbjuden.
»Die Battenberg«, sagte der Herzog von Alba, »schenkten uns unsere letzte spanische Königin, womit die Nach-

kommen von Alfons XIII. und Präsumtiverben der Krone von neuem mit Juden verwandt sind.«
Die Herzogin nannte als weitere gekrönte Battenberg die Königin von Schweden. Françoise mit ihrem Semi-Gotha-Wissen fügte hinzu, der König von Schweden habe über Bernadotte, dessen Mutter eine geborene de Saint-Jean war, jüdisches Blut. Sie fragte den Herzog von Alba, ob es in Spanien bekannt sei, daß General Franco einen jüdischen Namen trägt.
»In dem Buch *Anglo-Jewish Notabilities* stehen allein für das 18. und 19. Jahrhundert fünfundfünfzig Franco«, sagte sie, »und Mussolini ließ trotz seiner Sympathie für den Caudillo seinen Namen auf die Liste italienischer Juden setzen.«
»Franco ist tatsächlich ein jüdischer Name wie Salazar und Carmona«, antwortete der Herzog lächelnd, »doch weder in Spanien noch in Portugal denkt man daran. Wer weiß aber, ob es nicht das Geheimnis seiner jüdischen Herkunft ist, das unseren General an seinem Platz hielt? Amerika und England, Länder, die sich auskennen, trauten ihm und hatten damit nicht unrecht.«
»Castro trauten sie nicht«, entgegnete Françoise, »und Castro ist mit oder ohne Adelsprädikat ein jüdischer Name.«
»Natürlich«, erwiderte der Herzog von Alba. »Es bedeutet, daß zwar General Franco, Präsident Salazar und Fidel Castro Juden sind wie ich es bin oder der verstorbene Präsident Carmona es war, aber schließlich standen im spanischen Bürgerkrieg Juden gleichen Schlages auf beiden Seiten der Barrikaden. Der Präsident der Republik Alcala Zamora und der Außenminister Alvarez del Vayo hatten genau so jüdische Namen wie Franco oder Solis, der heute Generalsekretär der Falange ist. Das jüdische Fluidum ist in Zeiten der Zwietracht nicht beruhigend.«
»Bei den Heiraten«, sagte der Herzog von Alba, »ruft

das Blut das Geld. Ich wollte sagen: Das adlige Blut ruft das jüdische Geld, und nicht nur, wie ich schon erwähnte, bei den jüngeren Söhnen der englischen Herzöge.«
»Von Zeit zu Zeit«, meinte Françoise, »›braucht auch der beste Boden Dung‹. So sagte die Tochter der Madame de Sévigné, als ihr Sohn die Tochter des Oberpächters Saint-Amand heiratete. Saint-Amand ist aber ein jüdischer Name.«
»Saint-Simon bezeichnete derlei als ›betrübliche Verbindungen‹«, fügte Amé-Leroy hinzu.
»Verfolgen Sie den Kreislauf des Geldes bis zu seinem herrlichsten Ziel«, sagte der Vicomte. »Eine Enkelin des jüdischen Bankiers und Barons Haber heiratete einen Mornay-Montchevreuil, dessen Enkelin Balleroy einen Broglie heiratete, dessen Tochter einen Bourbon-Parma heiratete, den Vetter unserer lieben Prinzessin Sixtus. Damit ist die Meinung unserer teuren Gastgeberin bestätigt, daß nämlich das jüdische Blut über das Geld zu den Stufen der Throne führt.«
»Man könnte auch sagen, das Geld rufe das Geld«, meinte Prinz Murat, »denn die Ganay waren schon reich, was sie aber nicht hinderte, eine Erlanger, eine Bemberg, zwei Schneider und eine Béghin zu heiraten.«
»Bei einer Familie, die seit dem 17. Jahrhundert adlig ist«, sagte Françoise, »gibt es doch zu denken, wenn man feststellt, daß am Beginn des 16. Jahrhunderts ein jüdischer Bankier namens Ganay in Nizza lebte.«
»Mein Kompliment, gnädige Frau!« sagte der Herzog von Alba. »Sie sind unschlagbar.«
»Die Moral aus dem allem«, sagte die Herzogin, »geben uns die Bismarck. Der Kanzler konnte die Juden nicht leiden, vielleicht weil sie ihm Dienste erwiesen hatten. Mein Vater erzählte, er habe gesagt, wir Deutschen könnten, wenn wir nur einig seien, den Teufel bis in die Hölle hinein bekämpfen. Sein Teufel waren die Juden. Nun,

sein Sohn, der zweite Fürst von Bismarck, fiel in die Hölle, als er eine Hoyos heiratete, die doppelt jüdisch war, weil ihre Mutter zu allem hin eine Whitehead war. Diese aus Vernunftgründen erzwungene Heirat mit dem Teufel fand zu Lebzeiten des Kanzlers statt.«

»Hoheit«, sagte der Vicomte, »leider kann man daraus eine andere Moral ziehen: Lieber den Teufel heiraten als ihn am Schwanz ziehen, das heißt am Hungertuch nagen.«

Man hob die Tafel auf. Prinzessin Sixtus betrachtete Françoise hinterhältig:

»Und Sie, gnädige Frau, Sie haben uns auf ein so ergiebiges Thema gebracht, aber sind Sie sicher, daß in Ihren Adern kein Tröpfchen jüdisches Blut fließt?«

»Oh! Man wollte mir einreden, Laurent, der Name meines Vaters, könne mit einer orthographischen Abweichung jüdisch sein . . .«

»Wie!« rief Amé-Leroy. »Mein einstiger Kollege! Ein so vornehmer Herr!«

»Vorsicht, Herr Botschafter!« mahnte Fürstin V. lachend, »Sie beleidigen uns! Hier sind nur sehr vornehme Personen anwesend! Und wenn ich auch von der *Mayflower* abstamme, bin ich doch all meiner Großmütter aus dem 19. Jahrhundert nicht so ganz sicher. Die amerikanischen Juden ändern ihre Namen so leicht wie die englischen Juden.«

»Das stimmt wirklich«, sagte Françoise. »Wenn man unter den englischen oder amerikanischen Judennamen ganz geläufige Namen antrifft wie Jones, Harris, Hays, Evans, Lawrence, Goodman, Chapman, Morton, Simpson, findet man sich nicht mehr zurecht, wie Sie es ausdrückten, Hoheit. Ich vergaß zwei vielsagende Namen: Kennedy und Johnson.«

Fürstin V. begann wieder zu lachen:

»Da also auch der Präsident und der Vizepräsident der Vereinigten Staaten vielleicht Juden sind wie wir alle,

bleibt noch Botschafter Amé-Leroy als hundertprozentiger Christ.«

»Hoheit«, antwortete er, »ich fühle mich eher arisch als christlich von Kopf bis Fuß, aber im Talmud steht ein Rabbi Ame, und seit der Befreiung erhielten zwanzig Lévy, ein Cerf, ein Weil und ein Gottweiß vom Staatsrat die Genehmigung, ihre Namen in Leroy abzuändern, ohne daß ich einschreiten konnte. In ein paar hundert Jahren wird meinen Nachkommen der Ariernachweis ebenso schwerfallen wie denen des Herzogs von Alba.«

VIERTER TEIL

I

Es war Vollversammlung in der Buchhandlung Talmudica, die Zusammenkunft verlief hitzig. Frau Hermanns rote Perücke saß noch schiefer als gewöhnlich, ihr stattlicher Busen wogte ebenso heftig wie damals, als sie eine Seelenfängerin vor die Tür gesetzt hatte. Herrn Samsons Mütze deutete auf Sturm, er schwenkte ein gelbes Blatt Papier und redete zu gleicher Zeit wie Herr Frank, der Träger des Befreiungsordens. Ascher und seine Schwester hörten mit ernster Miene zu. Bei Sarres Eintritt kehrte Ruhe ein. Aus dem spöttisch unterwürfigen Gruß des ehemaligen kommunistischen Journalisten entnahm er, daß er sich nicht mehr als Jude, auch nicht als ungekannter, auszugeben brauchte.

»Was ist denn hier los? Schon wieder ein Drama?« fragte er lächelnd. »Ich habe Sie durchs Fenster beobachtet, um zu sehen, ob Sie mit dem Talmud aufeinander losschlagen würden.«

»Oh, Herr Sarre, bei den Juden gibt es immer Dramen!« sagte Frau Hermann. »Diese Dramen aber sind die Folgen anderer vorhergehender Dramen.«

Das Unwetter war von Herrn Samson verursacht worden, der sich beklagte, er bekomme seine Entschädigung als Sohn eines in der Deportation Umgekommenen nicht, und von Herrn Frank, der ihm vorwarf, es sei eine Schande, daß er überhaupt einen Antrag gestellt habe. Frau Hermann war mit keinem Pfennig für die Plün-

derung ihrer Buchhandlung entschädigt worden und ergriff für Herrn Samson Partei. Die beiden Aronovitz verhielten sich neutral; ihre Eltern hatten zwar eine Entschädigung erhalten, aber die Kinder mißbilligten dies, wie Ascher schon bei der Unterhaltung im Restaurant zu verstehen gegeben hatte. Sarre überflog den Wortlaut des gelben Blattes, das ihm Herr Samson reichte. Das Formular erinnerte ihn schon mit seiner Farbe an den Antrag, den einst die Angehörigen der von den Deutschen verhafteten Personen ausfüllen und bei der Generaldelegation in Paris einreichen mußten. Die Verwaltungssprache war im Krieg und im Frieden gleich schwerfällig und gefühllos. »Entschädigung der Rechtsnachfolger französischer Deportierter oder Internierter, Opfer nationalsozialistischer Verfolgungen, verstorben vor dem 15. 7. 1960 (Erlaß Nr. 61971 vom 29. 8. 1961 bezüglich der Anwendung des am 15. 7. 1960 zwischen der République française und der Bundesrepublik Deutschland geschlossenen Abkommens über die Entschädigung französischer Staatsangehöriger, die Gegenstand nationalsozialistischer Verfolgungsmaßnahmen waren).« Der Fragebogen war elf Seiten lang. In einer Anmerkung war verfügt, die Entschädigung stehe »dem überlebenden Angehörigen des verstorbenen Deportierten nur zu, wenn er am 15. Juli 1960 nicht im Zustand offenkundiger wilder Ehe lebte«. Mit einer ehrenwörtlichen Versicherung war zu bezeugen, daß man von der Bundesrepublik Deutschland nichts erhalten hatte, weder direkt noch indirekt. Auf Seite 11 schließlich – *in cauda venenum* – konnte der Antragsteller mit einer Erklärung »die Summen, die ihm möglicherweise auf Grund des deutsch-französischen Abkommens vom 15. 7. 1960 zustehen, dem Nationalbüro ehemaliger Frontkämpfer und Kriegsopfer insgesamt und mit sofortiger Wirkung abtreten«.

Den armen Herrn Samson hatte niemand beim Ausfüllen beraten, und er hatte jede Seite unterschrieben, einschließlich der letzten. Konnte er ahnen, daß diese Seite eine Falle war, mit der die Unglücklichen geschröpft wurden? Er hatte geglaubt, er erhalte die jeweils unten an der Seite versprochene gerechte Entschädigung der zehn ersten Blätter und verzichte großmütig auf die eventuellen weiteren Summen der elften Seite. Ahnungslos hatte er sich nach dem Stand der Sache erkundigt. Im Büro hatte man auf Seite elf seines Antrags gedeutet und gefragt, ob hier seine Unterschrift stehe. Als er auch die Frage, ob er lesen könne, bejahte, wurde er hinauskomplimentiert. Statt ihm seine Hilfe anzubieten, beglückwünschte ihn Herr Frank, weil er seine Finger nicht mit diesem dreckigen Geld zu beschmutzen brauche. Er erzählte ihm, was der fiebrige Anhänger der Natore Karta im Restaurant Aronovitz gesagt hatte. Herr Samson entschloß sich endlich, über ein weiteres Mißgeschick zu lachen. Mit dem makabren Humor der Juden erklärte er, da Deutschland mit der Asche seines als Deportierter gestorbenen Vaters Dünger und mit den Knochen seines als Internierter gestorbenen Bruders Seife hergestellt habe, sei er froh, auch Frankreich noch etwas schenken zu können, nämlich die sechstausend Francs, die Deutschland jeweils bezahlte. Herr Frank berichtigte: sechstausend Francs für die Asche des Vaters; die Knochen des Bruders werden nicht ersetzt, da Seitenverwandte nicht entschädigungsberechtigt sind.

»Als ich die Erklärung auf Seite elf las«, sagte Herr Frank, »erkannte ich unser liebes Vaterland daran. Unzählige biedere Leute machten es wie du, mein armer Samson; sie hätten lieber zweimal als einmal unterschrieben. Die Gesamtentschädigung von mehreren Milliarden, die die Bundesrepublik für die ›Opfer nationalsozialistischer Verfolgungen‹ an Frankreich zahlte, be-

hielt unsere Regierung fast drei Jahre lang, weil sie sich nicht entschließen konnte, sich davon zu trennen. Das Geld war allerdings in der Depositen- und Konsignationskasse, die Bloch-Laîné untersteht, in guten Händen. Ist es nicht beschämend, daß Frankreich, das westeuropäische Land, das die meisten Opfer des Nationalsozialismus zu beklagen hat, von den Deutschen am wenigsten Geld bekommt? Dieses Geld verabscheue und hasse ich. Wenn man aber schon etwas zugunsten der Staatsangehörigen fordert, sollte man sich bemühen, so viel wie möglich zu erhalten. Wir begannen das Gespräch im Geist des großartigen Ausspruchs von General de Gaulle: ›Die französischen Widerstandskämpfer taten es nicht für Geld‹ – was übrigens stimmt.«

»Wundern wir uns nicht, daß wir hereingefallen sind«, meinte Frau Hermann.

»Ich kenne einen staatenlosen Juden, der Millionen bekommen hat für seinen Vater, der in Auschwitz mit meinem umkam«, sagte Herr Samson.

»Gewiß«, sagte Herr Frank, »ein staatenloser Jude. Wäre er französischer Jude gewesen, so hätte er seine sechstausend Francs erhalten, falls er die Seite elf nicht unterschrieben hätte. Die Aronovitz konnten mehr bekommen, weil sie Polen waren, ehe sie Franzosen wurden. Ich habe von einem ungarischen Juden gehört, der nach Frankreich floh und keinen einzigen Verwandten in Auschwitz verlor, nur eine prächtige Gemäldesammlung. Ich sage ›ungarischer Jude‹ wegen seiner Herkunft; sein Großvater hatte, als er konvertierte, den Baronstitel erhalten und sogar eine Kirche bauen lassen. Das war üblich bei reichen österreichisch-ungarischen Konvertiten, wenn sie Freiherren wurden. Dieser ungarische Jude also erhielt drei Millionen Neue Francs von dem guten, tugendhaften Deutschland, das die Opfer seiner ungeratenen, verfolgungssüchtigen, Nationalsozialisten genannten Kinder

entschädigt. Um das zu erreichen, mein lieber Samson, mußte er zuvor ein kleines Vermögen ausgeben: Er mußte Experten auftreiben, die die Signaturen seiner zerstreuten Gemälde bestätigten, er mußte einen sehr guten Rechtsanwalt nehmen, einen Fachmann für solche Fälle, er mußte ihn vorher und hinterher anteilmäßig bezahlen. Ich kann dir die Adresse des besten Rechtsanwalts geben, es ist ein ehemals deutscher Jude, heute amerikanischer Staatsbürger, der das gute, tugendhafte Deutschland zwingen wird, das Geld herauszurücken, da kannst du sicher sein.«

Georges sagte, den Rothschilds sei es im Gegensatz zu Frau Hermann geglückt, Schadenersatz auch für ihre geringsten Verluste zu erlangen. Geschädigte Franzosen, deren Gesuch beim Staatsrat läuft, warteten jahrelang auf die ihnen zustehenden Gelder, aber die Rothschilds hätten unverzüglich die fünfundsiebzig Millionen erhalten, die ihnen für die Beschlagnahmung ihres ehemaligen Palais in der Rue Saint-Florentin zugebilligt wurden.

Sarre gab seinem Mitgefühl für Herrn Samson Ausdruck.

Ascher ergriff das Wort, um Herrn Samson zu verteidigen: »Herr Samson ist ein frommer Jude und verlangte die Entschädigung nicht für sich. Er wollte sie einem jüdischen Wohltätigkeitsverein stiften.«

»Das Geld kam der Nationalunion ehemaliger Frontkämpfer und Kriegsopfer zugute«, tröstete Egla. »Sicher sind dabei auch Juden, und vielleicht hat ein Jude den Nutzen davon.«

Frau Hermann meinte, sie hätte Herrn Samson verziehen, wenn er die Entschädigung für sich behalten hätte, es wäre sicherer gewesen.

»Schließlich«, sagte Georges lächelnd, »sind die Deutschen Christen. Warum sollten die Juden nicht mit Freuden christliches Geld annehmen, sogar in diesem grauenvollen Fall?«

»Eben deshalb dürfen wir es nicht annehmen!« sagte Herr Frank. »Wenn es ein Christ tut, habe ich nichts dagegen. Aber glauben Sie nur nicht, das sei immer einfach! Unsere Verwaltung wehrt sich genauso erbittert gegen christliche wie gegen jüdische Deportierte. Ein Beispiel dafür, zum Trost für Freund Samson, ist folgende Geschichte vom Fürsten Obolensky:

Sie wissen, in Buchenwald waren sehr hochstehende Personen. Ich sprach über Literatur mit Julien Cain und Benjamin Crémieux, über Ägyptologie mit Henri Maspero, über surrealistische Dichtung mit Robert Desnos, über Journalismus mit Claude Bourdet, über Autoindustrie mit Marcel Michelin, über Flugzeugindustrie mit Marcel Bloch, der noch nicht Dassault hieß, über Medizin mit Professor Richet, über Großhandel mit Max Heilbronn, dem Generaldirektor der Galeries Lafayette, über optische Industrie mit dem Optiker Lissac, über russische Geschichte mit Fürst Obolensky. (Es waren wenige Juden in diesem Lager, denn die wurden nach Auschwitz geschickt, und auf Grund einer merkwürdigen Nachsicht brauchten die Juden in Buchenwald den gelben Stern nicht zu tragen – einzig Bloch-Dassault hatte die Ehre, dazu gezwungen zu werden.) Ich vergaß zu erwähnen, daß ich über Germanistik sprach mit Halbwachs, dem einstigen Inhaber dieses Lehrstuhls am Collège de France, was ihn nach Buchenwald brachte. Deutscher Undank! Fast so schlimm wie der jüdische Undank, und gefährlicher. Obolensky war der Sohn eines Generals im Gefolge Zar Nikolaus' II. Seine Gemahlin war die Enkelin des Admirals Makarow, der in Port Arthur starb. Nach der russischen Revolution war er nach Frankreich geflohen und hatte sich hier verheiratet, aber versäumt, die französische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Die Fürstin spielte eine bedeutende Rolle in der Widerstandsbewegung. Sie wurde kurz vor ihrem Gemahl verhaftet

und nach Berlin verschleppt, er nach Buchenwald. Lange glaubte man, sie sei erschossen worden: so heißt es in der posthumen Ehrung. Dann erfuhr man, daß sie mit dem Beil enthauptet worden war anstelle einer ihrer Leidensgenossinnen in der Gefangenschaft, die jüdischen Ursprungs und Mutter von drei Kindern war. Frankreich ehrte sie nicht nur mit dem Kreuz der Ehrenlegion und einer Gedenktafel, sondern auch durch eine Briefmarke mit ihrem Widerstandsnamen Vicky. Der Fürst, der im Kriege nicht wieder reich geworden war oder die Summe einem orthodoxen Liebeswerk zugute kommen lassen wollte, hätte gern die sechstausend Francs angenommen, auf die er als ›überlebender, nicht wiederverheirateter und nicht im Zustand offenkundiger wilder Ehe lebender Ehegatte‹ Anspruch hatte. Die letztere Voraussetzung kam für ihn nicht in Betracht, denn er war inzwischen Pope geworden.

Aber gemäß einem Erlaß von 1962, mit dem der von 1961 abgeändert wurde, erhalten von den Personen, die nicht die französische Staatsangehörigkeit besitzen, nur diejenigen die Entschädigung, die vor dem 15. 7. 1960, dem Tag des Vertragsabschlusses zwischen Frankreich und Deutschland, einen Antrag auf Naturalisation einreichten. Obwohl der Fürst nach seiner Rückkehr aus Buchenwald im Handumdrehen naturalisiert worden war, konnte er die Verwaltung nicht für seine verstorbene Gemahlin erweichen. Er erhielt eine unbarmherzige kartesianische Mitteilung: ›Fürstin Obolensky lebte in Frankreich, Fürstin Obolensky ist eine nationale Heldin und Sie, ihr Gemahl, sind Franzose; da sie aber vor dem 15. 8. 1960 kein Naturalisationsgesuch einreichte, ist sie nicht Französin.‹ Man dienerte vor Fürst Obolensky mehr als vor Herrn Samson, aber nichtsdestoweniger komplimentierte man ihn hinaus. Die ehemaligen Deportierten versuchten, den Minister zu einem Gnadenakt zu bewe-

gen, aber er stellte sich taub – auch er Descartes treu. *Dura lex, sed lex.*«

»So ist Fürst Obolensky genauso hereingefallen wie die armen Juden«, stellte Frau Hermann fest.

»Unsere Eltern«, sagte Egla, »benötigten ein Gegengutachten französischer Ärzte, um das ungünstige Gutachten der deutschen Ärzte zu entkräften – das war die Höhe! Papa erzählte uns die Einzelheiten nicht. Er hat nicht viel übrig für die polnischen Juden, die von nichts anderem als vom Warschauer Getto reden, aber er gibt zu, daß sie, um in den Besitz ihrer Entschädigung zu kommen, fast so viel Heldenmut brauchten wie damals zu ihrer Verteidigung.«

»Meine liebe Egla«, sagte Herr Frank, »haben Sie noch nicht bemerkt, daß eine wahrscheinlich nicht organisierte Verschwörung am Werk ist, nicht um den Heldenmut der Juden aufrechtzuerhalten, sondern um ihn zu brechen? Zuerst kommen die französischen Fragebogen, dann die deutschen Vernehmungen. Wenn Ihr Herr Vater Ihnen nichts davon erzählt hat, stellen Sie sich doch die Gefühle eines Mannes vor, der vor den Henkern seiner Familie zu erscheinen hat! Sie fragten ihn alles mögliche, sie versuchten, Komplexe in ihm zu schaffen, sie demütigten ihn, sie schickten ihn von einer Befragung zur anderen, sie zwangen ihn, weitere Erklärungen zu unterzeichnen, kurz, er mußte unaufhörlich auf seinem Rücken jenen schrecklichen Leichnam tragen, für den er den Preis verlangte, oft sogar einen ganzen Leichenhaufen.«

»Schwärzester Kafka!« stöhnte Egla.

Herr Frank fuhr fort:

»Die Entschädigung, wie es der Fragebogen in seiner barbarischen Sprache nennt – ich als gebürtiger Franzose weiß nämlich, was die französische Sprache ist –, die Entschädigung ist eine der machiavellistischsten und sadistischsten Erfindungen, die Deutschland jemals aus-

heckte, um die Juden zu vernichten, die ihm entkommen waren. Adenauer durfte wohl dem deutschen lieben Gott danken, denn er führte einen doppelten Streich: Er stellte seine Freigebigkeit zur Schau und verschloß damit den amerikanischen Juden den Mund, aber so wie er es tat, zwang er uns, die Hände nach Deutschland auszustrekken, flehende Hände, Bettlerhände, nicht Hände, um ihn zu erwürgen. Wenn dann der Lohn dieser hassenswerten Mühen eintrifft, liegt ihm ein Schreiben bei, mit dem wir aufgefordert werden, die deutsche Bundesrepublik zu bewundern, die ihre Schulden zahlt, nicht die Deutsche Demokratische Republik, die nichts zahlt. Ein doppelter Streich – was sage ich, ein dreifacher, vielfacher Streich: Die Deutschen sind überzeugt, daß die dem Vereinigten Jüdischen Sozialfonds und dem Staat Israel für die Juden überwiesenen Summen ihre größte Steuerlast darstellen, wodurch wiederum Antisemitismus entsteht.«

»Es ist ein Teufelskreis«, sagte Georges, »und Deutschland scheint nicht imstande zu sein, aus ihm auszubrechen.«

»Es ist ein verfluchter Kreislauf!« bestätigte Herr Frank.

»Man sagt«, fuhr Georges fort, »die Aufnahme der algerischen Juden in Frankreich sei vom Sozialfonds mit Hilfe der deutschen Gelder erleichtert worden, ein positives Ergebnis also, das Juden und Franzosen gleich zugute kommt.«

»Wie wir schon bei den Aronovitz sagten«, entgegnete Herr Frank, »enden die Zahlungen im Jahr 1965. Im Budget der jüdischen Wohltätigkeit wird ein großes Loch zu stopfen sein. Guy de Rothschild, der dem Sozialfonds in Frankreich vorsteht, trifft jetzt schon seine Maßnahmen. Beim letzten Bankett des Sozialfonds im Schlachtensaal des Schlosses von Versailles – wir versagen uns nichts! – spendeten seine dreihundert Gäste, mitgerissen von seinem Beispiel und von dem Alains, seines Vetters

zweiten Grades, zwischen Obst und Käse (Entschuldigung! Es gab natürlich keinen Käse, weil man Fleisch gegessen hatte) über hundert Millionen Alte Francs. Lévitan, Dreyfus vom Marché Saint-Pierre, Lévy von Troyes, Bouchara, Gompel von *Paris-France,* Pinhas von den Rodin-Stoffen, Schneider vom Rundfunk und Fernsehen, Weil vom Parfüm, Alec Weisweiller, Schatzmeister des Konsistoriums, Tenoudji, Filmproduzent und Vizepräsident des Konsistoriums, wetteiferten an Freigebigkeit.«

»Was haben wir schon von all diesen Millionen!« seufzte Frau Hermann.

»Ich bin überzeugt, daß sie richtig verwendet werden«, sagte Herr Frank. »Oberrabbiner Kaplan machte sich auch ans Sammeln. Er begann bei Frau David-Weill. Sie erklärte, sie würde gern ihren Obolus entrichten – Sie können sich denken, daß es sich um einen beträchtlichen Obolus handelte –, aber sie sei katholisch geworden. Der Oberrabbiner sagte würdevoll, unter diesen Umständen habe er nichts von ihr zu fordern. Ein Gewinn in gleicher Höhe für Abbé Iung, den bestallten Bekehrer der reichen Juden von Neuilly, der wahrscheinlich Rabbiner unter seinen Vorfahren hat!«

»Dieses eine Mal«, sagte Ascher, »stimme ich dem Oberrabbiner von Frankreich zu. Wie kann aber ein mit einer Christin verheirateter Rothschild wagen, Präsident des Vereinigten Jüdischen Sozialfonds zu bleiben, und wie können Juden das zulassen?«

»Geld stinkt nicht«, meinte Egla. »Du vergißt, daß sie nur zum Schein Christin ist, denn sie hat eine jüdische Großmutter.«

»Der Name Rothschild schmeichelt den Juden«, sagte Herr Frank, »und läßt sie vieles ertragen, sogar den Rothschilds zu Füßen zu liegen und von ihnen mit Füßen getreten zu werden. Heine verlieh ihrer Bewunderung Ausdruck, ließ er doch den Hühneraugenoperateur eines

Rothschild bei sich selbst denken: ›Du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der die ganze Welt in Händen hat.‹ Hören Sie eine Geschichte aus England, die von Charlie Chaplin stammen könnte: Zwei arme Londoner Juden beschließen, Lord Rothschild um Unterstützung zu bitten. Der eine klingelt, der andere wartet auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein tressengeschmückter Portier öffnet, verbeugt sich und gibt dem armen Juden ein Zeichen, ein paar Stufen hinaufzugehen. Oben verneigt sich ein livrierter Diener und gibt ihm ein Zeichen, durch einen Salon zu gehen und so fort von einem Diener und einem Salon zum anderen bis zu einer doppelten Polstertür, deren beide Flügel ein feierlicher Hofmeister aufreißt. Der arme Jude steht vor Lord Rothschild. Lord Rothschild sitzt an einem riesigen Schreibtisch, Lord Rothschild liest in seinen Papieren, Lord Rothschild hebt das Haupt, Lord Rothschild gibt dem Hofmeister ein Zeichen: Der Besucher wird bei den Schultern gepackt, um sich selbst gedreht, zu der Doppeltür geführt und mit einem Tritt ins Hinterteil zum Diener befördert, der ihn auf die gleiche Weise dem nächsten übergibt, bis zum Portier, dessen letzter, meisterhafter Fußtritt ihn wie einen Pfeil über die Straße schnellt. Der arme Jude fällt seinem Kameraden in die Arme, der ihn erwartungsvoll fragt: ›Wieviel hat er dir gegeben?‹ – ›Nichts, aber was für ein großartiger Empfang!‹ Die Rothschilds verstehen es unbestreitbar, Empfänge zu geben.«

»Ich gestehe, daß ich mich geschmeichelt fühle, wenn der Name eines Rothschild unter einem Appell an meine Mildtätigkeit steht«, sagte Herr Samson, »aber schließlich könnten trotz dem Grundsatz, daß viele wenig ein viel geben, die Rothschilds mit ihrem vielen davon absehen, um mein weniges zu bitten. Als der Vereinigte Jüdische Sozialfond gegründet wurde, schwor man, keine andere

als diese Organisation würde unsere Geldbeutel schröpfen, die weniger reich bestückt sind als die der Tischgäste im Schlachtensaal – ich meine nicht Sie, lieber Herr Frank. Aber der besagte Sozialfonds stellte sich nur in die lange Reihe der jüdischen Liebeswerke, und diese Werke wuchern ›wie das Gras, das der Herr auf Bergen wachsen läßt‹ – ich möchte nicht sagen, obwohl es auch in den Psalmen steht, ›wie die Gottlosen grünen‹. Es vergeht keine Woche, in der so ein armer Teufel wie ich nicht Spendenersuchen erhält für die jüdische Jugend, die jüdischen Kinder, die jüdischen Schulen, die jüdischen Freiluftschulen, das jüdische Nachtasyl, die jüdische Arbeitsunterstützung, den jüdischen Sozialausschuß, den palästinischen Wiederaufbaufonds, die zionistische Vereinigung Frankreichs, den Bund jüdischer Gesellschaften, die Gesellschaft der Zukunft Zions, die weiblichen Pioniere, das jüdische Heim, das Heim jüdischer Flüchtlinge bis zu dieser oder jener Jeschiwa, die mir Segnungen verspricht.«

»Von der Jeschiwa in Brunoy erhalten Sie keine Bitten um Spenden!« warf Ascher ein.

»Ganz zu schweigen«, sagte Herr Frank, »von der Union jüdischer Freiwilliger und ehemaliger Frontkämpfer, der Union gegen den Rassenhaß, der Liga gegen den Antisemitismus und den Rassismus, in der Bernard Lecache gute Arbeit leistet, und außerdem von den verschiedenen Widerstandsvereinigungen.«

»Daraus geht hervor«, sagte Sarre, »daß die Juden Solidaritätsgefühl besitzen.«

»Ein etwas mysteriöses Gefühl«, sagte Herr Samson, »habe ich doch den Eindruck, wenn ich eine dieser Organisationen, die mich um meine Hilfe bitten, um die geringste Unterstützung angehen würde, so würde sie mir erwidern, alle ihre Mittel seien für die algerischen Juden verwendet.«

»Ich fürchte«, sagte Georges, »das trifft für alle Liebeswerke sämtlicher Religionen zu.«
»Und doch«, sagte Herr Frank, »ist die jüdische Wohltätigkeit so unerschöpflich wie das jüdische Elend. In England wurden die drei größten karitativen Einrichtungen von zwei Juden gegründet – Lord Wandsworth mit seinen Waisenhäusern, Doktor Barnado mit seinen Asylen – und von einem Halbjuden, dem ›General‹ Booth, der die Heilsarmee ins Leben rief. Ein heutiger jüdischer Milliardär, Sir Isaac Wolfson, Besitzer von Kaufhäusern, ist einer der Wohltäter des Judentums und Israels, wie es auch die amerikanischen jüdischen Bankiers Schiff und Warburg waren, der amerikanische Kaufmann Nathan Straus oder Sir Ernest Cassel und Baron von Hirsch. Noch etwas zur jüdischen Solidarität: Früher sagte man spottend, wenn einem Juden in Warschau auf den Fuß getreten würde, schreie ein Jude in London oder in New York, und das hatte seinen guten Grund, Herr Sarre: Der Jude in London oder in New York wußte nämlich genau, daß der in Warschau mißhandelte Jude bald ihm zur Last fallen würde. Als die Montefiore und Crémieux sich der Mühe unterzogen, den Sultan aufzusuchen, um die Verurteilung der unsinnigerweise eines rituellen Verbrechens angeklagten Juden von Damaskus zu verhindern, taten sie es aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus Solidarität, aber auch aus Angst, diese Juden könnten in den westlichen Ländern um Asyl bitten und Unruhen hervorrufen.«
»Sie sprachen das Wort Gerechtigkeit aus«, sagte Egla, »es ist der Hauptgrundsatz der jüdischen Wohltätigkeit.«
»Ich bin der Ansicht«, sagte Ascher, »daß die jüdische Nächstenliebe vor allem anderen religiös ist. Wenn du von Gerechtigkeit sprichst statt von Religion, redest du als Studentin an der Sorbonne, aber unsere Urgroßeltern würden sich auf dem Friedhof von Lodsch bestimmt im

Grab umdrehen. Sie lebten im Licht der Religion und mit einem Minimum an Gerechtigkeit; die Asche unserer Großeltern ist irgendwo verstreut wegen Rechtsverweigerung aus Treue zur Religion.«
»Kann sein«, gab Egla zu, »aber die Juden erfanden die Gerechtigkeit, während es immer schon alle möglichen Religionen gab.«
»Ich möchte meinen, Plato habe von der Gerechtigkeit zu sprechen gewußt«, sagte Georges.
»Man nimmt an«, sagte Egla, »daß manche jüdische Dinge zu seiner Kenntnis gelangten«.
»Wie dem auch sei«, sagte Ascher: »Hätten die Juden nur die Idee der Gerechtigkeit als Schutz gehabt, so wären sie schon vor langer Zeit untergegangen. Die Religion ist das Wesentliche im Judentum.«
»Gehörte die Idee des Widerstandes bei einem Mann wie Sie es sind, Herr Frank, zum Begriff der Religion oder zum Begriff der Gerechtigkeit?« fragte Sarre.
»Oh! Weder zum Begriff der Gerechtigkeit noch zum Begriff der Religion noch auch zu einem vitalen Verteidigungsinstinkt. Die Idee des Widerstands ist französisch. Die französischen Juden halten sich für Franzosen und sollen sich auch dafür halten – für Franzosen jüdischer Konfession.
Ich fühlte mich gedemütigt von der Niederlage Frankreichs, bedrückt, als es sich zwar widerwillig aber doch immer mehr in das Fahrwasser des Siegers reißen ließ. Deine Großeltern, Ascher, starben für das Judentum, weil die polnischen Juden am Rande einer feindseligen Nation lebten. Die französischen Juden starben wie die anderen Franzosen für Frankreich, nicht für das Judentum. Das sage ich um so lauter, als ich nach den schrecklichen Prüfungen zum Judentum zurückfand. Deshalb rege ich mich über die französischen Juden auf, die von jüdischem Widerstand reden. Es gibt sogar eine Freund-

schaftsvereinigung ehemaliger jüdischer Widerstandskämpfer. Soll das heißen, daß der Widerstand jüdisch war und nicht französisch? Gibt es einen katholischen, einen protestantischen Widerstand? Es gibt nur einen Widerstand, was schon dadurch bewiesen ist, daß nur eine Ausweiskarte für deportierte Widerstandskämpfer ausgegeben wird. Weil aber alle Juden, alle Deportierten Widerstandskämpfer gewesen sein wollen, mußten wir strenge Regeln aufstellen.«

»Das ist nicht neu«, sagte Georges. »Schon Talleyrand spottete einst über ›die fünfhundert treuen Diener, die das Exil Ludwigs XVIII. in Gent teilten, und die fünfzigtausend, die zurückkehrten‹.«

»Nach dem Gesetz wird als deportierter Widerstandskämpfer nur anerkannt, wer ›eine Tat des Widerstands‹ vollbrachte, ›die der Kriegführung des Feindes ernstlich schadete‹. Einen Juden oder einen Widerstandskämpfer beherbergen, den Buchstaben V an die Mauern malen wie Ihre Freundin, Fräulein Crapote, waren zwar mutige Taten, schadeten aber nicht ›ernstlich der Kriegführung des Feindes‹. Oft gab der Staatsrat den Berufungen von Juden oder Nichtjuden, denen wir den Ausweis für deportierte Widerstandskämpfer verweigert hatten, nicht statt. Den ›Ehrendeportierten‹ wie Daladier, Paul Reynaud und Léon Blum händigten wir ihn auch nicht aus.«

»Als Freund«, sagte Sarre, »möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, wie gefährlich manche Ihrer Meinungen sind. Die jüdischen Widerstandskämpfer stehen wie ein Mann zu Jean Pierre-Bloch, sobald die Rede davon ist, Marschall Pétain nach Douaumont zu überführen. Das ärgert viele Franzosen, denn schließlich fielen bei Verdun mehr nichtjüdische Franzosen als französische Juden. Es ist eine typisch französische Sache, und die Juden sollten das verstehen. Den Ersten Weltkrieg vergißt man genausowenig wie den Zweiten.«

»Aber lieber Herr Sarre, Sie predigen einem Überzeugten! Ich lächle erst und seufze dann, wenn ich bei patriotischen Feiern den mehr als die anderen mit Orden geschmückten Bannerträger mancher dieser jüdischen Widerstandsvereine mitten in der Front der Fahnen stehen sehe. Weiß er nicht, was seine nichtjüdischen Nebenmänner denken müssen und was auch manche Juden denken?«

»Dagegen«, sagte Georges, »weiß ich von anderen Fällen, in denen die Juden geradezu übertrieben zurückhaltend sind. Marie Bell brachte unter erheblichen Kosten im Theater *Gymnase* das Stück *Le dixième homme* (Der zehnte Mann) eines amerikanischen Juden auf die Bühne. Sie rechnete mit dem Ansturm der Pariser Juden bei einem Thema, das sie interessieren mußte, und dem Schauplatz des Stückes, der das Innere der großen Synagoge darstellte, aber sie erblickte auch nicht den Schatten eines Beschnittenen.«

»Meine Glaubensbrüder fallen nicht gern unter Christen als Juden auf«, sagte Herr Frank. »Wäre es eine geschlossene Vorstellung unter der Schirmherrschaft der Rothschilds gewesen, so hätte sich der Saal gefüllt. Dieses Schwanken zwischen Schüchternheit und Prahlerei liegt jener Ungeschicklichkeit zugrunde, von der ich bei den Aronovitz sagte, sie bringe den Antisemitismus hervor, ja sie verstimmt auch unsere Freunde, wie aus Ihrer Bemerkung über Douaumont hervorgeht. Man sollte jedoch entschieden bestreiten, daß sich die ganze Geschichte Frankreichs um das Andenken Pétains dreht. Verstehen Sie, es gibt eine Kategorie von Franzosen, die das alles ärgert. Dabei möchte ich mir erlauben, auf Ihren Ausdruck ›französische Sache‹ zurückzukommen. Entweder sind die französischen Juden Franzosen, oder sie sind es nicht. Sind sie es, so werden sie von allen französischen Angelegenheiten mitbetroffen wie jeder Franzose, und genau das meinte ich im Hinblick auf den

Widerstand oder wenigstens auf meinen Widerstand. Ich erhebe nur Einspruch, wenn ich merke, daß sie sich vor allem als Juden und erst in zweiter Linie als Franzosen fühlen. Um auf Jean Pierre-Bloch zu kommen: Gestern erhielt ich ein Rundschreiben von einem Komitee, dessen Seele er ist und das sich wieder gegen die Überführung der Asche Pétains wehrt. Mit welchem Argument? Pétain sei Rassist gewesen, und seine Politik habe den Tod unzähliger Unschuldiger in Auschwitz herbeigeführt. Damit wird die Kollaboration auf den Rassismus eingeschränkt, und die opponierenden Franzosen, die in Buchenwald, Mauthausen, Dachau, Struthof, Ellrich und anderswo umkamen, werden übergangen. Glauben Sie mir: Wäre ich nur Jude, so würde ich Pétain weniger hassen.

Gewiß ist Jean Pierre-Bloch, auch wenn er in Sétif geboren wurde, ein guter Franzose und echter Widerstandskämpfer. Er wurde von der Vichy-Polizei verhaftet, seine Frau verhalf ihm zur Flucht und setzte sein Werk fort. In London schloß er sich de Gaulle an, man schätzte ihn dort. Dann wurde er Generaldirektor der verstaatlichten Pressegesellschaft, wo seine Geschäftsführung viel Staub aufwirbelte. Mir ist wichtiger, daß er mit Schneersohn, einem ehemaligen polnischen Rabbiner, dem Gründer der Zentralstelle für zeitgenössische jüdische Information, den großzügigen Plan zu dem jüdischen Mahnmal in der Rue Geoffroy-l'Asnier faßte. Manche französischen Juden, die noch antipartikularistischer sind als ich, waren gegen diesen Plan, den sie für den ersten Versuch des Separatismus hielten. Wenn ich auch seine weiteren Pläne mißbillige, stimme ich doch diesen mit meiner jüdischen Seele voll und ganz zu. Für die unermeßliche jüdische Tragödie war die Flamme am Triumphbogen ungenügend. Das hindert mich nicht, auch Frau Christian Lazard, einer Katholikin jüdischer Herkunft, Beifall zu spenden, deren Ini-

tiative die Krypta des Deportierten auf der Ile Saint-Louis zu verdanken ist, ein Mahnmal, das nicht zwischen Abstammung, Rasse oder Religion unterscheidet.
Bei London und Jean Pierre-Bloch entsinne ich mich eines anderen Juden, der sich dem freien Frankreich anschloß, nämlich des Oberingenieurs und sogenannten Admirals Kahn. Er hatte einen Torpedoschutz für Schiffe erfunden und wollte ihn Churchill überlassen. Als Ausgleich forderte er jedoch, England solle die Regierung General de Gaulles anerkennen, die damals nur genehmigt war. Er lehnte die verführerischsten Angebote ab, übergab aber schließlich auf persönliche Bitte des Generals sein Patent ohne Gegenleistung. Diese Anekdote erinnert an Weizmann, der 1914 seine Erfindung, die Erstickungsgase, England erst zugänglich machte, als es ihm eine jüdische Siedlung in Palästina versprochen hatte. Es ist recht und billig, daß er der erste Präsident des Staates Israel wurde, aber unter uns gesagt, mir ist Oberingenieur Kahn lieber, der nur Konsistoriumspräsident wurde.«
»Mir auch«, sagte Ascher. »Ich bedaure, daß der Staat Israel der Preis für die Erfindung von Erstickungsgasen ist.«
Frau Hermann wurde von einer Kundin abgerufen, die einen Thoravorhang als Geschenk für eine Synagoge verlangte. Um sich ganz ihrem Geschäft widmen zu können, bat sie ihre Besucher, in die Ladenstube zu gehen, wo sie nach Belieben reden könnten. Sarre und Herr Frank setzten sich in zwei große Ledersessel mit löchrigen Lehnen, die Geschwister Aronovitz auf Stühle. Im Zimmer stand ein kleiner Glasschrank mit kostbaren Gegenständen: Miniaturleuchter, Schilde und Granatapfelverzierungen zu einer Thorarolle, silberne Thoraweiser zum Verfolgen der Schriftlesung, Büchsen mit Gewürzen, deren Wohlgerüche man am Sabbatabend einatmet.
Herr Frank entnahm seiner Brieftasche eine orange Karte.

»In den Nazilagern«, erklärte er, »hatten die Homosexuellen ein orange Dreieck. Bei uns bedeutet die orange Karte die oberste Kategorie der Deportierten, nämlich die deportierten Widerstandskämpfer. Hier ist meine, und diese Ehre ist mir nicht umsonst zugefallen. Erwarten Sie bitte keine Geschichten vom Widerstand. Wir erzählen so ungern davon wie von der Deportation. So viel möchte ich aber doch sagen: Unter den hundertzweiundzwanzigtausend Inhabern der Deportiertenkarte waren nur siebenunddreißigtausend deportierte Widerstandskämpfer, von denen noch viertausendfünfhundert leben. Sie sehen, daß der vielbesprochene Widerstand nicht so sehr viele Mitglieder zählte, wenigstens nicht bei den ehemaligen Deportierten. Die aus politischen oder rassischen Gründen Deportierten haben eine blaue Karte; von den fünfzigtausend Inhabern leben nur noch einige tausend. Alle anderen waren Deportierte des gemeinen Rechts. Insgesamt betrug die Zahl der Deportierten in Frankreich nahezu dreihunderttausend, es bleibt also ein ungeheures Loch von über hundertfünfzigtausend verschollenen Personen. Achtunddreißigtausend bis vierzigtausend wurden mehr oder weniger sicher identifiziert; seltsam ist aber, daß sich niemand als Rechtsnachfolger dieser hundertfünfzigtausend Opfer meldete. Daraus geht hervor, daß ganze Familien vernichtet wurden – jüdische Familien natürlich, die kurz vor Kriegsausbruch hierher geflüchtet waren. Vielleicht lassen sich ihre Spuren anhand der Archive auffinden, die die Kommissare der verschiedenen Besatzungszonen in Arolsen zusammentrugen und Deutschlands Hut übergaben. Möge sich dieser Haufe von Dokumenten nicht als neuer Aschenhaufen erweisen! Die Juden stellten etwa zehn Prozent der Widerstandskämpfer und haben denselben Prozentsatz an orange Karten. Ein ehrenvoller Anteil, denn sie bilden nur ein Hundertstel der Bevölkerung. Aber nicht alle jüdischen

Widerstandskämpfer wurden deportiert – diesem Schicksal entgingen zum Beispiel die Schriftsteller Claude Aveline, Vercors, Aragon (Halbjude) und andere. Nicht alle wurden wie ich einem der einhundertsechzig in London amtlich bestätigten Netze der kämpfenden französischen Wehrmacht zugewiesen, die gewissermaßen den offiziellen Widerstand bildeten. Ich war nicht Chef, aber stellvertretender Leiter eines solchen Netzes, und zwar, wie Sie wissen, unter christlichem Namen. Unter den einhundertsechzig Chefs der Widerstandsnetze waren auch etwa zehn Prozent Juden; von diesen fünfzehn bis zwanzig leben noch sechs oder sieben.

Maxime Blocq-Mascart gehörte zu den Initatioren der O. C. M., der *Organisation civile et militaire,* Fürstin Obolensky war Sekretärin von Rechtsanwalt Henry-Simon, einem der wichtigsten Mitglieder dieser Organisation, der verhaftet wurde und wie sie in der Deportation starb. Die Tätigkeit Blocq-Mascarts wurde schlecht belohnt, denn unsere aufeinanderfolgenden Verfassungen verwendeten nur weniges von seinen Plänen. Aber diese schlecht belohnte Arbeit suchte trotzdem ihren verdienten Lohn. Wir übersetzten das Sigel O.C.M. mit *Où caser Maxime* (Wo soll man Maxime unterbringen)? Man brachte ihn schließlich im Staatsrat unter.

Ein Bloch, der noch besser untergebracht wurde, ohne Chef eines Widerstandsnetzes gewesen zu sein, ist General Bloch, Verzeihung, General Dassault. Er bekam die Großkanzlei der Ehrenlegion und wird berühmt bleiben, vielleicht nicht in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs, aber wenigstens in der Geschichte der Vierten Republik, denn durch ihn wurde die siebenjährige Amtszeit Auriols und die fünfjährige Präsidentschaft Cotys verfassungsmäßig illegal. Der Staatschef gilt nämlich nach seiner Wahl erst als eingesetzt, wenn er vom Großkanzler der Ehrenlegion deren Großmeisterkette erhalten hat. An-

dererseits kann nur der Staatschef in seiner Eigenschaft als Großmeister einen Großkanzler ernennen. Nun war aber der letzte Großkanzler der Dritten Republik, General Nollet, gestorben und sein Nachfolger General Brécart von Pétain ernannt worden. Bei der Befreiung gab es also weder einen Staatschef, der einen neuen Großkanzler ernennen konnte, noch einen Großkanzler, der einen neuen Staatschef einzusetzen vermochte. Die Verfügung von Algier vom August 1944, mit der die republikanische Gesetzgebung wieder in Kraft trat, hatte diese Einzelheit nicht bedacht, die jedoch im Lande des römischen Rechts und der jakobinischen Gesetzestreue wichtig war. General Bloch, der Militärgouverneur von Paris, wurde in die Großkanzlei eingewiesen, und General de Gaulle, der Chef der provisorischen Regierung, strebte nicht nach der Halskette mit einem Medaillon, auf dem das Porträt Pétains neben denen der anderen Großmeister eingraviert war. (Als er sich ins Goldene Buch der Stadt Rouen eintragen sollte, wollte man die vorhergehende Seite mit der Unterschrift des Ex-Marschalls nicht herausreißen und klebte die Blätter einfach zusammen.) Bei der Wahl Auriols stritten sich die Juristen, wer von beiden, Dassault oder Auriol, berechtigt sei, den anderen zu weihen: Durfte Auriol Dassault zum Großkanzler ernennen? Durfte Dassault Auriol zum Großmeister ernennen? Es war das Gegenstück zu einem historischen Dialog: ›Wer macht dich zum Fürsten?‹ – ›Wer macht dich zum König?‹ Man hätte ein Gesetz verabschieden müssen, aber man tat lieber so, als sei das nicht nötig. Auriol, der die Kette von einem ›de-facto‹-Großkanzler erhielt, blieb ›de facto‹ Präsident wie die Regierung von Vichy. General Catroux kandidierte übrigens für die Großkanzlei. Er bot den Vorteil, mit einer Jüdin verheiratet gewesen zu sein, so daß es nicht den Anschein hatte, als wolle man aus Antisemitismus den

ersten Juden beiseite schieben, der Großkanzler geworden war. Dassault hielt sich bis zur Wahl Cotys, dem er die Kette um den Hals legte. Schließlich fand er sich bereit, sein Amt niederzulegen, aber nur gegen einen Ehrentitel sowie einen Sessel in der Académie des Sciences als Ausgleich. Sie sehen, daß die Vierte Republik eine Totgeburt war, mit unserem jüdischen General. General Brissac wenigstens, der erste Direktor der Ecole polytechnique nach der Befreiung, verursachte nicht so viel Kopfzerbrechen.

Unabhängig von Blocq-Mascart und General Bloch spielte Bloch-Michel eine wirkungsvolle Rolle im Widerstand, mehr noch vielleicht Marc Bloch, der Historiker des Mittelalters und Professor an der Sorbonne, Levitsky, der Gründer des Netzes ›Musée de l'Homme‹, Boris-Vildé, Solomon und Guastalla, die alle von den Deutschen erschossen wurden. Simone Michel-Lévy, eine Jüdin und Leiterin des Netzes ›P.T.T.‹, wurde wie Fürstin Obolensky mit dem Beil enthauptet; sie ist im Widerstandsdenkmal am Mont-Valérien bestattet. Nebenbei möchte ich bemerken, daß Stock, der deutsche Almosenier im Lager Fresnes, jüdischer Herkunft war. Vielleicht war er deshalb so menschlich; alle Widerstandskämpfer, die ihn dort wie ich kennenlernten, ehe sie deportiert wurden, gedenken seiner mit tiefster Dankbarkeit. Er wurde später Almosenier der Gestapo in Orléans, wo ihn ein tragisches Ende ereilte. Eine Gedenktafel, zu der mehrere Juden beisteuerten, wurde zu seinem Gedächtnis angebracht.

Besondere Erwähnung schulde ich meinem heldenmütigen Chef Jean Worms, dem jüdisch gebliebenen Vetter der Bankiers desselben Namens. Ich nannte mich nicht mehr Frank, sondern François, er hieß nicht mehr Worms, sondern de Veyrieux und vertauschte später diesen Namen mit de Warens zur Erinnerung an Jean-Jacques.

Sein Beiname war ›Robin‹, und er war ein echter ›Robin des Bois‹ (Robin Hood, Freischütz).«
Georges lächelte bei dem Gedanken, daß Robin wie Rubin ein ungekannter Judenname ist, beide kommen von Ruben – der Gedanke an seinen Freund Ruben war naheliegend.
»Worms-Robin«, fuhr Herr Frank fort, »sprang eines Nachts im Poitou mit dem Fallschirm ab. Der Zufall wollte es, daß er auf dem Dach eines Gestapohauses landete, aber er entkam! Ich glaube, er vermutete, daß ich Jude bin, obwohl ich nicht so aussehe, aber ich hätte niemals gedacht, daß er selber Jude war. Er war eine elegante, vornehme Erscheinung, für das Adelsprädikat wie geschaffen. Da er ausgezeichnet englisch sprach, wurde er zum Gesprächspartner Lord Coles ernannt, des Chefs der britischen Netze in Frankreich. Sie wurden unabhängig voneinander festgenommen und trafen im Lager Flossenbürg wieder zusammen. Wenige Minuten vor der Befreiung des Lagers wurden sie an Fleischerhaken erhängt. Die ankommenden Amerikaner fanden ihre noch warmen Leichen.«
Herr Frank hielt inne, alles schwieg. Dann nannte Georges Nathan-Murat, den er vom Grand Orient her kannte, sowie Calvet-Cohen und Aboulker, die beiden Algerier, auf deren patriotisches Wirken Ruben hingewiesen hatte.
»Alle drei«, sagte Herr Frank, »gehören zu den Juden, die eine hervorragende Rolle spielten. Guy Cohen alias Guy Calvet und Professor Aboulker verhinderten, daß der spätere Marschall Juin die Pétainschen Stellungen verteidigte, und ermöglichten das Zusammentreffen General Girauds mit General Clay. Nathan-Murat und Cerf-Ferrière leiteten das Netz ›Combat‹, dem Ihr Freund Benjamin Crémieux angehörte. Der letztes Jahr verstorbene ehemalige Minister Ulver war Chef des Netzes

›Béarn‹. General Lazard war Chef des Netzes der ›Ardents‹, Kriegel-Valrimont war Chef der kommunistischen Partisanen. Daniel Mayer, der sein Amt als Abgeordneter niederlegte, um sich ganz seinen Aufgaben als Präsident der Liga der Menschenrechte zu widmen, und der ehemalige Senator Léo Hamon, der katholisch wurde, gereichten als Juden dem Widerstand ebenfalls zur Ehre. Nicht weniger wagemutig und erfolgreich waren Jean-Pierre Lévy, Chef des Netzes ›Franc-Tireur‹, heute Präsident der Nationalen Befreiungsbewegung, Ullmann, Kommandant des Maquis von Vercors, und Baron Philippe de Gunzburg, Chef des Netzes ›Action‹ in der Südzone. Minister Grandval war Chef desselben Netzes in der Nord- und Nordostzone. Léon Brunschwig, heute Brunschwig-Bordier, der dem Kabinett Debré angehörte, wurde wie Cerf-Ferrière und Schock, Solomon und Maurice Braun, drei weitere tapfere jüdische Chefs von Widerstandsnetzen, deportiert, glücklicherweise kehrten sie zurück.

Neben diesen Inhabern verantwortungsvoller Posten sollte man auch die zahlreichen Juden erwähnen, die der Widerstandsbewegung, nicht nur ihren Glaubensbrüdern, große Dienste leisteten: Rachline, alias Rachet, Verwalter von ›Publicis‹, Rechtsanwalt Weill-Goudchaux, der während der letzten Kriegsmonate den Geheimkode der Deutschen im Südwesten abfing und eine falsche Nachricht durchgab, die ihren Rückzug beschleunigte, Janney, früher Jacob, der sehr aktiv im Nachrichtenbüro des Heeres arbeitete, Stéphane Hessel, der an ähnlicher Stelle wirkte, bis er in Buchenwald zu uns stieß. Dort wurde er gerettet von Doktor Balachowsky, einem Juden, Professor am Museum und am Pasteur-Institut, der im Block der ›menschlichen Versuchskarnickel‹ des Lagers angestellt war. Er gab eine Leiche als Hessel aus, der hingerichtet werden sollte. Hessel, heute hoher Beamter am Quai

d'Orsay und Vizepräsident des Jean-Moulin-Klubs, ist der Sohn eines deutschen Literaten, der nach Frankreich floh und bei Baronin Guy de Rothschild geborene Schey de Koromla Aufnahme fand. Sie war die erste Gattin von Guy de Rothschild, und wenn sie auch griechisch-orthodox war, stellte ihre Heirat doch in den Augen der Juden kein Problem dar, denn die Schey de Koromla sind jüdischer Herkunft.«

»Das steht tatsächlich im Gotha der Barone«, bestätigte Georges.

»Da wir schon bei den Rothschilds sind«, fuhr Herr Frank fort, »und nicht immer gut von ihnen reden, weise ich um so lieber darauf hin, mit welchem Mut die Baronin James an der Landung teilnahm. Zur Ehre des schönen Geschlechts sei bemerkt, daß auch Frau Sax Jüdin ist, die verehrungswürdige Gefährtin Jean Moulins, des größten Mannes der Widerstandsbewegung, den sie überlebte.

Ich wurde zusammen mit Maurice Braun deportiert, dem Chef des Netzes ›Publican‹, von dem mehrere Mitglieder in Buchenwald waren, so auch Herzog de Kersaint. Brauns Sekretärin, eine La Rochefoucauld, wurde nach Ravensbrück deportiert. Diese beiden Namen nenne ich, um Ihnen zu sagen, daß Braun, auch wenn er das Adelsprädikat nicht annahm – er ließ sich Barde nennen –, ebensowenig wie ich jüdisch aussah oder jüdisch zu wirken versuchte, sondern einzig und allein danach strebte, ein französischer Widerstandskämpfer zu sein, obwohl er Jude war.

Mit Braun befand ich mich in derselben Lage wie früher mit Worms: er ahnte, daß ich Jude bin, aber ich vermutete nicht, daß er es war. Am Neujahrstag des Jahres 1945, das uns die Freiheit noch nicht bringen sollte, erlaubte er sich den schlechten Scherz, mir eine Glückwunschkarte zu schenken, auf die er einen siebenarmigen Leuchter ge-

malt hatte, und ich fragte ihn entrüstet, ob er mich für einen ›Dreckjuden‹ halte.«
Georges war erschüttert darüber, daß dieses Wort, das Ruben in seinen spanischen Gefängnissen hören mußte, sogar in einem Konzentrationslager erklang.
»David Rousset«, fuhr Herr Frank fort, »veröffentlichte ein Buch mit dem Titel *Le Pitre ne rit pas* (Der Hanswurst lacht nicht), das fürchterlich dumme Dokumente über die Besetzung enthält. Braun, dessen Name auf dem Denkmal seines Netzes im Wald von Fontainebleau steht, nahm sich in Buchenwald vor, er wolle, falls er mit dem Leben davonkomme, ein Buch mit dem Titel *Nous avons beaucoup ri* (Wir haben viel gelacht) schreiben. Wir lachten allerdings gezwungen – in diesem Fall muß man so sagen –, aber wir lachten wirklich viel. Bei der ganzen Geschichte war nur wichtig, wer zuletzt lachen würde. Das erklärte Churchill 1944 bei seiner letzten Ansprache von London, die meine freien Freunde zitternden Herzens hörten und bei der sein englischer Akzent das französische Sprichwort noch unterstrich: ›Rirha bien qui rirha le dernier‹ (Wer zuletzt lacht, lacht am besten). Wir lachten viel bei unserer fröhlichen Ankunft, als man uns nackt wie die Affen auszog und uns mit einer Hundetrimmaschine den Kopf, die Achselhöhlen, die Scham und das Hinterteil rasierte und uns als weitere Liebkosung mit dem Glaspinsel strich. Wir verbrachten ganze Winternächte lachend im Schnee, antworteten auf die endlosen Anrufe, sahen zu, wie der Rauch aus dem Krematoriumschornstein aufstieg und wie von Zeit zu Zeit einer erfroren umfiel. Wir wurden zum Lachen gezwungen, wenn ein Orchester von Deportierten in den Uniformen und mit den Operettenkäppis der jugoslawischen Garde Tanzweisen spielte, als Kameraden durch den Strang hingerichtet wurden. Wie sollte man nicht lachen, wenn man zu fünfzigst nebeneinander um eine riesige Abtritt-

grube saß, in der mehrere Kameraden auf gräßliche Weise ertranken? Jawohl, man hatte Grund zum Lachen, besonders wenn man als Jude jahrhundertelang an eine gesunde Fröhlichkeit gewöhnt ist.
Manche von uns hielten sich nach der Befreiung aus der Stellenjägerei heraus, weil sie vermutlich meinten, sie seien mit dem vielen Lachen genugsam belohnt. *Keinen Anteil an der Macht – vollen Anteil an der Gefahr.* Salomon, der Chef des Netzes ‹Vengeance›, zog sich in die Provinz zurück, Braun eröffnete sein Juweliergeschäft wieder, andere pflanzten Kohl – die jüdischen Landwirte! –, und ich kehrte in die Rue des Rosiers zurück, aus der ich vor dreißig Jahren ausgezogen war. Ich konnte nicht umhin, die Widerstandsmedaille anzunehmen, denn es ist nicht wie bei der Ehrenlegion, man ersucht nicht darum, sondern sie wird auf Vorschlag ehemaliger Chefs von Widerstandsnetzen oder ihrer Stellvertreter verliehen. Ich trage sie nie, weil ich nicht mit zu vielen der dreißigtausend Inhaber verwechselt werden möchte. Übrigens verlangte die Nationale Vereinigung der Chefs von Widerstandsnetzen in über tausend Fällen eine Revision, aber die Kommission geht mit barmherziger Langsamkeit vor, was verständlich ist, denn ein jüdischer Arzt, der sich als deportierter Widerstandskämpfer ausgegeben hatte, obwohl er nur rassischer Deportierter war, mußte seine orange Karte, sein Ehrenlegionskreuz und seine Widerstandsmedaille zurückgeben; würdevoll beging er Selbstmord. Dagegen bin ich ziemlich stolz auf mein grünes Band, das Sie für den friedlichen Lauch hielten, wie ich höre.«
Georges entschuldigte sich für seinen Irrtum und machte Ascher ein Zeichen freundschaftlichen Vorwurfs. Ascher lachte und errötete.
»Der Befreiungsorden ist besser«, fuhr Herr Frank fort. »General de Gaulle stiftete ihn 1940 in London; er wird nicht mehr verliehen – nur bei Churchill machte man eine

Ausnahme. Bei etwas über tausend Mitgliedern zählt er ungefähr sechzig Juden – gar nicht übel! –, von denen etwa die Hälfte den Orden posthum erhielt. Drei Frauen wurden mit ihm ausgezeichnet, zwei davon waren Jüdinnen: Marie Hackin vom weiblichen Corps des freien Frankreich, und Simone Michel-Lévi. René Cassin, Jean Cassou, General Koenig, Baron de Königswarter, der Reeder Pierre Louis-Dreyfus, die Minister Bokanowski, Palewski und Grandval, Maurice Schumann, der ehemalige Abgeordnete Dreyfous-Ducas, André Janney, die drei Chefs von Widerstandsnetzen Jean-Pierre Lévy, Brunschwig-Bordier und Schok sind die wichtigsten Juden oder einstigen Juden, die den Orden erhielten. Der Diamantenhändler Jean Rosenthal ist der einzige Befreiungsordenträger, der unter dem Namen Cantinier zugleich den *Forces françaises combattantes* (F. F. C. – Kämpfende französische Streitkräfte), den *Forces françaises libres* (F.F.L. – Freie französische Streitkräfte) und den *Forces françaises de l'intérieur* (F.F.I. – Französische Streitkräfte im Innern) angehörte. Er war ein regelrechter Akrobat des Widerstands wie Jean Worms. Beim Kampf gegen das Afrika-Korps wurde er in Tunesien verwundet, sprang mit dem Fallschirm in Frankreich ab, sprengte eine Kriegsmaterial herstellende Fabrik in Annecy und vieles andere mehr. Der Ausdruck Akrobat erinnert mich daran, daß Douglas Fairbanks, dessen akrobatische Kunststücke uns auf der Leinwand erstaunten, mit richtigem Namen Ullman hieß.«

Sarre sprach von Rosenthal, dem einstigen Piloten von Mendès-France, den Ruben erwähnt hatte, und der auf dem Feld der Ehre gefallen war.

»Es war Jeans Bruder«, sagte Herr Frank. »Ich glaube, der erste Träger des Befreiungsordens war Oberleutnant Weill von der freien französischen Luftwaffe, der 1941 im Gefecht fiel. Zwei andere Weill und ein Feldwebel

Weill stehen auch auf den Listen, auf denen dieser Name am häufigsten vertreten ist, dann drei Simon, zwei Jacob, Oberleutnant de Tedesco vom Geschwader ›Normandie-Njemen‹, Hauptmann Carcassonne genannt Leduc, der als erster Offizier den Aufruf vom 18. Juni in seiner Schreibstube in Algier aushing, der Fliegerheld Maurice Guedj, der Guynemer dieses Krieges . . .«

Herr Frank freute sich, daß Sarre auch diesen letzten Namen kannte, von dem die Öffentlichkeit aus einem Werk Clostermanns wußte.

Die Buchhändlerin hatte einen prächtigen Thoravorhang aus blauem, goldgesticktem Samt verkauft. Sie gesellte sich wieder zu ihnen und hörte sehr aufmerksam dem ehemaligen Deportierten von Buchenwald zu. Georges war fasziniert von Herrn Frank, einem starken Charakter mit äußerst bescheidenem Auftreten, der in dieser ebenfalls schlichten Stube und Umgebung in aller Einfachheit von Heldentaten berichtete. Wieder dachte er an seinen Freund Ruben, dessen Abenteuer eine Parodie auf dieses Epos zu sein schienen, oder vielmehr standen nebeneinander die Odyssee des listenreichen Odysseus und die Ilias eines klüger gewordenen Achill. Jener, der sich mit dem »lahmen Esel« verglichen hatte, und dieser, das »leichtfüßige Kamel«, der entsetzliche Feuersnöte durchlebt hatte, trafen sich am gleichen »Ziel«, der eine von der Ironie, der andere von der Geistigkeit seines Volkes erleuchtet. Georges fiel auf, daß sich weder die biedere Buchhändlerin noch Herr Samson noch die jungen Aronovitz über diese erstaunlichen Geschichten wunderten. Sie waren es gewöhnt, hinter dem unauffälligsten Juden den außergewöhnlichsten Menschen zu entdecken, wie sie auch den Propheten Elias wiedererkannt hätten. Für sie lief die ewige Tragödie des Unglücks parallel zum Ruhm des Heldentums und zu den Finsternissen der Armut. Wechselte nicht auch Staatspräsident Ben Gurion

in Israel zwischen Machtausübung und Viehzucht ab? Sarre beglückwünschte Herrn Frank, der den Namen François – Franzose – so wohl verdient hatte und es doch vorzog, wieder Frank zu heißen.

»Oft redet man von ›sperrigen‹ Juden«, fügte er hinzu, »weil sie wegen ihrer Intelligenz und ihrer Wendigkeit im Blickpunkt stehen. Ich bin glücklich, bezeugen zu können, daß es einen jüdischen Cincinnatus gibt.«

»Überschätzen Sie die jüdische Intelligenz nicht«, erwiderte Herr Frank. »All unsere Katastrophen brachen wegen einer Lücke in unserer Intelligenz über uns herein, wegen unserer Ungeschicklichkeiten, über die ich damals mit Ihnen sprach, als ich glaubte, Sie gehörten zu uns. Ich wiederhole noch einmal: Die Gärungsstoffe des Antisemitismus, die man schon wieder spürt, stammen von nichts anderem. Deshalb ist mir der Marais, diese Oase, so lieb. Ich habe mich hierher zurückgezogen, nicht um Paris oder Frankreich zu entfliehen, sondern um im geheimen Kern von Paris zu leben, wo ich um so mehr Franzose bin, als ich ganz Jude sein kann. Es macht mir Spaß, hier bei Frau Hermann zu schmökern, bei den Aronovitz zu speisen und die kleine Synagoge in der Rue des Rosiers zu besuchen – als man das Seelengedächtnis feierte, war ich leider nicht dort. Vor dem Krieg schrieb ich für die *Humanité,* aber ich war eher anarchistisch als kommunistisch und vor allem antiimperialistisch. Später schrieb ich gelegentlich für den *Libertaire,* aber ich werde künftig nur noch für unsere Deportiertenzeitschriften in Frankreich schreiben. Zwei Berichte im Monat für eine kanadische Zeitung, eine israelische Chronik, Lektorenarbeit an Manuskripten für einen nichtjüdischen Verlag und schließlich eine unerwartete Erbschaft sichern mir die bescheidene Existenz, die mir angemessen ist. Ich habe sogar Muße, mich mit Literatur zu beschäftigen, die ich immer geliebt habe, und luxuriöserweise ganz für mich

allein. Man behauptet, die Juden redeten Kauderwelsch. Vielleicht schreiben es manche. Aber Sie können sicher sein: Solange es noch einen französischen Juden gibt, solange lebt ein Liebhaber der französischen Sprache.

Wenn wir gerade vom Französischen und von den Juden sprechen, möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Sie interessieren wird. Am 14. Juli 1941 schmückten junge Leute in Lyon die Statue der Republik auf der Place Carnot mit Blumen. Einer von denen, die verhaftet wurden, erfuhr bei seinem Verhör, was ihm seine Familie stets verheimlicht hatte, daß nämlich sein Vater Jude sei. Da er keinen ausgesprochen jüdischen Namen trug und katholisch erzogen worden war, hatte er nie an so etwas gedacht. Er wurde freigelassen, aber sein neues Wissen veranlaßte ihn, sich dem aktiven Widerstand anzuschließen, und er führte gefährliche Aufträge mit Erfolg durch. Im Winter 1943 wurde ihm befohlen, er solle Charles Maurras ermorden. Der Plan war bis ins letzte ausgearbeitet. Der Mord sollte auf einem Bahnsteig im Bahnhof Gare de Lyon in Paris begangen werden, sobald der Schriftsteller aus dem Zug stiege, der ihn aus der freien Zone nach Paris führte. Als hätte es so sein sollen, reiste er allein und hatte gebeten, nicht abgeholt zu werden. Vielleicht war es Angeberei von ihm, daß er keine Leibwache wollte. Die ›Deckung‹ des Mörders bestand aus Widerstandskämpfern in Uniformen der *Chantiers de jeunesse* (Jugendlager), die Maschinenpistolen unter ihren Mänteln trugen. Sie waren in einem bei einem *Chantier* gestohlenen Auto hergekommen, das ihnen auch zur Flucht dienen sollte. Der Zug fuhr ein. In seinen Schal gemummt, die Aktentasche unter dem Arm, stieg Maurras aus und schritt in Gedanken versunken mit der Menge weiter. Der neunzehnjährige junge Mann folgte ihm, beide Hände mit Revolvern in den Manteltaschen vergraben. Als er schießen wollte, fielen ihm ein paar

Sätze von Maurras ein, die er wegen ihrer stilistischen Schönheit stets bewundert hatte. Obwohl er den Auftrag übernommen hatte, weil er ihn für einen Verräter hielt, errötete er bei dem Gedanken, ihn niederzuschießen und sagte sich, Maurras sei eben doch ein großer Schriftsteller, und es gebe weniger große Schriftsteller als Verräter. So entging Maurras dem Tode, aber der Halbjude mit seinem Gefühl für Sprachschönheit mußte seine Milde beinahe teuer bezahlen. Seine Erklärungen gaben den Widerstandskämpfern wohl doch zu denken, denn sie erließen keinen neuen Mordbefehl gegen Maurras.«

Georges lächelte bei dem Gedanken, daß Jouvenceau diese Menschlichkeit der christlichen Hälfte des Halbjuden zugute halten würde. Konnte man aber nicht ebensogut mit Herrn Frank der jüdischen Hälfte die große Ehre geben? Seine Erzählungen erinnerten Sarre an die jüdischen Dramen aus dem Prozeß der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung. Diese Dramen einfacher Bürger, die den gelben Stern tragen mußten, waren grausamer als die der Widerstandskämpfer, die ein Wagnis eingingen. Er sagte es.

»Selbstverständlich«, antwortete Herr Frank, »konnte nicht jeder in London, in der Widerstandsbewegung oder im Maquis sein. Niemand hätte aber geglaubt, daß man unsere Greise, Frauen und Kinder nicht schonen würde.«

Georges fragte, ob er verheiratet sei; das Fehlen des Eherings war kein Beweis für das Gegenteil, denn bei den orthodoxen Juden tragen nur die Frauen den Ring.

»Ich bin geschieden«, entgegnete Herr Frank, »weil meine Frau kommunistisch geblieben ist. Unser einziges Kind ist vor dem Krieg gestorben.«

Als wolle sie so viele gespenstische Schatten verscheuchen, trug Frau Hermann einen Teller mit jüdischem Backwerk und heißen Tee in Gläsern auf. Georges bemerkte, daß Herr Samson so bescheiden war, kein Gebäck zu nehmen.

»Sie waren Journalist bei der *Humanité*«, sagte er zu Herrn Frank. »Welche Stellung nehmen die Juden in der Kommunistischen Partei ein?«

»Die beiden ehemaligen jüdischen kommunistischen Abgeordneten – Kriegel, genannt Kriegel-Valrimont, den ich schon bei der Ehrentafel des Widerstands erwähnte, und Ginzburger, genannt Villon, der die jüdische Witwe von Vaillant-Couturier heiratete – fielen in Ungnade. Thorez und Waldeck-Rochet können noch so lange jüdische Namen tragen und Marrane den eines konvertierten Juden, damit ändert sich die Lage nicht. Politzer, der einstige Chefredakteur der Zeitung, und Gabriel Péri waren die wichtigsten kommunistischen Juden, die der Moloch Hitler verschlang. Die Partei nannte sich nicht mehr die ›der fünfundsiebzigtausend Erschossenen‹, seit das Ministerium ehemaliger Frontkämpfer und Kriegsopfer weniger als elftausend zählte. Man hatte auch die Zahl von dreihundertzehntausend französischen Deportierten genannt, zog aber schon fast zwanzigtausend wieder ab. Deshalb mißtraue ich jüdischen Statistiken, ohne dabei das entsetzliche Schicksal der Juden oder den heldenhaften Anteil der Kommunisten an der Befreiung zu unterschätzen. Trotz allem bekamen die Juden den Gegenschlag des sowjetischen Antisemitismus zu spüren. André Wurmser ist gleichwohl Leitartikler bei der *Humanité* und Kritiker bei der Wochenschrift *Les Lettres françaises* geblieben, deren Direktor Claude Morgan der Sohn einer Godchaux ist. Weitere jüdische oder halbjüdische Literaten der Partei sind Aragon, Elsa Triolet, Vladimir Pozner, Francis Crémieux, Marc Soriano. Rechtsanwalt Matarasso und Rechtsanwalt Joë Nordmann sind die Anwälte der Partei, Fidler ist ihr Werbechef. Dem Zentralkomitee gehört nur ein offenkundiger Jude an, nämlich Zaidner, und der mutmaßliche Jude Denis, ebenso mutmaßlich wie Marcel Paul, einst mein Kamerad in

Buchenwald. Die militanten kommunistischen Juden in vorderster Linie sind fast alle russischer oder polnischer Herkunft: Ledermann, Rosenfeld, Lissansky, Owazarek . . . Bei Marcel Paul fällt mir ein anderer Deportierter aus Buchenwald ein, der Luftwaffenoberst Manhès, der später sein Mitarbeiter an der Zeitschrift *Economie nationale* wurde. Ich nannte ihn nicht bei den Juden, die Widerstandsnetze leiteten, obwohl er Chef des Netzes ›Frédéric‹ war, denn er gab seine jüdische Herkunft niemals zu. Sie wissen aber, daß der Name Manhès (Manès, Manesse) jüdisch ist. Der Oberst war der einzige kommunistische Träger des Befreiungsordens.

Jean-Richard Bloch, früher Direktor von *Ce Soir,* arbeitete an einem Werk, in dem er die feinen Fäden zwischen Kommunismus und Judentum aufzeigen wollte. Wir begeistern uns leidenschaftlich für Ideale: jedes Ideal, und sei es noch so absurd, verlockt uns stets. Wir begeistern uns leidenschaftlich für Gerechtigkeit, weil wir mehr als andere unter sozialer Ungerechtigkeit litten, und der Kommunismus, der allerdings seinerseits eine solche Ungerechtigkeit darstellt, rühmt sich, sie abzuschaffen. Es ist also natürlich, daß sich die Juden, vor allem wenn sie den religiösen Bräuchen entfremdet sind, zu ihm hingezogen fühlen, genau wie zum Sozialismus (Charles Lussy, der lange Zeit der sozialistischen Gruppe in der Nationalversammlung vorstand, heißt Ruff, und Jules Moch ist Mitglied des leitenden Ausschusses der Partei). Ich weiß nicht, was Jean-Richard Bloch in solchem Falle geschrieben hätte; ich für meine Person war kommunistisch geworden, als ich vergaß, daß ich Jude bin.

Ich möchte nicht behaupten, die antijüdischen Vorurteile der französischen kommunistischen Partei seien so stark wie die der Sowjets, denn alles Französische zeugt von freierem Geist. Das Zentralkomitee der Partei entsandte eine Delegation in die UdSSR, die sich über die tatsäch-

liche Lage der Juden informierte. Ihr Bericht wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit angehört. Um eine gewisse Unabhängigkeit an den Tag zu legen und um jüdische Mitglieder anzulocken, rief die Partei eine jüdische kommunistische Bewegung ins Leben und gab ihr die Zeitung *Droit et Liberté*. Im Grunde ist es aber nur ein Mittel, die Juden am Rande der Partei zu halten.

Wir täuschten uns gewaltig, als wir meinten, der Antisemitismus in Rußland sei eine Auswirkung des Zarismus und des Christentums. Selbstverständlich lenkten die Pogrome häufig von politischen oder wirtschaftlichen Schwierigkeiten ab, und natürlich lagen die Juden der heiligen Synode nicht am Herzen. Dies geht aus dem Ausspruch eines Prokurators bei der Nachricht von neuen Schikanen hervor: ›Jeder Dritte wird konvertieren, jeder Dritte wird auswandern, jeder Dritte wird sterben‹. Damals lebten in Rußland fünf Millionen Juden, heute etwas über zwei Millionen. Die Rolle der Juden bei der russischen Revolution wurde sehr übertrieben. Knapp zwanzig Prozent der ersten Volkskommissare waren Juden, nicht neunzig Prozent, wie man behauptete. Dora Kaplan verübte ein Attentat auf Lenin, Kennegiesen brachte Ouritski um – ein antibolschewistischer Jude tötete einen Bolschewisten. Die Juden standen beiderseits der Barrikaden. So gab es zu talmudischer Zeit die schamaitische Schule, die Strenge predigte, und die Schule Hillels, die Nachsicht predigte, während der Französischen Revolution einen royalistischen und einen hébertistischen Calmer, die beide auf der Guillotine starben, beim Sezessionskrieg in den Vereinigten Staaten die Juden, die gegen die Sklaverei waren wie Felsenthal, der Rabbiner von Chicago, und die Juden, die für die Sklaverei waren wie Raphaell, der Rabbiner von New York. Beachten Sie, daß der jüdische Forscher Gonzalès den Sklavenhandel begann und daß der amerikanische jüdi-

sche Milliardär Rosenwald mit beispielloser Freigebigkeit Stiftungen für die Schwarzen gründete.«
»In den Vereinigten Staaten gibt es schwarze Juden«, sagte Egla, »wie in Äthiopien die Falascha, ein schwarzer jüdischer Stamm.«
»Nehmen Sie noch hinzu, Herr Frank«, sagte Ascher, »daß Professor Zuckermann Churchill vom Großbombardement auf deutsche Städte abriet, während Professor Lindeman es ihm empfahl.«
Der Journalist fuhr fort: »Als Stalin anfing, die Juden beiseite zu schieben und man ihm ihre Verdienste an der Sache der Revolution rühmte, sagte er: ›Damals ging es um Zerstörung, jetzt geht es um Aufbau‹. Ein ungerechtes Wort, sind wir doch ein Volk, das unaufhörlich eine Zerstörung beweint – die des Tempels – und nur für seinen Wiederaufbau lebt. Wir sind geborene Konstrukteure: Denken Sie an Balkany, den König des Bauwesens in Frankreich, Clore in England, Zeckendorff in den Vereinigten Staaten – Adler war der Vater der Wolkenkratzer. Stalin glaubte, er entledige sich der Juden, als er die jüdische Republik Birobidschan schuf, die man als neues Eldorado schilderte. Aber ach, es waren nur Wüsten und Sümpfe! Ein kläglicher Mißerfolg! Das sowjetische Geschenk an die Juden glich dem Vorschlag mancher biederen Franzosen, wir sollten Madagaskar oder Guyana roden. Nach dem Krieg kam es in Rußland noch schlimmer: Zuerst der Prozeß gegen jüdische Ärzte, die des Mords an mehreren führenden Persönlichkeiten des Regimes angeklagt wurden, dann zur Zeit Berijas, der selbst Jude war, die Deportation und das Verschwinden einer ganzen Plejade jüdischer Intellektueller und Künstler, schließlich in den letzten Monaten der Prozeß und die Hinrichtung mehrerer Juden, die nicht weniger fälschlich ›wirtschaftlicher Verbrechen‹ beschuldigt wurden. Die sowjetische Verfassung mag noch so lange jede

rassistische Tat untersagen und sogar mit dem Tod bestrafen, sie kann doch weder die antisemitische Tendenz der Slawen ändern noch die Juden, die nach Meinung totalitärer Staaten stets einen Staat im Staat bilden werden.« Sarre dachte unwillkürlich an die Worte Pater Brissacs, wie ihn auch die Bemerkung über die Juden beiderseits der Barrikaden an seine eigenen Gedanken bei Marya erinnert hatte.

»Viele Juden in der UdSSR, in Polen und in den anderen Ländern hinter dem ›eisernen Vorhang‹«, fuhr Herr Frank fort, »änderten eiligst ihre Namen. Trotzki (eigentlich Bronstein), Kamenew (eigentlich Rosenfeld), Sinowjew (eigentlich Apfelbaum), Radek (eigentlich Sobelsohn), Litwinow (eigentlich Wallach) gaben das Beispiel, das sie von snobistischen Juden übernommen hatten, und taten, als hätten sie ihre Herkunft vollständig vergessen. Einer jüdischen Delegation, die Trotzki bat, die Macht nicht zu übernehmen, erklärte er unverschämt: ›Ich bin kein Jude und kümmere mich weder um die Juden noch um ihr Schicksal‹. Blum verfuhr höflicher mit dem Oberrabbiner, der ihn 1936 anflehte, den Posten des Ministerpräsidenten nicht anzunehmen. Die Zaghaftigkeit der einen, das Ausweichen der anderen . . . Wir leiden, wenn sich unsere Brüder gewissermaßen selbst verleugnen, im Osten, um zum Kommunismus überzulaufen, im Westen, um in der bürgerlichen Welt aufzugehen und sich gegen ein Wiederaufleben des Nazismus zu wappnen. Bei den antisemitischen Prozessen in der UdSSR verfehlt man nie, den Juden, die sich ›russifizierten‹, ihre einstigen Namen ins Gedächtnis zu rufen.«

Georges pflichtete ja den Juden bei, die sich »französierten«, mußte aber erkennen, daß eine Namensänderung nicht in jedem Land ein Schutz vor dem Schicksal war.

»Ilja Ehrenburg«, fuhr Herr Frank fort, »ist der einzige

jüdische Dichter, der die Säuberungen überstand. Die Sowjets sind ihm dankbar, weil er mit seinen patriotischen Ansprachen die Armeen mitriß. Von Zeit zu Zeit schicken sie ihn nach Paris, um zu beweisen, daß sie nicht antisemitisch sind; er ist eines der vier jüdischen Mitglieder des Obersten Sowjets.«

»Wie viele Mitglieder zählt der Oberste Sowjet?« fragte Ascher.

»Tausendvierhundertvierundvierzig«, antwortete Herr Frank.

»Da in der UdSSR zwei Millionen dreihunderttausend Juden leben bei einer Bevölkerung von zweihundertvierzig Millionen, also ein Prozent, müßten vierzehn Juden im Obersten Sowjet sein«, folgerte Ascher.

»Im Jahre 1960«, sagte Herr Frank, »nahm der sowjetische General Draguski am Kongreß der Jüdischen Widerstandsvereinigung teil. Er legte die Hand aufs Herz und sagte: ›Ich, der ich zu Ihnen spreche, bin der Sohn eines kleinen jüdischen Schneiders; das möge als Beweis dienen, daß es in der UdSSR keine Diskriminierung der Juden gibt.‹. Sie haben alle das Drama um Pasternak erlebt, der den Nobelpreis ablehnen mußte. Die sowjetische Presse bezeichnete ihn als ›Schwein, das seinen Trog besudelt‹ – als Schwein, das heißt als ›Marranen‹, als zum Schein konvertierten Juden. Danach stellten die Sowjets den Dichter Jewtuschenko heraus, dessen Frau Jüdin ist. Er besingt die von den Nazis in Babi-Jar bei Kiew hingemordeten Juden, denen immer noch kein Denkmal gesetzt wurde. Gleichzeitig aber vervielfältigen sich die antisemitischen Veröffentlichungen, die sogar noch gemeiner als die in den Vereinigten Staaten sind und denen von Julius Streicher in der Nazizeit durchaus gleichkommen. Die jiddische Presse wurde dagegen fast mundtot gemacht.«

»Trotz dem Vorgang mit Pasternak«, sagte Ascher,

»wurde dem sowjetischen Juden Landau gestattet, den Nobelpreis für Physik entgegenzunehmen.«
Frau Hermann erzählte, Levin, der Oberrabbiner von Moskau, sei vor einigen Jahren nach Paris gekommen und habe auch ihrer Buchhandlung einen Besuch abgestattet. Zwei Schergen hätten ihn begleitet, und als sie ihn jiddisch gefragt habe, ob die Juden in Rußland endlich berechtigt seien, Matzen für das Passahfest herzustellen oder zu kaufen, habe er getan, als höre er nicht.
Egla sagte, man müsse den Antisemitismus der Sowjets entschuldigen. Ihrer Meinung nach könnten sie ihre Kämpfe gegen die zionistischen Sozialisten des Bundes – des allgemeinen Bundes jüdischer Arbeiter in Rußland – nicht vergessen.
»Wer seinen Hund ertränken will, sagt, er habe die Tollwut«, meinte Ascher. »Wenn auch die Sowjets hervorragende jüdische Wissenschaftler wohl oder übel anerkennen, versuchen sie doch nicht, sie zu vermehren.«
»Professor Bernstein in Moskau ist wie der polnische Jude Sierpinski korrespondierendes ausländisches Mitglied der Académie des Sciences«, sagte Egla.
»Stimmt«, pflichtete Ascher bei, »aber es gibt fast keine jüdischen Studenten an der sowjetischen Hochschule für Atomphysik, an der Pontecorvo lehrt. Dorthin gehe ich bestimmt nicht!«
»Ich kannte Mill, den letzten Überlebenden der dreizehn Gründer des Bundes«, sagte Herr Frank. »Er war Sozialist aus der großen Zeit und fand keine guten Worte für sein einstiges Vaterland. Mit unseren Anarchisten hatten die Sowjets auch kein Glück. Emma Goldmann und Alexandre Berkman, russische Anarchisten, die in die Vereinigten Staaten auswanderten und nach dem Zweiten Weltkrieg in die UdSSR zurückverwiesen wurden, konnten noch einmal entfliehen und veröffentlichten ihre Enttäuschungen. Damit war der Sache der Juden in die-

sem Land natürlich auch nicht gedient. Daß sie nach dem letzten Krieg dreißigtausend Träger von Auszeichnungen und hundertzwanzig Helden der Sowjetunion stellten, ist schon vergessen.
Der russische Antisemitismus griff allmählich auf alle Satellitenstaaten über. Deshalb verschwand in Rumänien Anna Pauker von der Szene. Sie war die Tochter eines Rabbiners und mehrere Jahre lang Außenministerin.«
»Rosen, der Rabbiner von Bukarest«, sagte Egla, »versicherte bei seiner Reise in die Vereinigten Staaten, die rumänischen Juden lebten in Frieden, besäßen über fünfhundert Synagogen und sogar eine Jeschiwa in Siebenbürgen, und die Schweizer Juden hätten ihnen zweihunderttausend Gebetbücher geschickt.«
»Hoffen wir, daß es stimmt!« seufzte Herr Frank. »In Prag wurde Slansky der Prozeß gemacht. Dieser ehemalige Vizepräsident des Ministerrats und Sekretär der tschechischen kommunistischen Partei wurde mit sieben jüdischen hohen Beamten oder Politikern hingerichtet. Die Tschechoslowakei ist das einzige kommunistische Land, in dem die Juden ihre Namen nicht zu ändern brauchten, denn sie erhielten schon im 17. Jahrhundert zum Lohn für ihren Loyalismus das Recht, tschechische Namen zu tragen. Daher stammen die Namen Slansky, Kafka . . . In Ungarn fand keine antijüdische Säuberung statt, aber der ehemalige Premierminister Rakosi, ein Jude, floh nach dem Aufstand von 1956 in die UdSSR. In Polen, wo fast drei Millionen Juden lebten, zählt man heute nur noch dreißig- bis vierzigtausend. Hitler zog durch das Land. Alle Juden der kommunistischen Partei nahmen polnische Namen an. Gomulkas Frau ist Jüdin, und der Name General Komars, des Chefs des zweiten Büros, bedeutet ›Mücke‹ – General Mücke.«
»Kafka bedeutet auf tschechisch ›Dohle‹«, sagte Ascher.
»Wenn es auch in Moskau kein jiddisches Theater mehr

gibt«, sagte Herr Frank, »hält sich doch eines in Warschau.«
»Vor zwei Jahren klatschten wir ihm hier Beifall«, sagte Egla. »Die polnische Regierung folgt nicht dem Beispiel der Sowjets in Babi-Jar, sondern bereitet eine Feier zum Jahrestag des Widerstands des Warschauer Gettos vor. Ein polnischer Student wurde zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, weil er sagte, Hitler habe recht daran getan, die Juden umzubringen.«
»Der polnische Antisemitismus kommt dem russischen, dem rumänischen und dem deutschen gleich«, sagte Ascher, »und ist genauso unausrottbar.«
»Leider!« gab Herr Frank zu. »Aber Egla erinnert mich an etwas: In London wurde das jüdische Theater von Warschau offiziell empfangen von Sir Barnett Janner, dem Präsidenten des Büros jüdischer Unterhausmitglieder, nach Lasky und Brodetsky. Können Sie sich ein solches Büro in Frankreich vorstellen? Ich möchte wissen, ob ein einziger unserer jüdischen Abgeordneten wagen würde, als Jude aufzutreten. Achille-Fould und Maurice Schumann sind übrigens nicht mehr Abgeordnete.«
Georges hatte nach seiner Unterhaltung mit den Jouvenceau die Namen der ungekannten Juden in der Nationalversammlung herausgesucht und holte sein Notizbuch hervor.
»Wahrscheinlich«, sagte er, »ahnen weder Georges Bonnet, mein geschätzter ehemaliger Minister, noch ein weiterer Bonnet, Bayle, Bernard, Berger, Forest, Georges, Martin, Masse, Milhau, Montel, Perrin, Philippe, Ruffe, Sabatier, Sanguinetti, Valentin und Sanson – mit n, lieber Herr Samson –, daß in früheren Jahrhunderten Juden ihre Namen trugen.«
Alle begannen zu lachen.
»Sie ertränken den Fisch!« sagte Herr Frank. »Aus dem-

selben Grunde erklärte ich nämlich Thorez und Waldeck-Rochet für Juden. Ich hatte bislang dort nur meinen unvergeßlichen Marcel Dassault bemerkt, dazu Herman – mit einem n weniger als Sie, liebe Frau Hermann –, Juskiewenski, Jules Moch, Schwartz und Zimmermann. Sie werden mit mir übereinstimmen, daß man trotz Ihrer anregenden Liste nur diese sechs Namen für jüdisch oder für mutmaßlich jüdisch halten kann. Da sich im englischen Unterhaus zweiundzwanzig jüdische Abgeordnete befinden, ist Frankreich, selbst mit einem Rothschildkabinett, weniger gefährlich mit Juden durchsetzt. Es reagiert aber darum nicht weniger empfindlich auf das jüdische Phänomen.

Einen weiteren Beweis der englischen Geistesfreiheit dem jüdischen Problem gegenüber, einer aristokratischen Freiheit, die vielen unserer Halbjuden leider fehlt, erbrachte Lord Crewe, Botschafter in Paris, in einer Rede. Er sagte ungefähr: ›Vor etwa zweihundert Jahren heiratete einer meiner Vorfahren eine jüdische Portugiesin, eine geborene da Costa . . .‹«

Georges lachte bei der Erinnerung an das Festmahl bei Fürstin V., an dem Françoise teilgenommen hatte:

»Dieser Lord Crewe war um so mehr zu seiner Erklärung berechtigt, als er selbst eine Rosebery, die Tochter einer Rothschild, zur Frau hat! Vielleicht werden wir erleben, daß unser Minister, Fürst de Broglie, im Fernsehen sagt: ›Vor achtzig Jahren heiratete mein Großvater mütterlicherseits, Fürst de Faucigny-Lucinge, eine Jüdin, eine geborene Ephrussi . . .‹«

»An diesem Tag«, sagte der ehemalige Deportierte, »wird sich in Frankreich etwas geändert haben. Ein solcher Ausspruch könnte mehr gegen den Antisemitismus ausrichten als alle Reden oder alle Denkmäler meines lieben Jean Pierre-Bloch. Der traditionelle Antisemitismus in Frankreich drückte sich allerdings stets nur in Worten aus,

abgesehen von der Zeit, in der die Deutschen Transportmittel zur Verfügung stellten. Das französische Volk muß einfach schreien können: ›Nieder mit jemandem!‹ Das heißt nicht, daß es denjenigen wirklich niederschlagen wollte. Ich muß lächeln, wenn sich Juden entrüsten oder ängstigen wegen gewisser Kritzeleien wie ›Nieder mit den Juden! Nieder mit den Mauscheln!‹ Solche Vorfälle beweisen im Gegenteil, daß die Juden tatsächlich zu Frankreich gehören und daß diese Schreie ebenso nichtig sind wie es ›Nieder mit dem Heer!‹ oder ›Nieder mit den Pfaffen!‹ waren. Man las auch schon ›Nieder mit den Arabern!‹ und sieht jetzt manchmal ›Nieder mit den Negern!‹ Wenn ich auch diese Art Antisemitismus nicht für gefährlich halte, bedaure ich doch das, was ihn hervorruft, nährt oder entzündet. Damit bin ich wieder bei der Ungeschicklichkeit der Juden.
Ungeschicklichkeit in der Kunst: Warum fühlte sich Chagall gezwungen, an die Decke der Pariser Oper eine ›Chuppah‹, den jüdischen Trauhimmel, zu malen? Ist es die Pariser Oper oder die von Tel Aviv? War vorher eine Monstranz, ein Kruzifix dargestellt? . . .«
Georges steuerte ein italienisches Beispiel für Ungeschicklichkeit in der Literatur bei: Der jüdische Großindustrielle Olivetti, Mäzen des Viareggio-Preises - des italienischen Prix Goncourt –, zwang die Jury, ihre Entscheidung, ein Buch von Piovene auszuzeichnen, rückgängig zu machen wegen einiger seiner Schriften zur Zeit des Faschismus – und dabei ist Gräfin Piovene jüdischer Herkunft.
»Psychologische Ungeschicklichkeit eines französischen Juden liegt in folgendem«, fuhr Herr Frank fort. »Niemand könnte Julien Cain höher achten als ich, und ich bin sicher, daß auch Sie ihn sehr schätzen, Herr Sarre, sind Sie doch häufig in der Bibliothèque nationale anzutreffen. Sie wissen, was er vor und nach dem Krieg für

die Bibliothek und ihre Stammbenutzer tat. Wir lasen seine Bücher, wir kennen die Verdienste dieses großen Literaten und großen Bürgers. Ich habe ihn an einem Ort schätzen gelernt, den man nicht vergißt und wo er zu unseren Führern zählte. Um so betrübter bin ich, weil er einen Fehler beging – einen jüdischen Fehler –, als er sich zum Konservator des Musée Jacquemart-André ernennen ließ. Die Stifterin, die katholische Gattin des protestantischen Bankiers und Sammlers André, hatte in ihrem Testament den ›Wunsch‹ geäußert, der Konservator möge katholisch sein, und dieser Wunsch wurde stets berücksichtigt. Das Institut de France, dem sie außer ihrem Palais und ihren Sammlungen am Boulevard Haussmann auch das Schloß Chaalis vermachte, war der Ansicht, das sei wohl eine Messe wert. Julien Cain wird nicht bis zur Konversion gehen, um sich im Museum einzurichten, sobald er die Rue de Richelieu verlassen hat. Das Institut ernannte ihn vor seinem Gegenkandidaten, dem Maler Brayer, mit nur geringer Mehrheit dank der jüdischen oder judaisierenden Stimmen der Académie française. Da Botschafter Dennery sein Nachfolger an der Bibliothèque nationale wird, können Sie sich die Kommentare denken. Die Konservatoren, die er in der Rue de Richelieu aussticht, werden sich fragen, ob man unbedingt Jude sein müsse, um Generalverwalter zu werden, und am Institut de France hält man das Musée Jacquemart-André schon für die Christen verloren.«

»Vertrauen wir Julien Cain in seinem neuen Amt. Ihre Glaubensbrüder verstehen die Kunst, Geld anzulocken. Der Antiquitätenhändler Wildenstein organisierte in diesem Museum prächtige Ausstellungen und ließ mit dem Erlös das Dach neu decken, Zentralheizung einrichten und anderes. Julien Cain verhalf der Bibliothèque nationale mit ähnlichen Mitteln zu Geld. Er wird für seinen Ruhestand ein weiteres Feld zum Umgraben haben.«

»Viel Glück!« sagte Herr Frank. »Warum aber stellt man sich ungeschickt an, wenn man doch so gewandt ist? Kommen wir jetzt zur Ungeschicklichkeit in der Verwaltung. Sie können sich denken, daß die Einhaltung des Sabbats für mich wie für alle frommen Juden ein heiliger Grundsatz ist. Sie haben aber sicher von dem Sturm gehört, den der Rektor einer Universität in der Provinz entfesselte. Er ließ am festgesetzten Tag eine schriftliche Arbeit für die Aufnahmeprüfung ins Pädagogische Institut nicht schreiben und verschuldete damit, daß sämtliche Kandidaten die Prüfung noch einmal ablegen mußten. Später erfuhr man, er habe einem praktizierenden Juden entgegenkommen wollen, der nicht hätte mitschreiben können, weil es ein Sabbat war. Egla kann ihnen berichten, daß der Bruder eines Kommilitonen lieber ein Jahr verlor als sich an einem Sabbat bei der Verwaltungshochschule einzufinden, in der Hoffnung, die Prüfung werde im nächsten Jahr nicht wieder an einem Samstag abgehalten. Wenn die Juden schon in einem christlichen Lande leben, sollten sie den christlichen Kalender einhalten, sonst kommt es in Frankreich so weit wie in Palästina zur Mandatszeit, als die Feste von drei Religionen gesetzliche Feiertage waren. Als die Konsistorialversammlung jenem Rektor beipflichtete, schrieb ich an Admiral Kahn in seiner Eigenschaft als Admiral und fragte ihn, ob er im Falle eines Angriffs an einem Sabbat seine Schiffskanonen auch nicht abfeuern ließe. Da der Krieg die Vorschriften des Judentums aufhebt, können sie auch einem anderen Fall von höherer Gewalt weichen, zum Beispiel einer Prüfung. In Israel selbst gibt es bezüglich des Sabbats Ausnahmen für die Beamten und Angestellten der lebenswichtigen öffentlichen Versorgungsbetriebe.

Die Juden beugen sich der Autorität immer, wenn sie ausgeübt wird. Ist sie aber schwach, so bereitet es ihnen

ein boshaftes Vergnügen, ihr zu trotzen. Ein solcher Fall ereignete sich in Bordeaux, wo man munkelte, ein jüdischer Friedhof solle enteignet werden. Die Gemeinde schrie Zetermordio. Die Vorsitzenden rieten insgeheim der Stadtverwaltung, sie solle den Enteignungserlaß veröffentlichen, und alles wurde wieder ruhig.

Noch ein Wort zur Ungeschicklichkeit in der Politik. Als erstes möchte ich anführen, daß es wohl nicht das zweckmäßigste Mittel zu der beabsichtigten Machtausübung im Saarland war, dort einen jüdischen Hohen Kommissar einzusetzen, nämlich Grandval, auch wenn er kurz vorher übergetreten war. Doch vor allem möchte ich auf die Ernennung Pompidous zum Premierminister hinweisen, ein erstaunlicher Mißgriff bei einem so gewandten Mann wie General de Gaulle. Es heißt und ist wahrscheinlich so, daß die Rothschilds wütend waren über diesen Entschluß, denn sie herrschen lieber im Verborgenen. Da sie nicht sehr beliebt sind, fällt es auf sie, und, was viel schlimmer ist, auf die Juden zurück. Obwohl Pompidou katholisch und gewiß ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter ist, war die Empfindlichkeit, die er hervorruft, unter Debré unbekannt. Das Land zieht also einen katholisch gewordenen Rabbinerenkel einem Katholiken vor, der sich den Juden anschloß. Deshalb machte Debré Mendès-France eine Szene, als der *Expreß*, den dieser jedoch nicht entscheidend beeinflußt, boshaft auf seine rabbinische Herkunft anspielte. Der Franzose kann die Rabbiner ebensowenig leiden wie die Priester. René Mayer, der mit dem Judentum verbunden und eine weitere Emanation der Rothschilds ist, war nur zeitweilig Ministerpräsident. Léon Blum und Mendès-France stießen trotz ihrer Intelligenz und ihrem Agnostizismus auf heftigen Widerstand. Pompidou erbleichte vor der Kammer, als ihm die Abgeordneten im Chor entgegenriefen: ›Rothschild! Rothschild!‹ Er suchte Ausflüchte, als man

ihn fragte, warum die Handelsbanken, deren wichtigste die Rothschildbank ist, nicht verstaatlicht seien. ›Weil sie sich nicht an das Geld der Öffentlichkeit wenden‹, sagte er in vollem Ernst. Wenn er nach der Präsidentschaft der Republik als Nachfolger des Generals strebt, wird ihn hier der Schuh drücken, und das weiß er. Defferre, der Kandidat der Opposition, bezeichnete ihn schon als ›Angestellten der Rothschilds‹, und Sie sehen die Folgen: Kürzlich wollte er Palewski und Grandval abschieben, zwei von seinen drei jüdischen Ministern, mit denen er nicht zufrieden war. Die Rothschilds riefen bestürzt: ›Sie Unglücksrabe! Wollen Sie unter unserer Fahne den Antisemiten spielen? Sie hätten weniger Juden nehmen sollen, jetzt sind Sie dazu verdammt, sie zu behalten. Man wird vermuten, wir hätten von Ihnen verlangt, daß Sie sie fallenlassen, um die Regierung von Juden zu säubern – und wir verlören auf zwei Seiten.‹ Der Botschafter von Israel regte sich ebenfalls auf.

Ach, Herr Sarre«, sagte Herr Frank und erhob sich, »wie angenehm ist es doch, in der Rue des Rosiers zu leben!«

Er drückte allen die Hand und ging unter einem Konzert von »Schalom«-Rufen hinaus.

II

Aumônerie des Soeurs de Saint-Charles de Nancy

Rom, am Sonntag 23. Juni 1963

Mein lieber Sohn!

Wir begruben einen Papst und wählten einen neuen. Friede der großen Seele Johannes' XXIII.! Lang lebe

Paul VI.! Nach einem »gütigen« haben wir nun wieder einen intelligenten Papst, und in derselben Wechselfolge haben wir einen schlanken Papst nach einem beleibten. Johannes XXIII. verblieb keine Zeit zum Abmagern, hoffen wir, daß Paul VI. die Zeit zum Zunehmen vergönnt ist. Ich dachte an Sie, als ich vorgestern auf dem Petersplatz inmitten der Menge seinen ersten Segen empfing. Seine schmale Silhouette stand genau unter dem Namen Paul V. Borghese. Ich erfuhr vor Ihnen, daß die Borghese jüdisch sind. Ein Monsignore vom *Archivio secreto* hatte es mir verraten. Es gehört zu den Geheimnissen des Vatikans; ich wußte nicht, daß er eingeweiht ist. Ich gedachte auch der entzückenden Tochter Ihrer Freunde, des Grafen und der Gräfin Citterio, mit der ich auf Ihre Veranlassung in der Via Appia speiste und die vor kurzem einen Borghese heiratete. Schließlich dachte ich an Paul IV. Carafa, den erbittertsten Judenfeind, der jemals die Tiara trug. Paul V. war ihnen allerdings besser gesonnen. Wahrscheinlich spürte er seine fernen Ursprünge. Wünschen wir, daß der neue Pontifex maximus in weisem Gleichgewicht zwischen diesen beiden Vorgängern steht.
Zur Feier der Papstwahl mischte ich mich unter das römische Volk, doch am Abend machte ich einen Barmherzigkeitsbesuch: Ich ging ins amerikanische Kollegium, um Schwester Pascalina zu trösten. Sie ist Prokuratorin ihres Ordens mit dem schwierigen Namen – Lehrschwestern vom Heiligen Kreuz von Ingenbohl – und führt die Wirtschaft des Hauses, in dem sie Kardinal Spellman vor den Blitzen Kardinal Tisserants in Sicherheit brachte. Selbstverständlich hütete sie sich, an diesem Ort einen Beichtvater zu nehmen, das heißt einen Amerikaner. Sie hat einen deutschen Beichtiger, wollte aber dazuhin einen Franzosen als Seelenhirt, um den Sinn für unsere Sprache zu pflegen, den Pius XII. ihr einflößte. Ich wurde erwählt, dank unseren Patres vom Bourg-Saint-Esprit,

denen bekannt ist, daß ich allen römischen Intrigen fernstehe. Daher besteige ich von Zeit zu Zeit den Janiculum auf Bitten der schönen Seele. Sie verheimlichte mir nicht, daß eine Papstwahl für sie einer Folter gleichkommt. Ich traf sie an, wie sie mit ihren Tränen ein paar Rosenblätter netzte, die von einer stets mit Blumen gefüllten Vase vor dem Porträt Pius' XII. gefallen waren. Ich sagte ihr die Worte aus dem Buch Maleachi, wo sich Gott beklagt, man bedecke seinen Altar mit Tränen und Seufzen, wodurch die Speisopfer seines Volkes weniger angenehm würden. Sie erwiderte mir mit dem Psalmwort: »Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht.« Ich hatte ihr aber ein Motta-*Panettone* mitgebracht, was sie sehr gern mag (Motta steht nicht auf der Liste italienischer Juden, aber ich entdeckte einen jüdischen Geldwechsler Motta 1797 in Venedig), und ein Lächeln erglänzte wie ein Regenbogen in ihren Augen. Sie seufzte, wischte sich die Tränen von den Lidern und den Wangen, fegte mit der Hand die Blütenblätter weg und öffnete die *Panettone*-Packung. Ich kann mit Nonnen reden, daher sagte ich ihr, sie gliche der »Rose von Saron« aus dem Hohenlied, und wieder lächelte sie. Aus der Tatsache, daß sie nicht widersprach, entnahm ich, daß Pius XII. ihr wohl nicht oft dieses Buch der Bibel vorlas, denn die Rose, die zweimal in der Heiligen Schrift vorkommt (das zweite Mal bei Jesaja), steht mit ihrem süßen Duft nur für die Juden und die Protestanten. In der Vulgata ist das Wort mit »Lilie« oder »Narzisse« wiedergegeben. O Geheimnis der Religionen!

O geheimnisvolles Menschenherz! Schwester Pascalina aß von dem Gebäck und redete über Paul VI. So schlecht sie auf Johannes XXIII. zu sprechen ist (sein Pontifikat stand für sie unter dem Zeichen der Beleidigung, die ihr der Dekan des heiligen Kollegiums zufügte, als er ihr beim Tod Pius' XII. ihre Schatulle aus der Hand riß –

sie durfte nur den Vogel des Heiligen Vaters in einem Käfig mitnehmen), so wohlwollend steht sie dem neuen Papst gegenüber, der der Favorit Pius' XII. war, ehe sie sich wegen der Malta-Affäre überwarfen – kürzlich trat er übrigens als Verfechter der Malteser auf. Seine letzte öffentliche Tat als Erzbischof von Mailand soll der Protest gegen verschiedene Bücher, hauptsächlich ein schreierisches Schauspiel, gewesen sein, in denen die Haltung des großen Pius XII. gegenüber den Juden während des Krieges in verletzender Weise dargestellt wurde. Seine Tat blieb nicht unbemerkt und begünstigte seine Wahl; Sie erkennen daraus die Meinung der Mehrheit der Kardinäle zu diesem Problem. Man versicherte mir, der *Osservatore Romano* werde unverzüglich den Text seines Protests abdrucken, der somit auch seine erste öffentliche Tat als Papst sein wird.

Ich glaube mit der teuren Schwester gern, daß Johannes XXIII. viel Lärm um nichts machte. Er soll demagogische Erfolge billig erzielt und nur dazu beigetragen haben, die Papstwürde herabzusetzen. Ich weiß, daß Sie gerührt waren von seinem Segen, den Sie an einem Ostertag im Regen auf demselben Petersplatz entgegennahmen, auf dem ich vor kurzem den Segen Pauls VI. empfing. Sie sahen ihn mit den Augen der Hoffnung, die er in uns entzündet hatte, und mit der Sympathie, die uns sein gutmütiges Aussehen einflößte. Wenn Sie ihn als Historiker heute beurteilen, sind Sie zweifellos weniger nachsichtig. Eine Aufhebung der über die »Söhne des Lichts« verhängten Exkommunikation hätte andere geistige Folgen gezeitigt als das Streichen der »Perfidie« der Juden, an die schon lange niemand mehr glaubt. Die Kardinäle geben jedoch vor, diesem Papst mehr nachzutrauern als einst seinem Vorgänger. Sie verdanken ihm allerdings, daß sie den Schwanz ihrer Schleppe und die violette Trauerkleidung wiedererlangten. Neben diesen

sichtbaren Vorteilen verschaffte er ihnen einen ganz weichen, ganz intimen Gewinn, der sie veranlaßt, in der sixtinischen Kapelle sein Andenken zu segnen. Er gab nämlich den inständigen Bitten seines Landsmanns, des Kardinals Testa, der von nun an den Beinamen Kardinal Culo trägt, statt und erlaubte ihnen, ein Schaumgummipolster unter den Damast der Sitz- und Kniebänke zu schieben. Endlich können die Herren Kardinäle weich beten.

»Wie?« werden Sie mich fragen, »und das Konzil? Der geniale Gedanke Johannes' XXIII., was halten Sie davon?« Ich antwortete Ihnen schon: Viel Lärm um nichts. Der Mißerfolg liegt offen zutage, denn man hat weder die Orthodoxen noch die Protestanten noch – die Juden versöhnt. All diese Versöhnungs-, das heißt Konversionspläne erhellt folgende Geschichte:

Als Papst Paul III. es sich 1538 in den Kopf setzte, nach Nizza zu reisen, um Karl V. und Franz I. zu versöhnen, erzählte sein Arzt, Meister André Turin (also ein Jude): Einem heiligen Einsiedler wurde einst der Vorzug zuteil, mit dem Teufel zu sprechen, der ihn versuchte, und mit Gott, der sein Halt war. Er überredete sie schließlich, ihren uralten, so schwer auf dem Menschengeschlecht lastenden Streit zu begraben. Der Teufel fragte nach den Friedensbedingungen, und Gott diktierte sie dem Parlamentär. Es sollten nur vier lateinische Worte ausgesprochen werden: *Peccavi, Domine, miserere mei.* Der Teufel hörte zu, zwirbelte seinen Schnurrbart und sagte: »Sehr gut! Der andere hat verstanden, daß es Zeit ist, seine Fehler zuzugeben, mich seinen Herrn zu nennen und um mein Erbarmen zu flehen. Es ist ihm sicher. Teile ihm mit, ich erwarte seinen Besuch in der Hölle, wann es ihm paßt.« – »Aber du sollst doch in den Himmel gehen und demütig die Worte sprechen!« sagte der Einsiedler, bestürzt über die Verwechslung. »Ist das der Friede, den er

mir anbietet? Bring ihm meine Antwort!« schrie der Teufel und ließ einen Schwefelwind fahren. Mit dieser Geschichte belustigte ich einige Konzilsväter und Schwester Pascalina.

Jetzt werden Sie denken: »Schon wieder Schwester Pascalina! Was hat sie eigentlich mit den Juden zu tun, um die meine Gedanken zur Zeit ausschließlich kreisen?« Geduld, mein Sohn. Ich verliere das Ziel nie aus den Augen, besonders wenn ich den Anschein erwecke, ich schlüge den längsten Weg ein. In der Welt heißt Schwester Pascalina Josephine Lehnert. Das ist nicht ganz das Gegenteil von Lenner und Lechner auf der Liste italienischer Judennamen, die ich Ihnen zu Ihrer Erbauung verschaffte. Sie lesen darauf auch den Namen Pace, aber nicht Pacelli, obwohl Pacelli die Verkleinerungsform von Pace ist und viele Namen mit der Endung -elli enthalten sind: Castelli, Farinelli, Giovanelli, Pavoncelli, Rafaelli, Morelli. Andere christliche, sogar christlich-demokratische Namen drängen sich geradezu: Segni, Leone, Moro, Colombo, Zolli, Mattei – ein Präsident der Republik, ein Präsident der Kammer, zwei Ministerpräsidenten, ein Handelsminister und der verstorbene »Diktator des Erdöls«. Allerdings hatte der ehemalige Ministerpräsident Zoli nur ein l in seinem Namen. Zolli, der Oberrabbiner von Rom, der während der deutschen Besetzung in den Vatikan floh, bekehrte sich später und vertauschte seinen Vornamen Israel mit Eugen, als Huldigung für den Papst. Noch heute ist Schwester Pascalina gerührt, wenn sie von dieser Konversion spricht. Es ist nur recht und billig, daß der Heilige Stuhl die Juden beschützte; denn ein Jude, der Jurist Cammeo, arbeitete die Lateranverträge aus. Das Gold aber, das Pius XII. großzügig zur Vervollständigung des von den Nazis der römischen Gemeinde abverlangten Lösegelds anbot, brauchte nicht angenommen zu werden.

Sagte ich Ihnen eigentlich schon, daß die Liste der italienischen Judennamen unvollständig ist? Gewisse jüdische, für den Faschismus gewonnene Persönlichkeiten sollten geschont werden. Man verfertigte sogar zwei Listen, die später zu einer zusammenschmolzen. Die erste stammte von 1930 und stützte sich auf die Sammlung von Samuel Schaerf, die zweite stammte von 1938 und war ehrlicher, denn Volpi steht darauf. Zwei geadelte Namen jedoch, die in Rom jedermann für jüdisch hält, waren nicht darin enthalten: Erba (wenn es nicht der Familienname der Fürsten Odescalchi ist, womit Papst Innozenz XI. auf Ihre Liste käme, so ist es doch der Name des Arzneimittelproduzenten, dessen eine Tochter die Mutter des Filmfachmanns Lucchino Visconti ist – Erba ist ein Ortsname in der Gegend von Mailand) und Matarazzo, ein echter Bruder des griechischen Judennamens Matarasso und des ungarischen Judennamens Madaraszy – den letzteren erwähnt der Semi-Gotha (danke, daß Sie mich auf dieses außerordentliche Buch aufmerksam machten; ich las in der Vatikanbibliothek darin). Damit würden die Grafen Matarazzo, die in Brasilien ein ungeheures Vermögen machten, zu Vettern der Barone Madaraszy von Madaras . . . und die Verwandtschaft würde Herzog Pignatelli della Leonessa, Fürst Alliata de Montereale und Fürst Ruspoli de Cerveteri einschließen, die Matarazzo-Frauen geheiratet haben. Sie können sich denken, daß diese Listen nicht nur die Genealogen verwirrten, sondern auch die armen Priester, die den Befehl hatten, keine Mischehen einzusegnen. In diesem Wirrwarr sehr christlicher Namen und sehr aristokratischer Familiennamen, von denen sich herausstellte, daß sie jüdisch sein konnten, glichen sie Katzen, die ihre Jungen nicht wiedererkennen. Im Besitz dieser Listen und der Ihrigen betrachtet man aber die Welt mit einem neuen Blick.

Der Semi-Gotha setzt mich unablässig in Erstaunen, gibt

er doch an, die Kardinäle Antonelli, Mazzini und Rampolla seien wie Kardinal Howard jüdischen Ursprungs. Mazzini ist es wohl von mütterlicher Seite, denn der Held des *Risorgimento* war im Gegensatz zu Manin kein Jude. Antonelli ist eine Verkleinerungsform, die auf unserer italienischen Liste fehlt. Ich sehe dort auch nur Ram und nicht Rampolla. Auf der Liste englischer Judennamen, die Sie mir übersandten, steht Howard nur für das 19. Jahrhundert und soll nicht mit den Herzögen von Norfolk verwechselt werden, deren Familienname es ist.

Wollen wir im Lichte so großer Weisheit zusammen das Päpstliche Jahrbuch durchgehen? Um Sie zufriedenzustellen bediene ich mich desselben Verfahrens wie Jouvenceau zum Angriff: *doctus cum libro.* Der neue Papst, dessen Bild nächstes Jahr das Porträt Johannes' XXIII. am Kopf dieser Blätter ablösen wird, trägt einen unangreifbaren Namen. Die italienische Liste mit Montag, Montalti, Montel und Montiglia bietet nichts, das Montini ähnlich wäre. Ihnen verdanke ich das Wissen, daß von den französischen Kardinälen Kardinal Roques, Erzbischof von Rennes, Kardinal Lefebvre, Erzbischof von Bourges, und Kardinal Jullien als ungekannte Juden ein gelbes Mützchen verlangen könnten. Da zudem der gelbe Hut gelegentlich scharlachrot war, wie Jocrisse sagen würde, war er den Kardinälen geradezu vorherbestimmt. Wie viele Namen habe ich aber den dreien hinzuzufügen, mein lieber Sohn! Beginnen wir mit Kardinal Spellman. Ich habe schon manchmal gehört, er sei Jude, und Schwester Pascalina gestand mir, Pius XII. sei davon überzeugt gewesen. Spellman ist wahrscheinlich eine orthographische Abwandlung von Spielman – in England lebt eine bekannte jüdische Familie dieses Namens, zwei ihrer Glieder wurden geadelt. Dann folgt Kardinal de la Torre, Erzbischof von Quito, Kardinal

Arriba y Castro, Erzbischof von Tarragona (zumindest der Name seiner Mutter ist jüdisch), Kardinal Alvaro da Silva, Erzbischof von San Salvador in Bahia, Kardinal Bueno y Monreal, Erzbischof von Sevilla, Kardinal König, Erzbischof von Wien, Kardinal Meyer, Erzbischof von Chicago, Kardinal da Costa-Nunes, ehemaliger Erzbischof von Goa, Kardinal Henriquez, Erzbischof von Santiago, Kardinal Santos, Erzbischof von Manila. Nicht schlecht für ein heiliges Kollegium, nicht wahr? Ich glaube, unsere Liebe zu den Malteserrittern sollte uns nicht hindern, den Protektor des souveränen Ordens hinzuzuzählen, Kardinal Giobbe, Datarius Seiner Heiligkeit. Auf unseren Listen steht zwar nur der Name Job, aber Giobbe ist die italienische Übersetzung.

Nach diesem Streifzug unter den Kardinälen wäre es überflüssig und ermüdend, die Bischöfe zu sieben. Man braucht sich nicht zu wundern, daß manche jüdischen Ursprungs sind, denn im Mittelalter trugen Rabbiner oft die Namen Lévêque und Lévesque und wurden mit dem Spitznamen »Evêques des Juifs« (Bischöfe der Juden) bedacht. Der jüdische Name Heiwecke wurde in Evêque umgewandelt, Bischoffsheim ist ein typisch jüdischer Name. In der Bretagne können die Namen Escop, Nescop und Lescop denselben Ursprung für sich in Anspruch nehmen. Sieht man einfach das alphabetische Register durch, so staunt man, wie viele bekannte oder ungekannte Juden Würdenträger der katholischen, apostolischen römischen Kirche sind – wenn auch nicht alle als Erzbischöfe oder Bischöfe, so doch als Generalvikare, Hausprälaten, Reverendi und Reverendissimi jeder Art. Ich zählte etwa vierzig Fernandez und Rodriguez, dreißig Gomès, Gonzalès, Martinez und Rossi, sechsundzwanzig Kennedy, zwanzig Alvarez, Perez und Pereira, fünfzehn Sanchez, zehn Muller, acht Klein, sieben Bauer, sieben Romano, sieben Felici (es fehlt ein achter, nämlich der

offizielle Photograph am Heiligen Stuhl), sechs Vogel, sechs Torrès, christliche Verwandte Ihres Freundes, des Rechtsanwalts Henry Torrès, fünf Mendès oder Mendez, ebensoviele Koch, und wenn es auch noch keinen Monsignore Lévy oder Monsignore Cohen gibt, so doch drei Marx, von denen einer einen Bischofstitel trägt, den man für einen säuerlichen Nachtisch halten könnte: *Citrus en Macédoine*. Es steht auch kein Monsignore Kahn da, aber ich erinnere mich, daß in meiner Kindheit ein Fürstbischof von Gurk dieses Namens Assistent am Päpstlichen Stuhl war und daß in Paris Oberrabbiner Zadoc Kahn lebte, der Verfasser einer ausgezeichneten Bibelübersetzung, in der die Rosen keine Narzissen sind.

Sie hatten eine gute Nase, mein lieber Sohn, als Sie mir vorschlugen, ich solle zur heiligen Ritenkongregation gehen, um die Selig- und Heiligsprechungsprozesse der Diener Gottes zu prüfen. Wir sind auf allen Seiten von Juden umgeben, aber ehe wir zu den Dienern Gottes kommen, wollen wir die betrachten, die sich mit ihnen befassen. Der Name meines Konfraters Pater Molinari, des Generalpostulators unserer Gesellschaft, ist ein Mittelding zwischen Molina, einem spanischen Judennamen (unser berühmter Pater, der Urheber des Molinismus, war gleicher Herkunft wie unser großer heiliger Ignatius) und Molnar, einem italienischen Judennamen. Sein wichtigster Assistent, Pater Baumann, trägt einen echten Judennamen. Wo hatte nur Pater Brissac seine Gedanken, als er Ihnen sagte, Juden seien bei uns selten? Von welchem Heiligsprechungsprozeß erzählte mir Pater Baumann mit einem Lächeln auf den Lippen? Von dem, dessen Postulator er ist und der den Diener Gottes Bernard Lehner betrifft, einen jungen Laien und ungekannten Juden, der 1944 in Regensburg starb. Sie können sich denken, wie überrascht ich war. Ich warf Schwester Pascalina ihre Heimlichtuerei vor. Trotz dem leich-

ten orthographischen Unterschied ist dieser junge Mann mit ihr verwandt, die Einleitung des Prozesses war ein Geschenk Pius' XII. an seine teure Vertraute. 1956 erging der Erlaß, der die Schriften anerkennt. Man braucht nur noch auf die Bestätigung der Tugenden und der Wunder zu warten. Ich werde mich dafür einsetzen und hoffe, mehr Glück zu haben als unlängst mit General de Sonis.

Grüßen wir Monsignore Bonet, den spanischen Beisitzer der heiligen Rota, der für die soeurs de la Charité et du Coeur immaculé de Marie postuliert, Pater Hamon, den Generalpostulator der Eudisten (die Hamon waren mehrere Jahrhunderte lang die jüdischen Ärzte der Sultane), Pater Rossi, den Regenten der Apostolischen Pönitentiarie, Pater Sanchez, den Prokurator am spanischen Kollegium, und kommen wir zu den Heiligsprechungsprozessen selbst. Von ungefähr eintausend riechen mindestens hundertzwanzig nach Getto. All die schon erwähnten Namen auf -ès und -ez stellen die Rekruten dieser glorreichen Truppe – nehmen wir noch de Mesquita und Ponce de Léon hinzu. Sie können Pater Brissac, dem ungekannten Juden, ausrichten, zwei der Seinen gehörten zu unseren Kollegen, die bereit sind, auf die Altäre zu steigen: Pater Friedl aus Florenz und Pater Mayer aus München, dessen Sache Kardinal Bea betreibt. Mein Staunen stieg aufs höchste, als ich sah, wie viele Ordens- und Kongregationsgründer die Kirche den Juden verdankt. Heilige wie Ignatius von Loyola haben würdige Fortsetzer, die hoffentlich bald ihre Brüder im höchsten Orden, der erhabenen Gemeinschaft der Heiligen, werden. Nebenbei bemerkt: Ein Chanel und eine Bianchi wurden von Pius XII. heiliggesprochen. Paul VI. wird es nicht an Arbeit fehlen. Ein Schwartz gründete die *Congrégation pour les Ouvriers chrétiens* – sein Postulator ist Pater Mestre, ein ungekannter Jude. Ein Moreau

gründete die *Congrégation des soeurs de la Charité et du Très-Saint-Sacrement,* ein anderer Moreau die der *Töchter vom heiligen Kreuz,* eine de Silva die *Franciscaines conceptionnistes* (seltsamer Name!), ein Rodriguez die *Dienerinnen des heiligen Herzens Jesu,* ein Bojanowski die *Servantes de la bienheureuse Vierge Immaculée,* ein Gonzalès Garcia die *Soeurs de Nazareth,* ein Miguez die *Filles de la Douce Pastourelle,* ein Albert die *Mägde von der Unbefleckten Empfängnis,* Albertinerinnen genannt, ein Lopez das *Institut des filles de Marie Immaculée pour les jeunes domestiques,* ein anderer Lopez das *Institut des Missions de la bienheureuse Vierge Marie de la Merci,* ein Arias die *Servantes de Jésus dans le Saint-Sacrement,* eine Olivieri das *Oeuvre de Rédemption des filles éthiopiennes,* ein Michel die *Filles de la Providence.* Nehmen Sie zu all diesen jüdischen Namen von Gründern und Gründerinnen diejenigen weiterer Anwärter auf die Heiligkeit wegen geringerer Verdienste, aber desselben Ursprungs hinzu: Einen de Bono (verwandt mit einem faschistischen Marschall?), einen Bonomi (verwandt mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten?), einen Diaz (verwandt mit dem Marschall?), eine de Rosas (verwandt mit dem ehemaligen spanischen Botschafter in Paris?). Ein Keller gründete die deutsche Provinz der Augustiner-Eremiten, ein Kolbe, der bis auf einen Buchstaben mit unserem General de Gaulle verwandt sein könnte, erhielt schon die Anerkennung seiner Schriften und einer heiligmäßigen Lebensführung. Schwester Edith Stein, die in einem Konzentrationslager umkam, befindet sich zwar nicht dabei, wohl aber eine Schwester Stein, ganz zu schweigen von den zahllosen Torrès, Gonzalès, Lopez und Sanchez, die an allen Fronten der Heiligkeit stehen. Wie Sie wissen war eine Sanchez »Doktorin der Kirche« als Reformatorin des Karmeliterordens und Schutzheilige Spaniens unter dem Namen der heiligen Therese

von Avila. Da der spanische Adel so sehr mit Juden durchsetzt ist, wie Sie sagen, war es nur recht und billig, daß dieses Land eine jüdische Schutzheilige bekam als Gegengewicht zum heiligen Jakob von Compostela.
Ganz zu Recht sind Sie stolz darauf, einen jüdischen Arzt Balbo auf Sizilien im 15. Jahrhundert aufgestöbert zu haben. Das wird die Grafen Balbo und die Nachkommen des Marschalls Balbo freuen. Die italienische Liste enthält außer den schon genannten noch weitere Militärs, obwohl Balbo nicht daraufsteht, vor allem Graziani. Dieser Name, den ein italienischer Marschall und ein französischer General trugen, ist der vollkommene Typus des ungekannten Judennamens in Italien. Niemand denkt daran, nicht einmal seine zahlreichen Träger. Nun fand ich aber bei einem Dichter des 16. Jahrhunderts den Ausdruck *grazianaccio convertito,* womit bewiesen ist, daß dieser Name damals fast gleichbedeutend war mit Jude. Mit diesem Salzkörnchen würze ich Ihr Ragout. Ottolenghi, Cavalieri, Caviglia, Pugliese, Liuzzi sind weitere jüdische Namen, die durch Generale berühmt wurden. De'Vecchi wurde trotz seinem jüdischen Namen Gouverneur von Rhodos. Als Mussolini die Judengesetze erließ – »um das italienische Volk zu schützen«, sagte Farinacci (ein Prozent der Bevölkerung waren Juden) –, kam es zu mehreren Selbstmorden: General Ascoli brachte sich in seinem Haus ums Leben, Oberst Segré erschoß sich vor seinem Regiment, der Verleger Formiggini stürzte sich von der Kathedrale in Modena herunter.
Ich ergänzte meine Forschungen durch die Angaben der *Hiérarchie catholique* der vergangenen Jahrhunderte. Welche Flut der immer gleichen Namen! Della Torre, Lopez und Gonzalès hießen ungefähr dreißig Bischöfe, Perez etwa zwanzig, Pereira annähernd zehn ... ohne die »portugiesischen« Juden wäre die Kirche an Bleichsucht gestorben.

Ich bemerkte, daß in dem Konklave zur Wahl Pius' XII. ein Kardinal de Carvallo saß. Haben wir nicht schon festgestellt, daß Pius XI. Mastai Ferretti jüdischer Herkunft ist, wie der Semi-Gotha sagt? Zweifeln wir nicht mehr an seiner Heiligsprechung.

Montag 24., Geburtstag Johannes des Täufers (ein Heiliger Ihres Ressorts – ein Essener, der Heuschrecken aß, eine koschere Speise!)
Den großen Wirbel im Konzil zugunsten der Juden inszeniert Kardinal Spellman. Kardinal Bea tut natürlich so, als folge er der Bewegung, aber Sie können sich denken, daß sich ein Jesuit den Juden nicht gerade an den Hals wirft. Pater Brissac hat Sie nicht angelogen. Kardinal Spellman hat indessen zwei bekehrte Juden als Mitarbeiter, die als Bevollmächtigte des Erzbischofs von New York auftreten: Monsignore Oesterreicher, der Amerikaner ist und in den Vereinigten Staaten lebt, obwohl er der Erzdiözese Wien angehört, und Pater Gregory Baum, ein in Berlin geborener unbeschuhter Augustiner, der nach Kanada auswanderte und ein beachtliches Buch mit dem Titel *Die Juden und das Evangelium* schrieb. Kardinal Spellman verfügt über noch wertvollere geheime Helfer, nämlich reiche Juden, die ein Vermögen versprechen, falls sich die Kirche entschließt, »etwas für die Juden zu tun«. Als Johannes XXIII. eine Abordnung des *United Jewish Appeal* empfing, sagte er: »Ich bin euer Bruder Joseph.« Er war nicht Joseph, den seine Brüder verkauften, sondern Joseph, der bereit ist, sich zu verkaufen. Der Handel wurde gestört von Seiner Heiligkeit Maximos IV., Patriarch der Melchiten von Antiochia und Wortführer der Christen im Orient, die gegen Israel und somit zwangsläufig gegen die Juden sind.
Kardinal Spellman oder Ex-Spielmann mit dem glatten

Gesicht des einstigen Boxers würde also Seine Heiligkeit Maximos IV. gern am patriarchalischen Bart reißen. Wie heißt nun aber Seine Heiligkeit? Saigh. Siehe da! Blättern Sie in unserer getreuen italienischen Judenliste, und Sie werden Seine Heiligkeit finden oder beinahe: Saieg, Saiegh. Es zetert also ein Jude gegen die Juden, und zwar um so lauter, als er weiß, daß er Jude ist. Solche Antisemiten kennen wir. Ich lasse Sie aber nicht mehr länger vor diesem Ring stehen, in dem zwei Kardinäle aufeinander losgehen – zwei, denn der Patriarch Saigh wird wie die anderen Patriarchen den Purpur erhalten. Lassen wir das Konzil in Aufregung geraten auf den Bänken von Sankt Peter, die nicht so weich sind wie in der Sixtina, und begleiten Sie mich hinter die Kulissen. Kardinal Spellmans Dollars sind nicht der Schlüssel zu allem. In Wirklichkeit ist es Schwester Pascalina, die uns als Führer dient. Einem alten Fuchs wie mir wurden die Augen von dieser sanften Taube geöffnet. Wissen Sie, warum Pius XII. gestattete, am Karfreitag während des Gebets *pro perfidis judaeis* zu knien, warum Johannes XXIII. das Beiwort streichen ließ, warum Paul VI. die Anklage des Gottesmords aufheben wird? Nicht, wie man glaubt, um die jüngsten Heimsuchungen der Juden auszugleichen und vergessen zu lassen, daß sie keine sehr lebhaften Reaktionen der Pontifikalmacht hervorriefen, sondern weil die Pontifikalmacht das christliche Deutschland von jeder diesbezüglichen Schuld freisprechen will. Schafft man das Verbrechen des Gottesmords aus der Welt, das auf dem Begriff der Kollektivverantwortung beruhte, so hebt man auch das Verbrechen des Völkermords auf, das begrifflich ebenso absurd wie unhaltbar wird. Eine Hand wäscht die andere. Hitler, Göring, Goebbels, Rosenberg, Himmler, Eichmann sind tot wie Kaiphas und die Juden der Passion. Pius XII., dessen Deutschfreundlichkeit aus seiner Zeit als Nuntius in München

und Berlin von Schwester Pascalina aufrechterhalten wurde, bereitete diesen erstaunlichen Plan weise vor, und seine Nachfolger führen ihn aus, jeder auf seine Art. Eine weitere Einzelheit erfuhr ich aus der Mailänder Umgebung Pauls VI.: Er wird die Gelegenheit ergreifen zu einer Botschaft, in der er »die kulturelle Sendung des deutschen Volkes« preisen wird. Jules Isaac soll den dummen August der Posse gespielt haben. Jetzt versteht man auch, warum es Pius XII. und Johannes XXIII. so wenig ausmachte, daß jener atheistisch war. Gewiß fallen seine Interessen und die der Juden mit denen der Kirche zusammen, aber wir stellen mit Freude fest, daß immer die Kirche den Sieg davonträgt, auch wenn die Menschen meinen, sie könnten ihr ihre Ansichten aufzwingen.

Von der teuren Schwester erfuhr ich noch eine Einzelheit, die ich als komisch bezeichnen würde, wenn es nicht um eine Sache von so großer Wichtigkeit ginge. Als Pius XII. beschloß, die Karwoche neu zu gestalten, fragte er Pater Antonelli, den er mit dieser Arbeit betraut hatte, warum man eigentlich am Karfreitag beim Gebet für die Juden nicht niederknie. Der Franziskaner entgegnete, die Antwort stehe im heute noch gültigen *Ordo romanus* des Cajetanus. Der Papst war verblüfft als er las, man knie nicht nieder, »um zu rächen, wie die Juden unseren Heiland beleidigten, vor dem sie das Knie zum Zeichen des Hohns beugten«. Nicht die Juden, sondern die Römer hatten ihn aber auf diese Weise beleidigt. So behielt die Kirche jahrhundertelang einen Irrtum bei und machte eine Kränkung daraus, was nicht weniger heuchlerisch war als die plötzliche Entdeckung des angeblichen Sinnes von »perfid«, worüber sich Pater Brissac zu Recht entrüstete. Seien wir aber froh, daß ein Unrecht aufhört. Man kommt auf die Gerechtigkeit des Credo zurück, der Grundlage unseres Glaubens. Es enthält keine Anspielung auf die Juden und begnügt sich mit den Worten:

»... der gelitten hat unter Pontius Pilatus.« Das Zweite Vatikanische Konzil wird vom Heiligen Geist inspiriert werden, wenn es der Redlichkeit des Konzils von Nicäa nacheifert.
Ihnen zuliebe habe ich die sechsundfünfzig Bullen, die die Päpste den Juden widmeten, aufmerksam gelesen. Ich staune, daß Pater Brissac Nahrung für seinen Antisemitismus daraus schöpft. Es sind Denkmäler der Kinderei. Faßt man alles zusammen, so wirft man den Juden hauptsächlich vor, sie lehrten die Christen »ungeheuerliche Dinge« – *enormia* – und »schändliche Dinge« – *turpia* –. Wir wissen, was mit diesen schändlichen Dingen gemeint ist, aber wir wissen auch, daß es üblich ist, ihre Erfindung den Nachbarn in die Schuhe zu schieben, um sich selbst dafür zu entschuldigen.
Schlimmer scheint mir, daß die Juden in Rom gezwungen wurden, an dem Tag, an dem der Papst die Kirche San Giovanni in Laterano in Besitz nahm, den Titusbogen zu schmücken, der zur Erinnerung an ihre Niederlage errichtet worden war. Die Geschichte kennt kein anderes Beispiel einer solchen Demütigung, die einem Volk über tausend Jahre lang auferlegt wurde. Salomon Reinach beobachtete am Forum, wie eine alte Jüdin mit verzweifelten Schreien ihre Enkelin zurückrief, die sich beim Spielen dem »fatalen Gewölbe« näherte. Nun, die Vorsehung hielt den Juden eine Revanche bereit. Ich war im November 1947 in Rom, als in den Vereinten Nationen über die Resolution abgestimmt wurde, aus der der Staat Israel hervorging, und ich beobachtete, wie ausländische, nach Italien geflohene Juden mit der Fahne ihrer zukünftigen Heimat unter dem Titusbogen durchzogen.

Dienstag, Tag des heiligen Gallikan nach dem Ordo, Tag des heiligen Prosper nach der Post.
Zu Ehren der Heiligen Prosper und Gallikan möchte

ich meinen Briefzyklus mit einigen Auszügen aus einem historischen Artikel der *Civiltà cattolica* fortsetzen. Obwohl er von 1890 stammt, ist er noch aktuell, denn er bringt mit mehr Kraft und Offenheit, als man es heute wagen würde, die Meinung unserer Gesellschaft über die Juden zum Ausdruck. Pater Brissac hat Vorgänger. Er hatte nicht unrecht, als er Ihnen sagte, auch wenn sich die Kirche zuweilen scheinbar ändere, so änderten sich doch die Jesuiten niemals, die ihr Schild und Panzer sind. Kurz das Kolorit der Zeit gemäß *Civiltà cattolica:* Die Wiener Rothschilds besäßen »halb Böhmen«, der Jude Weil, zum Ritter von Weiller geschlagen, habe seinen Schüler, den unglücklichen Erzherzog Rudolph, verführt und damit die Tragödie Mayerlings heraufbeschworen, in Wien schreie ein jüdischer Stadtrat, die Christen sollten doch aus dem österreichisch-ungarischen Kaiserreich verschwinden, wenn die Juden sie störten, in Berlin seien von tausend Studenten achtunddreißig Juden, in den Vereinigten Staaten würfen sich die Juden aus Verachtung des Katholizismus zu Verfechtern der neutralen Schule auf, in Rußland besäßen die Juden Hypotheken auf zwei Drittel der Ländereien des Adels, Rom werde der Pontifikalmacht entrissen, weniger von den italienischen Bajonetten als von »dem großen jüdischen Netz«, Frankreich sei infolge der Dreyfusaffäre wegen der Juden entzweit und unchristlich, Rumänien werde von ihnen kahlgefressen wie von Heuschrecken. Die Schlußfolgerung entnimmt man »dem alten Gebet der heiligen Liturgie«: »Jagt das perfide Volk zu den christlichen Grenzen hinaus!«

Mir gefällt der Anflug von Scham, mit dem diese wenig barmherzige Aufforderung gemildert werden soll: »Wäre das Mittel einer allgemeinen Vertreibung der Juden durchführbar, so entspräche es doch nicht der Denk- und Handlungsweise der römischen Kirche.« Nur dieser Satz

in dem ganzen Artikel bewirkt, daß er nicht mit Hitler unterzeichnet sein könnte. Das Heilmittel: »Hebt die Rechtsgleichheit mit den Christen auf, die nur die Unterdrückung der Christen mit sich bringt.« Als Ihr Freund Jouvenceau einen Sonderstatus für die Juden forderte, »entsprach er der Denkweise« der Jesuiten. Das Beste kommt noch: »Nicht wenige Menschen sind der Ansicht, die jüdische Frage sei mit der Bekehrung Israels zum Christentum zu lösen . . . Mit dieser Bekehrung würden die unermeßlichen Reichtümer der Juden und der unbegrenzte Einfluß, den sie fast überall ausüben, in den Dienst der Kirche gestellt.« Und unserem Orden sagt man nach, er sei hinterhältig und machiavellistisch! Das war doch einmal ein *jeder Arglist bares Geständnis.* Kardinal Spellman ist kein Jesuit, denkt aber ebenso.

Jesuiten von 1890 . . . Jesuiten von 1927. Damals erklärten sie wiederum in *Civiltà cattolica:* »Die jüdische Mentalität ist eine Gefahr für die Welt. Die Juden sind ein widersprüchliches Volk, weil sie anders sind als sie scheinen. Das Judentum ist eine widersprüchliche Religion, denn es ist trotz seiner Verdienste zutiefst verderbt . . .« Jesuiten von heute. In Rom ist, wie Sie wissen, Pater Lombardi einer der berühmtesten, auf den man am meisten hört. Er gründete die Laienbewegung »für eine bessere Welt«. Was schrieb er in der Vorausschau auf diese bessere Welt in der Stunde, in der die letzten Verbrennungsöfen erloschen? »Nach dem gräßlichen Morden darf man sicher sein, daß die Juden in Deutschland und Polen in großer Zahl wieder auftauchen; an allen Orten der Welt schlängeln sich die unzerstörbaren Wurzeln der tausendjährigen Pflanze.« Man könnte meinen, er bedaure, wie es kürzlich der jüdische Rechtsanwalt Jona, Mitglied der italienischen jüdisch-christlichen Freundschaft schrieb, daß die Wurzeln nicht völlig ausgerissen wurden und man ihr Schlängeln immer noch mitansehen muß.

Natürlich versucht Pater Lombardi wie unsere Rops oder Green, diese unvorsichtigen Zeilen wiedergutzumachen, seit die Juden nicht mehr treulos sind. Er fand den Eichmannprozeß gerechtfertigt, weil der Völkermord das Verbrechen sei, das gleich nach dem Gottesmord komme. Sie werden lächeln, weil er die Juden, um sie freizusprechen, daran erinnerte, sie hätten den Erlöser gekreuzigt. Damals waren die Juden noch Gottesmörder.

Ein anderer, nicht weniger berühmter italienischer Mönch, der vor vier Jahren verstorbene Pater Gemelli von den Minderbrüdern, Rektor der Universität Mailand und Präsident der päpstlichen Akademie der Wissenschaften, hielt sich nach dem Krieg mehr zurück als Pater Lombardi, war aber vorher noch energischer gewesen. Als der Jude Momigliano, Rektor der mazzinischen Universität, während des Faschismus Selbstmord beging, fand er nur die hartherzigen Worte: »Wenn alle Juden mit ihm gestorben wären, ginge es der Welt besser.« Pater Gemelli war schon auf dem Weg in die »bessere Welt«, wie sie sich Pater Lombardi vorstellt. Um gerecht zu sein, möchte ich hinzufügen, daß er während der deutschen Besetzung zahlreiche Juden rettete, aber mit Pater Brissac kennen Sie diese Brandstifter, die sich zum Löschen melden. Eine schlichte Randbemerkung: Gemelli ist ein italienischer Judenname.

Um unter diesen heiklen Umständen die öffentliche Meinung zu beeinflussen, bestimmte unser Generalhaus Pater Caprile, den Wortführer der Gregorianischen Universität, als Gegenstimme zu Pater Lombardi. Mit geschürzter Soutane machte er sich in *La Palestre du clergé* zum Verfechter der jüdischen Thesen. Er verkündete, das jüdische Volk habe mit der Verurteilung Jesu nichts zu tun gehabt, sei sie doch allein das Werk der Priester gewesen. Er schätzte, wie viele Menschen, die in den Evangelien als »die Menge« bezeichnet werden, wohl im Gerichtssaal

Platz hatten. »Höchstens hundert«, sagte er. Strenge Rechnung – gute Freundschaft. Wie gern würde ich diesen Widerrufen beipflichten, wenn sie aufrichtig wären!

Laien antworteten den Klerikern. Durando, ein Turiner Richter, schrieb in *La Voix de la justice:* »Da die Juden de facto Gottesmörder sind, haben sie juristisch und moralisch nicht das Recht, außer ihresgleichen irgend jemanden zu richten, sei es auch ihr Henker Eichmann.« Jüdische Organisationen verklagten ihn wegen Beleidigung des Judentums; erst kürzlich wurde er endgültig freigesprochen. Darüber konnte die Kirche nur froh sein, denn es läuft das Seligsprechungsverfahren seines Verwandten Marc-Antoine Durando, des Gründers der *Soeurs de Jésus nazaréen.*

N. B.: Durando ist kein jüdischer Name.

Sie berichten mir, man mache dem kleinen heiligen Simon von Trient das Leben sauer. Tatsächlich vergeht kaum eine Woche, ohne daß man eine seiner Spuren verwischt in der Stadt, die ihn verehrte. Aber die Inschrift, die die Juden mitten in Rom an der Schwelle des einstigen Gettos auf der Fassade der Kirche Santa Maria e San Gregorio il Grande beleidigt, steht immer noch da: ». . . Das Volk, das Zorn hervorruft . . .« Sie wurde von der *Congrégation de la Pitié divine* dort angebracht.

Gott segne Sie, mein lieber Sohn.

Xavier de Trennes. S. J.

III

Georges hatte sich eine unterhaltsame Akte angelegt, eine besondere Rothschild-Akte. Es schien ihm schwierig, die Judenheit zu erforschen, ohne diese wichtigste Familie

des Judentums etwas unter die Lupe zu nehmen. Wie Talleyrand »genoß sie die Ehren der Übertreibung«. Er betrachtete die endlose Liste der Gesellschaften, die die Rothschilds gegründet hatten oder an denen sie maßgeblich beteiligt waren, und bewunderte die trockenen Namen, die den Beitrag des größten französischen Vermögens zum Wirtschaftsleben in all seinen Formen darstellten. Ein geistreicher Mann erklärte die Herkunft von Talleyrands Reichtum mit dem Satz: »Er verkaufte all die, die ihn kauften«. Das viel umfangreichere Vermögen der Rothschilds hat andere Ursprünge. Sie sind seit langem reich genug, um sich niemandem zu verkaufen und auch niemanden zu verkaufen, sondern um alles und jedermann zu kaufen. Die Goncourt meinten in ihrem Tagebuch: »Wäre die Familie Rothschild nicht gelb gekleidet, so würden wir Christen binnen kurzem alle ins Angestellten-, Paria- und Sklavenverhältnis gedrängt.« Auf ausgelassene Weise kommt diese Ansicht in einem Gemälde von Forain zum Ausdruck, auf dem eine kleine Tänzerin einer anderen einen befrackten Herrn in der Kulisse zeigt: »Rothschild!«

Mrs. Lance, Lord Rothschilds Schwester, schreibt an einem Buch mit Rothschildlegenden. Manche weisen die Rothschilds weit von sich, andere pflegen und verbreiten sie. Waterloo, das erste große Datum ihrer Geschichte, erzeugte die erste Legende. Der vom Sieg Wellingtons reich gewordene Londoner Rothschild verspottete sich gern selbst, um seine Verdienste zu verschleiern. Man weiß heute, daß er von seinem holländischen Agenten verständigt wurde und die Siegesbotschaft sofort dem Premierminister mitteilte, der aber nicht daran glauben wollte. Weit davon entfernt, an der Börse mit verstellt betrübter Miene zu erscheinen und damit die Nachricht einer Niederlage zu bestätigen, kaufte er offen die im Sinken begriffenen Wertpapiere auf, statt die Panik zu

vergrößern. Victor Hugo als Volksdichter urteilte über ihn:

Es bedurfte eines Aasgeiers für unsere Toten, er war es ...
Eine erfreuliche Million ergab sich aus Waterloo.

Über die Zahl konnte Rothschild wohl nur lächeln. Worin war er aber ein größerer »Aasgeier« als seine christlichen Konkurrenten oder als vor ihnen andere, die aus Katastrophen Gewinn zogen? Und vor allem: Warum hätte dieser englische Rothschild Napoleon unterstützen sollen, der bei dem Frankfurter Rothschild eine Haussuchung anordnete und den des Schmuggels verdächtigen zukünftigen französischen Rothschild überwachen ließ? Nicht weniger erfunden ist der Vorwurf, der letztere habe Grouchy abgeraten, in die Schlacht zu ziehen. Wahrscheinlich vermuteten die Antisemiten ein geheimes Einverständnis, weil später ein Grouchy eine Tochter des jüdischen Bankiers Haber zur Frau nahm – *Er sagte: »Grouchy!« Es war Haber.* Das hinderte die Tochter dieses Grouchy und dieser Haber nicht daran, einen Miribel zu heiraten, den Gründer des Generalstabs des Heeres.

Jeder der »Fünf Frankfurter« machte sich die Interessen seiner neuen Heimat zu eigen. Sie zogen das Geld des Landes wie mit einer Pumpe an sich, um es über ungezählte Kanäle wieder zu verteilen, wodurch der allgemeine Wohlstand zugleich mit ihrem eigenen gehoben wurde. Wenn sich in einem Krieg einer von ihnen auf der Seite der Besiegten befand, stand der andere auf der Seite der Sieger und stellte das Gleichgewicht wieder her. So rechtfertigte sich ihre Devise *Concordia, Integritas, Industria,* die sie wählten, als sie den österreichischen Baronstitel erhielten. Ihr Gewerbefleiß ist durch die erreichte Geschwindigkeit und den Umfang ihrer Geschäfte so sehr geübt, daß sie nicht mehr intelligent zu sein brauchen. Ihre Zuverlässigkeit ist sprichwörtlich. Der Witwe eines ihrer Direktoren, der an einem 3. September starb,

überwiesen sie das Gehalt für die drei ersten Tage des Monats und legten den Betrag wieder in die Kasse, als er zurückgesandt wurde. Auf Grund ihrer Einigkeit konnte ein französischer Rothschild den englischen Rothschild wissen lassen, der Khedive versuche, Suezkanal-Aktien zu verkaufen; sie wurden unverzüglich vom perfiden Albion aufgekauft.

Eine Schwäche der Rothschilds ist, daß sie wohlwollende Biographen dingen, die sie uns als friedliche, mit Hunden, Pferden und Weinabziehen im Schloß beschäftigte Edelleute darstellen. Es brauchte mehr, um den Tatsachen auf den Grund zu kommen. Wozu eigentlich? *Rothschild Ier, roi des Juifs* (Rothschild I., König der Juden) war der Titel eines Pamphlets von 1846, und Rothschild war sogar unter dem Namen Louis-Philippe König der Franzosen. Ein Pamphlet von 1962 ist *La République des Rothschild* (Die Rothschildrepublik) benannt. Die Rothschilds sind also die einzige beständige Macht Frankreichs. Hatte Georges nicht in der letzten Nummer des *Pilori* vom August 1944 gelesen, ihre im August 1940 beschlagnahmten Güter seien nicht verkauft worden? Einige ihrer Sammlungen fielen den Nazis zur Beute, wurden aber in bester Ordnung, sorgfältig verpackt und mit Aufschriften versehen in den tiefsten Tiefen der Salzbergwerke wiedergefunden, ihre Archive barg man unbeschädigt aus den Feldern von Nevers, wo man sie vergraben hatte. Sie verloren nur ein paar Bücher und Zeichnungen, die in Deutschland verstreut sind, und Gemälde von Chardin, die in London in Sicherheit gebracht worden waren.

Rothschild I. gab für die Rothschildbiographen den Ton an. Er erwiderte seinen Verleumdern selbst, wobei er Dichtung mit Wahrheit verflocht. Er war gekränkt, weil man seinen Vater als »Trödler« bezeichnet hatte, und stellte ihn als »Numismatiker« dar, der »in die Tiefen

des Altertums eindrang, eine Anstellung in einem Bankhaus fand, seine Ersparnisse zusammenlegte, einige Handelsgeschäfte tätigte und das Vertrauen des Landgrafen von Hessen gewann«, welcher am Ende der napoleonischen Kriege die dem ehrlichen Mann anvertraute Summe »um alle Zinsen« vermehrt zurückerhielt. Es fehlte allerdings der Weinkeller, weshalb sich eine sehr lebhafte Korrespondenz zwischen den beiden Parteien entspann.
Der Bankier Demachy retuschierte dieses idyllische Bild mit wildem Pinselstrich. Er schilderte den Gründer der Dynastie und seine Familie »um einen wackeligen Tisch in einer schmutzigen Küche beim Schein einer schlechten Kerze, wie sie eine fürchterliche dünne Suppe essen«. Er verspottete die prahlerische Redlichkeit und die Devise *Integritas,* die sich darauf gründete, daß man dem Landgrafen seine Gelder mit Zinsen zurückerstattet hatte – wäre es doch einem Juden von Frankfurt nicht leicht gewesen, seinem Herrn die Summe vorzuenthalten, die er wohl mit Zinsen abrunden durfte, weil sie sein Vermögen vermehrt hatte. »Merkwürdigerweise«, schrieb Demachy, »betrachtete die Familie Rothschild diese Rückgabe als etwas so Ungewöhnliches und Außerordentliches, daß sie es für nötig erachtete, die Erinnerung daran der Nachwelt zu überliefern. Es ist mir schon mehrmals vorgekommen, daß mir ein Freund am Strand seine Uhr anvertraute, ehe er ins Wasser ging; ich ließ mich aber niemals bei der Rückgabe photographieren, um meinen Kindern ein Denkmal meiner Ehrlichkeit zu hinterlassen.«
Diese Reaktion von Franzosen, die »nicht an der Nase herumgeführt werden wollen«, fand Georges auch im historischen Wörterbuch von Bouillet, wo beim Artikel »Rothschild« von unbekannter Hand an den Rand gekritzelt war: »O Bouillet, wieviel hast du bekommen?« Dieser Artikel wiederholte übrigens nur die ewigen Wörter »Rechtschaffenheit« und »Loyalität« über den Ahn-

herrn und seine Söhne. Das Unglück der Rothschilds ist, daß niemand an das verdiente Lob glaubt, weil man annimmt, dieses Lob sei nicht uneigennützig gespendet worden. Ein weiterer Satz kann dieses Phänomen erklären: »Es hat den Anschein, als gebe es einen Grad des Reichtums, der ihn unentschuldbar macht und bei dem selbst Tugenden nicht verziehen werden.«

Nach dem französischen Rothschild versuchte eine achtzehnjährige englische Rothschild gegen Ende des letzten Jahrhunderts, eine Legende zu schaffen, die so rührend ist wie ein Andenken. In ihrem Buch *Pages détachées du cahier d'une jeune fille* (Lose Blätter aus dem Heft eines Mädchens) berichtete sie, welchen Gebrauch sie von hundert Dollar – »fünfhundert Francs« – machte, die ihr ein Onkel aus New York schickte. Zuerst kaufte sie ein Medaillon, um eine Haarlocke ihrer verstorbenen Tante darin aufzubewahren, dann ein Buch von Schiller (Schiller ist ein jüdischer Name), eine Nähmaschine »von Weiller« (ebenso), danach half sie »einer achtbaren jüdischen Familie im Elend« – auf dieses Elend hatte sie »eine christliche Nachbarin« hingewiesen. Da ihr noch fünfzig Francs verblieben, schreibt sie: »Als gute Bankierstochter beschäftige ich mich gelegentlich gern mit Gelddingen. Ich weiß, daß die Rentenbriefe von Sachsen eine sichere Anlage sind. Ich kaufe um fünfzig Francs solche Obligationen.«

Unlängst versuchten die französischen Rothschilds, eine neue Legende in die Welt zu setzen, die wichtigere Sorgen verrät. Sie waren es müde, Neid zu erregen, und versuchten, Mitleid zu wecken. Sie machten Bouvier, einem marxistischen Historiker, einen Teil ihrer Archive so geschickt zugänglich, daß er zu dem Schluß kam: »Im Jahre 1871 begann der Verfall der Rothschilds.« In eben diesem Jahr zeichneten sie zwei Milliarden siebenhundertfünfzig Millionen der Kriegsentschädigung von fünf

Milliarden, im Jahr zuvor hatten sie dreihunderttausend Francs unter die Armen von Paris verteilt. Zwar machten ihnen von da an neue Banken ihr Finanzmonopol streitig, aber sie behielten doch stets den ersten Platz oder eroberten ihn nach kurzem Zurücktreten wieder. Der marxistische Historiker gleicht Drumont, der ein ebenso schlechter Prophet war, als er schrieb: »Die Herrschaft der Rothschilds kann als beendet angesehen werden.« Die vier Jahre der Untätigkeit in Frankreich, 1940 bis 1944, wurden von fruchtbarem Wirken in der Neuen Welt mehr als ausgeglichen, ihre Macht steht auf dem Höhepunkt. Die Legende von ihrem Verfall wird wirkungslos bleiben. Andere Legenden erloschen von selbst, zum Beispiel die Sage, sie hätten Renan eine Million gegeben, damit er *La Vie de Jésus* (Leben Jesu) schriebe und Zola (Halbjude), damit er *J'accuse* (Ich klage an) veröffentlichte. Wieder andere lösen sich bei näherem Hinsehen in Rauch auf. Sarre hatte erstmals von Leuten, die von den Rothschilds abhingen, gehört, die Erben des Barons Edouard hätten *seines Todes zu rasche Nachricht aufgehalten,* damit die Börse sank und sie ein kleineres Portefeuille zur Erbschaftsteuer anzumelden hatten. Es hieß, sie hätten auf diese Weise Hunderte von Millionen gespart. Georges hatte den Kurszettel jenes Tages nachgeprüft: Eine einzige Aktie war merklich gesunken – *La Banque de Paris et des Pays-Bas* –, hundertzwanzig Punkte. Die Rothschilds hätten Hunderte von Milliarden davon verkaufen müssen, um Hunderte von Millionen Steuern zu hinterziehen.

Manche Legenden oder Geschichten sind allerdings schlimmer, auch wenn sie leicht romanhaft klingen. André Germain, der Sohn des Gründers des *Crédit Lyonnais* und nicht gerade ein Freund der Rothschilds, erzählte in einem seiner Werke, Denfert-Rochereau, der Direktor des *Comptoir d'Escompte,* eines ihrer Opfer, habe die Be-

weise all ihrer »Verbrechen« zusammengestellt und kurz vor seinem Selbstmord Frédéric Masson angerufen, er solle die Papiere so schnell wie möglich holen. Das Akademiemitglied kam zu spät: Denfert-Rochereaus Sekretär hatte die belastenden Dokumente entwendet und war damit zu den Rothschilds gelaufen, die ihm eine Rente aussetzten.

Dagegen stützte sich Gaudin de Villaine, Senator im Departement Manche, bei seiner Interpellation am 25. 1. 1917 – im Todesjahr Drumonts – auf Tatsachen, die mit Dokumenten belegt waren. Er entdeckte, daß die Rothschilds mitten im Krieg Deutschland Nickel aus ihren Minen in Neukaledonien geliefert hatten und daß Krupp der Hauptkunde ihrer spanischen Minen von Penarroya war. »Niemals«, sagte er, »hätten uns die Deutschen den Krieg erklärt, wenn sie sich nicht vorher der Weltherrschaft über die Metalle versichert hätten. Als Komplicen brauchten sie die großen Bankiers, die über Nickel, Blei und Kupfer herrschten.« Er bezeichnete diese Machenschaften als das »ungeheuerlichste Attentat der Geschichte«. (»Unruhe«, vermerkte das *Journal officiel.)* Gaudin de Villaine schloß mit der Forderung, man solle die Güter der Rothschilds beschlagnahmen – dreißig Jahre zuvor hatte Drumont Albert de Mun inständig gebeten, dasselbe zu verlangen. Die Interpellation berief sich auf die Enthüllungen eines gewissen Raunheim, eines ehemaligen jüdischen Maklers der Rothschilds. Sie waren mächtig genug, ihn als Erpresser gefangensetzen zu lassen. Sein plötzliches Ende nach seiner Entlassung wurde unter »die mysteriösen Todesfälle der Geschichte« eingereiht.

Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, daß im französischen Parlament von den Rothschilds die Rede war. 1889 wollte Laur, ein boulangistischer Abgeordneter, den § 419 des Strafgesetzbuches auf sie ange-

wandt wissen wegen der skandalösen Kupferhortung. Seine Gruppe klopfte auf die Pulte und skandierte ihren Namen im Chor. Ministerpräsident Tirard war genau so verlegen wie es Pompidou ist, wenn die Opposition auf dieselbe Weise den gleichen Namen skandiert: »Roth – schild! Roth – schild!« 1906 tadelte Senator Delahaye den Finanzminister Poincaré, weil er zugelassen hatte, daß der größte Teil der Erbschaft von Baron Alphonse verschleiert wurde. Sie wurde auf mehrere Milliarden geschätzt, die Hinterlassenschaft aber war mit zweihundertfünfzig Millionen angegeben worden. »Er war doch recht arm, der Herr von Rothschild!« rief der Senator. (»Gelächter«, vermerkte das *Journal officiel.)*

Drumont brüstete sich naiverweise damit, er habe »die stolzen Rothschildpaläste in Schrecken versetzt«. Ihre Mauern sind dick. Während der Wirren von 1848 und unter der Commune blieben sie unbehelligt. Die Türgriffe an einer ihrer Hofeinfahrten, in denen manche Leute das Bild des ewigen Juden sehen wollen, die aber einen Neptun mit Dreizack wiedergeben, stellen sie unter den Schutz eines Gottes, der vielleicht die Erde erbeben läßt, der aber auch *der Wut der Fluten Einhalt gebietet.* Die fünf Pfeile in ihrem Wappen sind nicht mehr das Symbol der fünf Brüder von einst und auch nicht, wie man schon sagte, der »Blitze«, die sie auf die christliche Welt schleudern, sondern das Symbol der fünf Republiken, die sie mit starker Hand umschlossen hielten wie den Hals des gallischen Hahns – mit stets festem, niemals würgendem Griff. Bei der ersten, die ja schon vor ihrer Zeit bestand, gelang es ihnen allerdings nicht, was uns Aussicht auf eine sechste gibt. Die Schmähungen der Pamphletschreiber, das Gelächter des Senats von 1906 und seine Unruhe von 1917 hatten keine größere Wirkung als das Geschrei der Kammer von 1889 oder als der Antrag auf Verstaatlichung ihrer Bank und der anderen Handelsbanken

wohl haben wird, den François Mitterand 1963 stellte. Man mag sagen und tun was man will, die Rothschilds werden ihren Geschäften nachgehen, die mit denen Frankreichs verschmolzen sind.

Der Abgeordnete Laur, die Senatoren Delahaye und Gaudin de Villaine, rechtsstehende Männer, wollten die *Union générale* rächen, eine katholische Bank, deren von den Rothschilds verursachter Krach den Adel ruiniert hatte. Deshalb klatschte 1889, 1906 und 1917 die Linke den Rothschilds Beifall. Heute werden sie im Gegenteil von ihr angegriffen, weil sie den Gaullismus begünstigen, wie sie zur Zeit des *Front populaire* angegriffen wurden, weil sie allein »die zweihundert Familien« verkörperten und »die Geldmauer« stützten. Man darf darauf trauen, daß sie sich dem Fortschritt nicht verschließen, was schon immer ein Grund für ihren Erfolg war. »Ich habe den Eindruck, daß wir recht viel von Lord Rothschild reden hören«, sagte Lloyd George 1908 in einer Rede. »Warum dürfen wir keine Mäßigkeitsgesetze haben? Weil es Lord Rothschild nicht will. Warum sollen wir mehr Schlachtschiffe bauen? Weil Lord Rothschild es will. Warum dürfen wir keine Altersrente einführen? Weil Lord Rothschild sagt, das sei unmöglich. Ist Lord Rothschild Diktator dieses Landes? Steht an allen Wegen, die zu Finanz- und Sozialreformen führen, das Schild: Gesperrt auf Befehl von Nathaniel von Rothschild?« 1914 huldigte Lloyd George Lord Rothschild öffentlich. Merkwürdig ist, daß die Rothschilds ewig zu denselben Reden, denselben Anwürfen, denselben Versöhnungen Anlaß geben. Sie scheinen reaktionär, dabei sind sie liberal und ihrer Zeit voraus; wie alle Juden drängen sie vorwärts. Die Aristokraten, die sie lange wegen des Krachs der *Union générale* haßten – ein Lubersac bewahrt bei einer Ritterrüstung in seinem Schloß den Degen auf, mit dem sein Ahnherr einen Rothschild im Duell verwundete –,

schienen nicht zu wissen, daß die Bankiers aus der Rue Laffitte ihre eigenen Glaubensgenossen nicht geschont hatten. Sie brachen einem Goldschmidt, einem Mirès, den Péreire, den Fould das Genick. Sie duldeten die Lazard und begnügten sich damit, sie mit Verachtung zu strafen. In ihren Anfängen bekam ihr Gegner Ouvrard Gelegenheit, sie zu beurteilen. Er brachte nicht Beleidigungen, sondern Argumente vor, auf die sich nichts sagen läßt, und diese Argumente bleiben, wie alles, was die Rothschilds betrifft, *mutatis mutandis* stets gültig. Der berühmte Bankier des Directoires und des Kaiserreiches stieß sie in seinen Memoiren auf die Gemonien, weil sie ihm unter Ludwig XVIII. mit Villèle als Komplicen den Rang abliefen. Dieser »Fremdling«, wie er Rothschild bezeichnete, wenn er ihn nicht den »deutschen Bankier« nannte, »erhielt von der Staatskasse über sechs Prozent Zinsen für Geschäfte, die ihn vier Prozent kosteten«. Niemals wurde besser dargelegt, wie ein in Gunst stehender Bankier sein Vermögen ordnungsgemäß vervielfacht. Dann klagte Ouvrard Rothschild an, er erhalte »einen Jahreszins von über fünfzig Prozent für die Kriegssteuer, die Frankreich 1817 und 1818 zahlte«. Dies ist der Augenblick, Rothschild I. persönlich zu zitieren: Er rühmte das in ihn »zu Recht gesetzte Vertrauen« Englands und der Koalitionsfürsten, »das niemals nachließ«. Dieses Vertrauen war jenem würdig, mit dem der Landgraf von Hessen seinen Vater beehrt hatte; aber als er es sich ausdrücklich zum Vorzug anrechnete, vergaß er, daß er Franzose geworden war. Er konnte indessen nicht anders als sich dazu beglückwünschen. Ouvrard versicherte, er habe 1823 dem spanischen Heer Geldmittel zu einem »übertriebenen« Wechselkurs zur Verfügung gestellt und sich außerdem über eine Million für »Transportkosten« zahlen lassen. Er teilte uns mit, was Rothschild die Rentenumwandlung einbrachte, die dank »sei-

ner finsteren Schachzüge« beschlossen wurde. Er sprach von den anderen Ländern, in denen die verschiedenen Rothschilds »sich als Geldverleiher unentbehrlich machten« und fügte hinzu: »Was entstand aus dieser brüderlichen Verbindung der Herren von Rothschild? Überall verworrene Finanzen, neue Anleihen oder weitere Steuern, überall Elend der Völker und riesige Gewinne für die Brüder Rothschild.«

Bei allen Enthüllungen über seine erfolgreichen Rivalen sagte uns Ouvrard nicht, wie er selbst ein sagenhaftes Vermögen noch schneller anhäufte. Während er aber dreimal im Gefängnis saß, sah es bei den Rothschilds von allem Anfang an so aus, als würden sie niemals dorthin kommen. Deshalb konnten sie 1826 über die Anwürfe ihres Kollegen Ouvrard hinwegsehen wie später über die des Abgeordneten Laur oder der Senatoren Delahaye und Gaudin de Villaine. Deshalb konnte Lord Rothschild den Hohn Lloyd Georges überhören. Deshalb regte sich der österreichische Rothschild nicht sonderlich auf über die heftige Kritik, mit der ihn in der Wiener Kammer die Abgeordneten Pattai und von Schönerer überschütteten; viel aufgeregter war der Präsident, der die Abgeordneten bat, sie möchten sich doch mäßigen, damit Freiherr von Rothschild den Wert der öffentlichen Gelder nicht drücke. Demachy hatte sein Buch mit den Worten beendet: »Ich klage die Familie Rothschild an, sich an der sterblichen Hülle Frankreichs bereichert zu haben!« Entsprechend sagte der Verfasser der *Légende des siècles* den Bankiers nach, sie hätten aus unserem Unglück Schlösser und Renten erpreßt.

Als sie dreifache Milliardäre waren, erklärte Drumont, sie hätten die »drei Milliarden aus unseren Taschen gestohlen«. All diese Beschuldigungen und alle Reime glichen einem Schlag ins Wasser, denn sie schossen übers Ziel hinaus. Nicht nur bei »Unglücksfällen« gewannen die

Rothschilds ihre Renten und Schlösser, wenn sie auch in Ferrières das Tintenfaß Bismarcks ehrfürchtig aufbewahren und wenn es auch an der Börse heißt, sie »spekulierten auf Baisse« – im Gedanken an Waterloo. Ihrer Korrektheit ist es zu danken, daß sie nicht immer gehaßt werden von denen, die sie arm machen. Davon zeugen ihre Beziehungen zum Heiligen Stuhl. An einen dieser Staaten dachte Ouvrard, als er »das Elend der Völker« beklagte, denen eine Anleihe der Rothschilds zugute kam. Der päpstliche Zensor und römische Dichter Belli sagte in heiteren Worten:

Um das Schiffchen des heiligen Petrus wieder
flottzumachen,
berührte ein Wunder das harte Herz eines Juden.
O ja! Und auf inständige Bitte des Heiligen Vaters
stellt man überall das allerheiligste Sakrament aus,
um zu Christus, dem Barmherzigen, diesen
Rothschild zu bekehren,
der uns zu sechzig Prozent leiht.

Der Historiker Farini erklärte, die Anleihe sei zu fünfundsechzig Prozent erfolgt. Sicher wurde aber der Papst von Rührung ergriffen, als sich seine Gläubiger weigerten, eine italienische Anleihe zu befürworten, die durch die Kirchengüter als Pfand gesichert war. Später dienten sie als Zwischenhändler für die Geldübertragungen nach dem Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat. Kardinal-Staatssekretär Merry del Val dankte ihnen von ganzem Herzen. Kurz danach beauftragte er Nuntius Montagnini, Baron Gustave beim Tode seines Bruders, des Barons Alphonse, des »schmerzlichen Mitgefühls Seiner Heiligkeit« zu versichern – Seine Heiligkeit war der heilige Pius X. Baron Gustave antwortete dem Nuntius, er »hoffe, das Wohlwollen des Heiligen Vaters werde

auch weiterhin auf seiner Familie ruhen.« Es war die Zeit, als der Jude Grumbach, Unterdirektor im Innenministerium, den Journalisten auf ihre Frage, ob die Regierung beim Begräbnis von Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, vertreten sein werde, antwortete: »Wir kennen den Erzbischof von Paris nicht.« Das Trennungsgesetz war das juristische Werk von Grunbaum-Ballins gewesen. Daher hatte der Nuntius geäußert, man hätte alle Juden verbrennen sollen. Dieser Ausspruch veranlaßte die Erklärung des Unterschieds zwischen These und Hypothese: »These ist, wenn der Nuntius sagt, man solle alle Juden verbrennen; Hypothese, wenn er zum Diner zu den Rothschilds geht.« Da sich ihre Geschichte ständig wiederholt, könnte man das gleiche von Botschafter Winogradow sagen, wenn er an ihrer langen Tafel das marxistische und antisemitische Rußland vertritt.

Ihre Genialität lag gewiß im Unternehmungsgeist und in der Spekulation, aber auch in einem eigenständigen Gedanken: die Herrschaft über den Goldmarkt zu erringen. Deshalb konnte der englische Rothschild die Geldmittel für Wellingtons Heer in Spanien vorstrecken und danach der französische Rothschild dem Herzog von Angoulême in demselben Land den gleichen Dienst erweisen – mit den verschiedenen bekannten Gewinnen. »Das Gold verkörpert alle menschlichen Kräfte«, läßt Balzac den jüdischen Wucherer Gobseck sagen. Gold ist nach dem Talmud ein Zeichen für gute Gesundheit. Die Rothschilds waren entschlossen, stark zu sein und sich stets wohl zu fühlen. Belmont, ihr Vertreter in den Vereinigten Staaten, gewann die demokratische Partei für die Goldwährung, deren fast allgemeine Einführung in der Welt ihren Sieg bezeichnete. Über die Gunzburg, ihre Agenten in Rußland, hatten sie die Hand auf die Goldminen in Sibirien gelegt. Der Burenkrieg hatte keine

andere Ursache als den Wunsch, die Goldminen in Transvaal zu besitzen – »reiche Juden machen arme Buren«, sagte unlängst der südafrikanische Premierminister. Zum Goldmarkt kam der Diamantenmarkt hinzu. Cecil Rhodes, Barnato und Sir Alfred Beit, die Gründer der De Beers, waren Juden, wie es ihr Nachfolger Oppenheimer ist. Premierminister Rosebery, der eine Rothschild geheiratet hatte, war einer der Testamentsvollstrecker Cecil Rhodes'. Obwohl das Goldene Kalb von zwei Weltkriegen erschüttert wurde, steht es noch. Lord Rothschild gehört zu den fünf Bankiers, die in London den freien Goldmarkt lenken, und bei ihm versammeln sich jeden Morgen die Vertreter der vier anderen, um den Kurs zu bestimmen. Bemerkenswert ist, daß die Sowjets ihre Diamanten über die De Beers vertreiben. Seltsam ist, daß der erbittertste Gegner der Goldwährung, die zu einer Goldwechselwährung wurde, der sozialistenfreundliche Volkswirt Georges Boris war, ein Mitarbeiter von Mendès-France. Nicht erstaunlich ist, daß Jacques Rueff, ein jüdischer Technokrat der Rechten, sich zu ihrem Apostel aufwirft, und noch weniger, daß Premierminister Pompidou General de Gaulle dazu bekehrte.

Den Rothschilds glückte es, in allen Regimen einen eigenen Mann in die Regierung zu bringen, den man im politischen Jargon als »Jockei« bezeichnet. Villèle, Goudchaux, Thiers, Léon Say, Rouvier, Ribot, Poincaré, Petsche machten ihrer Jockeimütze und -weste Ehre. René Mayer hat wenigstens die Entschuldigung, mit ihnen verwandt zu sein. Aber erst in der Fünften Republik nahm einer ihrer einstigen Generaldirektoren die Zügel der Macht in die Hand, als seien es die Zügel eines ihrer Vollblutpferde. Er ist weit davon entfernt, seine Abhängigkeit zu verheimlichen – er verbringt seine Wochenenden unter ihrem Dach, fährt in ihren Wagen, nimmt den Vorsitz bei ihren Festen ein, steckt sich ihre Aus-

zeichnungen an. Die Republikaner waren empfindlicher. In *Au service de la France* (Im Dienste Frankreichs) sprach Poincaré niemals von den Rothschilds, um nicht zu bestätigen, daß er in ihrem Dienst stand. Bismarcks *Erinnerungen* sind ihnen gegenüber genauso zurückhaltend und erwähnen nicht einmal seinen Aufenthalt bei ihnen. Ihre Biographen teilten uns glücklicherweise mit, daß er befohlen hatte, ihre Fasanen zu schonen. Graf d'Hérisson, der ihm eine Botschaft von Jules Favre überbrachte, erzählt uns, er habe sich »schonungslos über diese Juden« ausgesprochen. Sie hatten sich allerdings geweigert, deutsch mit ihm zu sprechen, aber mit seinem Bankier Bleichröder sprachen sie jiddisch. Der Historiker Bouvier gab ihren Gewinn aus einem einzigen Bankgeschäft, der Garantie der zweiten Milliarde von 1871, mit fünf Millionen dreihunderttausend Francs an, wovon ein kleiner Teil zu den Londoner Rothschilds floß. Seit Ouvrard ist dies der einzige ihrer Gewinne, der überhaupt in Zahlen ausgedrückt werden konnte. Er scheint angemessen gewesen zu sein und rechtfertigt die Dankbarkeit der guten Staatsbürger, abgesehen von Victor Hugo.

Eigene Leute in den Regierungen oder in der Nähe der Regierung oder jedenfalls in der Nähe der Ereignisse zu haben, ist gewiß das beste Mittel, stets unterrichtet zu sein. Diese Kunst beherrschen die Rothschilds. Ihr Nachrichtensystem mit Brieftauben bewährte sich bei Waterloo, wo ihr Agent, der Jude Schmitt, in Wellingtons Nähe war. Unter Louis-Philippe waren sie Mitglieder des Grand Orient und saßen im Obersten Rat neben den Außenministern und Marschällen Soult und Sébastiani – beides ungekannte Juden. Am Arm des Barons de Rothschild wurde Eugénie de Montijo, eine ungekannte Jüdin, in den Tuilerien vorgestellt. Poincaré war es zu verdanken, daß Rothschild frères am 3. 8. 1914 der Morgan-

Bank in New York telegraphierten und sie um ein Angebot für eine Anleihe der französischen Regierung bei den Vereinigten Staaten baten, das »ein Unternehmen von mindestens hundert Millionen Dollar« decken sollte. Als der Zweite Weltkrieg näher kam, hielten sie es für ratsam, ihren französischen Besitz zu verkleinern. Sie verkauften Tausende von Hektar für die Aussteuer einer ihrer Töchter, die den amerikanischen jüdischen Cellisten Piatigorsky heiratete. Da sie Amerikanerin wurde, durfte ihr Kapital aus Frankreich ausgeführt werden. Nach der Befreiung wurde Baron Maurice geheimnisvollerweise gestattet, all seine von der Vichy-Regierung geretteten Kunstgegenstände in sein Schloß Prégny in der Schweiz zu bringen. Kurz vor der Niederlage hatte man ihm die Gefälligkeit erwiesen, sie auf die Inventarlisten der Nationalmuseen zu setzen. Als Gegenleistung hatte er versprochen, dem Staat in beachtlicher Weise zu danken. Das Geschenk, mit dem er sein Versprechen erfüllte, wurde für lächerlich gering angesehen. Das hemmte aber den Eifer der neuen Jockeis nicht. Auf Grund einer weiteren geheimnisvollen Erlaubnis verkauften andere Rothschilds die *Vierge de Bruges* (Madonna von Brügge), ein Meisterwerk von van Eyck (siebenhundertfünfzig Millionen Alte Francs, sagt man) an die amerikanische Frick-Stiftung. Dabei wurden ebensowenig wie beim vorherigen Mal die Beaux-Arts gefragt, ohne deren Zustimmung solche Schätze Frankreich eigentlich nicht verlassen dürfen. Aber die Rothschilds handeln immer ordnungsgemäß, auch wenn sie sich am Rande des Gesetzes bewegen. Von Brieftauben gewarnt, erleichterten sie sich 1958 vor der Franc-Stabilisierung um ihre Francs. Die Londoner Rothschilds waren 1962 die einzigen, die genau zur richtigen Zeit ihre Sterling-Pfunde verkauften, ehe die Bank von England den Diskontsatz änderte. 1963 waren Rothschild frères die ersten, die Kundschaft war-

ben, ehe noch das Gesetz über die Immobilien-Investitionsgesellschaften verabschiedet war. Ihre Brieftauben fliegen mit gestreckten Flügeln, ihre Jockeis galoppieren mit verhängten Zügeln.

Ihr Mäzenatentum entspricht ihren Mitteln. Das von ihnen gegründete Krankenhaus, das heute der öffentlichen Wohlfahrt gehört, ihr Augeninstitut, die Stiftung Salomon de Rothschild in der Rue Berryer, ihr Altersheim im Departement Seine-et-Marne, ihre Wohltätigkeitsvereine für Kinder, ihre Versine-Berufsfachschule, die vierzigtausend Stiche und viertausend Zeichnungen, die sie dem Louvre vermachten (freilich hatten sie ihm einst einen falschen Botticelli geschenkt, der abgelehnt werden mußte), die Bücher, mit denen sie die Bibliothèque nationale bereicherten, das alles zeugt von ihrer großen Freizügigkeit. Da sie sich nicht für historische Schlösser begeisterten, werden sie ihre Glaubensbrüder Cahen d'Anvers und Osiris-Iffla nicht nachzuahmen brauchen, die Champs und auch Malmaison dem Staat stifteten. Manche Leute behaupten, ihr Glaubensgenosse Camondo habe sich großherziger erwiesen als alle französischen Rothschilds mit dem Geschenk seiner Möbel und Gemälde, und die englischen Rothschilds überträfen mit ihrem Schloß Waddesdon und seinen Sammlungen, das sie England überließen, ihre Vettern in Frankreich. Um die Freigebigkeit der französischen Rothschilds besser einzuschätzen, sollte man alles, was sie Palästina stifteten, hinzuzählen. Da sie jetzt endlich mit dem Staat Israel Geschäfte machen, überweist eine Rothschild ihr Vermögen dorthin, um Stiftungen auszusetzen. Die großen Sammler unter ihnen, die nicht mehr wußten, was sie sammeln sollten, neigten gelegentlich zum Absonderlichen. Einer sammelte Beerdigungsgegenstände, die im Musée des Arts décoratifs zu sehen sind, ein anderer war Spezialist für Käfer, eine englische Rothschild sammelte

Flöhe und Läuse. Vor kurzem machte sie der sowjetischen Regierung ihr Wissen für einen Fünfjahresplan zur Bekämpfung dieser Insekten zugänglich.
Hält das französische Volk die Wohltaten der Rothschilds für ungenügend, obwohl sie beträchtlich sind, ist es undankbar oder stellt es nur seine Sympathie zu einer solchen »Geldmacht« nicht gern zur Schau? Die Stadt Paris benannte Avenuen nach Porto-Riche, Rachel und Mandel, Plätze nach Léon Blum, Tristan Bernard, Doktor Hayem und Victor Basch, einen Boulevard nach Péreire, einen Quai nach Citroën, einen kleineren Platz nach Bergson, Straßen nach Offenbach, Halévy, Doktor Germain Sée, Spinoza, Heinrich Heine und sogar Henri Duvernois, die Rothschilds aber ehrte sie nur mit einer düsteren Sackgasse hinter dem Montmartre-Friedhof. Tel Aviv gab seinem schönsten Boulevard ihren Namen.
Einst waren die Rothschilds Mäzene von Heinrich Heine und Balzac. Heute ist Françoise Sagan ihr Schützling. Meyerbeer war ihr Stammgast; wahrscheinlich komponierte er an ihrem Tisch die Melodie *Das Gold ist eine Chimäre* zu *Robert der Teufel.* Darius Milhauds siebzigsten Geburtstag feierten sie mit einem Fest in der großen Synagoge. Ihnen ist auch die kurzlebige Gründung des Théâtre Pigalle zuzuschreiben. Die schönste Rothschild ließen sie von Ingres malen, aber einmal ist keinmal. Ihre Schmeichler weisen darauf hin, daß ein Rothschild für Delacroix als Bettler Modell stand, um seine Gleichgültigkeit den Gütern dieser Welt gegenüber kundzutun; ihre Verleumder machen darauf aufmerksam, daß derselbe Rothschild wider seinen Willen dank der Bosheit Vernets mit den Zügen des Juden, der die Schmuckkassette stiehlt, auf *La Prise de la Smala* zu sehen ist. Später begeisterte sich ein junger Rothschild für einen Maler, begleitete ihn auf Reisen, diente ihm und opferte sich auf, als sei es Michelangelo, es war aber Tattegrain.

Ihre Bemühungen, sich als echte Franzosen zu erweisen, sind verdienstlich. Frankreich zuliebe trat Baron Maurice ins Café de Paris mit einem Salatkopf unter dem Arm, seinem eigenen Salat, der nicht von den Rieselfeldern stammte. Er drückte ihn dem dienernden Oberkellner in die Hand, steckte ihm eine Zigarre in die Tasche und setzte sich mit Prinzessin von Arenberg zu Tisch. Frankreich zuliebe widmet sich Baron Henri dem Schutz der Vorzugsmilch und nannte seine Jacht »Eros«. Frankreich zuliebe schrieb Baron Philippe eine Doktorarbeit über die Kathodenzerstäubung der Metalle und widmet sich eifrig seiner Domäne Mouton-Rothschild, die er von seinem Urgroßvater erbte, wie die Barone Elie und Alain über den Château-Lafite, den besten Wein des Médoc, wachen. Frankreich zuliebe schafften sich Baron Elie und seine Frau, eine Fould-Springer, die schönste Inneneinrichtung von Paris an. Frankreich zuliebe gehen die Rothschildtöchter zum Theater und zum Film und verheiraten sich, ohne auf Rangunterschiede zu achten. Frankreich zuliebe besitzen die Rothschilds Rennställe, die zu ihrer Werbung gehören. Schließlich erfüllen die Rothschilds Frankreich zuliebe treu ihre Wehrpflicht. Ihr Ansehen ist so groß, daß die Mitgefangenen der Barone Elie und Alain im Offizierslager überzeugt waren, dieses Lager würde niemals bombardiert, weil sie dort waren.
Vielleicht wollten die Rothschilds noch einen Schritt weiter gehen und Christen werden, weil sie fast alle ihre Töchter in der katholischen oder evangelischen Kirche verheiraten. Da sie aber die letzten großen, dem Judentum getreuen Franzosen sind, können sie ihrer Religion nicht abtrünnig werden, sonst wären sie nicht mehr sie selbst. Es bleibt ihnen die Genugtuung, das Wort zu halten, das die fünf Söhne Mayer Amschel Rothschilds aus Frankfurt ihrem Vater gaben. Weder dem Teufel noch dem Gott der Juden geht etwas verloren.

IV

Recht vergnügt begab sich Georges zu Präsident Mendès-France. Nie hätte er gedacht, daß er einmal einem so bedeutenden Mann eine so außergewöhnliche Mitteilung überbringen würde.

An der Wohnungstür befand sich ein Spion, durch den man Besucher mustern konnte, eine nützliche Vorsichtsmaßnahme zur Zeit der OAS. Die Einrichtung zeugte von Wohlhabenheit und gutem Geschmack. Die Wände waren mit Büchern oder Wandbehängen bedeckt. Einige Gemälde, aus denen »ein gewisses Amateurtalent« sprach, waren mit Lily Cicurel signiert, hinter dem Pseudonym verbarg sich Frau Mendès-France.

Zum ersten Mal stand Georges dem einstigen Ministerpräsidenten gegenüber. Erfüllt von seinem Geheimnis betrachtete er prüfend die berühmten Züge, die die Vergangenheit und zugleich die Zukunft der französischen Politik vertraten. Vor allem fiel ihm das zwar jüdische, aber doch nicht typische Aussehen auf. Der freimütige Händedruck, der kluge Blick, die angenehme Stimme ließen die Länge der Nase und der Ohren vergessen. Freundlicherweise tadelte Mendès-France seinen Besucher nicht, weil er in einem Buch verraten hatte, daß er früher Freimaurer war. Beide hatten bei der Begegnung die rituellen Berührungen der Freimaurer nicht angedeutet. Um einen Auftrag zu erfüllen, gab Georges jedoch dem schlummernden Mitglied der Loge »Paris« halblaut den Brudergruß der Loge »Neuf Soeurs« weiter. Danach überreichte er ihm als Huldigung eine seiner Originalausgaben, sagte aber, er habe noch ein ganz anderes Geschenk mitgebracht. Er deutete auf ein dickes Buch, das er aufs Sofa gelegt hatte.

»Hier bringe ich Ihnen eine Krone, Herr Präsident – und was für eine Krone!«

Mendès-France lächelte neugierig:
»Eine Papierkrone, soviel ich sehe.«
»Eine Königskrone!«
»Wollen Sie mich von König David abstammen lassen? Dafür gibt es mancherlei Prätendenten. Wir haben aber keine ›Fürsten im Exil‹ und hatten niemals Fürsten der Narren ... oder der Dummköpfe.«
Sarre erklärte, seine Freundin, Baronin de N., habe bei einem Festmahl den Herzog von Alba kennengelernt, man habe dort über die jüdischen Namen des spanisch-portugiesischen Adels geredet, der Herzog habe ihr versprochen, er werde ihr ein recht ungewöhnliches Buch zu diesem Thema zukommen lassen, später habe er sie auf der Spanischen Botschaft wiedergesehen und gesagt, eine Besonderheit dieses Buches betreffe die Mendès-France, außerdem habe er sich die Mühe gemacht, seinen Archivar die Angaben überprüfen zu lassen. Dieses Werk liege vor ihm.
»Ich frage mich, was es mir mitteilen könnte«, sagte der Präsident. »Die portugiesischen Juden treiben gern Ahnenkunde, vielleicht nur um zu erfahren, wie viele Vorfahren von der Inquisition verbrannt wurden. Ich hatte nie die Muße für solche Forschungen, und ich hätte wohl auch keinen Sinn dafür, aber mein Vater enthob mich dieser Sorge. Ich warf einen Blick in seine Papiere, als Sie mir telefonisch interessante Enthüllungen über meine Familie ankündigten. Ich glaube aber, ich kann sie erraten. Mein Vater erforschte die Mendès, um wenigstens die Herkunft unseres ersten Namens zu finden, der ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Er war erstaunt, als er entdeckte, daß wir ursprünglich keine Juden waren. Der Name Mendès ist jüdisch geworden, war es aber anfangs offenbar nicht, weil er nicht biblisch ist. Er kommt von Mende, einer ägyptischen Stadt, deren Münzen mit einem ithyphallischen Esel oder mit der heiligen Hermenegilda

geschmückt sind, wenn man dem spanischen Philologen Menendez-Pidal glauben darf – Menendez ist eine Spielart von Mendès. Jene christlichen Mendès trugen schon einen zweiten Namen – Vasconcellos, Laitao, Ribeiro –, das heißt die Namen ihrer Mütter, wie es in Portugal üblich war. Einer heiratete 1579 eine Isabel de França – Ihnen verdanke ich es, daß ich mein Gedächtnis aufgefrischt habe. Sein Sohn nahm den Namen Mendès de França an. Sein Enkel, der eine Halbjüdin Freire zur Frau hatte, begann dem Judentum zuzuneigen. Dessen Sohn wiederum, der eine Christin Bellinque geheiratet hatte, war als Marrane verdächtig und mußte fliehen wie die Louppes (Lopez), Montaignes Vorfahren mütterlicherseits. 1683 ließ er sich in Agen nieder – diese Jahreszahl wußte ich immer auswendig, bezeichnete sie doch unsere Ankunft in Frankreich – und wurde als Mendès-France eingetragen. Er bekannte sich offen zum Judentum, seine Frau folgte seinem Beispiel und erhielt den Vornamen Esther. Kurz darauf zogen sie nach Bordeaux, das meine Familie nicht mehr verließ, wie sie auch nicht mehr vom Judentum abfiel. Das ist meine Geschichte, nun warte ich auf Ihre Geschichten.«

»Haben Sie niemals etwas über jene Isabel de França erfahren?«

»Mein Vater vermutete, sie sei eine bekehrte Jüdin gewesen. Ihr Name deutet französische Herkunft an. Es gibt Juden mit den Namen Francias, Francis, Franzos, Français, France, Franco. Obwohl die Mendès-France niemals Mendès-Franco hießen, dachten wir, das liefe aufs gleiche hinaus. Man dichtete mir eine Verwandtschaft mit General Franco an, was unsinnig ist. Jeder Kopfsalat ist ein Salat, aber nicht jeder Salat ist ein Kopfsalat. Es gibt außerdem Mendès-Salazar, was mir eine andere, von meinen politischen Ideen nicht weniger weit entfernte Verwandtschaft eintrüge. Die Annahme, ich hätte ein

Salatblatt mit Franco zu teilen, empfahl mich jedoch vielleicht dem Herzog von Alba.«
»Ein Salatblatt, Herr Präsident? General Franco trägt Lorbeerblätter an seinem Käppi, der Herzog von Alba Eppichblätter in seiner Krone; Ihre Krone ist mit Lilien geschmückt.«
»Sie bestehen auf Ihrem Scherz.«
»Es ist kein Scherz. Wie hieß bitte der Mendès, der Isabel de França heiratete, mit zweitem Namen?«
»Ribeiro.«
George lächelte triumphierend, rückte aber nicht mit der Sprache heraus, um die Wirkung noch zu steigern.
»Der Verfasser des Buches ist ein gewisser Candido Teixeira«, sagte er, »dem Namen nach Jude, der Religion nach Christ«.
»Teixeira ist wie Mendès ein christlicher Name, der jüdisch wurde.«
»Dieser Teixeira ist ein berühmter portugiesischer Archivar. Sein 1925 erschienenes Werk trägt den Titel *Antiquités, familles et illustrations diverses de Sernache de Bom Jardin* – ein Ort in Portugal. Es enthüllt eine Unzahl von Genealogien, auch herzoglichen. Lesen Sie Seite 434.«
Sarre reichte Mendès-France das Buch. Er setzte seine Brille auf und las mit annähernd portugiesischer Aussprache laut den Text über die França oder France: »Jean de France d'Alençon, Sohn von Jean de France, zweiter dieses Namens, Herzog d'Alençon, Herr oder Oberhaupt der Familie France in diesem Königreich, aus Frankreich gekommen . . . –«
»Was habe ich davon?« fragte er und blickte Georges über die Brille hinweg an.
»Lesen Sie bis unten an die Seite, Herr Präsident, Sie werden Isabel de França und Mendès-Ribeiro finden.«
Mendès-France las, las noch einmal, nahm die Brille ab

und zog sein Taschentuch, um sich die Stirn abzuwischen.
»Dabei kann man wirklich die fliegende Hitze bekommen!« sagte er und brach in Lachen aus.
»Erholen Sie sich, gnädiger Herr, von einem so hitzigen Schrecken!«
»Es ist kein Schrecken. Es ist so ähnlich, als teile man mir mit, General de Gaulle habe mich mit der Regierungsbildung beauftragt, während ich in der Opposition bin.«
Er blickte wieder auf die Seite 434.
»Natürlich sehen Sie, was das bedeutet«, sagte Sarre: »Die Herzöge d'Alençon stammen von Philipp III. dem Kühnen ab. Es waren die Orléans der Dynastie der Valois. Sie sind ein Kapetinger des jüngeren Zweiges!«
Mendès-France hatte seine olympische Heiterkeit wiedergewonnen, solche hochgeborenen Aussichten erschütterten ihn nicht mehr.
»Ich bin nicht der erste Jude, dem ein solches Abenteuer widerfährt. Staatsrat Helbronner, der in der Deportation umkam, hatte mir anvertraut, er stamme linker Hand vom Herzog von Orléans ab, dem Sohn von Louis-Philippe.«
»Es ist aber phantastischer, seine Herkunft von einem Herzog d'Alençon des 16. Jahrhunderts als von einem Herzog von Orléans des 19. Jahrhunderts abzuleiten.«
»Der Konsistoriumspräsident Helbronner schmunzelte über seine mit Briefen belegte Abstammung. Er erzählte mir, der Herzog von Orléans habe an der Porte Maillot einen tödlichen Unfall gehabt, als er gerade von seiner Urgroßmutter kam, und fügte hinzu, seine Familie, die von jüdischer Strenggläubigkeit durchdrungen sei, leide unter der fürstlichen Unehelichkeit.«
»Um die Wahrheit zu sagen – ich fürchte, Ihr Ahnherr d'Alençon war auch ein unehelicher Sohn, aber damals war das in königlichen Familien keine Schande.«

»In jüdischen Familien ist es eine Schande.«
»Ich darf Sie daran erinnern, daß Ihre Familie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts christlich war ... so christlich wie der allerchristlichste König!«
Mendès-France nahm das Buch wieder auf, las die Seite noch einmal ohne Brille, klappte es zu, wog es in der Hand, schlug es wieder auf, blätterte darin, suchte den Namen des Verlegers, kurz, er überzeugte sich, daß es ein ernstzunehmendes Buch und kein Schwindel war. Trotzdem brachte er Zweifel vor:
»Man müßte sich vergewissern, ob der Verfasser vertrauenswürdig ist. Die Juden besitzen viel Phantasie und lassen sie gern walten, um dem Judentum zu entgehen. So bin ich nicht. Ich hielt meine Herkunft – ich sage nicht meine Religion, denn ich übe sie nicht aus – nie für ein geistiges oder soziales Hindernis, auch nicht als man sie mir bei den letzten Wahlen in unverschämter Weise vorwarf. Nebenbei bemerkt: Das war mir bislang nur ein einziges Mal vorgekommen, am Beginn meiner politischen Karriere im Jahre 1929. Ich war Mitglied der radikalen Partei, wenn nicht Abgeordneter, und ergriff bei einer öffentlichen Versammlung mit anschließender Diskussion in einem reaktionären Bezirk das Wort. Die gegnerische Claque schrie: ›Dreckjude! Tod den Juden!‹ Senator Hervé, mein Diskussionsgegner, erhob in vornehmer Weise Einspruch gegen diese Beleidigungen. Er berichtete, 1914 habe unter seinem Befehl ein junger Oberleutnant gestanden, dessen Verhalten bei einem Schützengrabengefecht so heldenhaft war, daß er ihm sein eigenes Ehrenlegionskreuz ansteckte, als er ihn im Lazarett auszeichnete. Dieser Oberleutnant war ein Jude namens Julien Cain – heute an der Bibliothèque nationale.«
»Am Musée Jacquemart-André . . .«
»Und ich werde mit Ihrer Krone auf dem Haupt ins Musée Grévin kommen – wenigstens ein kleiner Trost,

wenn man nicht einmal mehr Abgeordneter ist! Ich gestehe aber, daß ich lachen müßte, wenn die, die mich 1929 und 1962 einen Dreckjuden schimpften, Candido Teixeira lesen könnten.«
Mendès-France legte den Kopf an die Sessellehne und fügte gedämpft hinzu:
»Vielleicht freut es meine Frau, deren Mutter eine algerische Französin war. Jedenfalls hätte es meinen Söhnen Spaß gemacht, als sie noch im Gymnasium waren. Ich weiß aber nicht recht, was die Wähler davon halten werden . . .«
»Es kann allerdings die Republikaner verwirren, Herr Präsident, es kann Ihnen aber auch die monarchistischen Stimmen zuführen.«
»Schluß mit den Possen!« sagte Mendès-France und gab Georges die *Antiquités de Bom Jardim* zurück. »Ihr Teixeira hatte Visionen, um einem befreundeten Mendès zu gefallen, der ich nicht bin.«
»Es gibt aber nur einen Mendès-Ribeiro und eine Isabel de França! Ich liefere Ihnen das ›Anschlußstück‹, wie Saint-Simon sagt.«
»Sie bringen mir keine Beweise. Man könnte ein noch dickeres Buch mit genealogischen Hochstapeleien drucken.«
»Wer hätte Teixeira bestechen sollen, einen Roman zu schreiben? 1925 wußte er nichts von Ihrer Existenz und hörte mit Mendès-Ribeiro auf, wie Ihr Herr Vater nur bis Isabel de França gelangte. Im Vorwort sind seine Quellen angegeben, nämlich die Papiere des Genealogen Manso de Lima, die jener von 1725 bis 1745 sammelte und die heute in der Nationalbibliothek von Lissabon unter den Nummern 232 bis 234 der Sammlung des Ministers Pombal katalogisiert sind. Möglicherweise war Manso de Lima ebenfalls jüdischen Ursprungs, denn de Lima ist ein jüdischer Name, aber das schmälert sein Wissen nicht. Überdies war er Mönch.«
»Wie zum Teufel kam eigentlich der Archivar des Her-

zogs von Alba auf den Gedanken, Mendès-France mit Mendès-Ribeiro in Beziehung zu bringen?«
»Er hatte in einer spanischen Zeitung einen für Sie unangenehmen Artikel gelesen, in dem über Ihren Namen gestritten wurde, wie es einst Darquier de Pellepoix tat, und in dem es hieß, Ihre Familie habe nicht immer Mendès-France, sondern Mendès-Ribeiro geheißen. Da er sich mit dem Teixeira befaßte, setzte ihm dieser Artikel einen Floh ins Ohr. Er ließ seinem Herzog gegenüber etwas davon verlauten, und dieser bat ihn, bei einer Reise nach Lissabon die Beweisstücke zu prüfen. Aber der Herzog von Alba, von Tormes und von Berwick, dreizehnfacher Grande von Spanien, hielt es für höchst lächerlich, Ihnen Dinge zu schreiben, die zwar wahr sind, aber trotzdem aus einer anderen Welt zu kommen scheinen. Hätte Baronin de N. ihn nicht kennengelernt, so hätten Sie vielleicht niemals erfahren, wer Sie sind.«
»Allerdings! Diese Art Genealogie ist ›das Kreuz meiner Mutter‹ aus den alten Komödien. Noch eine Frage: Welches Verbrechen hatte denn jener Sohn des Herzogs von Alençon begangen, daß er so weit von Alençon floh? Sicher ist inzwischen Verjährung eingetreten, aber ich als Jurist . . .«
»Die Dokumente – hier ein Auszug – werden Sie beruhigen. Alfons V., König von Portugal, bat Ludwig XI. um einige Edelleute, damit er die Lücken in seinem Adel schließen konnte, die die afrikanischen Feldzüge gerissen hatten. Jean von Alençon, der zweite Sohn des Herzogs Johann des Schönen . . .«
»Johann der Schöne? Sie gefallen mir!« lachte Mendès-France.
». . . wurde an ihre Spitze gestellt und verschwand somit aus den französischen Genealogien. Da sein Vater kurz zuvor im Gefängnis gestorben war und sein Bruder in einem eisernen Käfig schmachtete, suchte er gewiß glück-

lich das Weite und vergaß sein undankbares Vaterland. In Portugal wurde er mit Lehensprivilegien ausgestattet und nahm den Namen França d'Alençon an. Sein Enkel Alvaro, der d'Alençon fallenließ, ist der Urgroßvater von Isabel de França. Sie werden sich damit abfinden müssen, Herr Präsident: Sie haben blaues Blut – was sage ich? – königliches Blut!«

Wieder brach Mendès-France in Lachen aus.

»Ich denke an die Juden von Bordeaux, die im 18. Jahrhundert von einem wahren Adelswahn ergriffen wurden. Unter Ludwig XIV. hatten nur die Juden von Bayonne ihre Wappen eintragen lassen, aber die anderen holten den Vorsprung wieder auf. Der Bankier Peixotto, Herr von Beaulieu, war sogar der letzte Lehnsherr Frankreichs mitten in der Revolution. Während sich der Herzog von Orléans als Sohn eines Reitknechts ausgab, sagte dieser Jude von sich, er sei ›adliger als alle Adligen‹, da er ein Abkömmling des Stammes Levi sei. Unter der Schreckensherrschaft wurde er verhaftet, weil er sein Wappen am Giebel seines Schlosses nicht verbrannt hatte. Zu etwas ist Geld nütze: Er wurde freigelassen, als er eine Million Livres an die Republik und zweihunderttausend an die Sansculotten zahlte. Was hätte er gesagt, was hätte er getan, wenn er der Ansicht gewesen wäre, er stamme von den französischen Königen ab? Schließlich ist es schon gar nicht übel, zum Stamme Levi zu gehören.«

»Die Lévis-Mirepoix können ein Lied davon singen! Stammen Sie eigentlich von dem Mendès ab, der als einziger Jude in Bordeaux guillotiniert wurde?«

»Nein, er war nämlich kein Mendès-France. Ich frage mich aber, ob ich ihn nicht jetzt in Anspruch nehmen sollte, weil doch alle großen Familien ihre Namen abkürzen. Er gleicht mir aber höchst wenig, denn er wurde zum Tod verurteilt, weil er die republikanische Verfassung für unvereinbar mit seinen Grundsätzen hielt.«

»Sie sollten auch jenen anderen Mendès zu den Ihren zählen, der 1614 in Bordeaux als Edelmann anerkannt wurde.«
»Sagen Sie nichts mehr von Edelleuten, der König ist nicht mein Vetter!«
»Aber doch! Er ist es ja eben! Sie sind ein Vetter des Grafen und der Gräfin von Paris, um so mehr, als sie selbst jüdisches Blut haben. Mit Franco sind Sie nicht verwandt, aber mit den spanischen Bourbonen.«
»Einen hätte es sehr belustigt, mich als den Nachfahren von Philipp III. dem Kühnen zu sehen, und zwar Georges Boris, meinen teuren Mitarbeiter, dessen vorzeitiger Tod ein Verlust für unser Land ist. Wie ich schloß er sich in London General de Gaulle an. Der Geist des großen Volkswirts war von einer sehr französischen Ironie durchdrungen. Sein Bruder, Admiral Boris, wohnte in diesem Haus.«
Georges entsann sich des Admirals, dessen Namen er in der Akte der Untersuchungs- und Überwachungsabteilung für jüdische Fragen gesehen hatte.
»Es gab auch einen General Boris«, fuhr Mendès-France fort. »Diese Familie, deren Name die südfranzösische Form von Baruch ist, schlug sich an allen Fronten ehrenhaft.«
»Was würde wohl ein anderer Ihrer Freunde sagen, der nicht immer im gleichen parlamentarischen Lager stand? Lord Granard schilderte mir anschaulich die berühmte Sitzung der Kammer, in der René Mayer 1955 Ihre Regierung stürzte. ›Es war beispiellos‹, erzählte er, ›diese beiden berühmten Juden von Angesicht zu Angesicht, diese beiden Juden, die ihre Kräfte maßen, diese beiden Juden, die sich mit dem jahrhundertealten Haß feindlicher Brüder mit Blicken abschätzten. Der eine, René Mayer, vertrat den Hofjuden, den Kapitalismus, die Rothschilds, die Verwaltungsräte, die Schlafwagen, das

Nickel, die Soupers bei Maxim's, die Jerobeams, und das alles stellte er auch dar mit seiner Leibesfülle, seinem großen Haupt, seiner Jacke mit Londoner Schnitt, seinem Hemd und seiner Krawatte von Charvet, dem Ehrenlegionskreuz auf goldenem Grunde. Dagegen der andere, Mendès-France, der Jude aus dem Getto, geschmeidig und feinfühlig, in zerknittertem Anzug, im Hemd mit zu langen Ärmeln, mit schief sitzender Krawatte, der Gefährliche, der lieber abdankte als dem Geldscheintausch bei der Befreiung zuzustimmen – dem Tausch, der das »schwarze« Geld der Kollaborateure, der Kommunisten und der Widerstandskämpfer schneeweiß bleichte –, der Erleuchtete, der Unbestechliche, der Milchtrinker mit seiner bescheidenen kleinen Rosette, die er im Geschoßhagel als Luftwaffenoffizier gewann. Es war der Kampf Jerobeams gegen das Milchglas, und das Milchglas sprang in Scherben.‹ Lord Granard schüttelte die Hände, als lägen noch die verspritzten Tropfen aus Ihrem Glas darauf. Er fügte hinzu, er sei bestürzt gewesen, als er erkannte, daß Frankreichs Schicksal von zwei Juden abhing. Ich erinnerte ihn daran, daß Englands Schicksal zu seiner Glanzzeit von Disraeli abhing.«

»Seine Eindrücke sind belustigend, beweisen aber, daß auch die vornehmsten Männer kaum Bescheid wissen in der jüdischen Geschichte. Die ›Juden oder portugiesischen Händler‹, wie man uns in Bordeaux bezeichnete – damit waren selbstverständlich auch die spanischen Juden gemeint –, lebten als einzige niemals im Getto. In Spanien und Portugal hatten sie gelegentlich ihre eigenen Viertel, wo sie gern beisammenwohnten, aber sie durften leben, wo sie wollten, besaßen häufig regelrechte Paläste und wurden, als sie Bekehrung vortäuschten, königliche Beamte, Staatsmänner, hervorragende Persönlichkeiten. Juden – Luis de Santangel, Kanzler des Hauses Aragon, Gabriel Sanchez, Alphonse de Caballeria und Juan

Cabrero – streckten Christoph Kolumbus das Geld für seine Expedition vor, und Sie wissen, daß er selbst jüdischer Herkunft war, wie es sein Name andeutet. Er richtete sich nach den Karten jüdischer Geographen, nach den Instrumenten jüdischer Astronomen. Sein Dolmetscher Luis de Torres, ein getaufter Jude, betrat als erster die Neue Welt. 1492, im Jahr der Entdeckung Amerikas, wies sie König Ferdinand der Katholische . . .«

»Selbst Halbjude«, warf Sarre ein.

». . . aus allen spanischen Landen aus als Dank dafür, daß sie ihm eine neue Welt erschlossen hatten.«

Georges berichtete Mendès-France, was er schon Pater Brissac mitgeteilt hatte, daß nämlich Torquemada, der Anstifter der Ausweisung, von Juden abstammte. Er schilderte die Szene, wie der Mönch nach jahrelangen Mühen Ferdinand diese Maßnahme abrang. Die Juden auf Sizilien waren von dem drohenden Unheil verständigt worden; sie sandten Boten nach Madrid, die um königlichen Schutz baten und zum Dank dreißigtausend Goldstücke bereithielten. Der König, verlockt von dem Angebot, wollte gerade ein Toleranzedikt erlassen, als Torquemada mit einem Kruzifix in der Faust den Saal betrat. »Genügt es denn nicht«, rief er, »daß Christus von den Juden um dreißig Silberlinge verkauft wurde? Müssen Sie ihn den Juden um eine größere Summe, aber auch zu größerer Schande verkaufen?« Der König stimmte der Ausweisung zu.

»Macht der Beredsamkeit und des Fanatismus!« sagte Mendès-France. »Darum mußten also achthunderttausend Juden Spanien verlassen, und einer der neunzigtausend, die zum Christentum übertraten, war mein Ahnherr! Die Juden waren nur zurückgewichen, um die Pyrenäen leichter zu überspringen. In Bayonne und in Bordeaux errangen sie wieder die Vormachtstellung, die sie einst auf der Iberischen Halbinsel eingenommen hatten. Heinrich II.

stellte ihnen Gewerbebriefe aus, die sie sozusagen zu den ersten französischen Juden stempelten. Viele heirateten in adlige Familien. Der Bankier Gradis rüstete während des amerikanischen Krieges mehrere Schiffe auf seine Kosten aus und wurde beinahe Abgeordneter der Generalstände. Was ich Ihnen von Peixotto und von meinem halben Namensvetter Mendès erzählte, zeigt Ihnen, daß diese biederen Menschen recht wenig demokratisch waren. Daher stammt ihre nicht gerade barmherzige Einstellung zu den ›Gettojuden‹, das heißt zu den elsässischen Juden, die man in Frankreich ›deutsche Juden‹‹ nannte . . . die Ahnen von René Mayer. Im 18. Jahrhundert verlangte die jüdische Gemeinde von Bayonne, die ›ausländischen Juden‹ sollten vertrieben werden, die Gemeinde von Bordeaux wies die Juden aus der Grafschaft Avignon und Venaissin und aus dem Elsaß zurück und bezeichnete sie als ›Bettler und Landstreicher‹. Die ›Deutschen‹ wurden dem ›Leibzoll‹ unterworfen – den Ludwig XVI. aufhob – und waren nicht berechtigt, sich in Städten aufzuhalten; Cerfbeer war der einzige, der in Straßburg wohnen durfte. Als die Constituante plante, ihnen die Staatsbürgerschaft zu verleihen, erhoben die Juden von Bordeaux Einspruch. Der Snobismus der ›portugiesischen Juden‹ den ›deutschen Juden‹ gegenüber dauerte bis zum Anfang unseres Jahrhunderts. Sie heirateten nicht untereinander. In Amerika, wo doch die Vorurteile weniger stark sind, benutzten sie nicht einmal dieselben Friedhöfe. In England mußte Bernal, ein portugiesischer Jude, sein Amt als Schatzmeister der Gemeinde niederlegen, weil er eine ›Deutsche‹ geheiratet hatte. So kam es manchmal zu merkwürdigen Zuständen: Ein Mendès-France verbrachte sein ganzes Leben mit einem Fräulein Brunswick, heiratete es aber nie.«

»Philippe Erlanger erzählte mir, sein Vater, der Komponist, sei einer der ersten ›Deutschen‹ gewesen, der eine

›Portugiesin‹ heiratete, und habe damit eine Sensation hervorgerufen.«
»General Weiller, der Held des Ersten Weltkriegs, heiratete eine Salzedo, die letzte Camondo einen Reinach, eine Servan-Schreiber einen Gradis. Heute sind die beiden Gruppen verschmolzen. Die Erinnerung an ihre Privilegien und an ihre alten Rechte als Franzosen blieb jedoch bei den ›Portugiesen‹ so lebendig, daß einer von ihnen während der Besetzung an Pétain schrieb, ihn daran erinnerte und bat, man möge ihn also vom Tragen des gelben Sterns ausnehmen.«
»Alles in allem, Herr Präsident, hätte eigentlich René Mayer den gelben Stern tragen müssen und nicht Sie. Allerdings steckten Sie ihn beide nicht an: Er nahm eine lange Kur in Vichy, und Sie waren in London.«
»Warten Sie! Nach dem Streich der *Massilia* – eine Falle, die man den Waffenstillstandsgegnern gestellt hatte, um sie als Flüchtlinge behandeln zu können – wurde ich in Casablanca, wo das Schiff eine Zwischenlandung machte, ins Gefängnis gesperrt. Dann wurde ich ins Gefängnis von Clermont-Ferrand überwiesen, aber ich feilte das Gitter durch und floh wie Latude – ich hatte mehr Glück als mein Urururgroßonkel, der Herzog d'Alençon, in seinem Käfig. An jenem Tag erklärte Hitler Rußland den Krieg. Die Polizei war damit beschäftigt, die Kommunisten aufzuspüren, und verlor meine Fährte. Als mich de Gaulle kommen sah, wußte er nicht, wen er aufnahm . . .«
» . . . einen Enkel des heiligen Ludwig!«
». . . der bereit war, zum Himmel aufzufahren, aber als Flieger. Eine Anekdote aus meiner Gefängniszeit in Casablanca wird Ihnen indessen beweisen, daß sich sogar positivistische Juden wie ich eines Tages wider Willen in den Schlingen ihrer Religion fangen. Allerdings weiß ich nicht mehr, auf welche Religion ich hören soll.
Kurz nach unserer Verhaftung kam ein Jude aus der

›Mellah‹ – dem Judenviertel in marokkanischen Städten – zu uns, den man fast gelyncht und ausgeplündert hatte. Er war Geschirrhändler gewesen, Sie können sich das Schicksal seiner Ware vorstellen. Es gab noch andere Opfer, denn das Hohe Kommissariat wiegelte die Araber gegen die Juden auf, vielleicht nicht zur Zerstreuung, aber doch zur Ablenkung. An diesem Unglücklichen erkannte ich zum ersten Mal die Kraft und sogar die Schönheit des Judentums. Er klagte nicht darüber, daß man ihn zusammengehauen und seinen Laden verwüstet hatte, sondern nur darüber, daß er nicht koscher essen konnte und seinen Gebetsmantel und sein Mützchen nicht bei sich hatte, um sein Gebet zu sprechen. Zwei Tage lang nahm er fast nichts zu sich, aber durch Vermittlung meiner Frau, die in Freiheit war, konnte man ihm koschere Nahrungsmittel, ein Mützchen und einen Gebetsmantel zukommen lassen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich dieses Erlebnis über allen folgenden Abenteuern vergaß. Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als mir ungefähr fünfzehn Jahre später ein marokkanischer Jude schrieb, der in Israel Beamter geworden war, er sei der Sohn des verstorbenen Geschirrhändlers, dem ich im Gefängnis von Casablanca geholfen hatte. Er hatte gelesen, daß mein Vater kurz zuvor gestorben war, und schlug mir vor, in Erinnerung an seinen Vater den Namen Mendès-France einer Synagoge zu verleihen, die seine Gemeinde unweit von Tel Aviv in Kefar-Sava baute. Wie hätte ich diese fromme Huldigung ablehnen können, obwohl mein Vater ebensowenig praktizierte wie ich? Einer meiner Söhne reiste zur Einweihung hin.«

»Von nun an, Herr Präsident, müssen Sie mit der Synagoge schonlicher verfahren!«

»Bei meiner nächsten Reise nach Israel werde ich die heiligen Stätten besuchen.«

V

Saul und Osmonde beendeten ihr Mittagessen im Restaurant auf dem Eiffelturm. So weit das Auge reichte, erstreckte sich Paris in all seiner Pracht. Bis in die Gegensätze hinein war alles klar und geordnet, moderne Mißtöne gingen in der allgemeinen Harmonie unter. Das Grün der Parks und Avenuen wirkte wie eingestickt in die steinerne Landschaft, durch die sich der glitzernde Fluß zog. Das jüdische Genie des Präfekten Haussmann vereinigte sich mit dem französischen Genie Perraults, Mansards und Le Nôtres. Die weißgewaschenen Gebäude vermittelten dem jetzigen Pariser die Illusion, Zeitgenosse der Baumeister zu sein. Endlich zeigte das Gesicht der schönsten Hauptstadt der Welt keine Warzen mehr, höchstens Schönheitspflästerchen.

Als ein junges englisches Ehepaar mit zwei reizenden Kindern aus dem Restaurant ging, sah sich das Liebespaar mit einem besonders zärtlichen Blick an.

»Unsere Kinder sollen schön sein«, sagte Saul.

»Warum auch nicht?«

»Du weißt, daß ich stolz darauf bin, Jude zu sein. Das sagen übrigens alle Juden ohne rechte Überzeugung.«

»Eine antisemitische Broschüre heißt *Je suis juif et j'en suis fier* (Ich bin Jude, und ich bin stolz darauf).«

»Mein Stolz kommt aus meiner jüdischen Seele, nicht vom jüdischen Typ, den ich nicht besitze – viele Juden tun so, als verwandelten sie ihren Minderwertigkeitskomplex wegen ihres Typs in einen Überlegenheitskomplex. Sie wären viel stärker, wenn sie wie jedermann aussehen würden. Ohne ihre äußere Erscheinung gäbe es keine Judenfrage. Denke doch an die unüberwindlichen Hindernisse der Neger, deren Farbe ein Versehen der Vorsehung ist!«

»Keineswegs! Deine Mutter erklärte mir, Ham sei mit

der schwarzen Hautfarbe gestraft worden, weil er in der Arche nicht enthaltsam war.«
»Die Neger sind den Juden in dem ähnlich, was ich dir zu sagen habe. Ich verstehe, warum in Tel Aviv die israelischen Mädchen den schwarzen Musikern nachlaufen, wie man hört . . . und warum der Staat Israel eine negerfreundliche Politik treibt. Trotzdem bin ich glücklich, daß ich nicht zu den Benachteiligten der Natur gehöre, denn so ist deine Schönheit für mich kein Ausgleich, sondern einzig und allein eine Lust.«
»Oh, das hübsche Wort Lust! Größer als die Kraft und der Stolz, Jude zu sein oder es wie ich zu werden, sind Kraft und Stolz, Lust und Liebe zu verbinden.«
»Deshalb möchte ich, daß unsere Kinder ein Abbild davon und von uns beiden sind, ein reines, anziehendes Bild wie dieses kleine englische Mädchen und sein Bruder – ein Gesicht aus unseren beiden Gesichtern, ohne Zusammenhang mit anderen Gesichtern oder gar einem drohenden Widerschein der alten Goldschild.«
Osmonde nahm Sauls Hand.
»Liebster, was von dir kommt, mache ich mir zu eigen und liebe ich. Was könnte mehr von dir und von mir kommen als unsere Kinder? Ich glaube, ich werde sie um so mehr liebhaben, wenn sie etwas Unerwartetes aufweisen, aus dem hervorgeht, daß du mich bezwungen hast, daß dein Blut mein Blut beherrscht, daß ich Teil deiner Vergangenheit wie deiner Gegenwart und deiner Zukunft bin. Deine alten Goldschild nehme ich genau so glühend und vorbehaltlos an wie dich. Ich heirate sie mit dir. Sie jagen mir keine Angst ein.«
»Liebste«, murmelte Saul, »du hättest mir nichts Schöneres sagen können.«
Bewegt sah Osmonde eine Freudenträne im Winkel der schwarzen Augen, deren Blick sie umfaßte – eine Träne, die in der Iris schmolz und sie noch mehr glänzen ließ.

»Ich habe dir gerade meine geheime Zwangsvorstellung eingestanden, die ich mit allen Juden teile«, sagte Saul. »Deshalb ist das Abhobeln der Nase und sogar der Ohren für so viele von uns eine Erlösung. Die erste Jüdin, deren Nase geändert wurde – eine Gougenheim, die Gattin des jüdischen Malers Kandinsky –, blieb jedoch häßlich, denn die Operation mißlang.«

»Sarre erzählte, ein Rothschild des letzten Jahrhunderts habe verlangt, als er sein Porträt bestellte, man solle ihm die Nase des Herzogs Decazes malen, aber bald hätten die Decazes wegen der Singer die Rothschildnase gehabt. Wie kann man eigentlich vorher wissen, welche Nase ungeborene Kinder und Enkel bekommen?«

Saul erläuterte die Mendelschen Regeln. Der mährische Abt Mendel entdeckte bei Kreuzungsversuchen an roten und weißen Erbsen die Gesetzmäßigkeit des Farbwechsels und unterrichtete, ohne sie zu beruhigen, diejenigen, die ethnische Eigenschaften zu verändern suchten. Bemerkenswert ist, daß sich Juden, oder Abkömmlinge von Juden wie er, mit diesen Problemen befaßten; sein Schüler war der Deutsche Weißmann und seine Fortsetzer waren der Holländer de Vries und der Italiener Enriques. Heute sind der russische Gelehrte Gurwitsch und der amerikanische Gelehrte Muller, beides Nobelpreisträger, die großen Fachleute für Vererbungslehre.

»Wenn die dominanten Eigenschaften meinen Vater, meine Mutter und mich übersprangen«, folgerte Saul, »werden unsere Kinder ihnen wohl wegen dir entgehen.«

»Hör doch auf, die Mendelschen Regeln in die Dinge der Liebe einzubeziehen! Wir leben für uns, und wir werden unsere Kinder so liebhaben, wie sie der Gott der Juden schuf. Sie sind der Abglanz unseres Glücks, müssen sie dann nicht etwas Liebenswertes an sich haben? Ich glaube, du sorgst dich, was die anderen darüber denken werden.

Glücklicherweise können wir uns über die anderen hinwegsetzen.«
»Ja, aber nur jetzt leben wir für uns. Nach unserer Hochzeit und nach meinem Wehrdienst werde ich mich allmählich um die Bank und unsere Unternehmen kümmern müssen. Wohl oder übel werden wir beide der Gesellschaft zur Beute fallen. Ich werde zwar immer deine eigentliche Beute bleiben und du meine, aber man kann sich noch so lange über die Welt hinwegsetzen wollen, man muß doch in ihr leben. Welch eine Welt! Als ich vorgestern von einem großen Essen bei einem meiner Vettern wegging, war mir fast übel von den Redereien mancher Gäste, wenngleich sie nicht grundlos erfolgten.«
»Gemeinheiten sind kein Privileg der Rothschildschen Gäste. Ich glaube, deine Vettern veranstalten hauptsächlich zu ihrem eigenen Vergnügen Einladungen.«
Saul sah, daß sie die letzten waren und bat Osmonde, sie möge aufstehen, damit die Kellner ihren Dienst beenden könnten. Da sie nicht in die Rue Saint-Guillaume gingen, hatten sie keine Eile und setzten sich in die Bar. Sie fragte ihn nach den unfreundlichen Bemerkungen, die er gehört hatte.
»Ehe ich dir die Motive erkläre, möchte ich eine lange Vorrede halten. Der Zwischenfall veranlaßte mich zu erwägen, aus welchem wesentlichen Grund die Juden beliebt oder unbeliebt sind. Ich glaube, ich bin zu einem Schluß gekommen, der von den üblichen Gemeinplätzen abweicht. Es ist nicht ernstzunehmen, wenn man vorgibt, man könne die Juden wegen dieses oder jenes Fehlers nicht leiden, denn alle Menschen sind fehlerhaft. Ich nehme sogar zurück, was ich über ihr Aussehen sagte, denn die meisten Juden gehören dem mediterranen Typ an und unterscheiden sich nicht sehr von den Menschen im Süden. Ein holländischer Student erzählte mir, bei seiner ersten Reise nach Italien habe er oft geglaubt, er sei im

jüdischen Viertel von Amsterdam. Viele Juden machen ein hartes, abweisendes Gesicht, weil sie spüren, daß sie Mißfallen erregen. Aber das alles ist nicht der Grund zur Feindseligkeit. Nicht einer von zehn Mitbürgern gefällt uns dem Aussehen nach. Wiederholen wir auch nicht länger, man hasse die Juden als Gottesmörder; das Wort an sich ist schon ein schlechter Scherz. Nur in einem Jahrhundert ohne Sinn für das Lächerliche kann bei einem Konzil ernsthaft darüber gesprochen werden. Man kann auch nicht behaupten, man verabscheue die Juden wegen ihrer Religion, deren Verdienst es doch war, einen einzigen Gott anzubeten, oder wegen ihrer Gebräuche, denn sie werden mal mehr, mal weniger genau eingehalten – ich sage nichts über die Juden aus der Rue des Rosiers, die dir dein Freund Sarre empfiehlt. Grundlegend ist, daß das Judentum unsere Seele formte und unseren Körper zeichnete, damit wir niemals vergessen können, daß wir Juden sind. So ist es: Man kann die Juden leiden oder nicht leiden, weil sie eine erotische Rasse sind.«

»Da für mich Erotik und Liebe in dir zusammengefaßt sind, bin ich deiner Meinung.«

»Früher gab es eine weitere Kategorie von Menschen, die die Juden nicht leiden konnten, nämlich die Nationalisten. Seit der israelischen Staatsgründung haben die Juden bewiesen, daß sie eine Nation sein können, und sie hatten schon seit langem bewiesen, daß sie mit Ehren ihre Wehrpflicht erfüllen können wie die Angehörigen jedes beliebigen Staates. Da nun der Antisemitismus trotz dem Verschwinden all dieser bedrückenden Vorurteile weiterhin besteht, mußte man eine andere Ursache entdecken, die richtige, die Erotik.«

»Natürlich stellt sich die richtige immer auch rechtzeitig ein. Stammt diese Entdeckung aber nicht von Freud, der ihrer würdig war?«

»Er erklärte sogar das Gegenteil. Er sagte, eine der Ur-

sachen des Antisemitismus sei der Kastrationskomplex, der bei den Nichtjuden entsteht, wenn sie an die Beschneidung denken. Gerade die Beschneidung aber drückt uns das Siegel der erotischen Rasse auf. Die wie wir beschnittenen Araber vermischten sich nicht so sehr mit dem westlichen Leben. Wir sind die Beschnittenen des Westens, und der Westen verzeiht uns das nicht. Inmitten kaum noch maskulin zu nennender Völker bieten wir das Bild der reinen Maskulinität . . . und der unreinen. Du mußt gut verstehen, was ich meine: In der Ruhe sind wir im gleichen Zustand wie die anderen in der Erregung. Schon damit verkörpern wir die Obszönität. Deshalb war es im Mittelalter den Christen verboten, mit Juden zu baden.«

»Ich gestehe zerknirscht«, sagte Osmonde, »daß mir in der großen Synagoge schlechte Gedanken kamen beim Anblick all der stehenden Männer mit ihren Käppchen auf dem Kopf.«

»Siehst du? Aber soll ich dir sagen, was die Wollust der Beschneidung verdankt? Man könnte meinen, die anderen Männer haßten uns, weil sie genau wissen, daß eine Frau, die uns kennt, an ihrer Gesellschaft wenig Reiz mehr findet. Diesen Vorteil werden weder du noch ich durch Vergleiche beurteilen können, aber die Sache ist verständlich.«

»Nicht für mich.«

»Genauer ausgedrückt: Die Beschneidung wurde zum Wohl der Damen ersonnen.«

»Von Gott ersonnen!«

»Der Talmud sagt, ohne die Beschneidung hätte er die Welt nicht erschaffen.«

»Ich verstehe die Absichten Gottes, aber ich begreife den Vorteil der Damen immer noch nicht.«

»Ich werde mit der Deutlichkeit eines Arztes sprechen: Dadurch, daß die Beschneidung die Eichel bloßlegt, gewinnt sie an Härte, was sie an Geschmeidigkeit verliert.

Das ist noch nicht alles. Ich las die Doktorarbeit eines Nichtjuden über die Beschneidung. Er sagt, sie lege ›hypersexuelle, zugleich somatische, psychische und instinktive Eigenschaften‹ in uns. Somatische hypersexuelle Eigenschaften . . . *Oh, in galanten Worten* . . . Wenn der Dichter Martial (meine Weisheit aus Oxford!) das ›jüdische Gewicht‹ rühmt, das sein junger Sklave unter seinem Lendenschurz verbirgt, wenn er auf ein ›vom brennenden Jerusalem gekommenes Glied‹ anspielt, huldigt er jenen ›somatischen hypersexuellen Eigenschaften‹. Titus führte in seinem Triumphzug alle unter siebzehn Jahre alten Juden mit, die zu Sklaven, das heißt zu Lustknaben der Römer wurden. Diese ›hypersexuellen‹ Eigenschaften von ›Gewicht‹ und ›Berührung‹ machen und machten, wenn ich es aussprechen darf, den jüdischen Liebhaber und Gatten zum König der Liebhaber und Gatten.«

»Wie sollte ich daran zweifeln, mein Stern?«

»Heliogabal war zwar nichtjüdisch, aber beschnitten; er war die Krone aller Liebestollheiten.«

»Wenn man Sarre glauben kann, ließen sich Severus Alexander und Antoninus Pius beschneiden... aus Frömmigkeit.«

»Frömmigkeit schließt Erotik nicht aus. Don Juan war wahrscheinlich beschnitten, ebenso Casanova, wenn es stimmt, daß er Jude war.«

»Jene Jüdin aus Venedig war also recht naiv, die zum Christentum übertreten wollte, weil, wie sie sagte, ›die Beschneidung da verkürzte, wo man eher verlängern sollte‹. Natürlich wieder eine Geschichte von Sarre.«

»Wir geben Anlaß zu Neid, Widerwillen und Entrüstung, legen aber umgekehrt Wert darauf, herauszufordern, aufzuklären, einzuweihen. Wir sind Genießer und Anstifter zum Genuß. Die Juden geben es nicht gern zu, denn sie tragen Familientugenden zur Schau, aber die Familie ist nicht immer da. In der Schweiz wunderte ich mich, wie

schnell meine jüdischen Kameraden einen erotischen Gedanken faßten und ausführten. Wenn wir zum Photographieren in eine Selbstbedienungskabine gingen, kamen sie mit dem Bild ihres Gliedes heraus. Begegneten wir einem kleineren Schüler, so ließen sie ihn ihr Taschentuch in ihrer durchlöcherten Tasche suchen. Gingen wir in einem Park spazieren, so machten sie auf zwei Stühlen aus einem Zweig und einem Stock mit geschälter Spitze ein Liebespaar nach. In Oxford waren es auch die Juden oder die jungen Lords jüdischer Herkunft, die sich am Rande der Sittsamkeit bewegten. Einer hatte ständig die schlüpfrigen Verse Lord Rochesters auf den Lippen oder lateinische Epigramme, die du auch schon kurz kennengelernt hast, oder Limericks mit obszönem Humor, die den Gebildeten und Studenten Englands zur Erholung dienen. Ein anderer hatte den Talmud durchgelesen und sich nur die Frage gemerkt, ob derjenige, der in widernatürlichen Beziehungen zu seinem Vater steht, einmal oder zweimal schuldig ist, weil es ein Mann und weil dieser Mann sein Vater ist, oder ob derjenige, der mit seiner Mutter eine Blutschande begeht, außerdem auch des Ehebruchs schuldig ist, oder wie oft derjenige schuldig wird, der sich nacheinander passiv und aktiv verhält, dann mit zwei Männern oder mit einem Mann und einem Tier und so fort.«

»Merkwürdig, daß man so oft von der Blutschande bei den Juden spricht. Ist es eine eurer Sorgen? Man könnte es glauben. Thomas Mann beschrieb in seiner Novelle ›Wälsungenblut‹ eine junge Jüdin, die sich am Abend vor ihrer Hochzeit mit einem Goi ihrem Bruder hingibt.«

»Manche Rabbiner fanden Entschuldigungen für die Töchter Lots. Sie sagen, sie hätten sich für das Wohl der Menschheit geopfert, als sie mit ihrem Vater schliefen. Aber diese Art der Blutschande blieb wohl die Ausnahme. Ich habe nur von einem Fall in der zeitgenössischen jüdi-

schen Welt gehört: Der Graf von . . ., der mit über neunzig Jahren starb, erkannte im biblischen Sinn des Wortes seine Tochter, die er mit einer Mätresse hatte, und deren Tochter – drei Generationen von großzügig behandelten Liebchen.«

»Der jüdische Graf besaß Familiensinn.«

»Da er sehr snobistisch war, behauptete meine Mutter, er habe den Regenten und Ludwig XV. nachahmen wollen, die mit ihren Töchtern schliefen – dies nur zur Erinnerung, daß die Blutschande nicht ausschließlich in Israel vorkommt. Die Jüdinnen heirateten sehr jung und waren es noch, wenn ihre Söhne erwachsen wurden. Daher verbietet ihnen der Talmud, mit ihren Söhnen im gleichen Bett zu schlafen, sobald sie über neun Jahre und einen Tag alt sind. Wenn die Tochter mehr als drei Jahre und einen Tag alt ist, gilt dasselbe Verbot für den Vater. Die Übervölkerung in den Gettos verlangte solche Vorsichtsmaßnahmen.«

»Und eure Freundin, die Sodomie?«

»Weißt du, warum meine Mutter Katzen mag?«

»Vielleicht ahne ich es.«

»Du errätst es nicht. Eine jüdische Witwe darf niemals Hunde halten.«

»Wenn man also eine Dame mit einem Hund auf der Straße sieht, weiß man, daß sie keine jüdische Witwe ist.«

»Eine Hündin darf sie haben. Der Talmud wurde im Orient geschrieben und ist von orientalischen Sitten beeinflußt. Er untersagt dem Junggesellen, den Hirtenberuf auszuüben. Er empfiehlt, eine Frau solle nicht mehr als drei Gläser Wein trinken, denn beim vierten ›verschmäht sie vielleicht nicht einmal mehr einen Esel auf der Straße‹.«

»Welche Glut! Und ich sollte das Blut nicht lieben, das in deinen Adern fließt? Wie viele Goldkörnchen führt es mit sich!«

»Ich komme noch einmal auf Oxford zurück wegen eines weiteren Beispiels jüdischer Erotik. Ein belgischer Kamerad erzählte mir die Abenteuer der *Alsina,* eines von reichen belgischen und holländischen Juden gecharterten Schiffes, das nach dem Waffenstillstand mehrere Monate lang in Dakar stillag. Einer seiner damals sehr jungen Vettern hatte dort unglaubliche, unzüchtige Erlebnisse, die er ihm mit allen Einzelheiten berichtete. Mein Kamerad versicherte, heute sei er ein musterhafter Gatte und strenger Vater. Die Familie siegte letzten Endes.«
»Hoffentlich ist es dir nicht unangenehm, wenn ich dir ein paar Verse von Laurent Tailhade aufsage, von dem mir Sarre heimlich ein Buch auslieh. Sie betreffen die Nebenerscheinungen des jüdischen Familienlebens oder wenigstens *des Stammes Salomon im Faubourg Saint-Antoine . . .*

Anständig sie alle. Doch pumpten im Quartiere nebenan
Die glaubensstarken Judiths die Soldaten lustvoll aus,
Indes die Männer in verruf'nen Winkeln rächend
An lasterhaften Christen ihr uralt Gesetz vollzogen.«

»Für eine künftige Jüdin liest du ja keine schlechten Bücher, und dein Lehrmeister ist ausgezeichnet!«
»Er steht deinen in Oxford nicht nach. Tailhade war nicht antisemitisch, er war sogar ein ausgesprochener Dreyfusfreund, und er war geistreich. Da fällt mir ein, daß Sarre auch die jungen jüdischen Sklaven nicht entgingen. Er sagte, sie seien zuweilen so schön gewesen, daß die Römer sie vor das Lager ihrer in den Wehen liegenden Frauen stellten in der Hoffnung, ihre Schönheit würde auf die eben zur Welt kommenden Kinder übergehen.«
»Sarre kauft sich los. Er wird den Juden gefallen, denn er faßt sie an ihrer empfindlichen Stelle. Sobald man von unserer Schönheit spricht, sind wir wie Frauen. Die Ge-

legenheit ergibt sich selten. Aber Schönheit allein nützt nichts, man muß sich ihrer auch zu bedienen wissen, und die Häßlichkeit tröstet sich mit Hilfe der Erotik. Die Bibel ist gespickt mit anstößigen Geschichten, und der Talmud schmückte sie noch aus. Der Sohar, das ›Geheimbuch‹ des Judentums, läßt die Welt um das männliche und das weibliche Prinzip kreisen, es feiert ›den Stoß der Stöße‹ und enthält den erstaunlichen Satz: ›Das Geschlecht sagt große Dinge‹.«

»Allerdings!«

»Der große Maimonides, unser Thomas von Aquin, schämte sich nicht, einen Traktat über Aphrodisiaka zu verfassen. Der Lichtschein um all diese Dinge verleiht dem Judentum einen gewissen schwefligen Glanz. Was wäre ohne das Ferment der jüdischen Erotik aus der trübseligen christlichen Gesellschaft geworden? Sie hätte sich kastriert wie Origenes.«

»Du vergißt das griechisch-römische Ferment, nachdem du mir eine aus dem Lateinischen übersetzte Probe davon gegeben hast.«

»Vielleicht, aber das griechisch-römische Ferment war heidnisch. Der Lendenschurz wurde zur Kutte.«

»Wenn ich deiner Mutter glauben kann, umhüllt die Kutte nicht immer Eunuchen.«

»Möglich, es war aber der Halbjude Montaigne, der als erster in christlicher Zeit wagte, euch das Leben wieder zu lehren: ›Es ist Zeit, den unsinnigen Fetzen zu schürzen, der unsere Sitten bedeckt . . .‹ Da der Kampf des Menschen gegen die Gesellschaft auf erotischer und nicht auf wirtschaftlicher Grundlage beruht – was auch immer ein weniger geistreicher Jude darüber gesagt haben mag –, waren wir die Schlange, die ins Ohr zischelt, aber um den Weg zurück ins Paradies zu weisen.«

»Du hast es mich wiederfinden lassen. Ich werde nie ein anderes als deines haben.«

Sie tauschten einen langen Blick und schlossen die Augen, wie um einander innerlich zu betrachten. Saul fuhr in seinem Vortrag fort:

»Ein alter Graf Potocki, der einmal bei uns im Familienkreis zu Abend speiste, begann von den polnischen Juden zu erzählen, darunter eine Geschichte, die die Erotik, wenn nicht die Liebe streift. Sie wird dir dein zukünftiges Volk näherbringen. Er hatte in Paris eine bezaubernde, kluge und milliardenreiche Amerikanerin kennengelernt. Sie warf ihm verliebte Blicke zu. Er hielt um ihre Hand an. Ehe sie sich entschied, wollte sie Lancut besuchen, das berühmte Schloß der Potocki. Eine Traumreise, ein zauberhafter Aufenthalt. Der immer heftiger verliebte Graf drängte auf Heirat. Die Amerikanerin bat ihn, sie in eines der Nachbardörfer zu fahren. Durch die Wagentür zeigte sie auf das Schaufenster einer kleinen Apotheke. ›Da bin ich geboren‹, sagte sie. ›Der jüdische Apotheker ist mein Vater. Es ist mir aber einerlei, ob er noch lebt oder nicht. Als ich noch ein Kind war, verkaufte er mich an eine Zuhälterin in Warschau. Sie zog mich auf wie eine Mutter, gab mir ihren Namen und enthüllte mir meine wahre Herkunft erst kurz vor ihrem Tode. Ein Abenteurer nahm mich nach New York mit. Dort heiratete ich mit zweiundzwanzig Jahren einen Industriellen, dessen Witwe ich nun bin. Ich kehrte nicht wieder nach Polen zurück, bis ich Sie kennenlernte, aber ich wußte, daß mein Dorf auf der Domäne der Potocki liegt. Ich wollte Sie erobern – ich lasse Sie wieder frei. Das ist der größte Liebesbeweis, den ich Ihnen geben kann.‹ Der alte Mann hatte Tränen in den Augen, als er diese Worte wiederholte. Er hatte jener Frau versichert, er wolle sie heiraten, wer sie auch sei. Er führte einen Grafen Potocki im 18. Jahrhundert an, der der Sage nach zum Judentum übergetreten und auf dem Scheiterhaufen gestorben war. Sie antwortete: ›Ein Graf Potocki mag Jude werden,

aber ich will nicht, daß die Gräfin Potocki eine Jüdin ist.‹ Am andern Tag reiste sie ab.«

»Eine wunderbare Geschichte«, sagte Osmonde, »und nicht aus dem Faubourg Saint-Antoine. Erst bei näherem Nachdenken wird man sich darüber klar, was sie an Unangenehmem enthält, wenn sie bei einer jüdischen Baronin erzählt wird.«

»Du darfst in diesen Dingen nicht empfindlicher sein als wir. Das Schöne und Erhabene achten wir so sehr, daß wir es auch auf unsere Kosten bewundern.«

»›Sie sind der König, Sie weinen und ich scheide!‹ Ich scheide, weil ich Jüdin bin. Wie Titus und Berenike, wie Marie Mancini und Ludwig XIV. – die Mancini war über ihre Mutter Mazarin fast so jüdisch wie Berenike. Aber ich, mein jüdischer Prinz, ich bin Christin, und ich bleibe hier.«

Sie küßten sich. Unter dem Tisch tauschten sie Liebkosungen aus. Saul rückte weg:

»Nicht übertreiben, Liebste! Sonst kann ich nicht mehr . . . ruhig bleiben! Dabei habe ich dir noch so vieles über dieses unerschöpfliche, spannende Thema zu sagen. Wir sind noch lange nicht bei dem Rothschildessen, das meine Gedanken in Bewegung setzte. Die erste Saat allerdings legte ein jüdischer Antiquitätenhändler polnischer Herkunft. Man müßte einmal eine Studie schreiben über die jüdischen Antiquitätenhändler, die den Kunsthandel zu Ansehen brachten, sicherlich mit Gewinn, aber auch aus Liebe zur Kunst. (Vergessen wir, daß uns der Talmud den Besitz von Idolen verbietet.) Dynastien im Kunsthandel wie Wildenstein, Seligmann und Bernheim in Paris nach Loewengard, Gimpel und Sedelmeyer, in London Duveen – einer wurde zum Lord erhoben – nach Wertheimer und Tuck, in New York Daber, Rosenberg, Kleinberger . . .«

»Zum Glück beschäftigst du dich nicht mit Kunstgegen-

ständen! Du hast die Kunsthändler im Kopf wie Rechtsanwalt Rheims.«

»Kein Wunder, daß ein großer Auktionator Jude ist . . . und die Halbschwester eines Rothschilds heiratete – ›stilvoll, aber kein Originalstil‹. Wir Söhne von Sammlern sind die Urururenkel unendlicher Generationen von Trödlern. Wir könnten diese Händler sein, sie könnten wir sein. Weil du die Gattin eines jüdischen Sammlers werden wirst, nehme ich die Gelegenheit wahr und nenne dir die Namen der Juden, die sich auf diesem Gebiet hervortaten und hervortun. *Ich hatte dich damit überschüttet, jetzt will ich dich damit niederdrücken.* Wir kennen diese Namen entweder aus Familientradition oder, bei Anlaß eines Verkaufs durch den Kunsthandel, aus den Katalogen ihrer Sammlungen in unseren Bibliotheken. (›Wann findet der Verkauf statt?‹ fragte unser polnischer Antiquitätenhändler boshaft einen Juden, der ihm seine Sammlung zeigte.) Wir bewahren diese Kataloge auf als ehrliche Prunkstücke jüdischen Vermögens und Geschmacks. Schon in meiner Kindheit ließ mich mein Vater darin blättern und regte mich dazu an, mich nach ihm in dieselbe Linie einzufügen.

Bei den Engländern sind neben den Rothschilds und den Sassoon zu nennen: Mr. Lever, der Lord Leverhulme wurde, Mr. Mond, der Lord Melchett wurde, Lord Marks of Broughton, Lord Beardstedt, der vom Gründer der Shell-Gesellschaft abstammt – kennst du übrigens den letzten Werbeslogan von Bleustein-Blanchet: ›Shell que j'aime‹?* – und die Neulinge Sir Isaac Wolfson und Oppenheimer, früher die Couttes Lindsay und die Bernal. In den Vereinigten Staaten waren es Lasker, Altman – sein Vermächtnis ist das größte, das das Metropolitan Museum von New York jemals erhielt –, Erdmann, Bache, Blumenthal und die Bibliophilen Michael, Rosen-

*' Shell erinnert an celle = diejenige. A. d. Ü.

wald und Rosenbach. Heute sind es Robert Lehman, Marx aus Chicago, Untermeyer, Guggenheim, Mrs. Leigh Block, Lewyt, Henry Goldman, Norton Simon und André Meyer von der amerikanischen Lazard-Bank. Der Bankier Hainauer, Vertreter und Verbündeter der Pariser Rothschilds, besaß die größte Sammlung im kaiserlichen Deutschland. Sehr bedeutend sind auch die Sammlungen des Bankiers Lehman und des Bankiers Fürstenberg. Dann die Sammlungen Simon, von Mendelssohn, von Gans, die alle drei dem Berliner Museum anheimfielen. In Italien vereinigte Castiglione, ein Jude aus Triest, zwei oder drei ebenso außergewöhnliche Sammlungen wie die von Philippson, Berenson und und Loeser. Heute kennt man die Sammlungen von Brass, Olivetti, Mayer und Crespi (du hast mir gesagt, Crespi sei ein Name jüdischer Herkunft). In der Schweiz sind es die Sandoz (wieder dein Freund Sarre, der diese ungekannten Juden entdeckte), die Sammlung des Barons von Hirsch, die von Reinhard und die unvorstellbaren Reichtümer von Maurice de Rothschild, die in Prégny in riesigen Kellern aufgehäuft sind, wo die Gemälde auf Schienen umhergefahren werden – das Erbe meines Vetters Edmond. In Belgien Urvater, die Barone Lambert und auch die Barone Empain, die im Semi-Gotha stehen, wie du mir sagtest. In Amsterdam lebte Mannheimer, der Bankier, der vor dem Krieg Selbstmord beging und dessen Sammlungen von Deutschland gestohlen, von Holland wiedererobert und in die holländischen Museen verbracht wurden. In Spanien gab es die Sammlungen Madrazo und Salamanca. Die portugiesischen Bankiers Espirito Santo besitzen die schönste Silbersammlung der Welt nach der des Armeniers Gulbenkian, eine Sammlung, die die Vichy-Regierung aus Paris entschlüpfen ließ und die der Erdölkönig Portugal vermachte mit einer Rente von siebzehn Milliarden Francs für Unterhaltung – unsere armen

Beaux-Arts sind untröstlich darüber. Gräfin Béhague, die eine berühmte Sammlung besaß, war eine Haber; aber bei den Franzosen hätte ich mit Jabach beginnen sollen, dem steinreichen Bankier, dessen Sammlungen an Mazarin übergingen – nach deiner Aussage ein Jude. Du hast mir auch erzählt, Soult sei jüdischer Herkunft. Vielleicht war er deshalb der einzige Marschall des Kaiserreichs, der Geschmack hatte. Leider baute er sich auf Kosten Spaniens eine prächtige ›Galerie‹ auf, ein schlechtes Beispiel, das bei den Nazis Schule machte. Er war aber nicht gezwungen, die Beute seiner Raubzüge zurückzugeben; nach seinem Tode rief der Verkauf seiner Murillo eine Sensation hervor. Große französische jüdische Kunstsammler waren vor allem Jules Strauss und Alphonse Kahn, die aus Frankfurt kamen, Albert Kahn, der aus Zabern stammte und die japanischen Gärten von Boulogne schuf, dann ein Spitzer aus Wien, ein Rodocanachi aus Griechenland, ein May und ein Dreyfus. David-Weill besaß zwei oder drei Sammlungen. Unnötig, dir Camondo, Deutsch von der Meurthe und die verschiedenen Mitglieder meiner Familie zu nennen, dazu einen Ephrussi, der eine Rothschild heiratete. Jedenfalls wirst du nicht auf den Rücken fallen, wenn ich dich einmal an einem Tag, an dem Pompidou nicht dort ist, nach Ferrières führe. Es ist der Gegensatz zu den schönen Rothschild-›Ensembles‹ von Paris. Du siehst dort Gemälde von Watteau in Räumen hängen, die im Stil Napoleons III. ausgestattet sind, römische Büsten in einem Kasino, in dem sich letztes Jahr die ›Chaussettes noires‹ mit ihrem Jazz und unser Glaubensgenosse Vince Taylor wie wild gebärdeten. Du siehst dort auch hundert Hektar Apfelbäume, die wie in Versailles angeordnet sind, und abends kannst du elektronisch Golf spielen.«

»Wir nähern uns den Rothschilds, aber wir sind noch nicht an ihrem Tisch.«

»Du kannst auch die Sammlung meiner einst deutschen Base Goldschmidt-Rothschild geborene Friedländer von Fuld besichtigen, die jetzt in Paris wohnt. (Ein kleiner Ausflug in die Familiengeschichte: Diese Barone von Goldschmidt-Rothschild und diese Friedländer von Fuld waren vor dem Ersten Weltkrieg äußerst vornehme Leute, die im Heer und in den Botschaften des deutschen Kaiserreichs dienten, während kein Rothschild und kein Goldschild zu denen des republikanischen Frankreich zugelassen worden wäre.) Nach dem Krieg interessierte sich Lopez für Möbel und Redé für Kunstgegenstände. Auf anderer Ebene liegt die Molière-Sammlung des Schauspielers und Regisseurs Robert Manuel, läßt aber den Personenkult aus den Gegenständen erkennen. Als man Jean Davray für einen Brief des Erasmus fünf Millionen Alte Francs abverlangte, nahm er davon Abstand, seine Sammlung von Büchern und Handschriften weiterzuführen, und beschäftigte sich mit achämenidischen Schmuckstücken.

Und nun, meine Liebste, kommt der rote Faden in meiner Rede, nämlich die Erotik, wieder zum Vorschein. Meine Mutter erzählte mir einen Ausspruch von Daniel Wildenstein, dem sein Vater die größte Gemäldesammlung der Welt hinterlassen wird, womit die Wildenstein zwangsläufig mehr zu Händlern als zu Sammlern werden, aber sie können niemals alles verkaufen. ›Der Kauf eines Kunstwerks gleicht dem Besitz einer begehrten Frau‹, sagte er, ›nachher denkt man nicht mehr daran.‹ Der Unterschied ist, daß ich unaufhörlich an die Frau denke, die ich begehre und die ich besitze.«

Osmonde drückte ihm zur Antwort die Hand. Er fuhr fort:

»Wie Z. berichtete – der polnische Antiquitätenhändler, bei dem ich abschweifte –, sagte Jules Strauss: ›Ein guter Herr befreit seine Sklaven.‹ Sein Ausspruch ergänzt den

Wildensteins. Die Erotik machte alle ›großen Juden‹ zu großen Sammlern, sie hat aber ihre Launen, die ihnen plötzlich ihren Harem verleiden und sie zwingen, sich einen neuen anzulegen. Infolge solcher Umschwünge der Laune brachten die Rothschilds zuweilen selbst ›Rothschild‹-Gegenstände oder -Möbel wieder auf den Markt. Aus Bosheit, Neid und Unwissenheit werden wir als Spekulanten eingeschätzt, während die Spekulation doch nur die zweitrangige Seite der Sache ist. Du siehst, daß man uns auf allen Gebieten verkennt, wenn man nicht weiß, daß wir ein erotisches Geschlecht sind.«

»An dem Tag, als du so gleichgültig von deinen Sammlungen gesprochen und den bilderstürmerischen Geschmack der jungen Rothschilds gebilligt hast, warst du launenhaft.«

»Ich hatte das Geheimnis der Erotik noch nicht gelüftet. Jetzt möchte ich mich nicht von meinem Harem trennen, ehe ich seine Freuden mit meiner Sultana ausgekostet habe. Natürlich werden wir dem Louvre eine unserer schönen Sklavinnen stiften, um unseren Namen wieder etwas in Erinnerung zu bringen. Mein Vater schenkte ihm schon Emailarbeiten von Limoges, die den Rothschildschen Stiftungen gleichwertig sind. Nebenbei bemerkt: Wir Juden haben auch darin Verdienst, daß wir uns den Nationalmuseen und historischen Monumenten gegenüber freigebig erweisen. Einer meiner Vettern zeigte mir einen Artikel aus der Besatzungszeit: ›Man kann sicher sein: Wenn die Rothschilds eine Million für das Trianon stifteten, hatten sie zuvor den Franzosen hundert Millionen gestohlen.‹ Eine etwas ungehobelte Art, sich für ein Geschenk von einer Million erkenntlich zu zeigen. Meine Mutter las in einem alten Führer eines Museums in der Provinz die Beschreibung eines wunderbaren Wandteppichs, einer Schenkung von Spitzer, mit der anmutigen Bemerkung: ›Wo hat ihn dieser Jude wohl ergattert?‹«

»Georges bedauert, daß der Semi-Gotha, der in seinen Genealogien so seriös ist, in unwürdiger Weise zum Stichwort Camondo bemerkt, die Kunstgegenstände, die dieser Hai dem Louvre schenke, seien ein schwacher Ausgleich für das den Franzosen gestohlene Geld. Es handle sich vielmehr um Geld, das den Türken gestohlen wurde, sagt Sarre, denn dieser Bankier habe in der Türkei sein Vermögen gemacht. Dort sei er nicht als Dieb in Erinnerung geblieben. Seine Pferde durften auf denselben Wiesen weiden wie die des Sultans. Im Ersten Weltkrieg beim Tod seines einzigen Sohnes Nissim, dessen Andenken er sein Museum in der Rue de Monceau widmete, habe er sich vom Judentum gelöst und gemeint, Gott habe ihn im Stich gelassen. Er habe gebeten, sein Herz solle nicht nach Jerusalem, sondern nach Konstantinopel gebracht werden, wo hunderttausend Menschen seinem Leichenzug folgten.«

»Das freute sicher Philippe Erlanger, den Großneffen Camondos! Du mußt gestehen, daß die Franzosen Glück haben: Es gelingt ihnen nicht, den Juden den Drang zur Freigebigkeit zu nehmen.«

»Vergiß nicht, daß ich dich bei dem polnischen Antiquitätenhändler erwarte!«

»Wir sind schon da. Z. ist einer der feinsten und gebildetsten Fachleute seines Berufes. Eine Bemerkung soll ihn charakterisieren. Er erklärte, er kaufe nur Porträts oder Statuen mit schönen Gesichtern und fügte hinzu: ›Heute beruhigt die Häßlichkeit, aber ich will nicht beruhigt sein.‹ Du siehst, die intelligentesten Ästheten gehören dem ›Volk der Häßlichkeit‹ an. Z. stellt die Händesammlung meiner Mutter zusammen. Er ließ sie wissen, er habe eine römische Hand aus Alabaster, eine aztekische Hand aus Gold mit Türkisen besetzt und einen Reliquienfinger aus feuervergoldetem Silber auf einer Emailplatte montiert. Sie nahm mich zum Anschauen in seinen Laden mit. Wäh-

rend sie den Finger und die Hände abtastete und streichelte, sagte sie zu ihm: ›Ich habe Sie gern, mein lieber Z., weil Sie Hände lieben.‹ Er hob die Arme in einer Geste brüderlichen Verstehens und antwortete: ›Aber, aber, Frau Baronin!‹ Das war alles, aber es wäre nicht möglich gewesen, mit so wenigen Worten mehr auszudrücken oder alle Bilder der Erotik unauffälliger durch einen Laden streichen zu lassen. Ein christlicher Antiquitätenhändler hätte vielleicht etwas Anzügliches geantwortet, wenn er so vertraut gewesen wäre, daß er es sich hätte erlauben können. Anzüglichkeit ist aber keine Erotik. Nur ein hochstehender, jüdischer Antiquitätenhändler konnte ein solches Blitzlicht entzünden. Wir waren nicht mehr im Griechisch-Römischen, obwohl eine der Hände römisch war.«

»Die Kurzgedichte des 18. Jahrhunderts nennen ein gewisses Handspiel ›das Spiel der fünf gegen einen‹ oder ›die Schlacht der Jesuiten‹. Ich fragte meinen Lehrer wegen des zweiten Bildes. Er entgegnete, es sei wohl eine Anspielung darauf, daß die Jesuiten einst ihre Schüler in zwei Gruppen einteilten – die Römer und die Karthager –, daher stamme die Atmosphäre der Schlacht. Da die Römer der masturbierenden Venus (Fricatrix) einen Tempel errichteten . . . Sagtest du nicht, die Beschneidung sei nicht so sehr aus religiösen und hygienischen Gründen, sondern als Hemmnis für die Sünde Onans gepredigt worden?«

»Das behaupten die Juden ehrlich, aber der nichtjüdische Arzt, von dem ich sprach, meint im Gegenteil, sie entwickle den Sinn für einen ›unnormalen Prozeß des Abschwellens‹. Im Prediger Salomo steht ein Satz, dessen mystischen Sinn mein Kamerad in Oxford wörtlich auffaßte: ›Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab.‹

Der Talmud sagt allerdings nichts von den Männern,

gibt aber als Scheidungsgrund die Neigung zum einsamen Laster bei der Frau an.«
»Also nicht nur den Brustabstand.«
»Weitere Gründe sind übermäßiges Schwitzen, schlechter Atem, eine nicht von Haaren umgebene Warze, zu laute Schreie und Seufzer beim Liebesakt.«
»Eine Religion, die für all das voraussorgt! Eine Religion, die will, daß nichts die Wollust beeinträchtigt! Der jüdische Körper ist am meisten von Wollust durchdrungen.«
»Die Juden wandten alle Raffinessen an. Die Thora berichtet, daß sie so weit gingen, sich vor phallischen Idolen zu verneigen. Dabei fällt mir ein Sinnspruch oder vielmehr ein bewundernswerter Ausspruch unseres polnischen Antiquitätenhändlers bei einem vorhergehenden Besuch ein. Meine Mutter war irgendwie auf das Laster zu sprechen gekommen. ›Das Laster‹, sagte Z., ›ist unsere besondere Art, uns wie die andern zu verhalten.‹ Was meinst du dazu?«
»Das Wort Laster hat für mich überhaupt keine Bedeutung. Die Liebe schließt das Laster aus, zwischen Liebenden wird alles natürlich. Bei den ›unnormalen Abschwellungsvorgängen‹ habe ich dir aber nicht gesagt, wie verblüfft ich neulich war, als ich einem Schwarm Mädchen begegnete, die aus dem Lycée Molière herauskamen und auf das Lied *Ave, Ave, Ave Maria* sangen: *Ave(c), ave(c), ave(c) le p'tit doigt* (mit dem kleinen Finger). Es gibt keine Kinder mehr, nicht einmal im vornehmen 16. Arrondissement!«
»Kommen wir zu dem Reliquienfinger zurück. Meine Mutter hatte ihn auf ihre offene Hand gestellt, um ihn aus der Entfernung zu bewundern, und ich war überrascht, wie merkwürdig er sich da ausnahm. Die sehr deutliche Nagellinie gab ihm das Aussehen eines beschnittenen Gliedes. ›Seltsame Reliquie!‹ murmelte ich. ›Allerdings!‹ sagte meine Mutter und brach in Lachen aus. Der

Antiquitätenhändler schlug die Augen nieder. Um aber unseren Gedanken zu folgen, erzählte er, er habe vor ein paar Jahren Phalli aus Terrakotta verkauft, die man in den vatikanischen Grotten gefunden hatte, als man das Grab des heiligen Petrus dort suchte. Statt sie zu vernichten, hatte sie der Heilige Stuhl heimlich abgesetzt. ›Sie sehen, Frau Baronin‹, schloß Z., ›daß sich die christlichen Reliquien zuweilen recht gut mit heidnischen Reliquien vertragen, was vielleicht die Form gewisser Reliquiare mitbestimmte.‹

Die Atmosphäre prickelte trotz dem geschäftigen Respekt des Händlers. Meine Mutter ließ sich hinreißen und erzählte ihm, einer unserer Vettern habe zu seinem Geburtstag von seiner Schwester einen Band chinesischer erotischer Holzschnitte aus der besten Zeit als Geschenk erhalten, auf denen aber der wichtigste Teil des männlichen Körpers mit jener Übertreibung dargestellt sei, die die modernen Stiche so unangenehm macht. ›Warum begehen begabte Künstler solche Fehler?‹ fragte sie in hochmütigstem Ton. Der Antiquitätenhändler antwortete: ›Wenn man einen Freund mitten in einer Volksmenge erkennt, verschwindet plötzlich die Menge, der Freund scheint überlebensgroß, weil man außer ihm nichts sieht. Die orientalischen Künstler wissen, daß wir auf ihren Zeichnungen einen Freund suchen. Sie übertreiben seine Ausmaße, damit wir ihn mühelos finden.‹ Wir zogen uns zurück mit den beiden Händen und dem ›kleinen Finger‹.«

»Ich weiß nicht, ob es den Juden irgendwo an Feinheit mangelt, aber offensichtlich nicht im Geistigen. Die chinesischen Holzschnitte bringen uns endlich zu den Rothschilds.«

»Wir sind heiß.«

»Das Gespräch macht mir heiß! Wir hätten es an einem anderen Ort führen sollen.«

»Alle Orte gehören uns, meine Liebste. Unser erstes Ehebett war eine Bank in der Universität während einer Vorlesung über politische Wissenschaften inmitten der nichtsahnenden Menge. In diesem Sessel bin ich dir in Gedanken ebenso nahe – ebensosehr in dir, würde ich sogar sagen – wie in deinen Armen. Dich zu sehen ist mein ›normaler Schwellungsprozeß‹; mit dir zu sprechen ist mein ›unnormaler Abschwellungsprozeß‹. Deshalb bin ich so redselig.«

Ihre Hände umschlangen sich auf der Lehne.

»Ich glaube«, sagte Osmonde, »ich könnte dir mein ganzes Leben lang zuhören, wenn du von der Beschneidung sprichst.«

Lachend setzte sie hinzu:

»Worüber mögen sich wohl christliche Liebespaare unterhalten?«

»Ich werde einmal offen darüber sprechen. Das Essen bei den Rothschilds rückt allerdings wieder in die Ferne, aber wir sind schon bei ihnen und werden merken, ob du bereit bist, die jüdische Mutterschaft auf dich zu nehmen.«

»Liebster . . .«

»Die Gegner der Beschneidung – es gibt sie sogar bei den Juden, Michel Lévy war der wichtigste – erklären, sie ›lasse das Herz der Mütter bluten‹. Sie läßt nur die Söhne bluten, denn die Mütter sind nicht dabei, doch sehen sie die Folgen bei der anschließenden Pflege. Ein Stich von Picart in seinem Buch *Cérémonies religieuses* zeigt eine Beschneidungsszene bei reichen Juden in Amsterdam; eine Frau beobachtet die Operation halb neugierig, halb entsetzt, aber sie trägt ein kleines Kreuz auf der Brust, sie ist die christliche Amme.«

»Eine jener christlichen Ammen, die die Päpste euch so beharrlich untersagten! Wäre der Grund dafür die Beschneidung gewesen, so hätten sie auch den Nonnen verbieten müssen, Stielaugen zu machen! Sarre wies uns in

Italien darauf hin, daß in jeder Kirche eines Nonnenklosters ein Bild der Beschneidung hängt.«

»Ich werde dir die Beschneidung des jüngsten meiner kleinen Vettern beschreiben. Meine Mutter war Patin, ich begleitete sie. Die Zeremonie findet nicht in der Synagoge, sondern zu Hause statt. Die Männer standen in einem Salon und trugen ein Mützchen oder einen Hut. Philippe, der Pate, saß in einem Sessel gegenüber einem anderen, dem Propheten Elias vorbehaltenen Sessel. Meine Mutter brachte ihm das hübsche Kind auf einem Spitzenkissen und ging rasch in den angrenzenden Salon zurück, wo sich die Damen aufhielten. Der Beschneider wusch sich in einer Schüssel die Hände, sprach ein Gebet, legte den Unterleib des Kindes bloß, steckte dem Knaben einen Schnuller in den Mund, umwand die Schenkel und den Bauch mit Mullbinden, pinselte das Glied mit einem Desinfektionsmittel ein (erinnerst du dich an die Bedeutung des altfranzösischen Wortes ›bidault‹ – Glied, eine Entdeckung, die uns so sehr belustigte?) und zog am Präputium, das er an einer Klammer entlang sauber abschnitt. Mit krampfhaft verzogenem Gesicht lutschte mein kleiner Vetter verzweifelt an seinem Schnuller. Philippe hatte die Augen geschlossen, aber ich riß meine auf wie die christliche Amme in Amsterdam – ich war fünfzehn Jahre alt. Das Präputium wurde in einem Gefäß mit Sand vergraben. Der Beschneider rieb sanft das Glied, bis es wieder lebendig aussah, ließ auf diese Weise die zurückgezogene Schleimhaut hervortreten und zerriß sie zwischen seinem Daumen- und Zeigefingernagel (deshalb sind diese Nägel bei einem Beschneider immer besonders lang). Mit einer Sonde löste er die Stückchen ab, die seine Nägel nicht erreichen konnten, und schnitt sie mit einer Schere weg. Schließlich setzte er ein Glasröhrchen an das arme kleine Glied und saugte das Blut an, das er in das Sandgefäß spuckte. Die drei Riten beschneiden, zerreißen

und ansaugen waren vollbracht. Erst seit hundert Jahren saugt man aus Gründen der Hygiene und des Anstands nicht mehr direkt mit dem Mund. Montaigne, der in Rom der Beschneidung eines Knaben beiwohnte, sagte, der Beschneider habe noch ›einen blutigen Mund‹ gehabt, nachdem er den Wein, den er segnete und von dem er einen Tropfen auf die Lippen des Kindes brachte, getrunken hatte.«

»Ich zucke förmlich vor Schmerz. Müssen sich meine lieben Söhne diesem Blutbad unterziehen?«

»Um diesen Preis ist man Jude. Bei den Angelsachsen werden auch Nichtjuden beschnitten. Unsere Ärzte verbreiten die Beschneidung, vielleicht um zu verhindern, daß sie ein Unterscheidungsmerkmal bleibt, das leicht zum Schandmal werden könnte. Es wird behauptet, alle Männer der englischen Königsfamilie seien beschnitten.«

»Ich beruhige mich wieder, weil du mir ein Geheimnis der jüdischen Erotik enthüllst. Wie sollten die drei Riten keinen erotischen Charakter bei den Knaben hervorbringen? Auch wenn sie noch nicht erfaßt werden, müssen sie doch ihr Unterbewußtsein beeinflussen.«

»Sehr wohl möglich. Doch jetzt von der Beschneidung der Rothschilds zu ihrem Tisch. Es war ein großes Mittagsmahl, bei dem ich in letzter Minute meine Mutter zu vertreten hatte. Ich gehe sonst, abgesehen von den Familienessen, kaum zu meinen Vettern. Das Akademiemitglied X. war zugegen, zwei Minister, ein Botschafter, alle mit ihren Gattinnen, eine Zusammenfassung des Faubourg Saint-Germain, und eine entzückende junge Amerikanerin. Ich saß neben dem Akademiemitglied und hörte seinen weltmännischen Reden zu. Meine Nachbarin sprach mit ihm von den Arbeiten am Wörterbuch der Académie française,

das stets sehr gut erstellt wird, aber immer neu zu erstellen sein wird.

Er erzählte, eine moralische Liga verlange die Streichung des seit 1694 zu dem Wort *branler* (schlenkern, wackeln, schütteln, schwenken) angeführten Beispiels: ›Die Kinder würden es nicht wagen, vor ihrem Vater zu schlenkern‹ – dieses Beispiel wurde in der letzten Auflage von 1932 in die Gegenwart gesetzt: ›Die Kinder wagen es nicht . . .‹ Die Wörterbuchkommission hatte mit dem ähnlichen Beispiel Littrés geantwortet: ›Die Schüler wagen es nicht, vor ihrem Lehrer zu schlenkern.‹ Ein Historiker hatte den Satz von Saint-Simon angeführt, der sich in keinem Wörterbuch findet: ›Die Weichlichkeit der Herzöge wagte nicht zu schlenkern.‹. Im Namen Saint-Simons und Littrés war das Gesuch abgelehnt worden. Der akademische Witz machte die Runde, alle lachten unterdrückt. Da fragte die junge Amerikanerin, was das Wort *branler* bedeute. Verlegenes Schweigen. Sie wiederholte die Frage einmal, zweimal, das Akademiemitglied wäre am liebsten in den Boden versunken. Als sie mit der Beharrlichkeit der Unschuld noch einmal fragte, rief ihr mein Vetter zu: ›Aber, gnädiges Fräulein, denken Sie doch an eine kleine Übung, mit der Sie sich bestimmt befassen!‹ Sie errötete über und über: Sie hatte verstanden. Rasch brachte ein Minister das Gespräch auf den *étalon de change or (Goldkurs).*«

»Glücklicherweise fragte das entzückende junge Mädchen nicht, was ein *étalon** sei!«

»Wir wären gezwungen gewesen ihr zu sagen, daß das Beschälen durch unseren Hengst Exbury mit drei Millionen das teuerste der Welt ist. Beim Hinausgehen aber, als ich den Gästen aus dem vornehmen Faubourg folgte – welch ein Schlachtfest! Fast rituell, denn meinem armen Vetter wurde alles Blut entzogen. ›Wie kann man nur zu einem solchen Lümmel gehen? . . . Wagt denn niemand, diesem Flegel eine Lektion zu erteilen? . . . Er meint, er

* étalon = Hengst und Eichmaß. A. d. Ü.

könne sich alles erlauben, weil er Milliardär ist . . .‹ Ich hegte ähnliche Gedanken.
Erst bei längerem Nachdenken rechtfertigte ich ihn. Sein Zynismus war keine Frage der Milliarden oder der Flegelhaftigkeit, es war eine Frage des Judentums. Er empfängt Leute, die gern Nutznießer seines Luxus, seiner Pracht, seiner ausgezeichneten Tafel und seiner Winke für Börse und Pferderennen sind und die ihn vielleicht ebensowenig schätzen wie er sie. Er ärgerte sich über den spießerhaft derben Witz, der sich hinter Wörterbüchern verschanzte, der das Wort aussprach, aber um keinen Preis die Sache erklärt hätte, und wollte die Wahrheit sagen, eine Wahrheit, über die man erröten muß, aber eine Lebenswahrheit. Ehe man vom Goldkurs sprach, erinnerte er an den einzigen ewigen Goldwert, die Erotik.«
»Mir gefällt am Judentum, daß es Heuchelei verachtet und Wahrheit liebt.«
»Wir waren zwangsläufig aufrichtig, weil es unsere einzige Waffe gegen übermächtige Feinde war. Unser Verdienst ist, daß wir es geblieben sind, auch als diese Waffe nicht mehr nötig war. Deshalb freue ich mich, daß du Jüdin wirst, nicht weil du das Tauchbad nehmen und den Niddazustand und den Sabbat mehr oder weniger genau einhalten wirst, sondern weil du dir ein Wahrheitsideal zu eigen machst. Auch ist es der Mühe wert, ein Mindestmaß an Vorschriften zu befolgen, nicht weil sie die Grundlage eines Glaubens wären, sondern weil sie ein Mittel darstellen, den Glauben zu bewahren und sich seiner würdig zu erweisen. Die Erotik ist bei uns eine auffällige Wahrheit, die wir aber wegen euch verbergen, weil ihr sie nicht verstehen könntet. Das Rothschildessen brachte mich, nach den Worten des jüdischen Antiquitätenhändlers und im Lichte meiner Erinnerungen an mein College und an Oxford, zu meinen Schlüssen. Die Rothschilds selbst aber, die solcher verletzender Äußerungen

fähig sind, tragen meist eine moralische Strenge zur Schau, die uns lächeln macht. Sie werden bitterböse, wenn man an die Ausschweifungen in der Liebe dieses oder jenes ihrer Vorfahren erinnert, sie sind zutiefst bestürzt, wenn man munkelt, einer von ihnen habe wegen einer Sittengeschichte Selbstmord begangen, als stammten die Rothschilds, die Goldschild und alle großen und kleinen Juden nicht von einem Volk ab, das durch Sodom und Gomorrha sublimiert wurde!«

»Sie wollen beweisen, daß sie die Züchtigung dieser Städte nicht vergessen haben.«

»Mag sein. Aber wenn bei ihnen Sodom schläft, blüht doch Gomorrha immer noch. Meine Mutter zitiert oft den Ausspruch einer alten Baronin de Gunzburg: ›Oh! Wenn sich unsere Baroninnen ans Werk machen . . .!‹ Bei der Empfindlichkeit der Rothschilds könnte man fast meinen, sie fühlten sich nicht mehr ganz als Juden und noch nicht ganz als Franzosen. Ich weiß, daß sie oft Bankiers des Heiligen Stuhls waren, und vielleicht wurden sie von der römischen Heuchelei angesteckt, aber schließlich ist die Bank in der Rue Laffitte nicht die Bank des Heiligen Geistes. Das gleiche Phänomen erkennt man bei den van Zuylen, die halbe Rothschilds und Holländer sind. Die junge Generation ist aber freier. Der Rabbiner, der mir Talmudunterricht erteilte, sagte etwas Erstaunliches, daß nämlich Sodom ›Geheimnis‹ bedeute. Der Fehler der Sodomiter war vielleicht nicht so sehr, gewisse Dinge zu tun, als sie zu enthüllen. Welches Volk hat aber jemals versucht, Engel zu schänden? Und welche Kraft besaß dieses Volk! Wie der Text sagt, nahmen alle am Angriff auf die Engel teil, ›jung und alt‹.«

»Die Griechen schlagen euch an Geilheit. Bacchus willigte in seiner Jugend ein, sich der Begierde eines Bewohners von Argos, der ihm den Weg zum Hades gewiesen hatte, hinzugeben.«

»Deshalb schlagen uns die Griechen in Geschäften. Es ist schon etwas, einen Gott zu schänden!«
»Es war keine Schändung, weil er eingewilligt hatte . . . wie ich bei dir in alles einwillige.«
Saul nahm Osmondes Hand:
»Ich besitze auch meine Göttin, ohne daß ich sie schänden mußte. Und doch ist mir für unsere Hochzeitsnacht die köstlichste Schändung vorbehalten!«
Osmonde drückte seine Hand:
»Ich bin begeistert, wenn wir uns mit Worten lieben, sprich aber schnell wieder von Dritten, ohne vom Thema abzuschweifen oder meine Hand loszulassen.«
»Mein Vetter Lord Rothschild ist ein hervorragender Gelehrter. Er hatte die Ehre, als erster im Fernsehen einen Tropfen Sperma zu zeigen.«
»Von Exbury oder von sich?«
»Menschliches Sperma, eigenhändig hergestellt, aber ich weiß nicht, ob es von den Rothschilds stammt. Wieder eine Wahrheit, der christlichen Welt ins Gesicht geschleudert. Der Versuch bleibt in der Linie des Talmuds. Kein Rabbiner, sondern einer meiner jüdischen Kameraden in Oxford erzählte mir, ein Rabbiner in talmudischer Zeit habe über eine Ehebruchklage zu richten gehabt, wobei das Beweisstück ein Löffelvoll Sperma war, das man vor einem Bett gesammelt hatte. Er brachte das Sperma zum Kochen, es gerann. ›Das ist kein Sperma‹, erklärte er, ›sondern Eiweiß. In der Hitze gerinnt Eiweiß, Sperma nicht‹.«
»Hoffentlich war kein Eiweiß im Löffel von Lord Rothschild!«
»Der Talmud sagt, das Sperma Simsons sei so reichlich wie eine Quelle geflossen, und ein einziger Tropfen Sperma von Nimrod habe sechsunddreißig Pfund gewogen.«
»Ihr seid degeneriert!«

»Wir wissen, wie man sich regeneriert, und nicht nur mit den Rezepten von Maimonides! Voronoff, der die Veredelung der Affen erfand, war Jude.«
»Mir sind die Erzeugnisse von Gayelord Hauser lieber, die deine Vettern in Frankreich einführten. Euer größter Beitrag zur Erschütterung der friedlichen christlichen Psychologie sind aber die Theorien Freuds. Er zwang den Mann, die Frau und das Kind, sich zu erkennen, tiefer als man es seit den Griechen je getan hatte. Die Kirche hatte ihre Nase in diese Geheimnisse nur gesteckt, um eine Strafbuchhaltung einzurichten. Sarre entdeckte übrigens, daß die, die sie damit beauftragte, fast alle Jesuiten jüdischer Herkunft waren, der berühmte Sanchez zum Beispiel, der prüfte, ›ob die Jungfrau Maria Sperma absonderte mit dem Heiligen Geist‹, eine Frage, über die sogar Voltaire ›vor Entsetzen zitterte‹. In Rom gründete ein konvertierter Jude, Pater de Menasce, unter der Schirmherrschaft des Heiligen Stuhls eine Beratungsstelle für Verlobte und leitet sie heute noch. Ich bedaure, daß ich ihm die Gewissensfrage meiner Hochzeitsnacht nicht vorlegen kann.«
»Weininger philosophierte über Sexologie. Iwan Bloch, einer der Begründer dieser Wissenschaft, Ferenczi und Flies, jüdische Schüler und Freunde Freuds, verschafften ihm Stoff zu seinen Arbeiten, Bloch hauptsächlich über die Bisexualität. Wir hatten schon Hirschfeld hervorgebracht, den Verteidiger der Homosexualität.«
»Sarre erzählte meiner Mutter, der bekehrte Jude Klaus J. Hirschfeld habe als Schriftsteller das Leitmotiv: ›Katholik und Homosexueller‹. Für den Bildhauer Epstein, der das Oscar-Wilde-Denkmal auf dem Père-Lachaise-Friedhof schuf, gilt das gleiche.«
»Es wundert mich, daß uns Sade entging.«
»Ist das so sicher? Er stammte von Laure de Noves ab, der Muse Petrarcas, und Sarre fand heraus, daß Noves

oder de Noves jüdische Namen sind. Außerdem fangt ihr Sade über eine andere Muse, Marie-Laure de Noailles, die von ihm abstammt. Während sie aber nichts davon hören will und die Manuskriptrolle der *Cent vingt journées de Sodome* (Hundertzwanzig Tage Sodom) in einer Bonbondose aufbewahrt – sie zeigte sie nur Jean-Paulhan –, hoben andere Juden den göttlichen Marquis in den Himmel und beuteten sein Werk systematisch aus: ein Maurice Heine, ein Lévy unter dem Namen Lély, ein Cohn . . . Ja, man plant, eines seiner schamlosesten Stücke in einem geheimen Theater aufzuführen, und die reizende Heldin, die so alt ist wie ich, soll ein Fräulein Wiener sein.«

»Hast du Sades Bücher gelesen?«

»Es ist schon allerlei, wenn ich die Titel kenne. Solche Bücher lese ich lieber in deinen Augen, auf deinem Mund, durch deinen Körper.«

»Liebste! . . . Wenn aber der Sadismus nicht jüdisch ist, ist es doch der Masochismus. Der Name kommt von Ritter von Sacher-Masoch, dessen Familienname von Isaschar stammt. Ein Limerick von Oxford stellt diesen Sachverhalt dar: ›Drei junge Männer lebten einmal – ein Deutscher, ein Schuft, ein Jude. – Der Deutsche verdarb erst den Schuft – der Schuft darauf den Juden.‹ Da diese Verse aber 1941 entstanden, verraten sie den Einfluß von Sir Oswald Mosley.«

»Im Jahr 1944«, sagte Osmonde, »verdarben der Jude und sogar der Schuft den Deutschen.«

»Die Rollen des Opfers und des Henkers spielten die Juden und die Germanen seit der Antike abwechselnd.«

»›Es wäre süß und angenehm‹, sagte Baudelaire, ›im Wechsel Opfer und Henker zu sein‹.«

»Diese Annehmlichkeit haben wir bis auf den Grund genossen. Unter dem, den wir ›Titus den Bösen‹ nennen, zog einer Überlieferung zufolge die germanische Legion als

erste in Jerusalem ein. Ich stamme vielleicht wie viele ›deutsche‹ Juden von den Sklaven ab, die sie als Lasttiere, nicht so sehr als Lustknaben mitnahmen. Während ihrer Kriege oder Aufstände verfuhren die Juden ebenso wütend mit den Römern, wie sich die Römer unbarmherzig gegenüber den Juden erwiesen. Unaufhörlich bestimmten Sade und Masoch abwechselnd ihre gegenseitigen Beziehungen. Die Frechheit Heines Deutschland gegenüber (er zeichnete fünf Centimes für das Hermannsdenkmal) war eine erste jüdische Revanche. Sie wies Maximilian Harden den Weg, der die Sitten der Günstlinge am kaiserlichen Hof anprangerte (Fürst Eulenburg, Kuno von Moltke . . .). Viel umfangreicher war die jüdische Revanche unter der Weimarer Republik. Ganz Deutschland schien voller Juden. Sie waren die einzigen Männer, die Übermenschen, und machten von ihrer Macht reichlich Gebrauch. Hitler gab den Deutschen ihre Männlichkeit zurück, obwohl man seine anzweifelt. Aber ach! Es war die Männlichkeit der Kanaken, der Kriegs- und Folterknechte des Mittelalters, die ›Judenschinder‹ hießen. Die Resignation, mit der sich die meisten meiner Glaubensbrüder von den Nazis abschlachten ließen, ist ein Phänomen des Masochismus. Muß man nicht den Sadismus vieler Nazis jüdischer Herkunft den Juden gegenüber ebenso deuten? Ich war bestürzt, als ich erfuhr, daß die ›Kommandeuse von Buchenwald‹, die den tätowierten Häftlingen die Haut abziehen ließ, um Lampenschirme daraus herzustellen, eine Koch war, einer der Henker und Ärzte in einem polnischen Lager ein Kremer, einer der Ärzte von Auschwitz, der wegen Transplantationen an den unglücklichen Juden berühmt wurde, ein Mendels, der letzte Kommandant dieses Lagers ein Baer und einer seiner Helfershelfer ein Stark. Ist es nicht auch eine Art Masochismus, was so viele Juden dazu treibt, nach Ägypten zu reisen, seit der Taufschein nicht mehr

für das Visum verlangt wird? Aber wiederum sind die Beziehungen zwischen Juden und Deutschen umgekehrt. Sie und der kleine Staat Israel peitschen die beleibte Germania, die kraftlos und weinerlich darniederliegt. Dieses Bild erinnert mich an eine Szene, die meine Mutter ihrer Sekretärin Rachel schilderte.«
»Hm!«
»Warum hm?«
»*Weil ich husten muß*, heißt es bei Molière.«
»Ich bewundere deine Zurückhaltung: Du hast mir wegen Rachel keine Frage gestellt, und ich bin nicht auf deine kleine Anspielung vorhin eingegangen.«
»Ich möchte zu diesem Thema sogleich bemerken, daß mir deine Mutter in wenigen Worten erschütternde Dinge anvertraute, die ihr meine Achtung sichern. Du sprichst von den Sitten deiner Vettern, deiner Basen und jedermanns, aber dein Familiensinn erwacht, wenn ich mich bei dem Namen Rachel räuspere!«
»Ah! Mir gefällt der borstige Handschuh auf deiner Samthand!«
»Keinen Masochismus, mein Herr! Ich werde dir zeigen, daß ich jüdischer bin als du, das heißt, daß ich die uneingeschränkte Wahrheit mehr liebe. Als du mich fragtest, warum meine Mutter ihre Heirat annullieren ließ, antwortete ich dir, der Grund dafür sei, daß mein Vater schlechten Sitten frönte.«
»Ich bete dich an, weil du schön, intelligent, begehrenswert bist und immer recht hast.«
Saul beugte sich zu ihr und bekräftigte seine Worte mit einem Kuß auf den Mund. Osmonde hielt einen Augenblick die Augen halb geschlossen und genoß diesen Sieg der vollen Wahrheit.
»Erzähl mir, was meine zukünftige Schwiegermutter ihrer Rachel zum besten gab«, bat sie.
»Es läßt sich kurz ausdrücken: Eines Tages kam sie uner-

wartet zu Fürstin de..., einer geborenen Jüdin (ich habe ihren Namen vergessen), und sah durch die angelehnte Tür, wie sie eine ihrer Freundinnen, die mit hochgerafften Röcken gekrümmt auf einem Sessel lag, aus aller Kraft peitschte.«

»Und Ceres, was tat Ceres?«

»Sie ergriff schnell die Flucht. Ein Stich aus der Bibliothek meines Vaters zeigt das Gegenteil dieser Szene, den jüdischen Bankier Peixotto nackt auf allen vieren, eine Pfauenfeder im Hintern, wie er sich von einer ebenfalls nackten Frau peitschen läßt. Sie sagt: ›Ah! Der schöne Pfau!‹ Zwei junge Knechte renken sich hinter einem Fenster fast den Hals aus.«

»Komisch, seit Mendès-France mit Sarre von diesem Peixotto sprach, ist zu Hause von nichts anderem mehr die Rede.«

»Das Buch mit diesem Stich stammt, wie du wohl erraten hast, aus der Sammlung von Sir David Lionel Solomons. Ein anderer englischer Jude, der Multimillionär Sir Philip Sassoon, war ebenfalls auf diese Art von Büchern versessen. Unser Landsmann Claude Roger-Marx, der Kunstkritiker, teilt offensichtlich ihren Geschmack, denn im *Who's Who* gibt er als ›Liebhabereien‹ an: ›Erotische Gedichte und Gärtnerei‹.«

»Und da will man noch behaupten, die Juden hätten nichts für Landwirtschaft übrig! Gartenarbeit und Liebelei sind die beiden Brüste Frankreichs – des jüdischen Frankreich, wie Drumont... und Claude Roger-Marx sagen würden.«

»Der letztere fügt zur Bekräftigung den Titel eines seiner Gedichtbände bei: *Les Vits imaginaires* (Die imaginären Glieder), ein Buch, das uns bis jetzt noch kein Buchhändler besorgen konnte. Meine Mutter hatte einmal mit dem Autor gespeist und brannte darauf, diese unauffindbaren Verse zu lesen, auf die er selbst angespielt hatte. Sie

schickte Rachel in die Bibliothèque nationale, sie solle das Gedicht abschreiben. In der Rue de Richelieu befanden sich die *Vits imaginaires* ebensowenig wie sonstwo. Vielleicht sind sie in der Hölle! Wir müssen Julien Cain fragen.«

»Aber *Les Vies imaginaires* (Imaginäres Leben) sind höchst anständige Gedichte von Marcel Schwob!«

»Jüdische Dichter folgen aufeinander, gleichen sich aber nicht immer. Claude Roger-Marx erlaubte sich wohl ein Wortspiel mit dem Titel seines Vorgängers.«

»Entschuldige, mein Lieber, aber ich bin wie die junge Amerikanerin; wenn man das Wort nicht *v-i-e-s* schreibt, kenne ich seine Bedeutung nicht.«

»Man könnte meinen, wir spielten Sade – *La Philosophie dans le boudoir* (Philosophie im Boudoir) – mit Fräulein Wiener. *Le vit,* mein Fräulein, ist das, was das Leben gibt. Das unanständige Wort ist wie *bidault* außer Gebrauch gekommen. Ich habe versäumt, X. zu fragen, ob es im Wörterbuch der Académie steht.«

»Verzeihung: das Wort *bidault* ist durch den Politiker Bidault wieder bekannt geworden. Neulich zeigte Sarre sein gutes Herz. Tränen stiegen ihm in die Augen, als er erfuhr, daß Fräulein Crapote, mit der ihn unvergängliche Erinnerungen verbinden, *an fremden Gestaden,* aber wie immer mit ihrem Gehalt, zu ihrem Gatten gelangte. Über unseren Freund Jean-Georges Ruef, den brasilianischen Konsul in Straßburg, ließ er Klabin, dem Oberhaupt der jüdischen Gemeinde von Rio, telegraphieren, er solle seinen Keller für die beiden berühmten Flüchtlinge öffnen, die sich die Zeit bis zur Befreiung Frankreichs mit Langusten-Fangen vertreiben wollen.«

»Diese gute Tat würde den ›guten Marx‹ rühren. Aber bewundere doch auch meinen Marx, diesen Juden – der nicht irgendwer ist –, der so kühn ist und das Wort *vit* schwarz auf weiß setzt, wenn auch imaginär, in seinem

Artikel im *Who's Who,* zusammen mit seinem Rang als Kommandeur der Ehrenlegion und seinem Beruf als Kunstkritiker am *Figaro littéraire.* Damit übertrifft er bei weitem den trübsinnigen Mauriac, die alte Sibylle dieses Blatts, den strengen Direktor Droit, den der satirische *Canard enchaîné* als *Droit comme un Z* (aufrecht wie ein Z) bezeichnet und ihre tugendhafte Leserschaft, die sie von Zeit zu Zeit mit einem Strip-tease von Green aufmuntern. Zur Ehre von Claude Roger-Marx möchte ich hinzufügen, daß er fünfundsiebzig Jahre alt ist. Einer der alten jüdischen Sammler, von denen ich dir erzählte, sagte einmal zu meiner Mutter: ›Achtzig Jahre, gnädige Frau, und keine einzige Schwäche!‹«

»Sarre behauptet, Victor Margueritte, der Verfasser von *La Garçonne,* sei ein ungekannter Jude gewesen, der Rang eines Kommandeurs der Ehrenlegion sei ihm wegen dieses Buches entzogen worden. Unter dem Einfluß des Generals Bloch-Dassault machte die Großkanzlei Fortschritte!«

»Aragon veröffentlichte ohne Unterschrift wunderbare erotische Gedichte, die man ebenso schwer findet wie die *Vits imaginaires.* Es ging nicht um *Les yeux d'Elsa* (Elsas Augen), sondern um *le C. . . d'Irène* (Irenes . . .).«

»Ich bin ganz gespannt auf deine Bibliothek. Weil du allein mich interessierst, möchte ich dich durch ein Fenster beobachten – wie die Knechte Peixottos.«

»Du bist wirklich wie geschaffen zur Jüdin! Zu unseren Besonderheiten gehört, daß wir Hellseher sind. Julien Benda schrieb, er habe in seiner Kindheit durch ein Schlüsselloch eine seiner jungen Tanten aus dem Bad steigen sehen. Vielleicht war das eine Reaktion gegen den Talmud, der die Schicklichkeitsvorschriften übertreibt. Nach dem Talmud darf uns kein lebendes Wesen beim Liebesakt beobachten, folglich auch keine Hunde oder Katzen. Falls eine Maus vorüberhuscht, braucht man

nicht zu unterbrechen. Die Anwesenheit von Fliegen und Mücken ist geduldet. Trotzdem vertrieben manche Rabbiner sie sorgfältig aus ihren Schlafzimmern.
Einer meiner englischen Vettern, der in der ersten Zeit der Unabhängigkeit die Wohnbaracken israelischer Studenten besichtigte, entdeckte verräterische Löcher in den Trennwänden aus Karton. Diese stolzen jungen Männer, die abwechselnd studierten und kämpften, die vor dem Schlafengehen ihre Maschinenpistolen auf ihre Bücher legten, standen also heimlich auf, um ihren Nachbarn nachzuspionieren. Ist das nicht ein Bekenntnis erotischer Neugier bis unter die Waffen, einer Neugier, die niemals abrüstet? In den Sprüchen Salomos steht: ›Denn am Fenster meines Hauses guckte ich durchs Gitter . . . in der Dämmerung‹, und er beobachtete die Ehebrecherin, die einen Jüngling zu sich ins Haus lockte. Oh! Er mißbilligte das, aber er war ganz Auge und Ohr.«
»Diese instinktive Neugier ist eine Äußerung eurer Menschlichkeit, insofern als euch ›nichts Menschliches fremd ist‹. Ihr seid um so mehr von den Geheimnissen anderer angezogen als ihr nicht blind für euch selbst seid. Ich sehe darin nichts Ungesundes.«
»Wenn man es ganz genau nehmen wollte, könnte man darin zudem eine Äußerung unseres Gleichheitsempfindens sehen, ein Erbe aus dem Getto. Wir glauben an den Menschen, aber wir glauben nicht an große Männer, obwohl wir sie hervorbringen. Ein erstaunlich ›menschlicher‹ Kommentar steht im Talmud zu dem feierlichen Text der Thora: ›Und wenn Mose ausging zur Hütte, so stand alles Volk auf.‹ Warum stand das Volk auf? fragten die Ausleger. Die einen meinten, aus Ehrerbietung vor dem Gesprächspartner des Allerhöchsten, aus Bewunderung für den Weisesten aller Weisen und in der Erwartung seines Segens, die anderen aber behaupteten, das Volk haben nur einen Vorwand gesucht, um beim

Anblick seiner Leibesfülle wieder einmal festzustellen, daß er auf Kosten der armen Juden gut gegessen und getrunken hatte. Wir wurden jahrhundertelang von Männern in Rüstungen unterdrückt und suchten das Allzumenschliche in der Rüstung. Montaigne – wieder Montaigne! – lehrte uns: ›Auch auf dem schönsten Thron sitzt man doch nur auf seinem Hinterteil‹.«

»Dennoch habt ihr mehr als sonst jemand Sinn für Qualität, das Gegenteil des Hangs zur Gleichmacherei. Ohne diesen Sinn und das Gefühl für Schönheit wärt ihr keine Sammler. Schließlich führte euer Verlangen nach Gleichheit zu höchst ungleicher Vermögensverteilung.«

»Die Ungleichheit an sich ist etwas Erotisches. Man versteht, warum die Erotik – die köstlichste Blüte des Menschen – aus den egalitären Staaten verschwindet. Wir verloren den Sinn für Gleichheit, als wir die Rechtsgleichstellung erlangten. Waren wir von da an nicht sicher, daß wir mit unserer Arbeit, unserer Sparsamkeit, unserer Intelligenz . . . unserer Erotik den Sieg über die Mehrheit der anderen davontragen würden? Wir bauten den Eiffelturm, den Priapus von Paris. Die Türme von Notre-Dame und die Statue der heiligen Genoveva sind nur Reliquienfinger.«

»Der Priapus von Paris war wie geschaffen für dieses Gespräch, aber meine Finger jucken, denn sie sind keine Reliquien. Wenn wir Zeit hätten, würde ich dich bitten, mich eiligst in unser Nest zu fahren, und ich glaube, es bliebe mir nicht mehr viel Jungfräulichkeit, die ich in meiner Hochzeitsnacht verliere. Aber ach! Ich muß in die große Synagoge gehen und Rabbiner Warchawsky meine Kenntnisse über den Niddazustand beweisen!«

»Du sollst nicht ach! sagen!«

»Du kannst Ausrufe wohl nicht leiden. Ich sage nicht ach! wegen des Christentums, sondern wegen der Erotik. Sie ist heute nur mit Worten gespeist worden, allerdings

reichlich. Du hast aber bewirkt, daß sie bis zu meinem letzten Atemzug in mir leben wird. Sie faßt die beiden Worte zusammen, die mir bei deinem Gedanken über deine zukünftige Frau und über unsere ungeborenen Kinder einfielen: Lust und Liebe.«

VI

Sarre war noch nicht ganz zur jüdischen Küche bekehrt. Die »Buchweizensuppe«, der »gefrorene Fuß«, die »gefüllte Milz« der Aronovitz waren, das wollte er gern glauben, orthodoxer als sonst irgendwo, und das Apfel- oder Quittenkompott war ebensogut wie »zu Hause«. Die Aussicht, Ascher und Egla anzutreffen, blieb jedoch für ihn die stärkste Anziehungskraft des Restaurants in der Rue des Rosiers. Oft wurden aber die Gespräche abgekürzt von den Erfordernissen des Lernens und des Bedienens und dem Lärm der Gäste. Dafür hatte Georges nebenbei die Segenssprüche zu manchen Gerichten gelernt. Bei Karottengemüse und rohen Salaten preist man Gott, weil er »die Früchte der Erde schuf«, bei einer Orange, einer wohlriechenden Frucht, weil er »die Düfte schuf«, beim hellen Apfelbrei, weil er »alles durch das Wort schuf«, beim Quittenkompott mit ganzen Schnitzen, weil er »die Frucht des Baumes schuf«. Obst mußte man schälen und Nüsse oder Mandeln aufknacken, ehe man den Segensspruch sagte.

Welch ein Glücksfall! Als Georges eines Tages wieder in die Buchhandlung Talmudica kam, traf er die Geschwister beim Schmökern an. Wenn sie da waren, bedeutete es, daß sie Zeit hatten. Frau Hermann bot Stühle an. Herr

Samson lüftete sein Käppchen und sagte etwas Hebräisches.
»Ich sprach den Segen, der vorgeschrieben ist beim Wiedersehen eines Freundes nach langer Pause«, erklärte er Georges: »Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du uns bis zu diesem Augenblick leben ließest!«
»Sehr schmeichelhaft«, meinte Georges.
»Man hält uns für hartherzig, aber wir haben ein weiches Gemüt«, sagte Ascher.
»Diesen Segen«, fügte Frau Hermann an, »sprechen wir auch, wenn wir saure Gürkchen essen.«
»Dann habe ich mich zu früh bei Herrn Samson bedankt!«lachte Georges.
»Unser ganzes Leben«, sagte Ascher, »sollte ein immerwährender Segen sein. Wir müssen den Ewigen jeden Augenblick preisen für die Dinge, die wir sehen, für die Gerüche, die wir wahrnehmen. Neulich war ich auf den Quais und sah de Gaulle im Auto vorüberflitzen. Ich hatte gerade Zeit, den Segen beim Anblick regierender Männer zu sprechen: ›Gepriesen seist du, Ewiger, ... der du einem Manne Majestät verliehen hast.‹«
Georges fragte nach Herrn Frank und sprach sich lobend über ihn aus.
Herr Samson erklärte:
»Er sagte Ihnen schon, daß sehr hochstehende Leute in Buchenwald waren. Sie konnten aus seinen Worten entnehmen, daß auch in der Rue des Rosiers hervorragende Menschen leben.«
»Er ist nicht der einzige«, antwortete Georges.
»O Herr Sarre«, sagte Frau Hermann, »der Ewige hat Sie in die Rue des Rosiers geleitet, nicht damit Sie mir Bücher abkaufen, sondern damit Sie erfahren, was das Judentum ist! Der kennt das Judentum nicht, der diese Straße nicht kennt.«

»Und man kann sie nicht kennenlernen, ohne ihre Einwohner gern zu haben!« sagte Georges.
»Man muß uns um unserer selbst willen liebhaben, denn unsere Geschichten sind nie fröhlich«, gab Egla zurück.
»Und doch«, sagte Ascher, »vertrauen wir dem Leben. Wir sind optimistisch. Ist das nicht erstaunlich?«
Georges dachte an seinen Freund Ruben, der ihm den Schlüssel zu diesem Optimismus gegeben hatte, aber ein glaubensloser Jude war.
»Mitten in allem Unglück beschlossen die Juden, die Welt sei gut«, fuhr Ascher fort, »während ihr glücklichen Christen sie ein Jammertal nennt. Für einen solchen Gedanken war tiefer Glaube nötig.«
»Unser Optimismus hat bewirkt, daß die Thoralesung mit einem glückbringenden Vers beginnt und endet«, sagte Frau Hermann. »Fluchtexte werden in einem Zug gelesen.«
»Wir wollten Frau Hermann und Herrn Samson einen Segen bringen«, sagte Egla. »Wir würden uns freuen, wenn Sie auch daran teilnehmen würden.«
Sie reichte Sarre eine prächtige, gefaltete Visitenkarte. Eine Einladung stand in Goldbuchstaben auf der einen Seite hebräisch, auf der anderen französisch: »Herr und Frau Aronovitz geben sich die Ehre, Sie von der Bar-Mizwa ihres Sohnes Ascher in Kenntnis zu setzen und Sie zu der religiösen Feier zu bitten, die am Samstag, 29. Juni 1963, um zehn Uhr morgens in der Synagoge der Jakobsgemeinde, Rue des Rosiers in Paris, stattfinden wird.«
»Herzlichen Glückwunsch!« rief Sarre.
Er bewunderte die vornehme Karte.
»Es ist vielleicht nicht sehr orthodox«, sagte Egla, »aber es ist auch nicht ketzerisch. Fast alle Juden üben heute diesen aus Amerika gekommenen Brauch.«
Georges bemerkte im hebräischen Text einen Zusatz bei

dem Namen Ascher, der auf einer besonderen Zeile stand. »Es ist noch ein Vorname und etwas anderes dabei«, sagte der Junge mit bescheidenem Lächeln: »Abraham Ascher – Kohen. Ich bin Kohen.«

»Du bist zweifach eine Blüte des Judentums!« sagte Georges, »Chassid und Kohen! Wie könnte ich deiner Bar-Mizwa fernbleiben?«

»Das ist noch nicht alles«, sagte Egla. »Am Sonntagabend geben wir ein Essen im Restaurant, das so lange für die Öffentlichkeit geschlossen wird, und wir würden uns freuen, wenn Sie mit uns feierten.«

Georges' Dank wurde unterbrochen. Ein bärtiger Greis, der sich mit einer Hand auf einen Stock stützte und in der anderen eine kleine schwarze Tasche trug, kam auf die Ladenstube zu. Ascher eilte ihm entgegen:

»Schalom, Herr Abraham!«

Dieser Vorname, der sie trotz des Unterschieds in Alter und Aussehen verband, schuf unvermittelt die Atmosphäre einer biblischen Szene. Die drei anderen grüßten im Chor:

»Schalom, Herr Abraham!«

»Keine Todesfälle im Viertel?« fragte er.

»Nein, Herr Abraham«, antwortete Herr Samson. »Ein schlechter Tag für Sie.«

»Kein Bedarf an Tefillin?«

»Danke, Herr Abraham«, antwortete Frau Hermann, »ich habe seit Ihrem letzten Besuch keine verkauft.«

Egla erklärte Georges das doppelte Handwerk des biederen Alten.

»Darf ich ihm wohl Gebetsriemen abkaufen?« fragte er.

»Sicher, denn Sie entweihen sie nicht.«

»Sie werden Herrn Abraham bestimmt eine große Freude bereiten«, sagte Ascher, »eine geistige, keine merkantile Freude!«

Leise setzte er hinzu:

»Wir erzählen ihm, Sie seien ein Jude, der seinen Glauben niemals ausübte und nun zur Religion seiner Väter zurückkehrt.«
Da Sarre Frau Hermann zu Ehren sein Mützchen aufgesetzt hatte, war der Schwindel glaubhaft. Er entschuldigte sich bei der Buchhändlerin, daß er unmittelbar beim Hersteller einkaufe. Herrn Abrahams Gesicht leuchtete auf, als sie ihn bat, dem Kunden zu zeigen, wie man die Tefillin anlegt.
»Ziehen Sie Ihre Jacke aus und machen Sie den linken Arm frei«, sagte er zu Georges.
Es war fast wie bei der freimaurerischen Einweihung, die vielleicht etwas vom Judentum übernahm. Herr Abraham entnahm seiner Tasche zwei auf Riemen befestigte Lederkapseln.
»Küssen Sie sie!« flüsterte Ascher.
Der Greis zog die Schutzhülle von der für den linken Arm bestimmten Kapsel und deutete auf das glatte Leder, unter dem die vier rituellen Texte aufbewahrt sind.
»Ich habe sie eigenhändig auf Pergament geschrieben!« sagte er.
»Nur ein frommer Jude ist dazu berechtigt«, erklärte Ascher. »Innen in den Kapseln ist jedes Pergament mit Kalbshaaren befestigt, um an die Sünde mit dem Goldenen Kalb zu erinnern.«
Herr Abraham entfernte die Schutzhülle von der zweiten, für die Stirn bestimmten Kapsel und wies auf das Leder, in dem drei Zeichen eingeprägt waren zum Unterschied von der anderen Kapsel. Die Zeichen gaben die Abteilungen für vier weitere Thoratexte an. Ein Buchstabe, der zweimal vorkam, hatte einmal drei, das andere Mal vier Arme.
»Es ist der Anfangsbuchstabe des Allmächtigen«, sagte Ascher, »er entspricht der Zahl hundert. Sicher wissen Sie, daß unsere hebräischen Buchstaben zugleich Zahlen

sind. Die Kabbala hält die Thora für eine chiffrierte Botschaft, die sie auf ihre Weise auslegt.«
Der Greis erklärte in feierlichem Ton die Bedeutung der drei Arme:
»Der Ewige ist heilig, der Sabbat ist heilig, das Volk Israel ist heilig.«
»Der vierte«, sagte Ascher, »steht für den Wunsch, die ganze Menschheit möge heilig werden. Wir sind großzügig!«
Herr Abraham wickelte den Riemen der für den Arm bestimmten Kapsel ab, legte sie auf Georges' Oberarm auf den gewölbten Muskel, zog den Riemen durch die Öse der Kapsel und sprach den Segen: »Gepriesen seist du, der Ewige, unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote geheiligt und uns geboten hat, die Gebetsriemen anzulegen.« Dann zog er den Schiebeknoten an, schlang den Riemen siebenmal um den Unterarm und zweimal um die Hand, legte die Schutzhülle auf die Kapsel und schlug den Hemdärmel darüber. Er nahm die andere Kapsel, wickelte den Riemen ab, nahm Georges' Mützchen weg, zog den Knoten des Riemens im Nacken an, setzte ihm das Mützchen wieder auf, sprach den Segen und rückte die Kapsel auf der Stirn zurecht. Nun beschäftigte er sich noch einmal mit dem linken Arm, wickelte den zweimal um die Hand gewundenen Riemen ab, führte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger durch, schlang ihn einmal um die Hand, dann um das zweite, das erste und das dritte Glied des Mittelfingers, wand ihn zwischen dem Mittelfinger und dem Ringfinger, dann zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger durch, schlang ihn noch einmal mitten um die Hand und befestigte das Ende auf der Handfläche.
»Wenn man die Tefillin abnimmt«, sagte Herr Samson, »geht man umgekehrt vor: Zuerst macht man die Hand frei, dann den Kopf und den Arm.«

»Sie haben eine gute Tat vollbracht, Herr Sarre«, sagte Ascher, »und Sie glauben, Sie seien deshalb Herrn Abraham überlegen. Keineswegs! Sie sind ihm Dank schuldig, weil er Ihnen zu dieser guten Tat verhalf. Bei uns ist der Arme, der klassische Bettler, der zu so vielen Büchern Anlaß gab, niemals ein Armer oder ein Bettler, sondern ein Gnadenbringer. Deshalb waren die Juden immer mildtätig.«

»Manchmal«, sagte Egla, »wird uns Schopenhauers Ausspruch vorgehalten, die Heimat der Juden sei die Judenschaft insgesamt und sie bildeten eine Kette vom getauften Minister bis zum polnischen Bettler. Diese Interessen- und Gefühlsgemeinschaft gehört zu den Schönheiten des Judentums. Ich sage Ihnen das um so lieber, als unser großer Herr Frank über den Schrei zu spotten schien, den der Jude in New York ausstößt, wenn man einem Juden in Warschau auf den Fuß tritt – ein oft recht theoretischer Schrei, leider! Die Heimat der Juden ist die ganze Welt.«

»Die Heimat der Juden«, berichtigte Ascher, »ist die Thora. Herr Frank erfuhr eine ergreifende Geschichte von einem Rabbiner, einem Militärgeistlichen im englischen Heer in Burma. Es war nach wochenlangen Kämpfen im Dschungel, der Rabbiner trug auf seinen Schultern die Thora wie die Bundeslade, aber diese neue Lade war von einem Fallschirm verhüllt. Bei einem Halt stieß eine andere Truppe zu ihnen, und er sah einen jungen, verstörten Soldaten mit einer Binde um die Stirn hervortreten und hörte ihn rufen: ›Lassen Sie mich die Thora sehen! Zeigen Sie sie mir... schon drei Monate bin ich im Dschungel und habe sie nicht mehr angeschaut.‹ Der Soldat wickelte die Rolle fieberhaft aus dem Fallschirm, küßte sie mit Tränen in den Augen, schloß sie in seine Arme und tanzte vor Freude.«

»Das geschieht an dem Festtag, der Gesetzesfreude

heißt«, sagte Egla. »Oft war es für die, die in der Synagoge tanzten, so etwas wie ein Tanz im Dschungel.«
Aus dieser Geschichte erkannte Sarre den Unterschied zwischen den beiden Religionen noch deutlicher. Das Kruzifix flößte den Christen gleiche Begeisterung ein, konnte aber keine Freudentänze hervorrufen. Man hatte nur beim Narrenfest oder während der Saturnalien der Revolution mit dem Kreuz getanzt. Georges besann sich auf das, was über die jüdische Mildtätigkeit gesagt worden war, und wollte die christliche Wohltätigkeit loben.
»Wir Christen . . .« fing er an und hielt inne, belustigt über die Worte, war er doch ein Christ, der ein Mützchen trug und gerade seine Tefillin einsteckte.
»Wir Christen«, begann er noch einmal tapfer, »sagen: ›Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn.‹«
»Das haben Sie nicht erfunden«, meinte Ascher. »Es ist ein Spruch Salomos. Wir gehen noch weiter: Nicht wir geben den Armen, sondern die Armen geben uns.«
»Ein ergreifender Gedanke. Kann ich aber gestehen, daß mein Philosemitismus von euren Tefillin etwas verwirrt ist? Die pedantische Genauigkeit all dieser Schlingen kommt mir leicht abergläubisch vor. Allerdings sprechen unsere Priester auch eine Litanei von Gebeten, wenn sie ihren Schmuck anlegen, und knüpfen ihre Stricke gleich pünktlich.«
»Sie sagen es selbst«, entgegnete Ascher. »Die Juden sind ein Volk von Priestern, wie es ihnen der Ewige vorschrieb. Für uns ist alles ein Gebet; das ist der Sinn des hebräischen Wortes Tefillin.
In der Thora steht geschrieben: ›Du sollst meine Gebote binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen dir ein Denkmal vor deinen Augen sein, und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben und an die Tore.‹ Einst legte man die Tefillin nicht nur zum Gebet an, man trug sie den ganzen Tag. Sie waren das Abzeichen der Juden.«

»Also auch das Abzeichen des Stifters des Christentums«, sagte Herr Samson, »aber eure Maler und Bildhauer vergaßen diese Einzelheit.«
»Eine Christin aber«, sagte Frau Hermann, »bei der ich in Lyon Zuflucht suchte, erzählte mir, sie habe in Turin das sogenannte heilige Schweißtuch gesehen, und das darauf abgedrückte Gesicht sei vollkommen semitisch.«
»Der, den ihr Christus nennt«, sagte Herr Samson, »feierte pünktlich alle jüdischen Feste. Ihr seid von ihm ausgegangen und feiert keines mehr, sondern verfolgt uns!«
»Wie, Herr Samson? Wir haben mit viel Aufwand beschlossen, euch nicht mehr als Treulose und nicht einmal mehr als Gottesmörder zu bezeichnen!«
Die vier Juden lachten so laut, daß der Staub von den Büchern im Zimmer aufwirbelte. Georges hielt es für überflüssig, auf dem Thema zu beharren.
»Sie sprechen von Pedanterie, Herr Sarre«, sagte Ascher, »aber in der Pünktlichkeit wohnt die Größe des Judentums. Auch die einfachsten Juden fanden in der Genauigkeit die Kraft zu leben und zu hoffen. Auf Grund der Gesamtheit des Gewohnten, das sich aus der Genauigkeit ergibt, konnte ein Mann wie Herr Frank seine patriotische Sendung erfüllen und sogar durch die Maschen der Gestapo in Buchenwald schlüpfen. Dieselbe Pünktlichkeit auf anderen Gebieten brachte unsere Genies hervor, von Spinoza bis Einstein.«
Egla unterbrach ihren Bruder und bat ihn, die Stelle aus dem Talmud herzusagen, in der er den Scharfsinn Einsteins im Keim zu erkennen glaubte. Der kleine Pico della Mirandola aus der Rue des Rosiers errötete vor Freude.
»Es geht um die dem Zehnten unterliegenden Feigen«, erklärte er. »Dabei steht eine Einleitung. Die Feigen eines Feigenbaumes in einem Hof sind nicht zu verzehnten, falls man sie auf dem Baum verzehrt, ohne sie zu sam-

meln. Es ist genau bestimmt, wenn man eine in jeder Hand und eine dritte im Mund habe, sei das noch kein Sammeln. Hier sind wir schon mitten in der Relativität. Und jetzt erscheint Einstein: ›Wenn man eine Feige in die Luft wirft, höher als zehn Palmen, womit sich diese Feige an einem neuen Aufenthaltsort befindet, und wenn man, ehe sie unter die angegebene Höhe fällt, eine zweite pflückt, gilt dies dann als Sammeln?‹«

»Ja«, antwortete Egla. »Ich habe Ascher zum Meister, aber schließlich habe ich an der Sorbonne auch gute Lehrer in anderen Fächern als dem Talmud – unsere Glaubensbrüder Jankélévitch, Schuhl, Jean Wahl zum Beispiel. Mein Philosophiestudium bringt mich zu häufigem Nachdenken über die jüdischen Phänomene. Jung, der von sich selbst sagte, er sei kein Jude, der aber so aussah – und Jung ist ein jüdischer Name –, und der Freuds Forschungen weiterführte, hat bewiesen, ›das Verbotene‹ flöße dem Menschen den Wunsch ein, sich anders zu befriedigen um fortzuschreiten. Die Zahl der Verbote oder Vorschriften – sechshundertdreizehn – im jüdischen Gesetz ist also eine der Ursachen für die Verfeinerung der Geister im Schatten der Gettos und auch in späterer Zeit. Die Formel der Atombombe ging davon aus.«

»Man muß darauf hinarbeiten, daß sie nur zu friedlichen Zwecken verwendet wird«, sagte Ascher, der jede Gelegenheit wahrnahm, seine Prinzipien zu verkünden.

»Mein armer Vater – Schalom! –«, sagte Frau Hermann, »erzählte oft, während der Französischen Revolution habe man eine Verfügung erlassen müssen, um die Juden von Carpentras zu zwingen, kein Unterscheidungsmerkmal mehr zu tragen. Sie fürchteten, eines ihrer Verbote aufzugeben.«

»Diese Verbote«, sagte Egla, »spielen heute bei der Existenz des Staates Israel eine Rolle, denn er ist von feindseligen Nachbarn umgeben.«

»Er ist ein Getto mit Aussicht aufs Meer und sogar Zugang zum Meer«, meinte Sarre. »Die Araber sind die Wächter.«

»Deshalb dürfen die Israelis nicht stehenbleiben«, sagte Egla, »sie müssen rüsten, industrialisieren, den Boden urbar machen, kurz, sich in Atem halten, wie wir es jahrhundertelang in den Gettos taten. Das ewige, pedantische Verbot ist mehr als unsere Lebensberechtigung, es ist unser Heil. Sobald wir einschlafen, erwürgt man uns, sobald wir ein Verbot aufgeben, verlieren wir unseren Daseinsgrund als Juden. Dann können wir nur noch zur vorherrschenden Religion übertreten, hier zum Katholizismus, dort zum Islam, in Rußland zum Atheismus – der intolerantesten aller Religionen.«

Aschers und Eglas Worte erinnerten Georges daran, was sein Freund Ruben über die Quellen gesagt hatte, aus denen Freud und Kafka ihre Erleuchtungen schöpften.

»Ich bin stolz auf meine Schwester«, erklärte Ascher. »Allerdings habe ich sie schlecht behandelt, als sie mich fragte, ob der Zug durchs Rote Meer nicht vielleicht bei Ebbe und die Vernichtung der Ägypter bei Flut stattgefunden habe oder ob das Manna in der Wüste nicht eine Ausscheidung der Tamarisken gewesen sei. Diese oberflächlichen Gedanken hatte ihr ein glaubensloser jüdischer Student eingeblasen – als könne man glaubenslos und jüdisch zugleich sein!«

Zu Georges gewandt fügte er hinzu:

»Sieht man einen Ort, an dem für Israel Wunder getan wurden, so spricht man einen Segen.«

Sarre dachte wiederum an Ruben, der sich als glaubenslos bezeichnete, aber selbst anerkannte, wie viel er seiner jüdischen Seele verdankte. Sarre rief sich auch die Bemerkungen Marcel Jouvenceaus ins Gedächtnis und kam zu dem Schluß, daß der Antisemitismus – auch eine Form des Verbots – nicht immer religiöse Juden hervorbrachte,

aber allen ein ehernes Herz verlieh, wenn sie auch einen mittelmäßigen Brustindex aufwiesen.
»Da wären aber eine Menge Tamarisken in der Wüste nötig gewesen, um sechshunderttausend Menschen zu ernähren!« sagte Herr Samson.
»Und am Tag vor dem Sabbat die doppelte Portion!« rief Frau Hermann.
»Glauben Sie mir«, sagte Egla, »diese Dinge habe ich meinem Bruder nur vorgetragen, weil es mir Spaß machte, ihn zu ärgern. Ich bin sozialistisch, falls er nichts dagegen hat, aber ich bin nicht modernistisch.«
»Genauso sinnlos ist die Behauptung, unsere Speisegesetze seien aus gesundheitlichen Gründen erlassen worden«, sagte Frau Hermann. »Vielleicht im Falle des Schweinefleischs; wie sollte man aber alle anderen erklären, wenn man nicht an das Heilige glaubt?«
»In diesem Winter kam es mehrmals vor«, erzählte Egla, »daß wir nach einem Essen bei Freunden am Sabbatabend vor unserer Haustür fast erfroren, bis uns ein nichtjüdischer Mieter oder Vorübergehender öffnete (in unserem Viertel wundert sich niemand über diesen kleinen Dienst). Zum Öffnen muß man lediglich den elektrischen Türdrücker bedienen, aber es gilt als Arbeit, auf einen elektrischen Knopf zu drücken, weil es Strom erzeugt, und alle Arbeit ist verboten. Als einmal an einem bitterkalten Abend niemand kam – Sie erinnern sich, wie streng der Januar war –, näherte ich meine Hand dem Knopf und sagte zu Papa: ›Ich nehme die Sünde auf mich.‹ Welch einen Blick warf er da auf mich! Einen Blick, der weder kleinliche Genauigkeit noch abergläubische Bestürzung verriet, denn er wußte wohl, daß uns nicht der Blitz erschlagen würde. Sein Blick enthielt die Worte, die er nicht auszusprechen brauchte: ›Jude sein heißt, eben diese Bewegung nicht ausführen. Weil unsere Vorfahren entsprechende Gesten nicht machten, weil sie

nein sagten, wenn man sie dazu aufforderte, bist du am Leben.‹«
Wie um Georges von diesen asketischen Schönheiten abzubringen, fügte Herr Samson einige Worte über die »Bagatellen mit der Tür« hinzu:
»Falls kein elektrischer Türdrücker zu bedienen, sondern ein Schloß zu öffnen ist, darf man seinen Schlüssel benützen, wenn man ihn am Gürtel oder an einem Kettchen hängen hat, denn es ist verboten, etwas zu tragen.«
Georges lächelte:
»Nicht zu Unrecht meine ich, daß die Jesuiten bei den Juden erzogen wurden. Der feine Unterschied, daß es zwar verboten ist, etwas in der Tasche zu tragen, daß es aber erlaubt ist, etwas am Gürtel zu tragen, kommt mir ganz jesuitisch vor.«
»Ein Jesuit hätte mit seinem Taschentuch auf den elektrischen Knopf gedrückt«, sagte Egla.
»Wahrscheinlich«, entgegnete Georges.
»Am Sabbat«, begann Herr Samson wieder, »treibt man die Gewissenhaftigkeit so weit, daß man beim Waschen keinen Seifenschaum erzeugt, denn das wäre eine Arbeit. Man benützt flüssige Seife.«
»Darf man sich nach dem Bad abtrocknen?« fragte Ascher. »Dazu muß man reiben, und Reiben ist eine Arbeit. Alle sind sich darin einig, daß man seine Glieder nicht hintereinander abtrocknen darf, sondern sich auf einen Zug abtrocknen muß. Ein feuchtes Handtuch darf man nicht auswinden, weil Auswinden verboten ist. Man darf sich nicht rasieren, weil Zerschneiden verboten ist.«
Georges fragte, warum manche Rabbiner einen Bart trügen und andere nicht, wie Rabbiner Warchawsky.
»Wir ehren den Bart«, erklärte Ascher, »er ist aber nicht vorgeschrieben.«
Herr Samson sagte: »In der Thora steht geschrieben: ›Ihr

sollt euer Haar am Haupt nicht rundumher noch euren Bart gar abscheren.‹ Die Rabbiner beschlossen, es gebe fünf Ecken, die man nicht scheren darf, aber sie sind sich nicht über die Orte einig.«

»Außer Zweifel steht«, sagte Ascher, »daß es verboten ist, sich mit einem Rasiermesser, sei es auch eine Sicherheitsklinge, zu rasieren. Daher benützten die Juden stets Enthaarungsmittel oder Scheren, die eigentlich keine Klinge haben. Der elektrische Rasierapparat wurde für orthodox erklärt, weil er eine Art Schere ist.«

»Ist es nicht merkwürdig«, sagte Georges, »daß der letzte Schrei in der Rasierkunst den pogonologischen Vorschriften der ältesten westlichen Religion entspricht? Was mache ich aber mit meiner Brille am Sabbat?«

»Sie tragen sie auf der Nase als unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand, dürfen sie aber nicht abnehmen, um sie zu putzen oder hin- und herzuschwingen«, sagte Ascher. »Der Kneifer ist verboten, weil man nichts drükken darf. Man darf nichts in den Taschen tragen, nicht einmal ein Taschentuch – man schlingt es um den Hals, womit es zum Schal wird.«

»Da es doch verboten ist, etwas zu drücken«, sagte Herr Samson, »fragte man sich, ob man sich wohl schneuzen dürfe. Im Taschentuch wird der Schleim zusammengedrückt. Der allgemeinen Ansicht nach darf man aber sein Taschentuch benützen.«

»Aus dem Beispiel mit dem Taschentuch«, sagte Ascher lächelnd, »können Sie erkennen, daß man einen Gegenstand immerhin auf ungewöhnliche Art tragen darf: Auf dem Handrücken, auf dem Fuß, im Mund, hinter dem Ohr, in den Haaren . . . Das Judentum ist eine Schule der Spitzfindigkeit.«

»Ich finde nicht jesuitisch«, sagte Egla, »daß es erlaubt ist, einer Flasche den Hals abzuschlagen, um das Verbot des Entkorkens oder Entstöpselns zu umgehen.«

»Wenn eine Fliege in eine Flüssigkeit gefallen ist«, sagte Herr Samson, »darf man sie nur mit einem Löffel voll Flüssigkeit herausnehmen, denn es ist nicht gestattet, etwas Schlechtes aus Nahrungsmitteln zu entfernen.«
Frau Hermann sagte:
»Man kann die Fliege auch an den Rand des Gefäßes blasen und dann das Gefäß neigen, so daß sie mit etwas Flüssigkeit herausfließt.«
»O Wunder!« rief Georges. »Nichts ist vergessen, von der Fliege bis zum Taschentuch!«
»Es ist sogar verboten, Fliegen zu fangen«, sagte Ascher, »eine Ableitung des Fangverbots.«
»Es gibt neununddreißig streng verbotene Arbeiten«, erklärte Egla, »dazu eine Unzahl abgeleiteter Verbote, die sich alle aus vier Grundverboten ergeben. Es ist untersagt zu schreiben, zu lesen, falls es nicht ein geistliches Buch ist, Radio zu hören, denn damit würde ebenfalls Strom erzeugt, zu rauchen, Zigaretten zu drehen, ans Telefon zu gehen.«
»Wie ich Ihnen schon anläßlich des Tragens von Gegenständen sagte«, erklärte Ascher, »ist es gestattet, auf ungewöhnliche Weise zu schreiben, zum Beispiel mit dem Fuß, mit dem Mund, mit dem Ellbogen oder mit der umgedrehten Hand. Solche Spitzfindigkeiten sind die Spiele des Talmuds.«
»Der Fernsprechauftragsdienst«, fuhr Egla fort, »ist der Schutz der praktizierenden jüdischen Rechtsanwälte und Ärzte. Für das Licht haben wir besondere automatische Schalter, sonst müßte man es die ganze Nacht brennen lassen. Unser Essen wärmen wir auf vorher angezündetem Feuer, denn man darf kein Feuer machen.«
»In Rom durchstreiften einst am Sabbat die Christenkinder das Getto mit Kerzen«, sagte Georges, »und boten ihre Dienste an.«
»Damals«, erzählte Frau Hermann, »mußte man große

und kleine Christen herbeirufen, um einen Brand zu löschen, denn es ist verboten, Feuer anzuzünden und zu löschen. Oft ließen die Juden lieber ihre Häuser abbrennen als das Gesetz zu übertreten.«

»Trotz dem Verbot des Kochens«, sagte Herr Samson, »ist es erlaubt, ein Ei in der Sonne zuzubereiten oder Speisen in Vogelgefieder zu wärmen, aber nicht in Mist.«

»Zum Glück nicht!« rief Frau Hermann. »Natürlich war es eine Jüdin – Maria Hebraea –, die das *bain-marie* (Wasserbad) erfand. Wir stellten auch die Thermosflasche und die Kochkiste als erste her.«

»Ich möchte wetten, Herr Sarre«, sagte Ascher, »daß Sie nicht erraten, warum man sich am Sabbat nicht kämmen darf. Es ist eine Ableitung von dem Verbot, Striche zu ziehen, womit das Schlittschuhlaufen ebenfalls untersagt ist.«

»Man darf nicht stricken, nähen oder sticken«, sagte Frau Hermann, »eine Ableitung vom Verbot des Spinnens, man darf keine Schuhe wichsen, eine Ableitung vom Verbot des Gerbens.«

»Es ist untersagt, einen Nagel einzuschlagen, weil das Bauen nicht gestattet ist«, fuhr Ascher fort. »Wie deduktiv ist dieser Geist!«

»Man darf auch kein Instrument spielen«, sagte Egla, »nicht in die Hände klatschen, nicht tanzen, schwimmen, seine Uhr aufziehen, kein Messer schleifen, keinen Bleistift spitzen, nichts kleben oder zerreißen, kein Rouge auflegen.«

»Die letztere Vorschrift«, sagte Frau Hermann, »stammt vom Verbot des Färbens. Es ist nicht gestattet, Käse zu reiben, weil Mahlen verboten ist. Man darf keine Mayonnaise bereiten, weil Kneten untersagt ist.«

»Das Verbot des Scherens«, sagte Egla, »bewirkt, daß man sich die Nägel nicht schneiden, keine Wolle waschen und keine feuchten Kleider ausklopfen darf.«

»Kehren darf man nur mit einem weichen Besen«, sagte Frau Hermann.
»In Israel«, sagte Ascher, »führte das Verbot des Betriebs von Verkehrsmitteln zum Streit zwischen Orthodoxen und Glaubenslosen. In orthodoxen Orten und Vierteln wirft man Steine auf fahrende Wagen.«
»Eine einzige Arbeit ist erlaubt«, sagte Herr Samson, »die Beschneidung, falls der achte Tag nach der Geburt eines Knaben ein Sabbat ist.«
»Jetzt verstehen Sie, Herr Sarre, warum ein jüdischer Schüler, Student oder Professor am Sabbat nicht arbeitet«, sagte Ascher.
»Ehe ich das Judentum kennenlernte«, sagte Sarre, »hatte ich den Verdacht, es habe uns die fürchterliche Devise *Time is money* beschert. Jetzt erkenne ich im Gegenteil, daß keine andere Religion einen so vollkommenen und so fruchtbaren Zeitverlust vorschreibt.«
»Zuweilen ist das Geld der Lohn für verlorene Zeit«, sagte Egla. »Bernard Baruch erzählte bei einem Interview, er verdanke die Anfänge seines Vermögens der Einhaltung der Ruhe, denn er habe einmal an einem Festtag oder am Vorabend eines der Festtage, an denen die Arbeit untersagt ist (Passah, Versöhnungsfest . . .), unterlassen, mit Verlust zu verkaufen. Der erste Rothschild war der gesetzestreueste Jude in Frankfurt.«
»Ich habe die Vorschriften stets eingehalten«, sagte Herr Samson, »aber ich warte immer noch auf das Vermögen.«
»Der Talmud sagt: ›Bereichert euch, indem ihr den Sabbat einhaltet‹«, sprach Ascher. »Das bedeutet innere Freude über die erfüllte Pflicht.«
Als würdiger Sohn des Lichts dachte Georges, alle Religionen, sogar das solide Judentum, hätten ihr Teil an *flatus vocis*. Aber auch die jüdische Spitzfindigkeit trat in den Worten Frau Hermanns wieder hervor.
»Ein gesetzestreuer Jude«, sagte sie, »darf sich nur auf

Grund einer Sondergenehmigung mit einem gleichgültigen Juden oder mit einem Nichtjuden geschäftlich zusammenschließen. Trägt das Unternehmen den Namen des gesetzestreuen Juden, so muß sich der andere verpflichten, am Sabbat nicht zu arbeiten; trägt es den Namen des anderen, so hat der gesetzestreue Jude keinen Anspruch auf Gewinn aus der Sabbatarbeit oder – es gibt Vereinbarungen mit dem Himmel – er bekommt ihn nur, wenn ihm der andere den Ursprung verschweigt. Diese letzte Klausel wird im allgemeinen von den Rabbinern verworfen.«

»Hoffentlich!« sagte Ascher mit strenger Miene. »All diese Verbote haben das Ziel, einen ›Zaun für die Weisung‹ zu errichten, wie der Talmud sagt. Die Tiere dürfen ebensowenig arbeiten wie die Menschen. Am siebten Tag der Woche hörte ein kleiner Fluß in Palästina, der deshalb Sabbation genannt wurde, zu fließen auf.«

»Wenn man uns das lange Wochenende verdankt«, sagte Egla, »so handelten wir einst in moralischer und sozialer Hinsicht noch viel besser. Alle sieben Jahre, das heißt in jedem Sabbatjahr, hatte das Land selbst Recht auf Ruhe. Man bestellte es nicht, und seine Früchte waren gemeinsames Gut. Die Orthodoxen hoffen, diesen Brauch in Israel wieder einzuführen. Alle fünfzig Jahre, das heißt in jedem Halljahr, fielen die seit dem letzten Halljahr verkauften Ländereien an ihre einstigen Besitzer zurück, und die Sklaven wurden freigelassen. Geben Sie zu: Wenn ein Jude weder Rothschild noch Baruch wird, ist es schwer für ihn, nicht sozialistisch zu werden.«

»Oh!« sagte Ascher und zog die Brauen zusammen, »daß du auch immer das Judentum mit Politik beschmutzen mußt! Die Sorbonne gleicht wirklich der Jabne-Schule nicht. Es wäre mir lieber gewesen, du hättest an Alexander den Großen erinnert, der das Sabbatjahr achtete, als er den Juden erlaubte, ihren Tribut nicht zu zahlen.«

Herr Samson schnitt den geschwisterlichen Streit ab und brachte die Anwesenden wieder zum Lächeln.
»Stellen Sie sich vor, es ist verboten, am Sabbat im Freien auszuspucken – man spuckt übrigens auf die linke Seite –, denn man könnte sieben, falls der Wind bläst, oder zermalmen, falls die Erde eben ist, oder einebnen, falls die Pflastersteine schlecht zusammengefügt sind, alles verbotene Arbeiten!«
»Entschuldigen Sie«, sagte Ascher, »nach Rabbi Hiza dem Großen ist das Ausspucken gestattet, auch wenn der Boden eben ist. Ist der Boden gut gepflastert, so erlauben es alle Rabbiner.«
Georges schmunzelte über Rabbi Hiza, dessen Größe eine Frage des Ausspuckens gelöst hatte, wie Alexander eine Frage des Tributs. Ein Psalm Davids sagt, allein die Größe des Herrn sei unausforschlich.
»Kennen Sie das Bild *Le Sabbat* von Chagall?« fragte Egla Georges. »Man sieht Menschen völlig erschöpft auf Stühlen sitzen und einen Mann mit verzückter Miene ins Zimmer treten. Dabei ist die absolute Ruhe übertrieben und vor allem das vergessen, was uns Freude machen soll. Die jüdischen Maler, auch die größten, vermögen noch nicht, die jüdische Seele vollkommen darzustellen.«
»Die jüdischen Maler!« rief Ascher. »Sollte es jüdische Maler geben?«
»Um offen zu sein«, sagte Frau Hermann, »wollen wir nicht verschweigen, daß es unangenehmere Sabbatgesetze gibt als das Tanzverbot. Man darf nur eine Arznei nehmen, wenn man wirklich krank ist, aber nicht gegen Kopfweh, Bauchweh oder Zahnschmerzen. Vielleicht haben die Gestalten Chagalls Bauchgrimmen.«
»Man darf bei Halsweh nicht gurgeln«, sagte Herr Samson, »und keine Abführkur nehmen.«
»Nicht einmal einen Einlauf darf man machen«, sagte Frau Hermann. »Sollte man gezwungen sein, ein Zäpf-

chen zu benützen, so muß man es mit dem dicken Ende einführen, um zu zeigen, daß kein gewöhnlicher Tag ist.«
Alle lachten.
»Was geschieht aber, wenn man gegen eine dieser Regeln verstößt?« fragte Georges.
»Der geringste Verstoß zieht vierzig Fasttage nach sich«, antwortete Frau Hermann.
»Man kann sich mit der Summe von drei Goldfrancs pro Fasttag loskaufen«, sagte Herr Samson. »Das fällt Baruch und Rothschild leichter als mir.«
»Ich glaubte«, sagte Sarre, »statt mit der Zahlung einer Buße würde euch mit den ewigen Flammen gedroht!«
»Oh!« rief Egla, »man merkt, Sie gehören einer Religion an, in der nichts ohne Drohungen abgeht!«
»Ich gehöre«, antwortete er, »der Religion jener alten Frau an, von der Voltaire spricht, die einen Kocher herbeibrachte, um den Himmel zu verbrennen, und einen Krug, um die Hölle zu löschen, damit man Gott ohne Selbstsucht und ohne Furcht dient.«
»Für uns ist die Hölle, als existiere sie gar nicht«, sagte Ascher. »In der Genesis ist von ihr die Rede, dann noch bei Jesaja. Rabbi Akiba sagte: ›Der Böse wird nur zwölf Monate in der Hölle bleiben‹, Rabbi Jochanan berichtigte: ›sechs Wochen‹. Jetzt aber das jüdische Gegenstück zu Voltaire, eine chassidäische Geschichte. Eine alte Frau flehte einen wundertätigen Rabbiner an, ihren schwerkranken Sohn gesund zu machen. ›Geh nach Hause, ich werde beten‹, entgegnete er. Am andern Tag kam sie wieder: ›Mein Sohn ist dem Tode nahe!‹ – ›Geh nach Hause, ich werde weiterbeten.‹ Der Rabbiner vernahm die Stimme des Ewigen: ›Ich werde diesen jungen Mann heilen, wenn du deinen Platz im Paradies aufgibst.‹ Ohne zu zögern willigte der Rabbiner ein, der junge Mann wurde gesund. Als seine Schüler meinten, er habe diese Heilung sehr teuer bezahlt, sprach er: ›Von

nun an werde ich dem Ewigen um seiner selbst willen dienen.‹ Ja, wir glauben ans Paradies und wir glauben kaum an die Hölle.«

»Jedenfalls erkenne ich«, sagte Sarre, »daß ihr an Wunder glaubt.«

»Wir glauben an die Wunder der Thora«, sagte Egla. »Auf sie spielte mein Bruder an, als er von dem Segen redete, den man auszusprechen hat. Das Judentum ist nicht eine Lehre für Menschen, die sich mit dem Glauben begnügen, sondern für denkende Menschen. Seit der Zerstörung des Tempels waren die Synagogen mehr Lehrstätten als Gebetsorte. Sie sehen, daß man das vernünftige Denken herausforderte, ehe man den Glauben ansprach. Die Wunder unserer Rabbiner wirkten nicht anders als eine Redewendung und waren im Grunde nichts anderes. Einer rief einmal zur Bekräftigung seiner Bitte um ein Wunder: ›Wenn meine Meinung geltende Norm ist, so wird es dieser Johannisbrotbaum beweisen und seinen Platz wechseln.‹ Da rückte der Johannisbrotbaum hundert Ellen weit von seinem Ort. Als er sah, daß seine Schüler skeptisch blieben, ließ er einen Wasserlauf an seine Quelle zurückfließen. Ungerührt sagten sie, er verliere seine Zeit, wenn er sie mit Wundern überzeugen wolle; er werde sie nur durch Argumente überzeugen.«

»Wir geben zu, daß wir an die Hölle glauben«, sagte Herr Samson, »aber nur um hinzuzufügen, daß unser Vater Abraham an der Schwelle sitzt und jedem beschnittenen Juden den Eintritt verwehrt. Das ist der Wert des Bundeszeichens. Dasselbe meint der Talmud, wenn er erklärt, um gerettet zu werden genüge es, ein einziges religiöses Gebot einzuhalten.«

»Wir aber«, sagte Frau Hermann, »halten sie alle mit jener Genauigkeit ein, über die Sie sich wundern, Herr Sarre, weil wir uns gern unseren Vätern nahe fühlen und das Erbe weiterreichen.«

»Der grausame Gott der Juden«, zitierte Ascher. »Wollen Sie einen Beweis seiner Grausamkeit? Sie lesen im Buch Hiob, einem der beiden Bücher der Thora, in dem der Name Satan vorkommt: ›So dann für ihn ein Engel als Mittler eintritt, einer aus tausend, . . . so wird er ihm gnädig sein und sagen: »Erlöse ihn, daß er nicht hinunterfahre ins Verderben.«‹ Der Talmud sagt: ›Sogar wenn neunhundertneunundneunzig zu seinem Nachteil aussagen, und einer zu seinen Gunsten aussagt, so wird er gerettet.‹ Noch besser: ›Sogar wenn jener Engel neunhundertneunundneunzig Teile zu seinem Nachteil hat und einen Teil zu seinen Gunsten, so wird er gerettet, denn es heißt: einer von Tausend.‹«

»Wahrscheinlich preist das Judentum die Liebe zum Leben und zur Freiheit, weil es die Hölle nicht fürchtet«, meinte Egla. »Spinoza sagte: ›Der freie Mensch denkt an nichts weniger als an den Tod, und die Weisheit besteht im Nachdenken nicht über den Tod, sondern über das Leben.‹«

»Noch weitere Beweise der Milde finden sich in unserem ›strengen Gesetz‹«, sagte Ascher. »Rabbi Jochanan sagte: ›Der Sohn Davids kommt nur in einem Zeitalter, das ganz würdig oder ganz schuldig ist.‹ Dieselbe Nachsicht mildert die Erfüllung der Gelübde. Hat jemand gelobt, keinen Braten zu essen, so darf er doch gekochtes Fleisch verzehren, hat er gelobt, keine frische Milch zu trinken, so darf er doch Sauermilch essen, hat er gelobt, keine Sauermilch zu essen, so darf er doch frische Milch trinken, hat er gelobt, keinen Fisch zu essen, so darf er doch Thunfisch verzehren, hat er gelobt, kein Fleisch zu essen, so darf er doch Bouillon trinken, hat er gelobt, keine Datteln zu essen, so darf er doch Dattelhonig verzehren, hat er gelobt, keinen Wein zu trinken, so darf er doch Apfelsaft trinken, hat er gelobt, kein Grüngemüse zu essen, so darf er doch Kürbisse verzehren, hat er gelobt,

nicht in einem Haus zu wohnen, so darf er doch die Scheune benützen, hat er gelobt, sich in kein Bett zu legen, so darf er doch auf einem Sofa liegen. Die Gelübde einer Braut können vom Bräutigam aufgehoben werden, die eines Jungen von seinem Vater, die einer Frau von ihrem Mann und alle anderen von einem Rabbiner.«

»Rabbi Ascher«, sagte Herr Samson lächelnd, »ich habe gelobt, nicht zu rauchen. Kannst du mich meines Gelübdes entbinden?«

»Wenden Sie sich an Oberrabbiner Rubinstein oder Rabbiner Warchawsky!« empfahl ihm Ascher.

Zu Georges gewandt fuhr er fort:

»Ein seit Jahrhunderten verschwundenes Gelübde war das Nasiräat; die Nasiräer schnitten sich die Haare nicht und legten sich gewisse Einschränkungen auf. Übertrieben war, daß man sie zuweilen schon vor ihrer Geburt dazu weihte, wie es die Eltern Simsons taten . . . nicht Herrn Samsons Eltern.«

»Wenn meine Eltern gelobten, ich würde mir die Haare nicht schneiden«, sagte Herr Samson und lüpfte sein Mützchen von seinem kahlen Schädel, »wurde ihr Gelübde vom Ewigen angenommen.«

Ascher sagte: »Ich möchte unserem Freund eines unserer moralischen Geheimnisse anvertrauen, aus dem hervorgeht, wie aristokratisch diese Moral ist, wenn sie sich auch demokratischen Anstrich gibt. ›Die Sünden des Gelehrten, des Bräutigams, des Gemeindeoberhauptes, des Weisen, der zum Vorsteher ernannt wird, werden getilgt‹, sagt der Talmud. Wie schön, daß der Bräutigam mitten unter den Oberhäuptern und Weisen steht!«

Georges fiel Osmonde ein, deren Freiheiten mit Saul und deren Heiratspläne er erriet. »Kleine Katze!« dachte er, »dazu hast du noch das Glück, daß deine Sünden getilgt werden!«

Aber Egla rückte die Dinge zurecht:
»Der Bräutigam, nicht die Braut genießt diesen Vorzug. Unsere Nachsicht waltet aber auch auf einem höchst ernsthaftem Gebiet, der Rechtsprechung. ›Ein Synedrium, das einmal in sieben Jahren hinrichtet, wird ein verderbenbringendes genannt‹, sagt der Talmud. Ein Rabbiner korrigierte: ›Einmal in siebzig Jahren.‹«
»Das Judentum«, sagte Sarre, »ist in allem das Gegenteil von dem, was man sich vorstellt. Außer dem Messias, an dessen Geburt zu glauben eine Beruhigung und ein Trost ist, braucht ihr uns nichts zu neiden.«
»Für uns«, sagte Ascher, »die wir zerstreut und unterdrückt waren, ist es offensichtlich, daß der Messias nicht erschienen sein kann. Der Trost besteht also im Warten auf sein Kommen.«
»Das jüdische Ideal«, sagte Georges, »entspricht dem freimaurerischen Ideal, das uns anhält, niemals stehenzubleiben, sondern immer fortzuschreiten. Die Namen der Logen in Paris und in der Provinz bezeugen es: *Amis du Progrès (Freunde des Fortschritts), Bienfaisance et Progrès (Wohltätigkeit und Fortschritt), Paix et Progrès (Friede und Fortschritt), Etoile du Progrès (Stern des Fortschritts)* ... bis hin nach Saigon mit der Loge *Le Réveil de l'Orient (Das Erwachen des Orients)* und *Les Fervents du Progrès réunis (Die vereinigten Verehrer des Fortschritts).*«
»Als ich Ihr Buch las«, sagte Ascher, »erfuhr ich, daß dieser ›Fortschritt‹ ein verhältnismäßig leicht erreichbares Ziel hat, da er nur auf die Vervollkommnung des Menschen und auf das irdische Glück abzielt – ›Kraft, Weisheit und Schönheit‹. Das jüdische Ideal scheint mir überlegen, wissen wir doch nicht, wohin es uns führt. Das Gelobte Land, in dem ›Milch und Honig fließen‹, ist ebenso weit entfernt wie das Erscheinen des Messias. Es wäre ein großer Irrtum, den Staat Israel mit dem Ge-

lobten Land zu verwechseln, denn er ist nur ein ungefähres Bild davon, ein für uns Orthodoxe verfälschtes Bild. Aber ungefähr oder verfälscht, es ist doch ein Bild, und wir sind hin- und hergerissen in unserer Einstellung zu diesem Staat wie zu allem, was dem Messias gleicht. Es ist nicht erstaunlich – Sie sehen mein Entgegenkommen –, daß Juden eurem Messias anhingen und anhängen, denn es gab und gibt bei uns stets genug Enthusiasten, die an sein unwahrscheinliches Kommen glauben. Seit dem Stifter des Christentums traten viele falsche Gesandte des Herrn auf, jeder hatte Jünger, Reichtümer, ein tragisches Ende. Darf ich noch nebenbei hinzufügen, daß die Propheten niemals von einem gekreuzigten Messias sprachen, und daß ihr die Texte abgeändert habt, um es ihnen in den Mund zu legen.«

Immer wenn sich Georges mit diesem außergewöhnlichen Jungen von dreizehn Jahren unterhielt, hatte er den Eindruck, er höre nicht einen zukünftigen Messias – an diesem Jungen war nichts Entkörperlichtes, und seiner Reinheit haftete sogar etwas Sinnliches an –, sondern einen jener jungen, weißgekleideten Essener, die Chassidim vor der Zeit waren. Ascher beschwor mit dem von ihm ausstrahlenden griechischen Licht – dieses Licht entzückte Georges oft durch die jüdische Gefühlswelt hindurch – auch die Knaben-Priester des phokischen Orakels der Athene Cranaea herauf oder den jungen Triptolemos, den Schützling der Göttinnen von Eleusis. Um aber zu beweisen, daß er sich dem Judentum nicht blindlings verschrieben hatte, gab Sarre zu bedenken, alle Religionen deuteten die Texte zu ihrem Vorteil aus, und die Juden von Alexandria hätten die sibyllinischen Orakel verfälscht.

»Möglich«, antwortete der kleine Redner, »aber selbst unsere schlimmsten Feinde beschuldigten uns niemals, wir hätten die Thora verfälscht.«

»Du vergißt, daß es uns die Mohammedaner wegen Ismael vorwerfen!« sagte Egla.
»Um das Kommen des Messias zu schildern«, sagte Frau Hermann, »schmückte der Talmud die Bilder der Thora vom Gelobten Land aus. Er sagt: ›Dann wird die Erde Kuchen hervorbringen, wollene Kleider und Weizen, dessen Körner so dick sind wie zwei Ochsennieren‹.«
Der Weizen, den Triptolemos auf Befehl der erhabenen Göttinnen säte, erreichte diese Größe nicht.
»Die Schatzkammer der Juden wird so groß sein«, fügte Herr Samson hinzu, »daß dreihundert Eselinnen ihre Schlüssel tragen müssen.«
»Und wir zweifeln am Erscheinen des Messias!« rief Egla. »Es wären mehr als dreihundert Eselinnen nötig, um die Schlüssel zu den Schätzen der Rothschilds, der Goldschild, der Lazard, der Warburg und vieler anderer entfernter Vettern zu tragen!«
»Im Rom des 17. Jahrhunderts«, erzählte Sarre, »richtete ein Jude namens Salomon jeden Freitag vor Sonnenuntergang sein Fernrohr auf den Horizont, um nachzusehen, ob der Messias nicht erschiene. Das verursachte bei den benachbarten Mönchen Heiterkeit, einer rief ihm zu: ›Armer Salomon, du erwartest den, der schon gekommen ist!‹ Dabei hatte sich aber Salomon über die Mönche lustig gemacht, wollte er ihnen doch mit seinem Fernrohr ins Gedächtnis rufen, daß ihr Messias zweifelhaft war, weil man ›die Taube und das Lamm nicht in Frieden mit dem Leoparden leben sah‹.«
»Auf diese Weise sagte er ihnen auch das Gegenteil von dem, was sie erhofften«, meinte Ascher. »›Ich erwarte den Messias, wartet nicht auf meine Bekehrung‹.«
»Wenn die katholische Kirche ihre Gründe hat, sich für uns zu interessieren«, sagte Egla, »haben wir doch überhaupt keinen Grund, uns mit ihr zu beschäftigen. Das soll nicht heißen, wir seien nicht gerührt gewesen über

das Wohlwollen eures Papstes Johannes XXIII., dessen Tod unsere Oberrabbiner beweinten. Aber das Interesse des Papstes läßt uns genauso gleichgültig wie das des Dalai-Lama.«

Ascher sagte: »Judentum und Christentum sind in keiner Weise zur Annäherung geschaffen, sondern sie stoßen einander ab. Ein Beweis dafür ist die Entdeckung der Manuskripte vom Toten Meer. Die ganze Geschichte des Stifters des Christentums ist darin in der Geschichte des Meisters der Gerechtigkeit im voraus geschildert. Das Christentum mußte den Schlag hinnehmen. Das Judentum brauchte so etwas nicht zu befürchten.«

»Auf unserem Rücken holt man die Schläge nach, die man unserer Religion nicht versetzen kann«, sagte Frau Hermann. »Abbé Pallière wies mich darauf hin, daß der Evangelist Matthäus dem Stifter des Christentums folgende Worte in den Mund legt: ›Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollt deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde.‹ Der Abbé mußte zugeben, daß der Evangelist gelogen hat, denn es findet sich nichts Derartiges in der Thora.«

»Salomo sagte sogar das Gegenteil!« rief Ascher. »›Freue dich des Falles deines Feindes nicht . . . der Herr möchte es sehen, und es möchte ihm übel gefallen und er seinen Zorn von ihm wenden.‹ Der Talmud versichert, der Ewige habe den Engeln ihre Freude vorgeworfen, als er sich anschickte, die Ägypter zu vernichten – ›meine Söhne, die Ägypter‹, habe er gesagt.«

»Der Abbé«, fuhr Frau Hermann fort, »fand einen weiteren Irrtum im gleichen Evangelium. Matthäus schreibt die Geschichte von den dreißig Silberlingen, die Judas erhielt, einer Prophezeiung des Jeremias zu. Die Prophezeiung stammt von Sacharja, und außerdem besteht überhaupt keine Beziehung zwischen den dreißig Silberlingen, die dieser Prophet als Hirtenlohn erhielt, und

dem ›Blutgeld‹. Solche Dinge bereiteten meinem armen Vater, dem Rabbiner – Schalom! – große Schadenfreude, und ich habe sie nicht vergessen.«
»Bezüglich der Gematrie, der arithmetischen Deutung der Bibel«, sagte Ascher, »wies mich Oberrabbiner Rubinstein nebenbei darauf hin, daß die Jünger des Stifters des Christentums in Netzen, die nicht zerrissen, einhundertdreiundfünfzig dicke Fische fingen. Diese Zahl aber entspricht dem hebräischen Wort, das ›Osterlamm‹ bedeutet.«
»Wie viele jüdische Reminiszenzen finden sich doch in der Charta des Christentums!« sagte Egla.
Georges wollte noch einmal beweisen, daß er nicht kurz davor stand, den Sabbat zu feiern.
»Jetzt möchte ich eure Prophezeiungen etwas angreifen. Gott selbst versprach Abraham, er wolle seine Nachkommen ›wie die Sterne am Himmel und seinen Samen wie den Staub auf Erden‹ machen. Es hat nicht den Anschein, als sei dies in Erfüllung gegangen.«
»Setzen Sie die anderen Worte hinzu«, sagte Ascher: »›In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden‹. Damit wurde angekündigt, wir würden uns zerstreuen und mit anderen Völkern vermischen. Ohne diese Vermischung und ohne die Blutbäder würden wir die Erde bedecken, denn wir sind ein lebenskräftiges Volk mit hoher Geburtenziffer. Ihre Funde über die ungekannten Juden bestätigen, wie sehr wir in anderen Völkern aufgingen, und wir alle kommen nur von zwei Stämmen, von den zehn übrigen weiß man nichts, denn sie wurden von den Assyrern in die Gefangenschaft geführt. Erst wenn sie alle wieder vereinigt sind, wird der Messias erscheinen – ein Grund mehr, daß es nicht so bald sein kann. Wo sind sie? Manche glauben, sie lebten in Afrika unter den schwarzen Völkern, womit die Negerfreundlichkeit Israels gerechtfertigt wäre, andere meinen, in

Südamerika oder Japan. Die Mehrheit der Ansichten geht dahin, daß sie die angelsächsische Rasse bildeten. Man geht so weit, dem englischen Wort *›saxon‹* (sächsisch) die Etymologie *Isaac's son* (Isaaks Sohn) zu geben.« Georges erwähnte Lady Caithness, Herzogin von Pomar, nach deren Ansicht die Könige von England als Abkömmlinge der Könige von Schottland und Irland von Zedekias abstammten, dem letzten König von Juda, dessen Tochter einen König von Irland heiratete. Die Davidsharfe ist im Wappen dieser Insel abgebildet, und der britische Löwe ist der Löwe von Juda. Der Stein im Thron der englischen Könige diente Jakob in der Nacht seines Gesichts als Ruhepolster, David und Saul wurden auf ihm gekrönt.

»So viele Juden sind Christen geworden«, sagte Egla, »daß man sich fragt, warum die katholische Kirche den Christen den Verkehr mit den Juden untersagte.«

Sarre brachte den Ausspruch des heiligen Paulus vor, an den ihn Pater Brissac erinnert hatte: »Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?«

»Es ist doch etwas Merkwürdiges um diese tiefe Finsternis, aus der so großes Licht brach«, sagte Herr Samson. »Noch erstaunlicher ist, daß sich das große Licht auf das Dunkel beruft. Sie haben vergessen, liebe Frau Hermann, Herrn Sarre einen Ausspruch zu zitieren, der Abbé Pallière nicht ruhen ließ und der vom Stifter des Christentums stammt: ›Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen . . . Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz.‹ Das ist deutlich genug, oder nicht? Und jetzt: Es lebe das Licht, nieder mit der Finsternis!«

Nicht zum ersten Mal staunte Georges über die Beredsamkeit des einfachen Mannes. Sie war der des schönen Wunderkindes nicht unwürdig. Die Buchhandlung Tal-

mudica beherbergte keine hohlen Köpfe und übertünchte Gräber. »Sartre, den ich wegen seiner Unabhängigkeit bewundere . . .«, sagte Egla.
». . . und wegen seines Marxismus!« warf Ascher ein. »Als könne ein Marxist unabhängig sein!«
»Unterbrich mich nicht!« fuhr ihn Egla an. »Sartre setzte uns in Erstaunen, als er uns mitteilte, wir hätten seit zwei Jahrtausenden keine ›historische Vergangenheit‹; es kommt aber noch schlimmer. Kürzlich blätterte ich in der Bibliothèque Sainte-Geneviève im *Grand Memento encyclopédique Larousse* dieses Jahres. Der erste Band ist über tausend Seiten stark, weniger als vier sind den Juden gewidmet, zwei der Geschichte der Israeliten gegen sieben für Ägypten, fünfundzwanzig Zeilen dem Staat Israel, eine Seite der jüdischen Religion gegen sieben für die antike Mythologie und zwei für den Islam; aber – das wollte ich eigentlich sagen – die Propheten nehmen fünfzig Zeilen in der Darstellung des Katholizismus ein. In der des Judentums sind sie nicht einmal erwähnt, obwohl Rabbiner Liber den Artikel verfaßte. Diese zutiefst und typisch jüdischen Persönlichkeiten glänzen also zum Ruhm der Religion, die sie verunstaltete und die angebliche Erfüllung ihrer Gesichte dazu benützte, uns zu verfolgen.«
»O ja!« seufzte Ascher. »Auf Grund eines unerklärlichen Phänomens braucht das Licht die Finsternis, während die Finsternis das Licht nicht nötig hat. Das Evangelium kann nicht auf die Thora verzichten, aber die Thora verzichtet vollständig auf das Evangelium. Ohne das Gesetz und die Propheten wäre die Geschichte des Stifters des Christentums eine unbedeutende Episode aus der Geschichte der römischen Provinzen, ja eine einfache Legende, wie es für uns das Buch Judith mit dem Mord an Holofernes und das Buch Daniel mit der Löwengrube sind.«

Georges wollte den Ausspruch Leos X. *Quot commoda dat nobis haec fabula Christi!* nicht ins Gespräch werfen. Wenn für diesen Papst die Geschichte Christi eine »Fabel« war, ist die Geschichte Moses für atheistische Juden ebenso eine Fabel. Es steht aber fest, daß die erste der Kirche mehr »Kommoditäten« verschaffte als die zweite der Synagoge. Sarre beschränkte sich darauf zu erklären, er hielte eine Definition des Christen, die er einmal gehört habe, für ziemlich gut: »Ein schlechter Heide, bekehrt von einem schlechten Juden.«

»Stimmt genau!« rief Ascher. »Ein guter Jude denkt so wenig daran andere zu bekehren, als sich zu bekehren – ich wollte sagen abtrünnig zu werden. ›Der Ewige, *unser* Gott . . .‹ ist der Beginn all unserer Gebete.«

»Ist der Gedanke eines so persönlichen Gottes nicht ein Makel?« fragte Georges. »Sollte eine Religion nicht nach universaler Geltung streben?«

»Abgesehen von der Überreligion, der Ihnen teuren Freimaurerei«, sagte Egla, »gibt es keine Universalreligion. Das Christentum ist es nur dem Namen nach, denn seine Grundlage, die Eucharistie, setzt ein Land voraus, in dem Getreide und Wein wachsen.«

»Wissen Sie, was zwei Humanisten sagten, die am Konzil von Trient teilnahmen?« fragte Georges. »›Sie können tun, was sie wollen, man wird zum Jupiterkult zurückkehren müssen‹.«

»Wenn das Zweite Vatikanische Konzil diesen Kult wieder einführen würde«, sagte Egla, »wäre dies von größerer Bedeutung als wenn es die Anklage des Gottesmords beseitigte oder dies unterließe. Beim Ersten Vatikanischen Konzil hatten fünfhundertzehn Bischöfe schon einen Antrag zugunsten der Juden unterzeichnet – *Postulatam pro Hebraeis.* Wir fordern von der Kirche nichts weiter, als sie solle sich nicht theologisch mit uns beschäftigen.«

»Ich diene meinem Gott. Wer sollt' dir deinen wehren?« sagte Ascher wie Atalia.

»Ich wollte, Herr Sarre«, fuhr er fort, »Sie hätten aus unserem Gespräch ganz verstanden, was wir sind. Wenn wir glauben, daß der Ewige zu unseren Vorvätern herabfuhr, um mit ihnen einen Bund zu schließen, dessen Zeichen wir Männer tragen – die Frage ist zweitrangig, ob es ein sinnloses Zeichen ist oder nicht –, fühlen wir uns als Herren über Leben und Tod, auch in der Sklaverei wie einst bei den Ägyptern.

Selbstverständlich sind wir alle stolz auf die Rolle der Unseren in der Widerstandsbewegung, auf Helden wie Herrn Frank, auf die palästinische Heldin Hannah Szenes, die im Alter von dreiundzwanzig Jahren mit dem Fallschirm über Jugoslawien absprang, um den ungarischen Juden zu helfen, und die gefangengenommen und erschossen wurde; wir alle sind stolz auf den übermenschlichen Aufstand des Warschauer Gettos – *ein düsteres Bild, das der düstere Hesekiel geträumt haben könnte* –, und auf alle Juden, die sich überall erhoben, vielleicht sind wir aber noch stolzer auf diejenigen, die sich widerspruchslos umbringen ließen. ›Wenn ein Mensch sieht, daß Leiden über ihn kommen‹, erklärt der Traktat der Benediktionen, ›so untersuche er seine Taten, denn es heißt: »Prüfen und erforschen wir unsere Wege, und kehren wir um zu dem Herrn hin.« Hat er untersucht und nichts gefunden, so schreibe er sie der Vernachlässigung der Weisung zu, denn es heißt: »Wehe dem Manne, den du, Herr, leiden lässest und den du aus deiner Weisung belehrst.« Und wenn er sie dieser zugeschrieben und nichts gefunden hat, so ist es gewiß, daß es Leiden der Liebe sind, denn es heißt: »Welchen der Herr liebt, den straft er«‹, wie im Buch der Sprüche Salomos steht. Im Buch Hiob ist dieser Satz wiederholt. Sie können damit die Entfernung zwischen den religiösen und den

politischen Juden ermessen – ganz zu schweigen von den kommunistischen Juden, für die Sie sich neulich anscheinend interessierten. Der Kodex des Judentums, der im 16. Jahrhundert von Rabbi Caro unter dem Titel *La Table préparée* (Der bereitete Tisch) abgefaßt wurde . . . « Frau Hermann deutete auf das Buch in einem ihrer Regale.

». . . befiehlt ausdrücklich, man solle einem Gefangenen nicht zur Flucht verhelfen, ›aus Furcht, das Schicksal derer, die dableiben oder derer, die kommen werden, zu erschweren‹. Damit wird jeder Aufstand, jeder Widerstand verurteilt. Ein Jude, dem der Gouverneur von Judäa bei Todesstrafe befohlen hatte, einen Heiden umzubringen, fragte Rabbi Jochanan um Rat. ›Sie mögen dich töten, du aber töte nicht!‹ antwortete ihm der Weise. Wir haben einen unwiderruflichen Grundsatz: ›Immerdar gehöre ein Mensch zu den Verfolgten und nicht zu den Verfolgern‹.«

»Er ist so bewundernswert wie Platos Ausspruch über die Ungerechtigkeit«, sagte Sarre.

Osmonde hatte ihm berichtet, wie Saul die Passivität der Juden bei den Blutbädern erklärt hatte; Georges hielt aber die höchste Geistigkeit für eine bessere Erklärung als den Masochismus.

»Unsere laizistischen Zeitungen«, fuhr Ascher fort, »erwähnen häufig den Aufschrei eines jungen Israelis, dem man erzählte, die Deutschen hätten sechs Millionen Juden umgebracht: ›Wo war denn unser Heer?‹ Das klingt gut, klingt kriegerisch, es könnte spartanisch, römisch sein, was immer Sie wollen. Aber ein Jude, der Sohn des Buches, ist der einzige, dessen Ruhm darin besteht, daß er anders redet. Hätte der junge Israeli wie im Psalm gefragt: ›Warum, o Ewiger, ziehst du nicht aus unter unserem Heer?‹, so hätte er als echter Jude gesprochen. Wir leben noch, weil wir zweitausend Jahre lang

keine Heere hatten, weil aber der Herr der Heerscharen mit uns war.«
Vor Egla, Frau Hermann und Herrn Samson, die alle gerührt waren, küßte Georges den wunderbaren Jungen.

VII

Osmondes Liebe zu Saul, dem einzigen Erben der »sagenhaften Goldschild«, eine Liebe, die sie Georges endlich eingestanden hatte, die Zusammenstellung seiner Rothschild-Akte, sein Besuch bei Mendès-France, ehemaligem Unterstaatssekretär am Finanzministerium und Finanzkommissar, ehemaligem Präsidenten der Internationalen Bank für Wiederaufbau, die Erinnerung an dessen Mitarbeiter Boris, der die Finanzpolitik der Linken betrieb, die Rolle Michelsons als Mitglied des Internationalen Instituts für öffentliche Finanzen, die Namen Rueff, Bloch-Laîné, Rosenstock-Franck, Hirsch, Nora, Schweitzer, Nathan, die man jeden Tag in der Zeitung lesen konnte, sie alle brachten dem Erforscher des Judentums ins Gedächtnis – wenn er es in der Rue des Rosiers vergessen haben sollte –, daß die Juden sowohl das Volk des Buches als auch das Volk der Zahl sind. War das Buch nicht ein chiffriertes Dokument, wie Ascher gesagt hatte? Um sich einen Überblick über die Tätigkeit der Juden auf dem Gebiet der Finanzen zu verschaffen, wandte sich Georges an einen mit Françoise bekannten Großbankier. Dieser Mann, der allgemein als Jude galt, hatte am Anfang der Nazizeit auf Anraten von Doktor Schacht Deutschland verlassen. Er hatte mehr Glück als Thomas Mann und konnte seinen ganzen Besitz, der beträcht-

licher war, mitnehmen. Unterwegs war er so klug, ein paar Tonnen Gold in Luxemburg zu hinterlegen. Kurz vor der Invasion ließ er sie durch die *Royal Air Force* nach England transportieren. Inzwischen waren seine Gemahlin und er naturalisierte Franzosen geworden.
Sie wollten das Land, das ihnen seine Nationalität verliehen hatte, nicht verlassen und lebten unter falschem Namen in der freien Zone. Nach dem Krieg war er einer der ersten und wichtigsten Mitarbeiter am wirtschaftlichen Wiederaufbau des neuen Europa. Er wurde zum Wohltäter der Bibliothèque nationale und war der letzte und nicht der geringste in der langen Reihe der Bankiers, die Deutschland Frankreich schenkte; einst oder unlängst waren es Blum, der Teilhaber von Laffitte, Fould, Haber, Homberg, Gunzburg, Erlanger und Propper; heute noch sind es die Rothschild, Lazard, Seligmann, Worms, Wormser, Steindecker, Stern, Dreyfus, Meyer, David-Weill und . . . Weil, in Vallier verwandelt. Die Péreire, Porgès, Camondo stammten aus dem Süden wie heute die Alexandre, Amar und Raphaël oder die Vaez und Gomez aus Bordeaux nach den Ganay und Bonnefoy aus Nizza im Mittelalter – die Ephrussi waren Chazaren. Ein ähnlicher Fall war der Bankier Avigdor, ein Jude aus Nizza, der unter dem Namen Wagener Österreicher wurde, dazu Bürger von Saint-Marin mit dem Titel eines Herzogs von Acquaviva und schließlich Geheimkämmerer Pius' IX. Er war der einzige echte jüdische Herzog nach Mendès, alias Ibn Yaish Salomon, Herzog von Mytilene, und Miguez, alias Joseph Nasei, Herzog von Naxos.
Als Georges zu dem Bankier in die Avenue Foch ging, überdachte er genießerisch die Gegenstände, zu denen seine Studien ihn führten. Es war eben diese Spannweite, die Pierre Lazareff im Jahr 1933 – dem Jahr der Machtübernahme Hitlers – in einem Artikel *Paris* seinen Glau-

bensgenossen aus der Rue des Rosiers als Ziel darstellte, die sich wenig darum kümmerten, »was uns die Zivilisation an Bequemlichkeit und Wohlergehen zu bieten hat.« Doch räumte er ein, daß sie sich selten »länger als eine Generation im Getto« einschlossen, und beschrieb, um sie anzustacheln, »eine große Abendgesellschaft«, die, natürlich, »in einem prächtigen Palais des vornehmen Faubourg Saint-Germain« stattfand, wo die, sicherlich christlichen, »Dienstboten« ankündigten: »Herr Präsident Lévy, Herr Rat David ...«. Von einem einfachen jüdischen Händler aus Hamburg mit Namen Chiffe und Spitznamen Chiffon, dessen ganzes Vergnügen es war, den Sabbatleuchter von seiner Frau entzündet vorzufinden, ließ Heinrich Heine den »großen Rothschild«, umgeben von Maklern, Effektenhändlern, Beamten und Bürovorstehern, die ihm die Welt zu beherrschen halfen, sagen, wenn er nicht Rothschild wäre, so wäre er gern Chiffon. Aber Chiffon hätte nicht Rothschild sein wollen. Außer im Judentum konnte sich in keinem Milieu eine so rührende Mythologie ausbreiten.

Nachdem der Bankier und Sarre in einem prächtigen Salon Platz genommen hatten, teilte der Gastgeber seinem Besucher als erstes mit, er sei Nichtjude, da er evangelisch sei. Er fügte hinzu, schon sein Vater, der Bankier Wilhelms II., habe die Religion seiner Väter verlassen. Georges dachte an die vielen jüdischen Bankiers, die der Protestantismus aufgenommen hatte; die Seligmann, die mit den Mirabaud verbunden waren, hatten eigentümlicherweise ein Stadium des Katholizismus durchlaufen, nachdem sie vom bayrischen König zu Baronen von Eichthal erhoben worden waren. Sie hatten Anlaß gegeben zu der Geschichte von dem Juden, der zuerst katholisch, dann evangelisch wird. »Warum?« fragte man ihn. »Damit ich sagen kann, meine vorhergehende Religion sei der Katholizismus gewesen.« Da-

gegen waren die Fould und die Worms katholisch geworden und geblieben. Ein anderer jüdischer Bankier aber, der nach München mit viel Aufsehen zum Katholizismus übertrat, ahmte die Seligmann umgekehrt nach: Während der Besetzung, als er im Departement Gard Zuflucht suchte, begann er, in den evangelischen Kirchen herumzugeistern, um den Verdacht zu erregen, seine Vorfahren seien evangelisch gewesen. Die Juden halten sich nicht mehr für Juden, sobald sie den Namen oder die Religion gewechselt haben. Der Schauspieler und Filmfachmann Erich Stroheim von Nordenwall, genannt von Stroheim, dessen Geburt in der großen Synagoge von Wien eingetragen wurde, war davon überzeugt, er sei ein Junker, und hatte sich alle Absonderlichkeiten eines solchen angewöhnt. Marcel Dassault strafte diejenigen, die ihn kurz nach seiner Verwandlung noch »Herr Bloch« anredeten, mit wütenden Blicken. Frau Mayer, die zu Frau Maillant wurde, seit ihre Tochter einen Grafen de Champeaux heiratete, vergaß die Existenz der Frau Mayer. So glauben die Juden auch, sie seien nicht mehr jüdisch, wenn sie sich dem Judentum entfremden; dann geben sie dem Wort Jude oft einen abwertenden Sinn. Karl Marx schrieb, der Jude Fould sei einer der Männer gewesen, die in der Hochfinanz zu trauriger Berühmtheit gelangten, und Georges Boris prangerte »den jüdischen Baron Edouard de Rothschild« wegen seiner rückschrittlichen Ideen an. Herr Frank hatte Georges die verwirrenden Worte Trotzkis zitiert. Als habe er die Gedanken seines Gastes gelesen, sagte der Bankier, sein verstorbener englischer Freund Sir Felix Schuster, der Präsident der National Provincial Bank und wie er evangelisch gewesen sei, habe behauptet, er wisse nicht, was ein Jude sei. Danach habe er die Rolle gespielt, die man von seiner Bildung und seiner Freiheit erwarten konnte.

Im Altertum zeigten die Juden keine Neigung zu den

Finanzen. Cicero zog zwar gegen das jüdische Gold zu Felde, das aus Italien und den Provinzen in den Tempel nach Jerusalem geschickt wurde, aber dieses Gold war nur die Summe des bescheidenen Jahresbeitrags von zwei Drachmen – einem halben Sekel –, den die Juden zum Unterhalt des Heiligtums immer geleistet hatten und den sie neuerdings in der ganzen Welt für den Staat Israel zahlen. In Rom war man weit davon entfernt, sie als Geldverleiher oder reiche Männer darzustellen; man bezeichnete sie als Bettler und Fidibusverkäufer. Ein einziger Jude dieser frühen Jahrhunderte, Herodes Attikus, der Athen mit Denkmälern beschenkte und von Statuen und Epheben umgeben ein üppiges Leben in seiner Villa in Marathon führte, bietet das Beispiel eines vermöglichen Herrn.

Das Volk mußte bis zum Mittelalter warten, um die Herrschaft und fast das Monopol der Finanzgeschäfte zu erobern. Schuld daran war die Mentalität jener Zeit, die den Christen das Leihen mit Wucher und den Juden jedes andere Gewerbe als den Handel mit Lumpen und Geld untersagte. Gewiß kommt uns der Zinssatz der Anleihen übertrieben vor (in Frankreich beschränkte ihn ein Edikt von 1207 auf 43 Prozent, eine Verordnung von 1360 auf 86 Prozent, eine andere zwanzig Jahre später ging auf 43 Prozent zurück), aber es folgt daraus nur, daß die Rückzahlung zweifelhaft war. Oft strichen die Herrscher als Geschenk zur freudigen Thronbesteigung die Schulden bei den Juden und trieben häufig die Fröhlichkeit so weit, daß sie deren Geldschränke leerten. Die Theologie ermutigte sie dazu. Der heilige Thomas von Aquin ließ die Herzogin von Brabant wissen: »Fürsten dürfen über die Güter der Juden verfügen wie über ihre eigenen.« Bis ins 16. Jahrhundert setzten manche französischen Könige diesen guten Rat in die Tat um: Zuerst ließen sie die Juden zahlen, damit sie nicht aus-

gewiesen wurden, dann verjagten sie sie, zuletzt ließen sie sie für ihre Rückkehr zahlen, und einer wies sie sogar ein zweites Mal aus. (Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts verjagte die Stadt Prag ihre Juden und gestattete ihnen die Rückkehr nur gegen einen ungeheuren Tribut.) In manchen Ländern genügte es, wenn ein Christ schwor, er habe keine Schulden bei einem Juden, man glaubte ihm aufs Wort. Auf Veranlassung von Barnabé de Terni, einem italienischen Rekollekten, und dank dem antisemitischen Eifern des seligen Bernhardin von Feltre gründete man später Leihhäuser, um den Juden den Gewinn am Pfandleihhandel wegzunehmen. Diese Konkurrenz war illusorisch, denn die Juden liehen über Mittelsmänner bei den Leihhäusern und nahmen also mit beiden Händen ein.

Merkwürdig ist, daß das Geldverleihen, das man ihnen immer zum Vorwurf machte, ihnen sozusagen aufgezwungen wurde. In Cosenza in Kalabrien wurde ihnen im Jahr 1501 als Gunst gestattet, nicht mehr zum Verleihen verpflichtet zu sein – ein neuerlicher Beweis der Zufälle des Gewerbes. Als die Juden diese Stadt verlassen hatten, boten im Jahr 1506 christliche Banken Anleihen zu 240 Prozent an. Daher flehten 1520 die Neapolitaner in einer ähnlichen Notlage um die Rückkehr der vertriebenen Juden.

Bis zur Französischen Revolution waren die jüdischen Schuldscheine vor allem im Elsaß Ziel der Polemik. Heller, ein Bailli von Landau, wurde berühmt, weil er gefälschte Quittungen herstellte, um die Last der Bauern zu erleichtern. Als die Constituante auf Fürsprache von Abbé Grégoire den Söhnen Abrahams die Rechtsgleichheit zusicherte, vergaß sie nicht, sie dafür bezahlen zu lassen; sie mußten ihre Schuldscheine vernichten. Man zitiert zu ihrer Ehre den Ausspruch von Bing, einem Juden aus Nancy: »Ich habe zwei Drittel meines Ver-

mögens verloren, aber diesen Verlust bedaure ich nicht, denn ich bin jetzt französischer Staatsbürger.«
Sarre, der seine Namenskenntnisse in das Gespräch eingestreut hatte, ging zu einem Zwischenspiel über und nannte einige französische Bankiers der vergangenen Jahrhunderte, die zu den ungekannten Juden zu zählen sind: Zamet, der im Gefolge der Katharina von Medici aus Lucca kam und der Urgroßvater des Herzogs d'Antin ist (Zamatto steht auf der Liste italienischer Juden), Samuel Bernard und Jabach unter Ludwig XIV., Law während der Regentschaft (dieser Sohn eines Goldschmieds hatte sich eine beschönigende Genealogie zusammenstellen lassen), die Brüder Paris und Orry unter Ludwig XV. Keine Namensforschung gab den Namen Morin als möglicherweise jüdisch an, obwohl im 18. Jahrhundert ein Jude und Freimaurer Morin in Amerika lebte. Saint-Simon aber spricht vom reichen »Morin dem Juden«, dem Schwiegervater des Marquis de Dangeau *(Der Adel, Dangeau, ist keine Chimäre . . .)* und Vater der Marschallin d'Estrées. Sicher will er uns den Beinamen dieses Bankiers erklären, wenn er die Marschallin beschreibt, wie sie bei einem Ball in Marly in Anwesenheit des Königs eilig die Edelsteine aufsammelt, die aus einem Schmuck ihrer Tochter gefallen waren. Eine Jüdin unserer Zeit hatte bei einer anders gearteten Szene ihr Blut sprechen lassen. Die Marquise de Saint-Jean-Lentilhac geborene Oppenheim lag mehrere Tage bewußtlos in Florenz, so daß man sie für tot hielt. Als sie zu sich kam, sah sie sich von Kerzen umgeben, ihre Tochter war in Tränen aufgelöst und eine Nonne ins Gebet versunken. Ihr erster Schrei war: »Meine Smaragde!« und ihre erste Bewegung ein Griff unter ihre Matratze, wo sie sie verbarg. Sie waren noch da, aber die Tochter und die Nonne fielen in Ohnmacht. Der Bankier wies Georges darauf hin, solche Reflexe seien weniger vom Geiz veranlaßt als

von der ererbten Erinnerung an erlittenen Raub. Georges erzählte dem Bankier – eine Einzelheit, die Françoise bei dem berühmten Essen bei Fürstin V. vergessen hatte –, Herzog de Luynes, Präsident des Jockeyklubs und Abkömmling einer Tochter von Dangeau und der Morin, habe einen Ahnherrn mit dem Beinamen »der Jude«.
Nicht nur in Frankreich, sondern überall entstanden während der langen Beschäftigung mit dem stürmischen Geldhandel jüdische Bankiersfamilien, in Deutschland die Mendelssohn, Bleichröder, Ansbacher, Warburg, Warschauer, Oppenheimer, Reinach, Baehrens, Schnapper, Landau, Bethmann, Adler, in Österreich die d'Aguilar aus Portugal, die Sina aus dem Orient (der letzte Herzog de Castries heiratete am Ende des 19. Jahrhunderts eine Sina), die Schey de Koromla, die Chazaren waren, die Springer, die Reisses, die, obwohl sie Juden waren, im Jahr 1912 die Summe von 500 000 Kronen für den eucharistischen Kongreß in Wien stifteten, in Italien die Landauer, Torlonia, Parente, Franchetti, Ralli, Morpurgo, Sonnino und Treves de Bonfili – im 18. Jahrhundert lebte in Venedig ein jüdischer Bankier, dessen Namen einem Ladenschild glich: del Banco –, in Spanien die Bauer und die Weisweiller, in Ägypten die Menasce, in Polen die Bloch, in Rumänien die Cotnareanu, Blank und Bercovich, in Tanger die Pariente, Hassan, Ben Dellac und Toledano, in Rußland die Barone Velho, die Barone von Gunzburg und die jüdischen Bankiers von Odessa Raffalovitch und Ephrussi, in England die Gédéon, die Goldsmid, die vor den Rothschilds die ersten jüdischen Baronets waren und in Portugal zu Baronen von Palmeira erhoben wurden, die Montagu, die zu Lords Swaithling wurden, die Baring, Spielman, Schwabach, André, Albu, Almeda, Hambro, Sir David Salomons, der Mitbegründer der Westminster Bank, in Belgien die Lambert, Cahen d'Anvers und Bischoffsheim, in

Holland die Pierson, in Schweden die Bonnier und Wallenberg, in den Vereinigten Staaten die Belmont, Schiff, Warburg, Kuhn-Loeb, Speyer, Lehmann, Norman, Hallgarten. Diesen Namen sind die Namen aus der Großindustrie und den großen amerikanischen Unternehmen hinzuzufügen: Die Guggenheim, Rosenwald, Harris, Atran, Straus, Dillon, Fels, Lewisohn, Morriss, Fuld, Sulzberger, Bamberger, Altman, Gimbel, Macy.

»Warum nicht«, sagte Georges, »die Dupont de Nemours als ungekannte Juden?«

Von dem Zeitpunkt an, in dem sie die Rechtsgleichheit erhielten, verstanden es die Juden, die Verlustmöglichkeiten zu vermindern und die Gewinnaussichten zu erhöhen, indem sie das Risiko, das heißt die Beute, teilten. 1815 vertrat der französische Rothschild die Alliierten beim Einzug ihrer Kriegsentschädigung, auf die der englische Rothschild und der Rothschild von Frankfurt einen Blick zu werfen berechtigt waren; 1871 vertrat ein anderer Rothschild Frankreich bei den Verhandlungen über eine neuerliche, von Preußen verlangte Kriegsentschädigung, die preußischen Bankiers waren Mendelssohn und Bleichröder. Als Jules Favre, bestürzt über die fünf Milliarden, zu Bismarck sagte: »Auch wenn jemand bis zur Geburt Christi zurückzählen wollte, käme er nicht auf eine so riesige Summe!« entgegnete der Reichskanzler, eben deshalb habe er Bleichröder neben sich, der bis zur Entstehung der Welt zurückzähle. Georges' Gesprächspartner wiederholte den Ausspruch, brachte aber eine Korrektur an: Die Juden zählen erst seit der christlichen Zeitrechnung. 1919 war ein Warburg von Hamburg Mitglied der deutschen und ein Warburg von New York Mitglied der amerikanischen Finanzdelegation. Dieses vollkommene »Gleichgewicht« findet sich heute auf einem ganz anderen Gebiet: ein Rosenberg ist der Führer der Gewerkschaften in Westdeutschland, und ein Gold-

stein in Ostdeutschland. Im Ersten Weltkrieg trafen sich die jüdischen Bankiers der drei kriegführenden Mächte in der Schweiz und besprachen »über dem Handgemenge« ihre gemeinsamen Interessen. Sie rechtfertigten die Ansicht Rathenaus, des jüdischen Außenministers der Weimarer Republik, der von Antisemiten ermordet wurde, daß dreihundert Männer, die einander kennen, die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents bestimmten. Das hinderte sie nicht daran, gelegentlich die Sache ihrer jeweiligen Länder glühend zu verfechten. Ballin, der Gründer der Hamburg-Amerika-Linie, beging nach der Niederlage Deutschlands 1918 aus Verzweiflung Selbstmord. Die Juden waren nicht nur Bankiers, sondern auch Finanzverwalter. Im ritterlichen Mittelalter waren Sanchez und Santangel Schatzmeister der Könige von Aragon, Joseph Pichon war Schatzmeister des Königs von Kastilien, Abravanel Schatzmeister des Königs von Portugal. Abramo di Lucifero half bei den Anfängen der Anjou-Dynastie in Neapel (war er ein Ahnherr des Marquis Lucifero, des Vertreters von Exkönig Humbert in Italien?), Monda Pisano, ein anderer Jude, erwies dem Blut des heiligen Ludwig denselben Dienst. Später war der Jude Sancies Großschatzmeister im gleichen Königreich. Der Jude Richard war Oberkämmerer Philipps des Schönen, des Herzogs von Burgund, im 17. und 18. Jahrhundert verwaltete ein Lehmann die Gelder des Kurfürsten von Sachsen, ein Oppenheimer die des Herzogs von Württemberg und ein anderer Oppenheimer die des Kaisers. Im 19. Jahrhundert war Mendizabal Finanzminister in Spanien, Graf Cancrin und Graf Witte in Rußland (er steht im Semi-Gotha mit seiner Frau, einer geborenen Nurek), Goudchaux, Fould und Léon Say waren in Frankreich Finanzminister nach Clavière und Baron Louis (ungekannte Juden), von Miquel war Finanzminister in Deutschland, Steinbach in Österreich. Im

20. Jahrhundert war Brandès Finanzminister in Dänemark, Klotz und Laval, wenn man ihn zu den ungekannten Juden zählt, in Frankreich, Morgenthau in den Vereinigten Staaten, Gutt in Belgien, Cattaui in Ägypten, Nessim Bey Effendi Rousso in der Türkei, in Italien Pesaro Maurogenato, Luzzatti und Wallemborg, danach Jung während des Faschismus und nach dem Krieg del Vecchio und Terracini. Graf Volpi, Mussolinis Finanzminister, war nur mutmaßlicher Jude. Einige Jahre zuvor war der Jude Sokolnikow Lenins Finanzminister gewesen. In England war Lord Goschen Finanzminister, Sir Jocelyn Salis Simon war Finanzsekretär der Staatskasse, ein ministerielles Amt, das Hore Belisha innegehabt hatte.

Georges bereicherte die Listen des Bankiers um die ungekannten Juden, erfuhr aber von ihm den Namen des größten französischen Bankiers zwischen den Kriegen, Raymond Philippe. Dieser Direktor der Lazard-Bank stellte sogar seinen Glaubensbruder Finaly in den Schatten, den Gründer der Banque de Paris et des Pays-Bas. Philippe, der von David-Weill und André Meyer unterstützt wurde, ist es zu danken, daß die Lazard-Bank die Pläne der internationalen Spekulation durchkreuzte, als diese bereit war, Frankreich in das gleiche finanzielle Chaos zu stürzen, in dem die deutsche Demokratie umgekommen war. Damit wurde die Stabilisierung des Franc möglich, die Caillaux und Poincaré wünschten. Natürlich gehörte Raymond Philippe zu den berühmten Juden, die sich nach dem Waffenstillstand 1940 von ihrer französischen Staatsangehörigkeit und zugleich von den erwiesenen Diensten geschützt wähnten. Er erwog keinen Augenblick die Auswanderung und ließ sich in Vichy nieder, wo er gute Ratschläge in Menge erteilte, bis man ihm zu verstehen gab, seine Anwesenheit sei ungelegen. Er zog sich nach Nizza zurück und erlag einem Herz-

anfall, als ihn die Gestapo gerade verhaften wollte. David-Weill wurde verschont, da er katholisch wurde und die französische Staatsbürgerschaft wiedererlangte, die man ihm entzogen hatte. Seinem Sohn war es gelungen, sich in die Vereinigten Staaten abzusetzen und zusammen mit André Meyer die amerikanische Lazard-Bank zur höchsten Blüte zu bringen. Diesen Meyer bezeichnete Georges' Berichterstatter als das größte lebende Finanzgenie.

»Er sah den Amerikanern das Börsenwesen ab«, erklärte der Bankier. »Auf Grund des Gesetzes der Antithese bezeichneten ihn manche als ›Hai‹, wie es der Semi-Gotha mit Camondo tut, aber ist dieser Ausdruck in der Geschäftswelt nicht eher ein Lob? Der kürzlich verstorbene jüdische Bankier Lyon war stolz auf seinen Spitznamen ›Tintenfisch‹.«

Der Name Bernard Baruch, der nach Morgenthau der wichtigste Kopf der Finanzen Amerikas blieb, verleitete den Bankier zu einigen geschichtlichen Abschweifungen. Er hatte 1917 Präsident Wilson bestimmt, Deutschland den Krieg zu erklären. Der Krieg wurde für die Sache der Entente gewonnen durch die französischen Juden Victor Basch und Salomon Reinach, die die Regierung Tardieu beiordnete zur Hilfe bei seinen bis dahin erfolglosen Schritten. Italien hatte mit seinem Abgesandten Luzzatti ihre Mühen unterstützt. Ochs mit der *New York Times* und die Pulitzer mit der *New York World* setzten sich dafür ein, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. In der Presse wirkten die Juden noch breiter als in den Finanzen. In England besaß Lord Burnham (Lawson, früher Lévy) den *Daily Telegraph* und Lord Northcliffe (Harmsworth, früher Stern) die *Daily Mail* und die *Times*. Auch die Gründer der vier wichtigsten telegraphischen Nachrichtenagenturen Reuter, Havas, Wolff und Stefani waren Juden.

Nicht alle amerikanischen Juden standen indessen Frankreich und seinen Verbündeten wohlwollend gegenüber. Deutschland hatte Dernburg, einen ehemaligen Minister jüdischer Herkunft, in politischer Mission abgesandt. Er stellte den deutschen Sieg als Sieg des Judentums dar. War Rußland die große antisemitische Macht? In Broschüren wurde angekündigt, Deutschland werde das »jüdische Territorium« befreien, auf das die russischen Juden beschränkt waren, und werde aus ganz Rußland ein jüdisches Paradies machen. Deutschland glich selbst schon dem Paradies der Juden und war in mancher Hinsicht ihr Werk: Hitzig hatte die Börse und die Reichsbank gebaut, Davidsohn war der erste Verleger des Berliner Tageblatts, Sonnemann hatte die Frankfurter Zeitung gegründet, die größte deutsche Zeitung, Lissauer war der Verfasser der »Haßhymne auf England«. Der Gedanke, daß Germanen und Juden Brüder sind, schien sich schon aus der jiddischen Sprache zu ergeben, einem jüdisch-deutschen Dialekt. Dieser Gedanke war bei den Franzosen seit der Dreyfus-Affäre verwurzelt. Lange Zeit verwechselte ihr nationalistischer Haß Juden und Deutsche. Weder der Erste Weltkrieg noch der Sieg des Nazismus zerstörte dieses Vorurteil. Eine französische Spottschrift, »Weihnachten 1938«, also lange vor dem Mord an Petljura durch Schwarz-Bart und an Gustloff durch Frankfurter und kurz nach dem Mord an Vom Rath durch Grynspan, trug den Titel: *Hitler, créature et instrument d'Israel* (Hitler, Israels Kreatur und Werkzeug). Der Bankier mußte zwar über diese von Georges erwähnte Einzelheit lächeln, gab aber zu, daß die deutschen Juden, die Amerikaner wurden, immer noch Heimweh nach Deutschland haben. Einer von ihnen sagte in New York: »Ich bin den Deutschen böse, weil sie mich aus *meiner* Heimat verjagten.« Dieser Ausspruch kam dem des Wiener Stadtrats gleich, den Pater de Trennes

Georges nach der *Civiltà Cattolica* zitiert hatte. Als es Amerikas Hilfe benötigte, konnte Adenauers Deutschland aus solchen Stimmungen oder gar Gewissensbissen ehemaliger deutscher Juden Gewinn ziehen. Und auf den Rat Nahum Goldmanns, des Präsidenten des jüdischen Weltkongresses, bot es zum Zeugnis seiner Katharsis den Reparationsvertrag mit den Juden und mit Israel an. Der Bankier dementierte das Gerücht, die Kuhn-Loeb-Bank und ihr Direktor Schiff habe die russische Revolution von 1917 subventioniert. Er hatte in seiner Jugend kurz vor dem großen Krieg den alten Schiff kennengelernt, den man »König Schiff« nannte und der über diese vom Antisemitismus verbreitete Geschichte nur lachte. Seine Bank hatte nichts anderes getan, als dem Zaren Anleihen verweigert. Der Faschismus war von dem jüdischen Bankier Toeplitz finanziert worden, die Revolution Francos von dem spanischen jüdischen Bankier Juan March. Wie das christliche Finanzwesen steht auch das jüdische Finanzwesen stets in beiden Lagern, aber eher im Lager der Ordnung als in dem der Unordnung. Die höchste Ordnung ist die des Geldes.

Kürzlich erklärte Baron Alphonse de Rothschild dem Journalisten Jules Huret: »Die Hochfinanz, was bedeutet das? Es gibt reiche und weniger reiche Menschen, das ist alles. Die einen sind heute reicher, die anderen morgen ärmer. Solche Kapitalballungen sind Volksvermögen.«

FÜNFTER TEIL

I

Das Gebetshaus der Jakobsgemeinde in der Rue des Rosiers war an diesem Samstagmorgen zur Feier von Aschers Bar-Mizwa überfüllt. Sarre wollte bescheiden an der Tür stehenbleiben wie am Tag des Seelengedächtnisses, aber Herr Aronovitz führte ihn an einen Platz beim Allerheiligsten, zwischen Herrn Frank und Rabbiner Warchawsky. Ascher, der bewegt aussah, lächelte ihm freundlich zu. Er trug seinen blauen Sabbatsanzug und sein Tirolerhütchen. Außer ihm hatten alle Männer den Gebetsmantel angelegt, aber nicht die Tefillin, die Gebetsriemen, die man an diesem Tag nicht trägt. Rahmin Heiney war zum Fest gekommen und wiegte sich dem Brauch entsprechend hin und her. Herr Samson trug wie immer seine Mütze; er hatte zwar gewagt, das einschüchternde Heiligtum zu betreten, aber nicht, an einem der Tische im Kreis Platz zu nehmen. Die Frauen und Mädchen gegenüber hinter dem Vorhang blieben fast unsichtbar. Georges ahnte in der ersten Reihe die Umrisse von Egla, Frau Aronovitz und Frau Hermann. Kleine Jungen gingen mit offenen Büchern umher, respondierten aber nur jeweils mit »amain«. In einem kleinen Raum, den Sarre früher nicht bemerkt hatte, waren bärtige Greise und zwei junge Männer mit gelockten Haaren ins Lesen vertieft. Herr Abraham, der Tefillinhändler und Totenwäscher, saß bei ihnen und nickte ihm zu.

Plötzlich richteten alle Anwesenden ihre Blicke auf Ascher. Er zog seine Jacke aus und verneigte sich vor seinem Vater, der ihn in einen Gebetsmantel hüllte, das erste Symbol seiner religiösen Mündigkeit. Als ihm diese Ehre zuteil geworden war, richtete er sich wieder auf. Dann schlang er sich Gebetsriemen um den linken Arm und um den Kopf und schritt zum Allerheiligsten, dessen Vorhang sein Vater zu beiden Seiten zurückschlug. Die nebeneinanderliegenden Gesetzesrollen in ihren roten Samthüllen wurden sichtbar. Herr Aronovitz nahm eine heraus und reichte sie seinem Sohn. Feierlich legte Ascher sie auf das Pult mitten im Raum. Männer und Knaben eilten herbei, küßten die Hülle oder streiften sie mit ihren Fingern, die sie dann küßten. Der Vorbeter entfernte die Hülle und rollte das Pergament auf. Ascher berührte es am Rand mit einem Zipfel seines Talits, drückte die Handflächen auf die beiden Seiten der Rolle und rezitierte das Gebet *Baruk ata Adonai.* Er hatte Georges schon früher gesagt, er solle sich nicht wundern, wenn er mit wenig Ausdruck spreche, denn die orthodoxen Juden vermieden stimmliche Ausschmückungen, an denen sich andere Synagogen ergötzten, die aber von den Rezipienden aus Angst vor falschen Tönen gefürchtet wurden. Als das Gebet zu Ende war, schlug der Vorbeter die Thora auf, Ascher nahm einen silbernen Thoraweiser zur Hand, mit dem er die Zeilen des Textes verfolgte. Seine Stimme zitterte leicht. Man konnte ahnen, wie ergriffen er war, weil er der Gemeinde aus dem Buch Gottes vorlesen durfte.

Was las er? Das in aschkenasischer Aussprache weniger gutturale Hebräisch erklang wie eine harmonische und doch barbarische Musik. Herr Frank erklärte Georges, Ascher lese den Abschnitt über die rote Kuh, mit deren Asche sich die Israeliten zum Fest Schawuot reinigten. Zum Schluß berührte Ascher das Pergament noch einmal

mit seinem Gebetsmantel an der Stelle, an der er stehengeblieben war. Der Vorbeter rief andere Anwesende auf, die nacheinander ihre Abschnitte vorlasen. Danach hob er mit ausgestreckten Armen die Thora vor den Gemeindegliedern empor, die als Zeichen der Ehrfurcht die Hand zu ihr erhoben. Georges kam in den Sinn, daß die Antisemiten in dieser Geste den Ursprung der drohend erhobenen Faust, das Symbol des Klassenkampfes, erblickten. In diesem Augenblick wurden Bonbons über den Vorhang geworfen, kleine Jungen krochen zwischen den Beinen der Anwesenden umher und sammelten sie auf, denn sie bedeuteten Segen. Mitten im Tumult hatte Ascher die Hülle wieder über die Rolle gezogen und sie in den Thorarollenschrein zurückgelegt. Kaum war der Vorhang geschlossen, als sich alle zu dem Helden des Tages drängten, um ihn zu umarmen. Sie wünschten ihm der Tradition gemäß »viel Glück«.

Die Feier war nicht zu Ende, man erwartete noch mehr von Ascher. Er stieg auf das Mittelpodium und hielt seine Bar-Mizwa-Rede auf jiddisch. Herr Frank erklärte Georges jeweils, welchen Gegenstand er behandelte. Der Junge sprach von den Tefillin, weil er sie von heute an tragen durfte. Gewiß gedachte er Herrn Abrahams, der befriedigt nickte. Er erzählte, wie die in den beiden Kapseln enthaltenen Thoraverse geschrieben werden mußten, mit welcher Tinte sie in gleicher Entfernung voneinander auf eine Tierhaut, und zwar auf die Innenseite, zu zeichnen seien, daß diese Haut von einem Juden oder wenigstens unter Mithilfe eines Juden zu bearbeiten sei. Er sagte, der Ewige habe zwar geboten, dieses Symbol zwischen die Augen zu setzen, aber man lege es infolge eines Lesefehlers auf die Stirn. Er brachte Thorazitate, in die die Frommen einfielen. Zuweilen flocht er eigene Gedanken hebräisch ein, um zu beweisen, daß er diese Sprache beherrschte.

Herr Frank konnte sich die Bemerkung nicht versagen, Aschers Rede zeuge von ungewöhnlichem Wissen der Texte und heiligen Dinge, während sich andere Jungen darauf beschränkten, ein Glaubensbekenntnis abzulesen. Georges erklärte, ein so frühreifer Geist bestätige die Rechtfertigung, die Racine der Gestalt des Joas gab: »Es hatte mit den Kindern der Juden nicht eben die Beschaffenheit, die es mit den meisten der unsrigen hat. Man lehrte sie nicht erst die Heilige Schrift, wenn sie zu den Jahren, in welchen sich der Verstand zeigt, gelangen, sondern man lehrte sie, um mich des Ausdrucks des heiligen Paulus zu bedienen, bereits an der Mutterbrust.« Er erinnerte Herrn Frank an die weit verbreitete Ansicht, die Jesuiten hätten die Dreyfus-Affäre inszeniert, um die Juden von den großen staatlichen Ausleseprüfungen auszuschließen, bei denen sie ihre Zöglinge schlugen. Herr Frank lächelte. Er sagte, die jüdischen Mädchen seien oft noch frühreifer als die Knaben und überträfen sie in den gemischten Schulen, aber dieses schöne Feuer sei nicht immer dauerhaft, bewiesen doch die Statistiken nur auf gewissen Gebieten die durchschnittliche Überlegenheit der Juden. Er meinte, der böswillig verbreitete Gedanke der überlegenen Intelligenz der Juden sei eine der verborgenen Ursachen des Antisemitismus, und wenn die Juden wirklich sehr intelligent wären, würden sie dieser Behauptung keinen Glauben schenken.

Aschers Rede dauerte schon über eine Viertelstunde. Die Aufmerksamkeit erlahmte, deshalb hatte sich auch der ehemalige Buchenwald-Deportierte zu einem Privatgespräch hinreißen lassen. Als der junge Redner die Gebetsriemen erschöpfend behandelt hatte und über den Gebetsmantel zu sprechen begann, stimmte der Gemeindevorsteher eine Tanzweise an: »Ala lalali ala lalali . . .« Der Junge ließ sich nicht stören und erhob die Stimme, aber andere Greise fielen im Chor ein: »Ala lalali . . .«

Obwohl dies nach Aussage Herrn Franks das Halleluja der Juden war, glich es eher einem Halali. Ascher strengte sich an, um den Lärm zu übertönen. Es half ihm aber nichts, daß er den Namen Adonai in einem Thoravers herausschrie, die ganze Synagoge sang jetzt: »Ala lalali«. Herr Aronovitz eilte hin und her, schlug mit der Faust auf die Tische und versuchte, Ruhe zu stiften. Er rief, sein Sohn habe den Zuhörern noch vieles zu sagen, und es sei nicht recht, ihn zu unterbrechen. Seine Bitten waren so vergeblich wie Aschers Thorazitate. Herr Frank hatte eine merkwürdige Erklärung für diesen Gang der Dinge bereit: Die Männer hätten das Selbstgefühl der anderen Jungen schonen wollen, die von so großem Wissen und solcher Beredsamkeit erdrückt würden. Jeder wisse, daß der junge Aronovitz ein außergewöhnlicher Knabe sei, so dürfe er seine Überlegenheit nicht mißbrauchen bei einer religiösen Feier, in der Bescheidenheit der schönste Schmuck ist.

Ascher war blaß und niedergeschlagen. Er nahm seine Tefillin von der Stirn und vom Arm, küßte sie und steckte sie in einen Beutel. Seine Lippen bewegten sich, als beende er seine Rede für sich allein. Er legte seinen Gebetsmantel ab, den er erst nach seiner Hochzeit wieder umnehmen würde, faltete ihn sorgfältig zusammen und schob ihn in eine Hülle aus Satin. Dann zog er seine Jacke wieder an, setzte sein Hütchen auf und brach plötzlich in Tränen aus. Schade, daß Ruben nicht da war, hätte er doch sehen können, wie ein Jude, ein jüdischer Knabe, echte Tränen vergoß. Solange er die Abzeichen des Judentums trug, hatte sich dieser Knabe beherrscht, aber jetzt war er nur noch ein gedemütigter kleiner Junge. Nur Georges trat zu ihm, um ihn zu trösten. Aber wie der junge Lazareff, der dem Trost auswich, schluckte Ascher die Tränen hinunter und sagte, es sei nichts.

Er rannte zur Eingangstür, zu der eben ein Imbiß herein-

getragen wurde. Es war Vorschrift, diesen Imbiß am Ort der Bar-Mizwa-Feier einzunehmen. In großen Synagogen begab man sich zu diesem Zweck in den Gang, auf eine Tribüne oder in einen Saal. Es war etwas anderes als das Abendessen, zu dem Georges für den nächsten Tag eingeladen war. Georges hatte den Eindruck, als bringe diese Mahlzeit im Tempel das Judentum der antiken Religion und der Freimaurerei noch näher; er dachte an das »Refektorium« im Artemis-Heiligtum in Trözen, an die Brudermahle der Loge »Volney« in Laval. In wenigen Augenblicken schmückten Platten mit Anschovis, gebratenen Fischen, Kroketten, Gebäck und Kuchen die Tische. Ascher war wieder vergnügt und bot Georges mit blitzenden Augen ein Glas Karmelwein an, »den besten Wein Israels«, wie er sagte. Zum Dank brachte Sarre den Trinkspruch aus, der vielsagend und poetisch war: »Auf das Leben!« An seinem dreizehnten Geburtstag in der Woche vor diesem Sabbat hatte der Junge am Familientisch den Weinsegen gesprochen. Die Damen speisten im Frauensaal der Synagoge. Georges lobte den Karmelwein, der süß wie Likör war.

»Diesen Wein haben die Rothschilds gepflanzt«, sagte Herr Frank. »Sobald man von Israel spricht, ist man in der Rue Laffitte.«

Die Gelegenheit war günstig, einen Juden und so hochstehenden Patrioten über seine Meinung zum Staat Israel zu fragen.

»Lieber Herr Sarre«, erwiderte Herr Frank, »ich glaubte, ich hätte Ihnen schon genug gesagt, und diese Frage sei überflüssig. Wenn, wie der Spruch geht, *jeder Mensch zwei Vaterländer hat, seines und Frankreich,* darf jeder Franzose ein zweites oder sogar mehrere Vaterländer haben. Sie lieben Griechenland und Italien. Israel ist die zweite Heimat der Juden, wenigstens der traditionsgebundenen Juden. Die Rückkehr nach Zion war der

Traum aller Generationen. Deshalb setzte ich mich für die Unabhängigkeit Israels ein, wie die Griechenfreunde für die Freiheit Griechenlands und die Italienfreunde für die Einigung Italiens kämpften. Die Israelis aber können es nicht leiden, wenn sich die Juden in jedem Land die Formel von Sir Roy Welensky, dem Premierminister Rhodesiens, zu eigen machen, der von sich sagt, er sei ›zu fünfzig Prozent polnisch, zu fünfzig Prozent jüdisch, zu hundert Prozent britisch‹. (Da er früher Preisboxer war, möchte ich bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß sich die Juden, die oft als feige Memmen bezeichnet werden, in diesem Sport auszeichnen und auch in anderen ebenso harten Sportarten – Ringen, Rugby – sowie im Tischtennis und Schachspiel.) Die französischen Juden sagen von sich, sie seien ›fünfzig Prozent Juden, fünfzig Prozent Israelis, hundert Prozent Franzosen‹. Die Israelis bedauern, daß wir nicht verkünden, wir seien ›zu fünfzig Prozent französisch, zu fünfzig Prozent jüdisch, zu hundert Prozent israelisch‹, womit wir zu Dummköpfen und Verrätern würden. Sind Sie denn zu hundert Prozent griechisch oder zu hundert Prozent italienisch? Ich weiß wohl, es ist nicht ganz das gleiche, denn unsere zweite Heimat ist historisch unser erstes Vaterland. Die Wiege unseres Volkes käme uns aber recht kühl und hart vor, wenn sie nicht fast zwei Jahrtausende lang aus der Ferne von der Religion gewärmt worden wäre. Einem nicht religiösen Juden bedeutet diese Wiege so wenig wie einem Arier wie Ihnen wohl jene iranische Hochfläche, von der einst die Arier herabstiegen. Manche behaupten sogar, es binde sie nichts an jene Gegenden, die ihnen wie ein in einen wimmelnden Krabbenkorb oder ein Pulverfaß verwandeltes Fabelreich erscheinen. Kesseri, ein alter zionistischer Journalist und Freund Frankreichs, erzählte mir, er habe einst um eine Unterredung mit Hauptmann Dreyfus gebeten, aber dieser habe ihn hinauskomplimen-

tiert, sobald er erfuhr, daß er für Palästina war. Im Parlament stimmten Mendès-France und Henry Torrès gegen die Israel-Expedition. Ein so kluger Mann wie Raymond Aron meint, ein französischer Jude sei nicht verpflichtet, für Israel zu sein. Ich möchte nicht wie manche Juden behaupten, Wohlwollen gegenüber Israel sei eine Art Antisemitismus, aber ich gebe zu, daß übertriebenes Wohlwollen zu einer der Ungeschicklichkeiten werden kann, die den Antisemitismus hervorrufen.

Umgekehrt übt der Staat Israel auf viele Juden eine unvorhergesehene Wirkung aus: Sie assimilieren sich schneller. Die Israelis ärgern uns, wenn sie bei der kleinsten Wolke am Himmel Israels zu uns kommen und Lärm schlagen. Wir alle wissen ihr Heldentum zu schätzen, das uns näher liegt als jenes der Makkabäer. Als Edmond de Rothschild hörte, wie Clemenceau am Mut der Juden zweifelte, schlug er mit der Faust auf den Tisch wie Herr Aronovitz und rief, die Juden hätten einen großen Heerführer hervorgebracht, nämlich Judas Makkabäus. ›Und wir, zum Donnerwetter, wir haben Pharamond* hervorgebracht!‹ erwiderte der Tiger. Der hitzige General Dayyan, der bei den Kämpfen im Libanon ein Auge einbüßte und die Schlacht am Sinai gewann, hält sich für den *einäugigen Heerführer auf dem Gätuler-Elefant* vor den Toren Roms . . . oder Alexandrias. *Hannibal ad portas!* Glücklicherweise sind die Verantwortlichen klug genug, dieses militärische Ungestüm einzudämmen.

Zwischen Frankreich und Israel wurde ein Atomabkommen geschlossen, israelische Wissenschaftler kamen nach Frankreich und französische Wissenschaftler gingen nach Israel, wo sie bei Beerscheba ein kleines Atomkraftwerk bauten. Es ist natürlich vereinbart, daß dort rein friedliche Forschungen betrieben werden. Als aber die Verein-

* Sagenhafter Führer der Franken im 5. Jhdt. A. d. Ü.

ten Nationen die Atomkontrolle verlangten, weigerten sich die Israelis, es sei denn, Amerika garantiere ihre Grenzen. Amerika ist drauf und dran, diese Bedingung zu erfüllen. Damit würde der Friede in jenen Gegenden einkehren, die ihn so bitter nötig hätten.

Ich kannte Magnes, den ersten Rektor der hebräischen Universität. Er war für aufrichtige Verständigung mit den Arabern, wie es heute noch der alte Buber ist, unser verehrter Philosoph. Die Studenten pfeifen ihn zwar wegen seiner Araberfreundschaft aus, ernannten ihn aber mit fünfundachtzig Jahren zum ›Ehrenstudenten‹. (Sie sehen, die Juden lieben die Jugend jedes Alters; kein Wunder, daß Lajeunesse ein jüdischer Name war.)

Israels Größenwahn beruht auf der Macht der Juden im Westen und auf der Überzeugung, sie müsse ihm zu Diensten stehen. Begreiflicherweise werden dadurch seine arabischen Nachbarn gereizt, die weder auf solche Unterstützung noch auf solchen Reichtum hoffen können. Ich sprach von den jüdischen Ungeschicklichkeiten, aber die israelischen Ungeschicklichkeiten sind gefährlicher, denn sie beziehen die Juden aller Länder mit ein. Sollte sich der Staat Israel entschließen, nur die Heimt des Judentums zu sein, so könnten ihn alle Juden vorbehaltlos anerkennen. Will er aber eine politische Rolle spielen, hält er sich für ein zweites Serbien, das einen neuen Weltkrieg zu entfesseln imstande ist, so müssen wir ihn zwangsläufig in den Bann tun, was allerdings die Höhe wäre. Ich scherze natürlich, denn im Gegensatz zu euren Päpsten schleuderten wir niemals den Bannstrahl gegen Städte oder Länder. Es ist ein Märchen, wir hätten Spanien mit dem Bann belegt, als es uns ausstieß, und es ist nirgendwo belegt, daß wir dem Fürstentum Trient fluchten, als es uns wegen des kleinen Simon an den Beinen aufknüpfte und briet. Auf der Rückseite römischer Münzen sieht man Judäa weinend unter einer Palme; es hat

keinen Grund mehr zu weinen oder unser Mitleid zu heischen.
Dieser Tage sagte ich zu einem israelischen Minister bei den Aronovitz – Sie ahnten wohl kaum, daß Minister in einem so schlichten Restaurant verkehren, aber dieser ist Mitglied einer religiösen Partei –, daß der Staat Israel, obwohl er der Urheber von Katastrophen sein kann, niemals eine Regierung zu stürzen vermöge, wie es dem Jüdischen Universalbund im Januar 1938 gelang. Er wurde von den antisemitischen Plänen Gogas, des rumänischen Ministerpräsidenten, verständigt und veranlaßte den Quai d'Orsay und die Downing Street zu Schritten in Bukarest, die zu seinem Rücktritt führten. Dies war um so natürlicher, als Thierry, der französische Botschafter, eine Rothschild zur Frau hatte. Die Macht der Juden wird immer im Schatten der christlichen Mächte stehen.
Für das, was uns an Israel beunruhigt oder empört, gibt es manche Entschuldigungen. Die meisten älteren Einwohner entrannen der Nazihölle und leiden noch an ihren Erlebnissen. Von denen, die sich vor dem Kriege dort niederließen, waren die meisten heimlich eingewandert, denn die britische Mandatsverwaltung war vollauf damit beschäftigt, die Araber zu begünstigen, und sperrte sich gegen Immigranten. Jene Juden landeten auf eigene Gefahr, viele wurden festgenommen und nach Zypern deportiert. Sie wurden also von den Engländern und von den Deutschen deportiert und glaubten, ewige Deportation sei ihr Schicksal. Die Überlebenden durften endlich in einem freien Land, in ihrem eigenen Land wohnen, sie bestellten es, sie ernten die Früchte von selbstgepflanzten Bäumen, und sie sind zu Recht wie berauscht von einer ganz neuartigen und so teuer erkauften Freiheit. Vertrauen wir der im Lande geborenen Jugend, die man ›Kaktus‹ nennt. Auch sie ist noch stachelig, doch unter den Stacheln ist der Saft.«

II

Am folgenden Tag war es, als gehe man nur von einem Tisch zum andern, um wieder mit den gleichen Personen im Restaurant Aronovitz zusammenzusitzen. Georges hatte um eine Einladung für Osmonde gebeten, denn er wollte ihr zeigen, daß die orthodoxen Juden so interessant sind wie die jüdischen Barone. Françoise hatte wegen der Einladung die Stirn gerunzelt, ohne zu ahnen, daß ihre Tochter im Begriff stand, Jüdin und sogar jüdische Baronin zu werden.

Zuerst war Osmonde etwas überrascht von dem Stadtviertel, aber sie hatte Sinn für das Malerische und Einfache. Wie Sarre dachte sie, manche Gäßchen sähen neapolitanisch aus. An der Ecke der Rue des Hospitalières-Saint-Gervais stand eine Bande junger Burschen beisammen und musterte sie mit frechen Blicken, ebenfalls wie in Italien.

»Sind es fromme Juden?« fragte sie Georges.

Er entgegnete, die Rue des Rosiers sei kein Seminar, es gebe hier Juden aller Art. Er vermutete, die Burschen seien wohl erst kürzlich von Nordafrika gekommen; in der Jakobsgemeinde hatte er sie nicht gesehen.

Das taghell erleuchtete Restaurant sah ganz verwandelt aus. Statt der Papiertischtücher waren richtige Tischtücher aufgelegt, die künstlichen waren frischen Blumen gewichen. Die bunte, sonntäglich gekleidete Menge der Gäste drängte sich vor den Tischen und der Theke. Da alle Männer eine Kopfbedeckung trugen, setzte Georges sein Mützchen auf und hatte bei Osmonde denselben Erfolg wie Saul in der großen Synagoge. Von den Frauen trugen nur Frau Aronovitz und die Gemahlin des Rabbiners Warchawsky einen Hut.

Sarre freute sich über den herzlichen Empfang, den Egla seinem Schützling bereitete. Ascher war eher zurückhal-

tend. Obwohl er mit seiner Weisheit und Gelehrsamkeit schon zu den Rabbinern zählte, war er doch erst dreizehn Jahre und ein paar Tage alt. Über all den Glückwünschen und Geschenken vergaß er seine Enttäuschung vom Vortag. Bücher stapelten sich auf der Theke. Georges schenkte ihm ein paar seiner Werke, obgleich sie nicht für Kinder geschrieben waren, aber dieser Junge mit dem unberührten Herzen hätte sogar von Monsignore Parente, Beisitzer am Inquisitionsgericht, einem ungekannten Juden, die Erlaubnis bekommen, alles zu lesen. Er deutete stolz auf mehrere chassidäische Traktate des Rabbiners von Lyady, der am Ende des 18. Jahrhunderts lebte, und des Rabbiners von Lubawitz. Manche Gäste schenkten ihm Geldscheine, die er in eine Sparbüchse steckte. Als er den Umschlag von Oberrabbiner Rubinstein hineinleerte, sagte er zu seiner Schwester:

»Jetzt sind es schon zweitausenddreihundert Francs!«

Sein mathematisches Gedächtnis zählte also nacheinander die Geldgeschenke zusammen. Auch ein Chassid ist Jude. Wenn er aber mit diesem Geld ebensoviele Wunder vollbrächte wie die junge Rothschild in viktorianischer Zeit mit ihren hundert Dollar, würde er doch bestimmt nichts davon zum Kauf von Obligationen verwenden. Rahmin Heiney schenkte ihm ein paar Dollar; Georges stellte fest, daß der kleine Talmudist den Wechselkurs kannte.

Rabbiner Warchawsky begrüßte Osmonde so herzlich wie Egla. Er bezeichnete sie als seine liebe Proselytin und nannte zu diesem griechischen Wort, das »Neuankömmling« bedeutet, das hebräische Synonym mit seinem Sinn »gerechter Fremdling«. Um ihn zu necken fragte Georges, ob damit angedeutet werde, daß nur die jüdisch gewordenen Fremdlinge gerecht seien.

Egla forderte ihre beiden Gäste auf, einen Blick ins Untergeschoß zu werfen, das an diesem Tag in ein Kinder-

zimmer verwandelt worden war. Man hatte Tische für die allerjüngsten Gäste aufgestellt. Die Treppe befand sich in einer Ecke des Saals. In dem kleinen Untergeschoßraum standen zehn bis zwölf Knaben mit dem Gesicht zur Wand, fünf oder sechs Mädchen wandten ihnen den Rücken zu, alle sangen das Abendgebet. Osmondes Erscheinen verursachte einige Verwirrung. Georges entdeckte eine offene Tür zu einem Waschraum und wollte Osmonde in der rituellen Art des Händewaschens unterweisen. Er nahm den Krug und goß ihr das Wasser über die rechte, dann über die linke Hand, wobei er der Renegatin zuflüsterte: »*Lavabo inter innocentes*«. Sie befanden sich tatsächlich unter Unschuldigen. Die kleinen Gäste kamen näher, um ihnen zuzusehen, Osmonde begrüßte sie mit ihrem freundlichsten Lächeln. Jagte ihr blonder Kopf diesen kleinen dunklen Juden »Schauer den Rükken hinab« wie der Anblick eines siebenjährigen Mädchens ihrem Glaubensbruder, dem Schriftsteller Lewisohn? Georges kam der Augenblick in den Sinn, als nach dem Seelengedächtnis der alte Levit dem Kohen Ascher Wasser über die Hände goß. Er machte sich dieses Vorrecht zu eigen und hielt dann Osmonde den mit der richtigen Wassermenge gefüllten Krug hin, um sich denselben Dienst erweisen zu lassen. Die Kinder starrten gebannt auf sie, vielleicht in ihrer Orthodoxie erstaunt über diese Waschungen zwischen den Geschlechtern. Ein paar kannten Georges und hielten ihn sicher für einen noch unerfahrenen Proselyten voll guter Absichten.

Als die beiden Christen wieder nach oben kamen, baten Herr und Frau Aronovitz zu Tisch. Osmonde wurde von Georges getrennt, denn die Damen speisten nebenan. Das Bar-Mizwa-Festessen verwandelte das Restaurant in eine Synagoge, wie am Vortag die Synagoge zum Restaurant geworden war. Sarre wunderte sich, weil Frau Hermann und Herr Samson nicht anwesend waren; man sagte ihm,

sie hätten sich aus Bescheidenheit entschuldigt. Osmonde setzte sich zwischen Egla und Frau Warchawsky, Georges zwischen Herrn Frank und Rahmin Heiney. Ascher thronte an einem Tisch, an dem nur Rabbiner und der Gemeindevorsteher der Jakobsgemeinde saßen. Den Ehrenplatz rechts von ihm nahm Rabbiner Warchawsky als Vertreter des Konsistoriums ein, links saß sein verehrter Meister, Oberrabbiner Rubinstein, gegenüber Rabbiner Seixer von Brunoy, ein durchreisender englischer Rabbiner und der Vorbeter. Aschers glatte Wangen standen in merkwürdigem Gegensatz zu all diesen Männern, die einen Bart trugen, abgesehen von Rabbiner Warchawsky. Herr und Frau Aronovitz halfen beim Bedienen. Der Amerikaner sprach voll freudiger Begeisterung von der Frau, die ihm Rabbiner Seixer ausgewählt hatte. Er gestand, auf den ersten Blick habe er sie nicht besonders hübsch gefunden, aber dann habe er all ihre guten Eigenschaften entdeckt, die sie zu einer idealen Gattin machten. Bei einer Frau solle man nicht nach Schönheit suchen, denn sie gehöre zu Zion – »Zion, vollkommene Schönheit, wo der Ewige leuchtet«. Die Verlobung war schon gefeiert worden. Als Herr Frank Rahmin fragte, welche der drei jüdischen Verlobungsarten er gewählt habe – Überreichen einer symbolischen Summe, schriftliches Anhalten um ihre Hand, der Eintritt in ein Zimmer vor Zeugen –, errötete er wie ein Knabe bei der dritten Möglichkeit. Er hatte sich für die übliche Art entschieden, das Überreichen eines Geldstückes. Herr Frank erklärte Sarre schleunigst, die *de-facto*-Verlobung werde nicht mehr ausgeübt, aber Sarre wußte von einer Verlobung, bei der nicht einmal Zeugen anwesend waren. Die Schamhaftigkeit des frommen, dreißigjährigen Amerikaners rührte ihn, obgleich er Osmondes und Sauls Schamlosigkeit milde beurteilte.

»Sie fragten mich einmal wegen des Judenproblems bei

den Kommunisten«, sagte Herr Frank. »Die Lage verschlechtert sich von Tag zu Tag durch den wachsenden Antisemitismus in der UdSSR. In den Vereinigten Staaten trat der jüdische Schriftsteller Fast aus der Partei aus, in Kanada der Schriftsteller Salsbourg. In England wurde der kommunistische Mathematiker Lévy aus der Mitgliederliste gestrichen. Vor kurzem erfuhr ich, daß an der Jeschiwa von Moskau – der einzigen in ganz Rußland –, die 1960 noch zwanzig Zöglinge zählte, heute nur noch fünf oder sechs studieren. In Polen werden lediglich fünfhundert Kinder in jüdischen Seminaren erzogen. In der Tschechoslowakei feierten im letzten Jahr nicht mehr als dreiundzwanzig Jungen ihre Bar-Mizwa.«

»Wenn sie wie Ascher sind«, meinte Georges, »ist das tschechoslowakische Judentum gerettet.«

Um das Thema zu wechseln, fragte Herr Frank einen großen jungen Mann von der Jabne-Schule, der ihm gegenübersaß, was er werden wolle, Atomwissenschaftler oder Rabbiner.

»Spion«, antwortete der junge Mann.

Selbst Rahmin lachte über diese Antwort, als man sie ihm übersetzte.

»*A spy, a spy!*« rief er und verdrehte die Augen.

Sarre freute sich über die Offenheit des jungen Mannes, der nicht gezögert hatte, dieses seltsame, ehrgeizige Ziel zuzugeben.

»Als Deutschland das Paradies der Juden war«, sagte Herr Frank, »hielten sich viele für verpflichtet, für Deutschland zu spionieren. 1870 sagte Bismarck, wenig schmeichelhaft für uns, Gott habe die Juden geschaffen, damit sie den Deutschen als Spione dienten. Später kam zwar nicht Dreyfus, aber leider Ullmo.«

Georges dachte an Pater Brissac, für den die Juden ein Volk von Spionen und Verrätern waren. Er wies auf die Proklamation eines Volksvertreters bei der Nordarmee

im Jahr 1792 hin, die besagte, jeder hinter dem Heer angetroffene Jude werde erschossen. Jener Anhänger der Convention hieß Laurent, aber Françoise stammte nicht von ihm ab. Sein strenges Gebot glich den deutschen Plakaten, die Ruben in den Pyrenäen gesehen hatte. Der Amerikaner sagte, die Thora wisse sehr wohl, daß man Spione braucht, denn Josua habe zwei Boten nach Jericho abgesandt, ehe er die Stadt angriff.

»Wobei Sie freilich verschweigen«, sagte Herr Frank, »daß er ihnen riet, sie sollten bei einer Hure wohnen.«

Der zukünftige Spion erklärte, sein Ziel sei die Verteidigung Frankreichs, wenn er Franzose bleibe, oder Israels, falls er Israeli werde.

»Würden Sie im einen oder anderen Fall einwilligen, für Frankreich in Israel oder für Israel in Frankreich zu spionieren?« fragte Georges.

»Das ist nicht möglich, denn die beiden Länder werden immer verbündet sein«, antwortete der junge Mann.

Zum Beweis seiner Großzügigkeit gestand er, er halte die Rolle einer Reihe von Juden in den Spionageaffären mehrerer Länder für demütigend und wolle versuchen, das wiedergutzumachen, indem er für sein eigenes Land Spion werde. In den Vereinigten Staaten sei der immer noch nicht ganz geklärte Fall Oppenheimer zu verzeichnen, dann die zum elektrischen Stuhl verurteilten Rosenberg und vor ganz kurzer Zeit Soblen, der in Tel Aviv vergeblich Zuflucht suchte. In der UdSSR kenne man den Fall Penkowsky, der noch nicht lange zurückliege, in England Fuchs, in Italien Pontecorvo, in Polen Licht mit dem polnischen Namen Svietlov und Monac, in Israel selbst Beer und Cohen. In Frankreich sei der Journalist Baranès im »Durchsickerungsprozeß« angeklagt worden, und der Spion Pâques könne Jude sein wie Paquin.

»Es steht fest«, sagte Herr Frank, »daß die jüdischen

Nachrichtenbeamten das Gegenstück zu den jüdischen Spionen sind.«
Georges erwähnte Lord Rothschild, der sich in seinem Abschnitt im englischen *Who's Who* rühmt, dem *Military Intelligence* von 1939 bis 1945 angehört zu haben. Herr Frank sagte, die beiden Zweiten Direktoren des zweiten Heeresbüro seien derzeit die Oberstleutnante Bourgogne und Muller, die wahrscheinlich nicht jüdischer seien als der Spion Pâques, aber jüdische Namen trügen.
»Die Tradition vererbt sich«, setzte er hinzu. »Ein paar Jahre vor der Dreyfusaffäre war Oberst Samuel Chef des Nachrichtenbüros.«
»Auf der Liste italienischer Juden findet sich der Name von Monsignore Benigni, der die Sapinière gründete, ein kirchliches Spionage- und Denunzationsunternehmen«, sagte Georges.
Die Unterhaltung wurde von ohrenbetäubendem Lärm aus dem Untergeschoß gestört. Die sich selbst überlassenen Kinder gerieten außer Rand und Band. Sie waren aber doch neugierig auf das, was oben vor sich ging, denn von Zeit zu Zeit erschien ein kleines Gesicht oben an der Treppe. Herr Aronovitz stieg hinunter, um die Ruhe wiederherzustellen.
Neben dem zukünftigen Spion saß ein anderer junger Mann, ein Schüler der Maimonides-Schule in Boulogne – eine der drei jüdischen Schulen im Großraum Paris, die dritte war die Hirsch-Schule. Seine Pläne waren weniger originell, er wollte Kürschner werden wie sein Vater, »Kürschner wie Brunswick«. Georges lächelte über diesen hochtrabenden Vergleich. Er dachte an den Ausspruch eines Antisemiten von einst über eine junge Dame der Gesellschaft, die bis auf einen alle Vorzüge besaß: »Schön wie Venus, reich wie Krösus, unschuldig ... wie Dreyfus.«
Jetzt kamen zwei Nachzügler, die gelockten Chassidim aus der Synagoge. Es waren zwei polnische Waisen aus

einer englischen Jeschiwa, die den englischen Rabbiner auf seiner Reise begleiteten. Die jungen Leute von der Jabne- und der Maimonides-Schule machten den beiden zukünftigen Rabbinern Platz, von denen der ältere einen breiten schwarzen Filz und der andere ein Barett trug. Sie sprachen kein Wort, schauten niemanden an und senkten den Blick auf ihre Teller. Georges bewunderte, wie hieratisch sie das Brot schnitten und in Salz tunkten. Sie verstanden es, keine Brosamen zu machen oder sammelten sie schnell mit den Fingern auf. Würdig und ohne Gier aßen sie ihre Suppe und ihren gefüllten Fisch, ließen aber keinen Tropfen Bouillon übrig, und die Fischgräten waren so sauber und gründlich abgeleckt wie von einer Katzenzunge. Sie bemühten sich, nichts zu vergeuden und huldigten damit den Gastgebern und dem Ewigen, »der allem, was lebt, seine Speise gibt«.

Nach dem frischen kalten Obst erhob sich der Vorbeter und stimmte den Tischdank an. Die beiden Chassidim, die wegen ihrer Verspätung noch beim Hühnchen waren, legten ihre Hände unbeweglich auf den Tisch. Ihre rosigen, trotz der Wärme eisig aussehenden Gesichter erinnerten an das Tauchbad in den polnischen Teichen. Nach dem Gebet griffen sie zu ihren Geflügelkeulen, doch jetzt war es Zeit für die Reden. Ohne das geringste Zeichen der Ungeduld hielten sie sich wieder regungslos.

Herr Aronovitz, der im Stehen gegessen hatte, nahm als erster das Wort. Der ausgemergelte, hohlwangige Mann mit seiner heiseren Stimme legte beim Reden die Hände zusammen, schloß die Augen und warf den Kopf zurück, als stehe er an der Klagemauer. Sein Monolog glich wirklich den Gebeten der Juden, die beim Anblick Jerusalems ihre Kleider zerrissen; er war aus Freude und Trauer gemischt. Herr Aronovitz sprach jiddisch, Herr Frank diente Georges wieder als Dolmetscher. Er sagte, er sei zufrieden mit den klassischen Studien Aschers, mehr aber

mit seinen religiösen Studien, die ihn wirklich zu geistiger Mündigkeit führten. Er freue sich, ihm die Fackel des Judentums weiterzugeben, wie sein Vater sie einst ihm überreicht habe und wie sie Ascher später seinem eigenen Sohn übergeben werde. Er verband mit dem Fest dieses Abends den Gedanken an jenen alten Mann, den er mit der Aussicht auf einen gräßlichen Tod in der Tiefe eines polnischen Gettos zurückließ, die anderen Familienmitglieder, die er auf gleich tragische Weise verlor, und die Gattin seines Freundes Epstein, die auf dem Friedhof von Bagneux ruhte. Bei diesen Namen schnürte ihm ein Schluchzen die Kehle zu, aber in seinem Schmerz lag so wenig Tragikomik wie im Seelengedächtnis in der kleinen Synagoge der Rue des Rosiers. Sein Gesicht wirkte sogar hart, als wolle er die Bewegung verbergen, die wider seinen Willen aus seiner Stimme sprach.

Am Schluß seiner Rede zog er eine Menge Telegramme aus der Tasche und verlas sie. Die Glückwünsche für seinen Sohn stammten aus über zehn Ländern und zeugten davon, daß die Juden überall Familienbande haben. Sie bewiesen auch, wie wichtig eine Bar-Mizwa bei frommen Juden ist.

Aschers klare Stimme erklang nach der rauhen Stimme seines Vaters. Sein feierlicher Ton ließ auf eine ausgearbeitete Rede schließen. Herr Frank sagte Georges, er halte dieselbe Rede wie am Vortag, aber dieses Mal unterbrach ihn niemand. Es war seine Revanche. Am aufmerksamsten lauschte der Gemeindevorsteher. Eine gute Viertelstunde lang drang aus dem nie versagenden Gedächtnis des Jungen eine Flut hebräischer Texte und jiddischer Kommentare, durchsetzt mit französischen Wörtern, wie Kanzelredner ihre Predigten mit Latein würzen. Sein Vater stand vor ihm und bedeutete ihm manchmal, er solle langsamer sprechen. Einmal fiel er ihm ins Wort um richtigzustellen, daß ein Ausspruch, den er

Salomo zugeschrieben hatte, von David stammte. »In welchem christlichen Gasthaus«, sagte sich Georges, »redet wohl der Wirtssohn mit dreizehn Jahren über die Schrift und wird im Notfall von seinem Vater berichtigt?« Sicher freute sich Ascher, daß mehrere Kinder heraufgekommen waren und ihm zuhörten. Als er einen Vers aus der Thora zitierte, sang er ihn, um dem Buch der Bücher Ehre zu erweisen, und die Zuhörer respondierten wie in der Synagoge mit »amain«. Zum Schluß sagte er, er hoffe, alle heute Anwesenden möchten auch an seiner Hochzeit teilnehmen, ein Wunsch, den wohl kein Christ bei seiner Erstkommunion zum Ausdruck bringt.

Alles klatschte Beifall. Herr Aronovitz ließ Champagner anbieten, und welchen Champagner! »Habib frères« von Reims, den ersten koscheren Champagner in Frankreich, der dieses Jahr erstmals verkauft wurde. Es war dies ein Triumph für Rabbiner Warchawsky. Oft hatte er sich an Ort und Stelle begeben, um die Herstellung zu überwachen, er war bei jedem Umfüllen dabei, einer Arbeit, die wie in Bercy von frommen Juden ausgeführt wurde.

»Im 11. Jahrhundert«, sagte Rahmin, »besaß der berühmte Raschi Weinberge bei Troyes und stellte vielleicht schon koscheren Champagner her.«

»Mumm wollte es ihm nicht nachmachen, und doch ist Baron de Gunzburg nach Schwob d'Héricourt jetzt Geschäftsführer der Gesellschaft«, sagte Herr Frank.

Georges lächelte bei dem Gedanken, daß die Antisemiten den Juden lange Zeit vorwarfen, sie tränken »unseren Wein«. »Unser Wein«, schrieb Drumont, »an dem sich einst der Volksgeist stärkte, gehört wie alles übrige den Juden«. Damals besaßen die Rothschilds schon den Château-Lafite und Mouton, die d'Erlanger den Léoville, die Péreire den Château-Palmer, die Heine den Beychevelle, der heute den Fould gehört.

Herr Frank fragte Georges: »Haben Sie schon die eng-

lische Ausgabe des letzten Loblieds auf die Rothschilds gesehen? Sie ist reich bebildert, die französische Ausgabe aber nicht, denn man scheute sich, dem demokratischen Frankreich unsere Barone aus zu großer Nähe zu zeigen. Der beleibte Maurice in der Badehose, wie er seine Blicke in die Augen von Dolorès del Rio senkt, ist auch wirklich kein besonders anziehendes Bild. In dem Buch ist ein von Braque entworfenes und von Baron Philippe gegengezeichnetes Etikett der 157 514 Flaschen oder halben Flaschen des Jahrgangs 1955 wiedergegeben. Drumont hätte genug zu trinken gehabt.«

Die Reden waren noch nicht zu Ende. Rabbiner Warchawsky behandelte in seiner Ansprache die zu dem Tag passenden Themen. Dann strich sich Oberrabbiner Rubinstein über seinen weißen Bart und streute einige Blumen des Talmuds über das Haupt seines Schülers. In den Pausen war es den beiden Chassidim gelungen, ihr Hühnchen zu essen, wobei sie die Knochen säuberlich abnagten.

Plötzlich ertönte Aschers Stimme:

»Herr Georges Sarre, unser guter Freund, hat das Wort.«

Georges war nicht darauf gefaßt, bei einem Bar-Mizwa-Festmahl zu sprechen, konnte sich aber nicht entziehen. Als er aufstand, sah er im Nebenzimmer Osmonde, die ihm zulächelte. Er dankte Herrn und Frau Aronovitz dafür, daß sie ihn nicht nur als Freund, sondern wie einen Verwandten zu dieser Familienfeier aufnahmen, bei der wie bei der gestrigen Zeremonie in der Synagoge die Seele des Judentums offen zutage trete. Er habe eine Religion, eine Gesellschaft, ein »Volk« kennenlernen wollen, mit dem ihn ein bestimmtes Ideal verbinde, und er habe bei Ascher, Egla und ihrem vornehmen und bescheidenen Freund Herrn Frank mehr gelernt als aus allen Büchern. Er wisse, daß sich in die heutige Freude schlimme Erinnerungen mischten, an denen er genau wie

an der Freude teilnehme. Schließlich wünschte er allen Glück, angefangen bei seinem »lieben Ascher«. Während er sprach, belustigte ihn die begeisterte Miene der zuhörenden Kinder. Ihre Begeisterung beruhte nicht auf seiner Beredsamkeit, sondern auf der einfachen Tatsache, daß er französisch sprach. Diese Jungen, deren Familien sich erst vor kurzem in Frankreich niedergelassen hatten, hörten im allgemeinen Jiddisch oder schlechtes Französisch. Die vorherigen Reden waren jiddisch gehalten worden. Das Französische – ein allerdings leicht literarisches Französisch – klang ihnen plötzlich in den Ohren, als seien sie in der Schule oder im Theater.

Bei einem weiteren Glas Champagner löste sich die Tischordnung auf, man wechselte die Nachbarn. Ascher trat zu Georges, dankte ihm für seine guten Worte und machte Bemerkungen über die Reden der Rabbiner. Er ging nicht zu seiner Mutter, sondern verschwand, von den Kindern gestoßen, auf der Treppe.

Als sei dies das Zeichen zum Triumph der Kindheit, stieg der Gemeindevorsteher auf seine Bank und sang die Melodie, die er schon in der Synagoge angestimmt hatte: »Ala lalali ala . . .« Alle fielen ein und gruppierten sich zu einer Art Rundtanz im Rhythmus dieser Schallwörter. Sie hielten sich nicht an den Händen, sondern schritten hintereinander her, jeder legte seinem Vordermann die Hände auf die Schultern wie die etruskischen Tänzer. Vom Untergeschoß waren Ascher und seine Kameraden heraufgehastet und trugen zum fröhlichen Lärm bei. Ein merkwürdiger Anblick, diese Greise und gesetzten Männer, die so großem Unheil entronnen waren und sich nun unter die unbekümmerte Jugend mischten, um Freude und Hoffnung zu feiern. Die Frauen und Mädchen standen gedrängt an der Verbindungstür zum Nebenzimmer und beschränkten sich aufs Zusehen. Vielleicht dachte Osmonde, der Ausspruch »Weib, was habe ich mit dir zu

schaffen?« sei, von der Liebe abgesehen, die Devise des Judentums.
Ein kleiner Mann, der nicht tanzte, ging hin und her. Er hinkte leicht und schwenkte beharrlich einen Hundertfrancschein, ehe er ihn schließlich in die Sparbüchse steckte. War es eine symbolische Geste, um dem Gefeierten Reichtum zu wünschen? Der konzentrierte Blick des lächelnden Ascher bewies, daß er die Gesamtsumme zusammenzählte.
Herr Frank und der Amerikaner beteiligten sich am Tanz, aber Sarre war lieber Zuschauer geblieben. Rabbiner Warchawsky trat aus dem Kreis und setzte sich zu ihm. Er tat, als wische er sich die Stirn ab, rieb aber seine Augen, in denen eine Träne geglänzt hatte.
»Entschuldigen Sie«, sagte er tonlos. »Ich dachte an jemanden . . . an meinen Sohn, der vor seiner Bar-Mizwa starb. Als er noch klein war, sang ich ihm eins unserer östlichen Wiegenlieder: ›Schlaf, meine Krone, mein Kaddisch‹! – das heißt ›du, der nach meinem Tod für mich beten wird‹. Nun habe ich ihn überlebt. Immer schon entriß der Tod Kinder ihren Eltern, im Lauf der Geschichte fanden Blutbäder unter Kindern statt. Uns aber war es bestimmt, die Opfer eines in Zahl und Schrecken beispiellosen systematischen Hinmordens zu stellen. Ich vertraue mich Ihnen an, weil Sie von der jüdischen Seele sprachen; sonst rede ich mit niemandem darüber, nicht einmal mit meiner jetzigen Frau, die meinen Sohn nicht kannte. Als man seine Mutter, ihn und mich in Auschwitz trennte, weinte ich zum ersten Mal in meinem Leben. Meine Kraft war gebrochen, der Transport hatte unter unbeschreiblichen Verhältnissen mehrere Tage gedauert. Bei der Ankunft errötete ich vor Scham, weil ich mich wie ein Tier auf das Stück Brot stürzte, das man uns vorwarf, damit wir nicht verhungerten. Die Augen meines Sohnes aber blieben trocken. ›Papa, warum weinst du?

Du weißt doch, daß ich beim Sterben *Schema, Israel* sprechen werde!‹

Herr Frank meinte, wir sollten unserem Haß auf Deutschland ein Ende setzen. So mutig er auch war, mußte er doch nicht dieselben Leiden erdulden wie wir. Er besaß die französische Staatsangehörigkeit und verlor weder Frau noch Kind. Ich bin unfähig zu hassen, denn der Haß der anderen erschöpfte alle Möglichkeiten des meinen. Mitten im Frieden litt ich unter dem Haß der Polen, der dem der Nazis fast gleichkam. In Frankreich verschleierte man ihn so gut wie möglich, um das verbündete Polen nicht zu beleidigen. Zu Beginn der Unabhängigkeit im Jahre 1920 fanden richtige Pogrome statt. Ich hörte, Sie hätten über einen Schulkameraden Aschers gelächelt, der Ihnen erzählte, er wolle Spion werden. Damals waren wir von den Deutschen als Spione der Russen und von den Russen als Spione der Deutschen verfolgt worden, und die Polen behandelten uns als Spione beider Völker. Man drängte uns an die Grenzen, man knüpfte uns an den Bäumen neben den Landstraßen auf. Als Kind wurde ich mit meinen Eltern in Schlamm und Regen hinausgejagt wie im Kriege mit meiner Frau und meinem Sohn. Wenn wir mit dem Zug fahren wollten, mußten wir erst einmal durch alle Waggons gehen, um nach dem Aussehen der Mitreisenden möglichst ein Abteil zu finden, in dem wir nicht während der ganzen Reise beleidigt wurden. Vor den jüdischen Läden standen junge Burschen Posten und vertrieben die Kunden. Diese unzähligen Schikanen, die an die Stelle der Pogrome getreten waren, nannte ein polnischer Minister ›leichte Artillerie‹. Auf eine Interpellation der Rechten, die drastische Maßnahmen gegen uns forderte, erwiderte er: ›Um die Juden zur Vernunft zu bringen (Sie können sich vorstellen, ob wir es nötig hatten, zur Vernunft gebracht zu werden!), gibt es zwei Mittel, die schwere Artillerie, die

Sie vorschlagen, und die leichte Artillerie, die wir verwenden. Auf die Dauer zeitigt das Feuer der leichten Artillerie die gleichen Erfolge.‹ Gegen 1934 baten die Rabbiner Kardinal Kakowsky, den Erzbischof von Warschau, er möge eingreifen. Er ließ ihnen sagen, er würde sich um die Juden kümmern, sobald sie den Kommunismus nicht mehr unterstützten und keine pornographischen Schriften mehr verbreiteten. Die Rabbiner hielten es für überflüssig, ihm zu entgegnen, die kommunistischen und pornographischen Juden ständen dem Judentum genauso fern wie die pornographischen und kommunistischen Christen wohl dem Christentum.

Wenn man ein solches Leben unter seinen Mitbürgern geführt hatte, war man reif, es unter den Stiefeln der Nazis zu beenden. Ich möchte nichts anderes als vergessen, aber wie Sie sehen gelingt es mir nicht alle Tage. Deutschland gegenüber ist das Vergessen schwer. Es zerstörte das polnische Judentum, Wurzel und Blüte des Weltjudentums, und von den Millionen Juden, die es umbrachte, waren fast zwei Millionen Kinder. Und doch sind die Juden zum Vergessen gezwungen, sonst müßten sie viele Völker hassen. Lange stand in den Büchern der Sephardim Londons ein besonderes Gebet zum Gedächtnis ihrer in Portugal und in Spanien von der Inquisition verbrannten Brüder. Schließlich strichen sie es.

Letztes Jahr machte ich eine Wallfahrt nach Auschwitz. Ich wollte nur einen mit Kinderschuhen gefüllten Raum sehen. Ich betrachtete die Schuhe, die vielleicht meinem Sohn gehörten. Ganz kleine waren darunter, und ich dachte an die Kinder, die nicht groß genug geworden waren, um überhaupt Schuhe zu tragen. In Auschwitz kamen wie in den anderen Lagern Kinder zur Welt, aber die, die dort geboren wurden, blieben auch dort. Ihr Schicksal erfahren Sie aus einem kurzen Gedicht mit dem Titel *Weihnachten in Auschwitz* von dem holländischen

Geschichtsprofessor Preser aus Den Haag, dessen Frau deportiert wurde und in jenem Lager entband: ›Das Kind wurde geboren . . . – als der Stern stillstand – drei SS-Leute kamen – und tauchten es in ungelöschten Kalk.‹ Herr Frank erzählte Ihnen nicht von einer Gruppe von zehn polnischen Judenkindern, die zufällig in die Nähe von Buchenwald gerieten. Um sie loszuwerden, jagten die Wachen sie davon und hetzten ihnen Wolfshunde nach.

Schändlicher als die Massenmorde waren vielleicht die Rettungsarten, die manchen Kindern angeboten wurden. Einige wurden gut ernährt und dienten unseren Henkern als Frauen, andere mußten ihnen bei makabren Geschäften helfen. Ein ungefähr fünfzehn Jahre alter Junge kehrte in unseren Block zurück und wurde mein Nachbar. Wenn ich meine Gebete sprach, fluchte er gotteslästerlich. Ich erriet, daß diese Lästerungen einen tiefen Grund hatten, und tat, als hörte ich nicht. Da ich aber Lehrer gewesen war, wußte ich, daß es oft nützlich ist, einen Jungen zum Geständnis herauszufordern, um ihn von einer Zwangsvorstellung zu befreien. Ich warf also diesem freundlich vor, er verleugne die Lehre, die ihm zuteil wurde. Er antwortete mit höhnischem Gelächter: ›Sie haben mich angestellt, damit ich den Leichen die Goldzähne herausreiße. Ein schönes Handwerk, nicht? Ich habe ihnen schon über hundert Kilogramm Gold verschafft. Ich zerkleinerte die Kiefer mit einer Hacke. Eines Tages, ehe ich es merkte, hackte ich auf meinen Vater, der in einem anderen Block gestorben war. Völlig stumpf stand ich da mit meiner Hacke in der Hand. Dann packte mich wilde Wut, ich schlug auf den Schädel ein, zertrümmerte ihn vollständig und verfluchte den Mann, der mich in diese Welt des Schreckens gesetzt hatte. Danach wurde ich ohnmächtig. Sie hatten Mitleid mit mir und enthoben mich dieser Arbeit. Meinen Sie, ich

könne noch an Gott glauben?‹ Auf eine derartige, an einem solchen Ort erzählte Geschichte antwortet man nichts, nicht wahr, Herr Sarre? Ich sagte dem Jungen nur, da er das Gebet nicht spreche, das jeder jüdische Sohn seinem verstorbenen Vater ein Jahr lang schuldet, würde ich es für ihn aufsagen. Er lästerte Gott nicht mehr. Einige Zeit später sprach er das Gebet.«
Der Rabbiner erhob sich unvermittelt und mischte sich wieder in den fröhlichen Reigen. »Ala lalali ala!«

III

»Nun?« fragte Georges Osmonde, als sie auf die Straße traten. Dieselbe Frage hatte Bélise Jouvenceau Georges gestellt, nachdem sie ihm »schreckliche Dinge über die Juden« zu lesen gegeben hatte.
»Nun?« erwiderte Osmonde. »Die Juden sollen leben, die kleinen und die großen!«
»Ein Glücksfall, wenn uns die kleinen die großen nicht verleiden und umgekehrt! Das Judentum ist dir mit einer guten Nadel auf den Leib geschneidert worden.«
»Abscheulich! . . . Da bin ich schon halb Jüdin und habe sogar das rituelle Bad ausprobiert, Sauls Mutter betrachtet mich als ihre Schwiegertochter, und meine Mutter glaubt, es sei ein harmloser Flirt! Morgen gestehe ich es ihr. Der heutige Abend macht mir Mut dazu.«
»Beschließen wir ihn doch bei mir! Ehe du mit deiner Mutter sprichst und ehe ich mit ihr zu reden habe, will ich sicher sein, daß du an alles gedacht hast.«
Osmonde setzte sich ans Steuer. Ihre Mutter und Georges hatten ihr einen kleinen Fiat zu ihrem achtzehnten Ge-

burtstag geschenkt. Sie hatte ihn in der Rue du Trésor, der Schatzstraße, geparkt.
»Der Einfluß der Goldschild ist bis hierhin spürbar«, sagte Sarre, als er den Straßennamen las. »Gold zieht Gold an. ›Goldenes Schild!‹ Der Schild Achills war nur mit Gold eingelegt, das Schild der Rothschilds war rot angestrichen. Könntest du einem Apoll aus massivem Gold widerstehen, der dir zumurmelt wie der Daphne in *Virgile travesti:*

Wagt ich wohl, in deinem Ofen
Mein erstarrtes Erz zu schmelzen,
Leise deine Backen zwacken
Und die offene Klammer schließen?«

»Meine zukünftige Schwiegermutter ist wie geschaffen für dich. Ihr könnt wetteifern an unanständigen Gedichten! Ich habe dir erzählt, wie ich Saul kennenlernte; Gold und Schätze waren eine unerwartete Dreingabe. Er schien mir ein vornehmer junger Mann zu sein, aber ich hielt ihn für einen armen Studenten, das zog mich vielleicht an. Ich hätte ihn stehenlassen, wenn ich ihn eingebildet, unverschämt, unmenschlich gefunden hätte, kurz, wenn er die Fehler gehabt hätte, die im allgemeinen übergroßen Reichtum begleiten. Ich bin aber auch nicht der Ansicht, dieses Vermögen sei ein hinreichender Grund, um mich an der Liebe zu einem Mann zu hindern, der alle guten Eigenschaften besitzt.«
»Aber er ist Jude. *That is the question.*«
»Stellst du die Frage?«
»Wir werden gleich in Ruhe darüber reden. Egla ist doch ein intelligentes Mädchen, nicht?«
»Außerordentlich. Mir gefällt ihre jüdische Offenheit. Sie verheimlichte mir nicht, welche Probleme sich für sie aus der Orthodoxie ihrer Familie und aus ihrem Wunsch,

orthodox zu bleiben, ergeben. Sie fragt sich, ob die mosaischen Vorschriften in der heutigen Welt einen Sinn haben, und doch gibt sie zu, daß sie die Grundlage des Judentums bilden. Assimilation hält sie für Verrat. Im Leben ihrer Eltern erscheint ihr die strenge Gesetzestreue verhältnismäßig einfach, denn sie bewegen sich nur in jüdischen Kreisen. Wenn sie aber einmal die Licence und die Agrégation bestanden hat und Lehrerin ist, wie kann sie dann ihren Grundsätzen treu bleiben? Sie fürchtet, sie werde in Israel leben müssen, und denkt infolgedessen daran, entweder einen Israeli zu heiraten oder einen französischen Juden, der entschlossen ist, es zu werden. Nur wenige hohe jüdische Beamte in Frankreich üben ihre Religion aus, Präsident Meiss, Staatsrevisor Domb . . . Sie meint, in fünfzig Jahren gebe es nur noch in der Rue des Rosiers und in Israel echte Juden, abgesehen von den Rothschild und Goldschild. Alle anderen hätten sich assimiliert und damit Verrat geübt.«

»Und du, du wirst dich ›dissimiliert‹ haben und auch Verrat üben!«

»Was man aus Liebe tut, ist stets gerechtfertigt, ob man einen Vers von Racine . . . oder von Corneille zitiert.«

»Bei deiner Wahl erinnert nichts an Corneille. Der Schönheit und der Wollust auf der Grundlage guter Einkünfte nachzugeben ist auch nicht gerade von Racine.«

»Du bist ja wie besessen von den Einkünften! Mit Mutter werden wir die Tragödie von Corneille erleben. Wenn du nicht wärst, müßte ich, glaub' ich, bis zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag warten, ehe ich Saul heiraten kann. Ich habe erfreut festgestellt, daß Rabbiner Warchawsky verschwiegen ist. Die Jakobsgemeinde weiß nicht, wen ich heirate. Als Geständnis unter Mädchen habe ich es Egla anvertraut. Sie fing zu lachen an, denn ihr Bruder hatte ihr im Scherz vorgeschlagen, er wolle sie mit Saul zusammenbringen . . . oder mit David de

Rothschild. Diese Juden, die in ihrem Leben noch keinen Rothschild oder Goldschild sahen, wissen die Namen meiner zukünftigen Familienangehörigen auswendig!«
»War Egla nicht verblüfft?«
»Es braucht viel mehr oder viel weniger, um eine orthodoxe und sozialistische Jüdin zu verblüffen . . .«
»Wann soll die Heirat stattfinden?«
»Im Oktober. Saul und seine Mutter wollten sie früher festsetzen, aber Rabbiner Warchawsky forderte diese Frist. Man verlangt übrigens die Zustimmung meiner Mutter, sogar für den Unterricht im Judentum und erst recht für die Hochzeit.«
»Wenn ich mit unserem Gespräch zufrieden bin, verspreche ich dir die Verlobung für nächste Woche.«
Osmonde beugte sich zu Georges und streifte seine Wange mit einem dankbaren Kuß. Sie waren angekommen.
»Und Frau Warchawsky?« fragte Georges, als er die Tür öffnete. »Du hast mir nicht gesagt, was sie dir erzählte.«
»Sie sagte auch etwas, das mich durch Offenheit rührte. ›Gnädiges Fräulein, ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Mut.‹ Deshalb habe ich mir vorgenommen, morgen mutig zu sein.«
»Glaubst du, daß sie auf die mosaischen Gesetze anspielte?«
»Nein. Sie sagte, als eine der Folgen des körperlichen Elends bei den deportierten Frauen sei die Periode oft lange ausgeblieben oder unregelmäßig geworden. Dieser Verlust ihrer Weiblichkeit quälte die Jüdinnen wegen der Gesetze ihres Intimlebens ganz besonders. Sauls Mutter, die mir diese Gesetze als eine Wonne schilderte, ahnt nichts von diesen Dingen.«
»Ich merke, daß man dir auch bei einem Bar-Mizwa-Festmahl, wenigstens in der Rue des Rosiers, das Judentum ungeschminkt gezeigt hat. Und wenn man dir erst die Rede von Herrn Aronovitz übersetzte oder wenn ich

dir wiederholte, was Rabbiner Warchawsky erzählte!... Gewiß brauchst du nicht im Hinblick auf glücklicherweise unwahrscheinliche Katastrophen über dein Leben zu entscheiden, aber betrachten wir die Frage von allen Seiten.« Sie saßen einander in bequemen Sesseln gegenüber, ein Tablett mit Erfrischungen stand in Reichweite.

»Entschuldige, wenn ich so offen wie ein Jude mit dir spreche«, sagte Georges. »Tausende von jungen Mädchen schlafen mit einem Mann oder sogar mit mehreren, ohne zu heiraten. Die Unberührtheit gedeiht nicht unter der Orangenblüte. Dein Entschluß sollte nicht von ›jenem Vogel‹ bestimmt werden, ›der wegfliegt, wenn ihm ein Schwanz wächst‹, wie Piron zu einem kleinen Mädchen sagte.«

»Ich bin mit Saul unauflöslich verbunden.«

»Du bringst mich zum Zweifeln an seinem Ernst! Daß du mit ihm so weit gegangen bist, ist deine Sache, daß aber er mit dir so weit ging, ohne auf dein Alter zu achten und obwohl er wußte, daß deine Mutter die Juden nicht liebt, erstaunt mich.«

»Ziehst du dich zurück?«

»Ich klatsche dir Beifall, wie man Romeo und Julia oder den Horatiern und Kuriatiern Beifall spendet.«

»Ach, ich bin Römerin, denn Horatius ist Römer!«

»Eine gute Antwort. Es ist aber ein Unterschied, ob man seine Nationalität oder seine Religion wechselt. Im vorliegenden Fall ist ein Religionswechsel so, als wolle man die Rasse tauschen.«

»Du hast mich selbst gelehrt, in Europa gebe es keine Rassen mehr!«

»Es gibt keine Rassen, aber es gibt hervorstechende Merkmale dieser oder jener Abstammungsgruppe. Du verläßt die vorherrschende Gruppe und die moralische Sicherheit, die sie gewährt – ich meine natürlich nicht die materielle Sicherheit, die aufs höchste steigt –, und jene Gesamtheit

von Elementen, die man früher ›das Kernstück des Baumes‹ nannte, und das alles, um dem Drängen deiner Sinne zu folgen!«
»Sie werden mehr als befriedigt, aber wir stimmen so vollkommen, so absolut überein, daß die Sinne die geringste Rolle spielen.«
»Wieder eine gute Antwort. Trotzdem bin ich weiterhin der Advokat des Teufels. Du schließt entweder eine Heirat auf Probe, wie dein rituelles Bad eine Probe war, oder eine dauerhafte Ehe, die das aber nur ist, wenn du weißt, mit wem du es zu tun hast.«
»Das weiß ich besser als sonst irgend jemand.«
»Du dringst nicht nur in ein anderes Volkstum ein . . .«
»Kannst du, wenn du von Sauls Volkszugehörigkeit sprichst, etwas anderes sagen, als daß er ›rassig‹ ist?«
»Unser ehemaliger Militärattaché in Athen erklärte, wenn die Rede auf die großen Juden kam, die Heringstonne rieche immer nach Hering. Er entdeckte jüdische Mängel sogar bei der bezaubernden Botschaftersgattin, einer geborenen Rothschild, der Vorgängerin deines Großvaters. Deine Mutter will den Judengeruch selbst in den Filmen mit Brigitte Bardot wittern, die immer einen Juden im Gefolge hat. Ein Fürst Esterhazy konnte nicht in einen Salon eintreten, wenn sich Fürstin Radziwill geborene Blanc darin befand. Allerdings verdächtigt der Semi-Gotha den Ursprung der Esterhazy selbst, aber ich kenne Einwohner von Marseille, die den Knoblauch verabscheuen und ihn auf hundert Schritt Entfernung riechen. Der Herzog von Arenberg, der gothaischste im Gotha, bekommt Krämpfe, sobald er nur einen Juden sieht.«
»Die Arenberg, Esterhazy und Militärattachés meines Großvaters gehen uns nichts an. Den Judengeruch haben wir heute abend unter so vielen Juden aus dem Marais nicht wahrgenommen. Wenn mein lieber Saul einen Ge-

ruch an sich hat, so ist es ein Veilchenduft wie bei Alexander dem Großen.«
»Bei wirklich wichtigen Dingen muß man alles prüfen, sogar die Vorurteile, wenn auch vielleicht nur, um sich zu beweisen, daß sie unbegründet sind. Gehen wir zu einem neuen Kapitel über. Ich möchte annehmen, daß du Sauls guter Eigenschaften ebenso sicher bist wie er der deinen. Aber . . .«
»Noch ein Aber!«
»Es gibt noch viele! Wir führen den ›Dialog der Aber‹ wie bei Voltaire, doch betrifft er dein Glück, das uns näher steht als die Theologie. Du siehst Saul mit den Augen der Liebe und wirst ihn wohl noch lange so sehen. Zwangsläufig kommt aber ein Tag, an dem du ihn mit anderen Augen betrachtest, wenn die Verliebtheit vergangen ist. Du wirst an tausenderlei Dingen erkennen – an seinen Reaktionen, seinen Überlegungen, seinem Verhalten in dieser oder jener Situation –, daß du die Gattin eines Fremden bist.«
»Hast du nicht Mutter erklärt, die Juden seien so französisch wie wir?«
»Das sind sie auch, waren es aber nicht immer. Sie sind naturalisierte Franzosen, seit Ludwig XI. die ›Provenzalen‹, seit Heinrich II. die ›Portugiesen‹, seit der Constituante die ›Deutschen‹ und die ›Avignoner‹. Während aber andere naturalisierte Ausländer durch Heiraten mit Französinnen bald französisch wurden, blieben die Juden abgesonderte Franzosen, weil sie meist Jüdinnen heirateten. Man kann ihnen nicht absprechen, daß sie Franzosen sind, man kann aber auch nicht vergessen, daß sie Juden sind. Da die Religion bei ihnen eine immer weniger wichtige Rolle spielt, muß ihre ›Fremdheit‹ von ihrer Abstammung herkommen . . . Ich hörte vertrauliche Geständnisse von evangelischen oder katholischen Franzosen und Engländern, deren jüdische Gattinnen evangelisch

oder katholisch geworden waren und deren Kinder in der einen oder anderen Konfession erzogen wurden. Sie beten ihre Frauen an und werden von ihnen angebetet, sie sagen, sie seien glücklich. Nach jahrelanger Ehe bekannten sie aber, daß das Problem gestellt bleibt und ihrer Ansicht nach immer bleiben wird. Welches Problem? Ich weiß es nicht. Aber ein Problem. Gewiß, eine Ehe, die ein ewiges Problem stellt, ist vielleicht besser als eine, die gar keine Probleme bietet.«

»Vielen Dank für den Bumerang! Doch du versuchst vergebens, die Frucht zu vergiften.«

»Das Gift steckt in der Frucht. Manche vergifteten Früchte werden auf Goldtellern aufgetragen. Gottfried von Bouillon vergiftete sich an einer Frucht, die ihm der Emir von Cäsarea übersandte. Natürliches Gift liegt manchmal in prächtigen Früchten – im wörtlichen und im übertragenen Sinn. ›Asien ist ein köstliches Gift‹, sagte Gobineau, ›vergiftet aber alle, die davon essen.‹«

»Ich liebe alles Exotische, und ich besitze das Gegengift des Mithridates.«

Osmonde nahm eine Photographie aus ihrer Tasche und zeigte sie Georges.

»Sag selbst, ist dieser junge Mann nicht bildhübsch?«

»Allerdings, aber auch ein nur wenig geübtes Auge erkennt, daß er Jude ist.«

»Mein kaum geübtes Auge erkennt in dir einen Mann aus dem Süden. Ich habe dich nicht mehr und nicht weniger gern, als wenn du ein nordischer Typ wärst . . . obwohl ich dich mir nicht als Nordländer vorstellen könnte. Bist du nicht geschmeichelt, daß deine ›Adoptivtochter‹ an den englischen Königshof gehen kann, als sei es ihr Haus?«

»Dein Vorname und deine Schönheit bestimmten dich für königliche Verbindungen, ist doch *osmonde* der Königsfarn, der schönste Farn. Ich bin aber überzeugt,

daß meiner Osmonde die Mountbatten ebenso einerlei sind wie die Arenberg und Esterhazy.«
»Eben deshalb habe ich dich gefragt! Ich bin dir dankbar, daß du mir nicht vorwirfst, wie es meine Mutter tun wird, ich verriete die Religion meiner Väter.«
»Es steht mir ebensowenig zu, dich zu exkommunizieren wie dich zu beweihräuchern.«
»Du bist ja selbst als ›Sohn des Lichts‹ exkommuniziert!«
»Oh, das ist etwas anderes. Die Freimaurerei ist keine Religion. Du erinnerst mich daran, daß ich dir zwar keinen Vorwurf zu machen habe, aber doch bemerken möchte: Es ist sinnlos, die Religion zu wechseln.«
»Wenn man an keine glaubt, macht es wohl nichts aus.«
»Ich dachte, du seist auf dem Weg, ans Judentum zu glauben.«
»Ich glaube daran . . . oder auch nicht . . . Na, ich versuche, daran zu glauben. Dort ist mehr Größe und Einfachheit als im Christentum. Der Glaube . . .«
»Religion ist nicht Sache des Glaubens, sondern des Herkommens. Man muß seiner inneren Religion gemäß leben, aber in der sterben, in die man hineingeboren wurde.«
»Ich habe gehört, wie du die Juden lobtest, die Christen wurden.«
»Ich pflichte ihnen bei, weil sie von einer Minderheit zur Mehrheit übertreten. Paris ist eine Messe wert. Wenn man aber Paris nicht zu erobern braucht, ist auch keine Messe erforderlich. Aus demselben Grunde billige ich die Juden, die ihren Familiennamen ändern, um einen Alptraum abzuschütteln. Obwohl ich aber diesen Juden zustimme, bewundere ich doch diejenigen, die wir soeben verlassen haben. Ich bewundere die Männer und Frauen, die bleiben, was sie sind, und sich durch nichts abschrecken lassen – Homosexuelle, Ketzer, Antikonformisten . . . Wenn jemand darum gekämpft hat, er selbst zu sein und zu bleiben, ist er der Bundesgenosse aller Minderheiten.

Spürt man, daß man geboren ist, um niemals an die Macht zu gelangen – die Macht ist die Mehrheit, und ›die Mehrheit hat immer unrecht‹, sagte Ibsen –, so gehört man zwangsläufig zur Opposition.«
»Oh, jetzt strauchelst du, nachdem du mich bemitleidet hast, weil ich von der Mehrheit zur Minderheit übertrete!«
»Ich spreche von der Minderheit in der Kunst, in der Literatur und in der Liebe. Saul sollte dich so sehr lieben, daß er dir deine eigene Religion läßt. Die katholisch-jüdischen Hochzeiten werden in der Sakristei geschlossen unter dem Versprechen, daß die Kinder katholisch werden.«
»Das ist einem Goldschild unmöglich.«
»Ein Rothschild heiratete einmal eine griechisch-orthodoxe Christin, ein anderer nahm vor kurzem eine Katholikin zur Frau, ohne daß die Gattinnen ihre Religion wechseln mußten.«
»Der erste hatte keine Kinder, der Sohn der zweiten ist Jude.«
»Du könntest jüdische Kinder haben und trotzdem katholisch bleiben. Die beiden Rothschilds fanden Rabbiner, die sie woanders als in der Synagoge in der Rue des Rosiers trauten.«
»Denke doch, welches Vergnügen ich Saul bereite, wenn ich seine Religion annehme! Dieses Vergnügen sollte ich ihm vorenthalten wegen eines Prinzips, das für mich nichts mehr bedeutet? Du hast mich von religiösen Dummheiten geheilt.«
»Ich nannte die Religion niemals eine Dummheit, und deine Mutter auch nicht, obwohl sie Freimaurerin ist. Echte Maurer achten die Religion anderer und dürfen ihre beibehalten, wenn sie eine haben. Verfalle nicht in Atheismus unter dem Vorwand, das Judentum anzunehmen! Eine Frau in Gebetshaltung ist wohl ein schöner

Anblick. Atheistische Frauen sind nur die, die keine Frauen mehr sind – die Mannweiber in Literatur oder Politik.«

»Sobald sich mein Mann gedrungen fühlt, eine Religion zu haben, brauche ich nicht weiter darüber zu reden. Auch wenn er mir erlaubte, meine theoretische Religion beizubehalten, würde ich doch lieber zu seiner übertreten als weitere Sicherheit für unsere Liebe.«

»Das Wort Sicherheit, das ich vor kurzem benutzte, führt mich zum nächsten Punkt meiner Predigt; wir berührten ihn schon. Kann es angenehm sein, einer Gruppe anzugehören, deren meiste Mitglieder mit einem Damoklesschwert über dem Haupt leben? Nicht daß sie gleiche Leiden zu gewärtigen hätten wie die schon erlebten, aber die geringste Drohung, die kleinste Kränkung bringt sie ihnen wieder ins Gedächtnis. Auch mitten in einem Fest können die Juden den Bildern ihres Unglücks nicht entfliehen. Sicher hat die Baronin selbst mindestens einmal darauf angespielt.«

Osmonde gab zu, sie habe im Judenbad eine Geschichte aus Buchenwald erzählt.

»Ich kenne eine Jüdin der Gesellschaft«, fuhr Georges fort, »die krank wurde und das Bett hüten mußte, als man Hakenkreuze auf die Synagogen malte, wohlgemerkt, nicht in Frankreich, sondern in Argentinien.«

»Mein lieber Georges, das war eine Jüdin, die die Kriegsschrecken miterlebte. Auch die empfindsamsten jungen Menschen heute stellen sich die Dinge anders vor. Sicher sprach Egla inhaltlich gleich wie Frau Warchawsky, aber ihre Stimme, der Ausdruck ihrer Augen war anders. Sie wurde nicht von jenem Zittern befallen, das aus persönlicher Erinnerung stammt. Es ist mir klar, daß du an Lily de Chambure denkst, die das Vergnügen, einen Rothschild zu heiraten, so teuer bezahlte, aber sollten auch die Katastrophen, die du als unwahrscheinlich bezeichnest, neuer-

lich eintreten, so änderte diese Aussicht doch meinen Entschluß nicht. Vor dem wie immer gearteten Tode muß man unbedingt gelebt und geliebt haben, alles übrige gilt nichts.«

»Eine Geschichte von Rabbiner Warchawsky erinnerte mich an die grausame Folter, die einem Juden in Prag im Jahr 1530 auferlegt wurde, weil er eine Christin zu einem Fehltritt verleitet hatte. Jetzt denke ich nicht mehr an dich, sondern an Saul.«

»Oh! Ich könnte nicht sagen, wer von uns den anderen zu einem Fehltritt verleitete!«

»Die Folter wird in einem alten Buch mit dem Titel *Le Grand théâtre de la vie humaine* (Das große Theater des Menschenlebens) beschrieben. Der Jude wurde in die Mitte des Marktplatzes geschleppt und mußte seine Geschlechtsteile in den Spund eines Pechfasses stecken. Man band ihn an dem Faß fest und zündete ein Feuer darunter an. In seiner Reichweite lag ein Messer, somit wurde er gezwungen, sich selbst zu amputieren. Als er es getan hatte, band man ihn los. Blutüberströmt wollte er fliehen, aber man hetzte Hunde auf ihn, die ihn bei lebendigem Leibe zerfleischten.«

»Dem sind wir gerade noch entgangen! Bei der Erinnerung an solche Greuel wächst meine Liebe zu Saul. Aber sag mir doch, ob du Menschen kennst, die der Sodomie frönen und sich ihrer Lieblingssünde enthalten aus Furcht vor der Folter Deschauffours' zur Zeit Ludwigs XIV.? Ich freue mich jedenfalls, daß du meine zukünftigen Kinder nicht erwähnt hast. Allerdings sprach Mutter nach dem Festmahl bei Fürstin V. schon über diese Frage – über das Aussehen der Gramont, der Brémond d'Ars und sogar des jungen Prinzen Charles von England. Saul sorgte sich auch deswegen, aber wir setzen uns über die Mendelschen Gesetze hinweg.«

»Die Gesetze der Gesellschaft sind etwas anderes. So sehr

ich versuchen würde, wenn ich Jude wäre, mich von jedem Komplex frei zu fühlen, so unvorstellbar scheint es mir, Jude zu werden. Ein Vorurteil wird stets auf dieser Religion lasten, was man auch unternehmen mag. Dabei ist der Übertritt eines Christen zum Judentum natürlicher als die Bekehrung eines Juden zum Christentum. Man braucht sich nicht zu wundern, daß es den ersten Christen so schwer fiel, nicht zu judaisieren.«

»Danke, du wirfst dich nicht mehr zum Advokaten des Teufels auf, sondern zum Advokaten der Wahrheit.«

»Vielleicht, aber man kann zwei Jahrtausende Vorurteile, Verfolgungen und Verachtung nicht ungeschehen machen. Du siehst doch, wie das Konzil zögert, ehe es sich zu einer lächerlichen Geste zugunsten der Juden entschließt, und wie feindselig die arabische Welt Israel gegenübersteht. Reden die Menschen einmal offen, so ist man entsetzt, was sie im tiefsten Herzen über die Juden denken, auch wenn es so aussieht, als seien sie ihnen human verpflichtet oder beschützten sie. Rechtsanwalt Weil-Curiel erzählte, General de Gaulle habe in London einem seiner Offiziere, der Georges Boris einen Juden schimpfte, einen scharfen Verweis erteilt, Le Troquer, der spätere Präsident der Nationalversammlung, hörte aus dem Munde des gleichen General de Gaulle in London das Schimpfwort Mauschel. Die Chaban-Delmas sind Stammgäste bei Edouard Leven in seiner Villa an der baskischen Küste. Du weißt, daß Chaban-Delmas in der Abgeordnetenkammer der Nachfolger von Le Troquer wurde und daß Edouard Leven Präsident der Mineralwasser-Gesellschaft von Contrexéville ist, die Präsidentschaften sind gleichwertig. Im Lauf einer Unterhaltung nach dem Abendessen sprach man von Gaston Palewski für den Vorsitz im Konstitutionsrat – ein Abstellgleis, auf das ihn Pompidou schiebt –, und der Präsident der Nationalversammlung erklärte dem Präsidenten von Contrexéville

mit Nachdruck: ›Ich verabscheue Snobs!‹ Da erklang die Stimme seines noch kleinen Sohnes aus dem Hintergrund: ›Und Juden, Papa!‹ Tragisches Schweigen, dann bei geschlossenen Türen eine ordentliche Tracht Prügel. Es versteht sich von selbst, daß der Präsident der Nationalversammlung das Gegenteil eines Antisemiten ist, er war Minister unter Mendès-France, er war sehr gut bekannt mit unserem verstorbenen Freund Didier Lambert, dem Gründer der Zeitung *La Vie française*, und hielt bei dessen katholischer Beerdigung einen Nachruf, der uns Tränen in die Augen trieb. Aus der Geschichte geht aber hervor, daß auch Persönlichkeiten, die mit Juden noch so gut befreundet, bei ihnen eingeführt und von ihnen umgeben sind, in Worten über sie sprechen, die sie als Antisemiten erscheinen lassen, wenigstens für ihre Kinder. Für die große Öffentlichkeit gilt das gleiche. Seit über zwanzig Jahren gibt es in Europa keine antisemitische Propaganda mehr, alle Federn kratzen, um die Juden zu preisen und zu streicheln oder dem Staat Israel zu schmeicheln, ohne daß deshalb die Sache auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Der Antisemitismus bedarf keiner Propaganda. Ich hörte einmal zwei biedere Hausfrauen vor der Auslage eines Lebensmittelhändlers fragen, warum nur noch Orangen aus Jaffa und keine mehr aus Valencia angeboten würden. Der Philosemitismus wird der Vorzug einer Elite bleiben, die dazu verurteilt ist, farblose Argumente immer wieder aufzutischen, es sei denn, man gebe ihr eine neue Waffe in die Hand, die die Masse einschüchtert. In der Traumdeutung verkörpert der Jude den Feind. Von einem Juden zu träumen gilt bei den Neapolitanern als Vorahnung einer schwer zu bezahlenden Schuld, träumt man von einer Jüdin, so ist es ein Anzeichen von Betrug, Täuschung, Unglück. Wo sich der Antisemitismus frei ausdrücken kann wie in der UdSSR oder in Amerika, kommen zu

den ewigen Klagen die grausamsten Scherze. Letztes Jahr geriet eine der sowjetischen Republiken in Aufruhr, weil eine Jüdin angeblich das Ohr einer Mohammedanerin durchstochen hatte, um ihr Blut in den Matzenteig zu mischen. Die Akademie der Wissenschaften in Kiew gibt ein Buch heraus mit dem Titel *Le Judaïsme sans fard* (Das ungeschminkte Judentum), das Drumont, Céline und Streicher nicht zu schreiben gewagt hätten. Die amerikanischen Antisemiten haben das Tagebuch der Anne Frank satt und stellen ›Anne-Frank-Seife‹ und humoristische Bildbände über Auschwitz her. In Österreich pfeifen die Studenten den israelischen Professor Flusser aus. In Italien, wo doch ein jüdischer Großindustrieller wie Olivetti, ein so bedeutender jüdischer Schriftsteller wie Moravia, ein hervorragender jüdischer Journalist wie Fausto Coen, der Direktor der Zeitung *Paese Sera*, leben, entsteht Unruhe, weil nacheinander an Bassani, Natalia Ginsburg, Primo Levi Literaturpreise verliehen wurden.

Die alten Religionen pflanzten den Antisemitismus in die Seelen. Das Heidnische in uns wird den Juden niemals die Erfindung eines strengen Gottes verzeihen, das Christliche in uns die Kreuzigung, der Islam den Tod des Propheten, der von einer Jüdin vergiftet wurde, sowie ihre Existenz als westliche Emporkömmlinge aus der semitischen Familie und ihren Anspruch, den Orient mit Hilfe Israels zu regieren. Die Juden werden von rechts und links angefeindet; die Snobisten sind ihnen böse wegen ihres Reichtums und der Mißheiraten oder Kompromisse, zu denen sie dieser Reichtum zwingt, die Marxisten, weil das Judentum die stärkste und am wenigsten assimilierbare geistige Kraft ist.«

»Was du mir sagst, bestärkt mich nur in meinem Entschluß. Aber es ist schon entsetzlich spät. Es ist Zeit, Kräfte zu sammeln zum Angriff.«

»Eine Geschichte noch zum Schluß. Wie du aus den Berichten von meinen verschiedenen Begegnungen weißt, soll der Antisemitismus bei den Literaten, den Kirchenmännern usw. auf literarischen, künstlerischen, politischen, theologischen Gründen beruhen. Heute abend erzählte ich dir von Fällen, in denen er physischer, physiologischer Art ist. Dann gibt es noch einen wirtschaftlichen und sozialen Antisemitismus, man findet ihn bei den hinter Poujade gescharten Kleinhändlern, die dem jüdischen Kapitalismus vorwerfen, er habe die Monoprix- und Innogeschäfte und die Super-Markets ins Leben gerufen. Er greift auf manche Handwerker über, die angeblich von der Konkurrenz der nordafrikanischen Juden geschädigt werden, und erstreckt sich bis auf das Varieté-Theater, wo junge jüdische Gesangsstars einer ganzen Reihe Künstler das Brot wegnehmen.«

»Aber Georges, ich bitte dich! Lassen wir doch die Kleinen, die Schwachen ... und die Clowns kläffen, wenn die Ursachen des Antisemitismus in der Überlegenheit der Juden auf allen Gebieten liegen!«

»Aus der versprochenen Geschichte wirst du die merkwürdigste Form des Antisemitismus kennenlernen, nämlich den instinktiven Antisemitismus. Wir haben jetzt den Beweis, daß er nicht nur in der Seele, im Geist und im Leben, sondern auch im Unterbewußtsein verankert ist.

Du erinnerst dich doch an unseren Besuch bei den Carafa in Neapel. Bei meiner letzten Reise im September suchte ich die Herzogin wieder auf, deren verstorbener Gemahl der einzige Edelmann der Welt war, der ein altgriechisches Epigramm verfassen konnte. Ich war ganz mit meinen Judenforschungen beschäftigt und fand es recht anregend, die Büste Pauls IV. Carafa, des größten Judenfeindes, sozusagen zu Hause zu befragen.

Beim Wunder des heiligen Januarius, für das es wieder an der Zeit war, kamen wir auf Monsignore Cattaneo

von den Fürsten von San Nicandro zu sprechen, den Kleriker, dem es schon seit langem obliegt, die beiden wundertätigen Glasgefäße unter Verschluß zu halten. Im Lauf des Gesprächs streiften wir ein Ereignis, das Süditalien bestürzte: Dreiundzwanzig Familien aus dem Dorf San Nicandro in Apulien, dem Lehen der Cattaneo und ehemaligen Lehen der Carafa, Herzöge von Casteldelmonte, waren zum Judentum übergetreten. Ein paar Jahre vor dem Krieg hatte ein Dorfbewohner namens Manduzio (ein Abkömmling eines Mandel, eines Mendez, eines Mendizabal?) eine Vision. Mose offenbarte ihm, er und die anderen Einwohner von San Nicandro seien jüdischer Herkunft, und ermahnte ihn, mit gutem Beispiel voranzugehen und zum Glauben seiner Väter zurückzukehren. Die Leute fingen an, sich mit dem Judentum zu befassen, sie begeisterten sich dafür und wollten übertreten. Ihr Eifer wurde von den faschistischen Behörden sowie vom Oberrabbinat in Rom gedämpft. Als die Alliierten Apulien besetzten, flößten ihnen Major Spitzer und Major Pinhas aus Palästina neuen Mut ein. Ein Rabbiner prüfte die Festigkeit ihrer Grundsätze. Sie brauchten nur noch einen Beschneider herbeizuholen. Auf Grund des Männlichkeitswahns der Italiener zögerte Manduzio vor dem letzten Schritt. Er träumte, man schneide ihm das *capo-membro* ab. Als man Ludwig XVI. die Beschneidung als Heilmittel für ein Leiden vorschlug, schreckte er genau so zurück und erklärte: ›Ich wäre lieber geblieben wie ich bin.‹«

Osmonde erinnerte sich an Sauls Worte und sagte:

»Der Traum des Mannes aus San Nicandro unterstützt Sigmund Freud, der den Antisemitismus mit der Furcht vor Kastration erklärte. Ich selbst habe jedoch allen Grund zu der Annahme, daß die Juden keine Kastraten sind.«

»Gewiß nicht, denn schon die *Göttliche Komödie* teilt uns

mit, man beschneide männliche Kinder, um ihren unschuldigen Schwingen Kraft zu verleihen.«
»Wie? Dante bestätigt die Vorteile der Beschneidung? Saul hatte recht. Glücklich die Kinder, deren unschuldige Schwinge man bluten läßt! Natürlich besinnt sich aber ein Mann zweimal.«
»Die Araber sind zu bewundern, lassen sie doch diese Operation in der Pubertätszeit über sich ergehen. Der Großtürke lud Heinrich III. zur Beschneidung seines vierzehnjährigen Sohnes ein. Weißt du aber, daß der Dantevers, der dich so freut, und manch anderer aus dem unsterblichen Gedicht einen Juden aus Triest namens Sinowitz zu der Behauptung veranlaßten, Dante sei Jude gewesen? Die Dorfbewohner von San Nicandro wurden also trotz des Traumes beschnitten, zertrümmerten ihre ›Götzenbilder‹, das heißt Kreuz, Madonnen, Statuetten des heiligen Nikolaus von Bari, fromme Bildchen ... und warfen die Reste ins Feuer. Diesen Frevel gestanden sie später ein; er galt sofort als Ursache eines Erdbebens, das Kalabrien heimgesucht hatte, und der Tränen, die eine Madonna auf Sizilien vergoß. Die neuen Juden zogen mit Weib und Kind nach Israel.«
»Die Frauen mußten das Tauchbad vollkommen nackt im Adriatischen Meer nehmen«, sagte Osmonde, stolz auf ihr jüdisches Wissen.
»Zu seiner Genugtuung erfuhr Neapel, diese Familien hätten sich zuerst in Galiläa niedergelassen, dann aber bald entzweit und verstreut. Sie verließen aber weder ihre neue Heimat noch ihre neue Religion.
Als mir die Herzogin sagte, ihr Sohn sei antisemitisch, fragte ich, ob er es unter dem Einfluß dieser Begebenheit geworden sei. Da die Juden in Israel historische, bis zur Sintflut zurückreichende Rechte durchsetzten, konnte ebensogut der Erbe der einstigen Herren von San Nicandro seine geistigen Vorrechte als Oberherr und das

Jus primae noctis fordern. Immerhin hatte ihm Israel dreiundzwanzig steuerpflichtige, fronpflichtige, christliche Familien abspenstig gemacht. ›Nichts von alledem‹, sagte die Herzogin. ›Es ist das Blut Pauls IV.‹. Du erinnerst dich an den jungen Mann, liebe Osmonde, er wäre deiner so würdig gewesen wie Saul, feinsinnig, gebildet, liberal, fern jedes rückschrittlichen Gedankens, aller Frömmelei feind. Sein Antisemitismus kommt nicht von außen, denn er kennt keinen Juden und hat fast noch nie Juden gesehen. In der Fliegerschule, wo er seinen Wehrdienst beendet, gibt es keine Juden. Seine Mutter lieferte mir einen lächerlichen und zugleich unwiderlegbaren Beweis dessen, was man instinktiven Antisemitismus nennen könnte.

Im Jahr 1939, ein paar Monate nach seiner Geburt, wurde er in Ancona, wo die Carafa ein Besitztum haben, schwer krank. Der beste Arzt in der Stadt war Jude. Die Herzogin vereinbarte telefonisch einen Besuch. Es war ihr peinlich, ihren Namen zu nennen, denn die Landeszeitung veröffentlichte gerade eine Folge antisemitischer Artikel zum Gedenken des Papstes Carafa, der die Juden im Getto eingesperrt und sie gezwungen hatte, eine gelbe Mütze zu tragen – beim Tode dieses Papstes hatte ein Jude seiner Büste im Kapitol eine solche Mütze aufgesetzt. Die Carafa gingen also zum Arzt, begleitet von der Amme. Zu spät merkten sie, daß diese ein gelbes Kopftuch trug. Kaum berührte der Arzt das Kind, als es zu schreien und zu strampeln anfing. Die Amme, der Vater und die Mutter beruhigten es nicht ohne Mühe wieder. Der Arzt maß den kleinen Patienten mit einem gelben Bandmaß. Wieder ein Wutanfall. ›Der *ducchino* kann gelb nicht leiden‹, sagte der Arzt lächelnd. Er nahm ein andersfarbiges Bandmaß, das Kind rührte sich nicht. Sobald er es aber der Amme wieder in die Arme legte, schrie es von neuem und schlug um sich. ›Der kleine Her-

zog mag gelbe Tücher nicht leiden‹, sagte der Arzt mit demselben Lächeln. Die Amme nahm das Tuch ab, der *ducchino* wurde sofort brav wie ein Engel. Die Herzogin meint, die Berührung eines Juden habe im Dunkel seines Unterbewußtseins plötzlich die Bedeutung der gelben Farbe erhellt und ›das Blut Pauls IV.‹ in Wallung gebracht. Ihr Sohn genas jedoch mit Hilfe des Arztes, die Amme trug kein gelbes Kopftuch mehr.«

»Nun«, sagte Osmonde und stand auf, »wir laden einfach die Carafa nicht zur Hochzeit ein. Wenn du mich aber wieder einmal zu ihnen mitnimmst, werde ich eine gelbe Mütze in die Tasche stecken und sie Paul IV. aufsetzen.«

IV

Als Georges am anderen Tag nichts von Osmonde hörte, glaubte er, ein Wunder sei geschehen, doch hielt er es für unwahrscheinlicher als die Wunder von Neapel. Eine Verabredung zum Mittagessen hinderte ihn daran, Françoise Gesellschaft zu leisten; erst um sechs Uhr abends kam er zu ihr.

Er fand sie leichenblaß auf dem Bett liegend vor. Bestürzt setzte er sich zu ihr, küßte und streichelte sie. Sie schien nichts zu empfinden und sah mit weit aufgerissenen Augen über ihn hinweg.

»Aber, aber, Liebste«, redete er sanft auf sie ein, »es kam ja nicht ganz überraschend! Du wußtest doch, daß deine Tochter häufig mit dem jungen Goldschild zusammen war. Es kam, wie es kommen mußte, nur gut, daß sonst nichts passiert ist!«

»Zum Glück!« sagte Françoise ausdruckslos.

»Es würde zwar die Dinge nicht ändern, die unersetzlich sind, aber die Ehre ist gerettet. Du mußt dich damit abfinden.«
»Das tue ich, aber ich gehe nicht zur Hochzeit und werde meine Tochter niemals wiedersehen.«
»Ich beglückwünsche dich, weil du den Kelch ohne meine Hilfe geleert hast! Damit ist bewiesen, daß Osmondes Glück dir so wichtig ist wie mir.«
»Hättest du an mein Glück gedacht, so wärst du mit deiner Zustimmung weniger eilig gewesen«, sagte Françoise vorwurfsvoll.
»Ich bin es gewöhnt, mich vollendeten Tatsachen zu beugen. Ehe ich aber Osmonde zustimmte, sprach ich vernünftig mit ihr. Mehr als das: ich brachte Gründe vor, deren ich mich schämte. Ich habe ihr Ammenmärchen von dem Carafa-Baby erzählt. Auch unseren Militärattaché in Athen, der den Geruch der Evzonen lieblich und den einer Rothschild ekelhaft fand, zog ich heran. Ich wäre nicht stolz gewesen auf Osmonde, wenn sie bei solchen Argumenten geschwankt hätte. Deine Tochter ist ein modernes Mädchen, das sich nach eigenem Gutdünken verlieben und verheiraten will. Du kannst sie nicht in ein Kloster sperren, um sie an Dummheiten zu hindern. Außerdem ist die Liebe keine Dummheit.«
»Rede, solange du willst. Ich habe das Gefühl, daß ich Osmonde verloren habe, daß sie tot ist. Ehe du kamst, habe ich sie beweint. Unser Fehler ist, daß wir nur auf ihren Charme achteten und nur ihren Geist bildeten, ihr aber keine Grundsätze beibrachten.«
»Warum soviel nutzloses Bedauern, meine Liebste? Die meisten Kinder handeln gegen die Grundsätze und haben nicht unrecht. Das beste war, Osmondes Intelligenz und Empfindsamkeit zu entwickeln. Sie brauchte ihnen nur zu folgen, um den idealen Ehemann zu finden.«
»Das nennst du den idealen Ehemann? Sie heiratet nicht

nur einen Juden, sie wird selbst Jüdin! Es sieht aus, als hätte ich sie verkauft!«
»Eine Heirat ist ein Kauf und ein Verkauf.«
»Sie besaß die Unverschämtheit, mir zum Trost zu sagen, sie werde ohne Aussteuer geheiratet. *Ohne Aussteuer!*«
»Du wirst dich bestimmt mit einem Paar aussöhnen, das allen Müttern Neid einflößt.«
»Warten wir ab! Du kannst mir ja dann sagen, welcher Affenart meine Enkelkinder gleichen.«
»Warum sollten sie nicht so schön sein wie ihre Eltern?«
»Ihre Eltern! Stell dir doch vor – aber du kannst es dir nicht vorstellen, weil du nicht Vater bist –, wie schrecklich für mich der Gedanke ist, daß ich es mir sogar versagen muß, meine Enkel zu sehen! Osmonde hat recht, wenn sie sagt, sie werde ohne Aussteuer geheiratet. Sie hat keine Familie mehr. Sie ist eine Waise.«
»Sei ganz ruhig; die Familie ihres Vaters, die dir die Annulierung in Rom nie verziehen hat, wird sie mit offenen Armen aufnehmen. Da ich ja Vaterstelle an ihr vertrat, obwohl ich nicht ihr Vater bin, werde ich ihr die Mitgift schenken.«
»Laß nur gleich die Krone sticken! Sie hat sieben Zacken bei einem deutschen Baron ... einem Deutschen! Da fällt mir ein, was jene Württemberg bei Fürstin V. sagte: ›Wenn Sie wissen, was das Wort Jude für uns Deutsche bedeutet ...‹ Du weißt und Osmonde wußte, was es für mich bedeutet.«
»Françoise, ich wollte dich nicht an die Liste der neuen Christen von 1512 erinnern, aber schließlich fehlt nur ein Buchstabe, und dein Vater stünde darauf. Meine Nachforschungen bewiesen dir, daß die ungekannten Juden noch viel zahlreicher sind, als es der Semi-Gotha von 1912 angibt, zum Schaden der Kohary und anderer Adliger. Ich habe dir erklärt, daß unbestreitbar christliche Familien genau wie unbestreitbar jüdische Familien Vor-

namen als Familiennamen, Heiligennamen mit und ohne Adelsprädikat, Namen von kleinen oder großen Orten trugen. Da es seit dem Mittelalter jüdische Durand und Dupont gab, könnte praktisch jedermann jüdisch sein, und der Antisemitismus ist keine Offenbarungsreligion mehr, wenn er das jemals gewesen sein sollte.«

»Keine Religion ist geoffenbart. Der Antisemitismus ist eine Gefühlsreligion.«

»Und die Liebe, meine Liebste, ist sie nicht von allen Religionen am gefühlvollsten? Willst du ihr eine andere gegenüberstellen, so bist du von vornherein besiegt. In Athen wußten wir einst von keiner anderen Religion. Ich habe dich aus jeder Religion herausgerissen und dieser Religion geweiht. Ich habe dich aus deiner Familie herausgerissen, deren Grundsätze du fröhlich verleugnetest. Am Rande der Grundsätze verbrachtest du die schönsten Stunden deines Lebens. Mit deiner Heirat glaubtest du, du könntest diesen Grundsätzen öffentlich Abbitte tun; dann gelang es dir, deinen Gatten loszuwerden mit der Kirche als Komplicen, der du Sand in die Augen streutest. Der Tod befreite dich endgültig von ihm. Mißbrauche diese Siege nicht! Keiner war ein Triumph der Moral, wie sie deine und meine Familie auffassen!

Osmonde geht einen Schritt weiter, sie weicht von unserer einfachen heidnisch-christlichen Landstraße ab, sie schlägt – allerdings auf einem Wagen mit Goldrädern – den steinigsten Pfad ein. Sollten wir ihr unsere Sympathie versagen? Sie übertrifft uns an Wagemut und vielleicht an Glück. Wenn du wieder klar denken kannst, wirst du merken, daß du sie noch lieb hast, daß du sie gern haben mußt und daß es unmöglich ist, ›niemals!‹ zu ihr zu sagen. *In einem Monat, in einem Jahr* ... siehst du sie mit Freuden wieder.«

Schon seit einiger Zeit begleitete Françoise Georges' Worte mit stillen Tränen. Er wischte ihr schönes Gesicht ab und

suchte in ihren Augen den Beweis dafür, daß sie jetzt ihre eigenen Erinnerungen beweinte. Er sah aber, daß sie immer noch nur an ihre Tochter dachte, und erfaßte plötzlich ihren Schmerz, den er nur von außen zu betrachten meinte, Hand in Hand mit Osmonde. Seine tief verwurzelte Neigung, sich auf die Seite der Jugend zu schlagen, hatte ihn die legitimen Rechte derer übersehen lassen, denen die Jugend gehört. Noch einmal hatte er den Jungen geholfen, ihre Fesseln zu sprengen, aber er stand jetzt auf der Seite, die den Rückschlag erhielt. Zu seinem größten Erstaunen empfand er ihn ebenso stark wie Françoise. Er stellte fest, daß der Abbau von Vorurteilen nicht zur Lösung aller Fragen genügt. Der Sieg der Liebe verbarg ihm nicht länger die Niederlage einer Mutter.

V

Jerusalem, 15. September 1963

Mein lieber Sohn!

Pater Brissac ist ein Prophet! Sagte er Ihnen nicht, Sie würden mich eines Tages noch als Ihren Botschafter zum Oberrabbiner von Israel entsenden? Da bin ich. Ihre Interessen fallen mit denen Pauls VI. zusammen, ihm zu Ehren mache ich diese Reise mit meinem sehr lieben Freund, Monsignore Martin vom Staatssekretariat, und er verleitete mich sogar, die Hundstage auf mich zu nehmen, die an diesen Gestaden einen Monat länger dauern.
Das große Geheimnis meiner Reise: der Papst beabsich-

tigt, Anfang Januar die Heiligen Stätten zu besuchen, und wir ebnen ihm den Weg. Sein Günstling Monsignore Martin meinte, ich könne ihm dienlich sein, weil ich diese Gegend kenne, wo ich einst archäologische Forschungen betrieb und bei Juden und Mohammedanern noch zahlreiche Freunde habe. Nachdem wir den Aufenthalt in Jordanien vorbereitet hatten, überschritten wir unauffällig die gut verriegelte Grenze, die sich für den Pontifex maximus geräuschvoll öffnen wird. Der Besuch in Israel wurde ebenfalls festgelegt. Obwohl er nur einen Tag dauern wird, waren dreiwöchige Unterhandlungen vonnöten. Am Mittwoch fliegen wir nach Rom, wo mich Schwester Pascalina sehnsüchtig erwartet; die heilige Frau, die seit über einem Monat meiner geistlichen Leitung beraubt ist, vergeht vor Langweile und unterbreitet mir per Luftpost ihre Gewissenskonflikte. Ich benütze diesen Sonntag, einen Ruhetag, um Ihnen von meinen Eindrücken zu berichten in der Hoffnung, daß Sie sich dafür interessieren ... und daß ich mich kürzer fassen werde als letztes Mal. Sind wir beide aber schließlich nicht die zwei letzten Briefschreiber auf der Welt? Im Nebenzimmer setzt Monsignore Martin seinen Bericht für Paul VI. auf.

Da sich die Kustodie des Heiligen Landes in Jordanien befindet, sind wir nicht mehr Gäste der mit ihrer Verwaltung beauftragten Minderbrüder, sondern der Benediktiner im Kloster der Entschlafung. Dieser ehrwürdige Ort, der an die drei Schlummertage der Heiligen Jungfrau nach dem Tode Christi gemahnt, hat schrecklich unter dem Unabhängigkeitskrieg gelitten, besaß aber keine Kunstschätze, die zerstört werden konnten. Die Kuppel wurde wieder aufgebaut, die Fresken und Mosaiken wurden wiederhergestellt. Die Krypta birgt nichts Antikes außer einem Säulenstumpf, dem Rest der von Kaiserin Helene erbauten ersten Kirche. Aber wie viele

andere ehrwürdige und erhabene Orte überblickt man von meinem Fenster aus! Unser Kloster liegt auf dem Berg Zion, gegenüber der Ölberg, Golgatha, das Heilige Grab, in der Ferne ahnen wir Bethlehem – Beginn und Ende der größten Geschichte der Menschheit. Gestern machte ich mit dem Novizen, der mir als Begleiter dient, einen Spaziergang und beobachtete eine Schar kleiner Israelis, die diese Landschaft betrachteten. Sie sprachen hebräisch, nicht jiddisch, denn der Staat Israel führte Hebräisch als Umgangssprache ein, wobei er dem Beispiel des Kardinals Bacci folgt, der die Wörter der modernen Sprache in makaronisches Latein übersetzt. Weil ich ziemlich gut Hebräisch kann, hörte ich im Vorbeigehen auf ihr Gespräch. Einer deutete auf einen Punkt am Horizont, seine Kameraden wiederholten ehrfurchtsvoll: »Bethlehem!« Mein Novize, der wirklich ein Neuling ist und nur über Elementarkenntnisse im Hebräischen verfügt, hatte fast nichts verstanden außer diesem Wort. Er wunderte sich, weil sich die jungen Juden so eifrig mit dem Geburtsort unseres Herrn und Heilandes beschäftigten. Ich entgegnete, sie interessierten sich genau so sehr für Bethlehem wie wir, aber weil es der Geburtsort Davids ist. Die Juden können also diesen heiligen Ort den Christen streitig machen, die sich um alle anderen stritten.
Ehe ich auf meine israelischen Eindrücke komme, schulde ich Ihnen eine Einzelheit aus Jordanien. Als wir anlangten, stellte mir der Kustode einen seiner Verschwiegenen, das heißt seiner Assistenten zur Verfügung, und bei dem Namen dieses Verschwiegenen mußte ich lächeln: Pater Lopez. Hatte ich nicht recht, als ich sagte, die Abkömmlinge der spanischen Juden seien der Jungbrunnen unserer heiligen Mutter Kirche? Ein französischer Jude erzählte mir, als er das häßliche Kloster auf dem Berg Karmel besucht habe, sei sein Führer ein sehr liebenswürdiger Pater gewesen, der ihn als frommen und groß-

zügigen Pilger behandelte. Er erriet das Mißverständnis, fürchtete aber, den Zauber zu zerstören, wenn er gestand, wer er war. Aus Ehrlichkeit wollte er wenigstens andeuten, daß er kein hundertprozentiger Christ sei. »Ich hätte Ihnen sagen müssen, daß ich eine jüdische Großmutter habe«, bemerkte er. Der Religiose entgegnete: »Ich habe zwei jüdische Großväter und zwei jüdische Großmütter.« Schon vor zehn Jahren konnte ich die Fortschritte des jungen Staates im Vergleich zum einstigen Palästina feststellen. Heute sind sie noch erstaunlicher. Leider gehen sie aber auf Kosten all dessen, was dieses Land liebenswert machte und was von den Arabern kam. Die Geschäftigkeit ist fieberhaft, Schönheit gibt es nicht. Ich glaube nicht, daß man ein schönes Haus, einen schönen Gegenstand findet. Dieses Volk, aus dem im Westen so außergewöhnliche Ästheten, Ästhetiker, Kunsthändler und Sammler hervorgehen, erweist sich, einmal auf sich selbst gestellt, als das antiästhetischste und antikünstlerischste Volk der Welt. Da die meisten Israelis die Religion nicht ausüben, beruht diese Unkenntnis oder Verachtung der Schönheit, diese Unfähigkeit zu künstlerischem Schaffen nicht auf einer Rückkehr zum Verbot der »Bilder«. Häßlichkeit ist ansteckend, so daß alles, was Christen schaffen, dementsprechend ausfällt. Dagegen machen sich die Juden daran, schöne Kinder hervorzubringen, was vielleicht mehr wert ist. Sicher spielen dabei die Begeisterung an der Freiheit und das Leben in Licht und Sonne mit. Das Größenwachstum ist besser geworden, man sieht weniger bucklige Rücken, aber es ist noch zu früh, von einer Verwandlung der Art zu sprechen. Der Anblick der die Straßen überflutenden jüdischen Touristen aus aller Herren Länder genügt zum Beweis, daß sich die jüdische Erscheinung nur langsam verändert. Auch ist es amüsant zu sehen, wie unterwürfig sich manche nichtjüdische Abgesandte und einfache Tou-

risten benehmen, um den Israelis zu schmeicheln und dadurch die Sympathie der Juden in der Welt zu gewinnen – eine Sympathie, die auf vielen Gebieten und bei vielen geschäftlichen Unternehmungen nützlich sein kann. Die Deutschen sind besonders eifrig in dieser Beziehung. Sie sagen, die Juden seien das Gewürz, das Senfkorn, das unentbehrliche Ferment der christlichen Welt. Israel beweist, daß die christliche Welt den Juden zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten noch unentbehrlicher ist. Wir würden viel verlieren, wollten wir sie »zu unseren Grenzen hinausjagen«, wie es die Societas Jesu 1890 verlangte, sie aber verlören mehr. Gott schützt die Rothschilds davor, daß sie sich am Boulevard Rothschild in Tel Aviv niederlassen müssen, obwohl dort Palmen stehen. Die französischen Modezeichner, Schneider, Köche erkennen, daß sich ihre Fähigkeiten in den Vereinigten Staaten und anderswo verflüchtigen, wahrscheinlich, weil sie nicht mehr von Franzosen umgeben sind. Die Juden entsagen einem großen Teil ihrer Talente, wenn sie unter ihresgleichen sind. Russische Einwanderer mit ihrem schlecht verdauten Marxismus vermeinten, sie forderten die Bewunderung der Welt heraus mit den von ihnen erfundenen Kibbuzim, einem fürchterlichen Abklatsch des fürchterlichen Kollektivlebens. Die Jugend hatte es bald satt, sie interessiert sich nur noch zeitweilig dafür. Das militärische Heldentum ist die einzige Tugend, die dieses verbissene Herdenleben hervorbrachte. Das ist schon etwas, aber wir wissen auch ohne die Israelis, daß die Juden gute Soldaten und sogar gute Generale sind. Der Mythos von Israel, dem achten Weltwunder, ist eine Erfindung der Reisebüros und der hauptsächlich christlichen Touristen, die sich bei den Juden einschmeicheln wollen. Er gleicht den Potemkinschen Dörfern oder der Stadt Israelowski, die Potemkin selbst gründen wollte, um die Juden in Kosaken zu verwandeln, ein Plan, der

sich wegen ihrer Untauglichkeit zu Pferde als Hirngespinst erwies. Die Antisemiten der guten alten Zeit behaupteten, die Juden könnten keine guten Reiter sein, weil sie runde Schenkel hätten. (Sollte Ihr Freund Marcel Jouvenceau diese Einzelheit bei seiner unerbittlichen Prüfung des jüdischen Körpers vergessen haben?) Tatsächlich stammen von den Juden mehr Rennställe als Jockeis, und die meisten jüdischen Generale dienen bei den Pionieren, der Artillerie oder der Intendantur, nicht so sehr bei der Kavallerie. Mein Konfrater, der die Militärakte verwaltet – eine Erbschaft aus der Rue des Postes –, wies mich in dieser Waffengattung nur auf einen General Lemant und einen General Mordach (den Vetter des Mitarbeiters von Clemenceau) hin. Lassen wir aber die jüdischen Generale weiter galoppieren und lassen wir den Grafen von Paris mit dem jüdischen Blut in seinen Adern Israel Beifall klatschen, um den Touristenzustrom zu vergrößern.

Naiverweise glaubten die Israelis, die Kirche freue sich, weil die Heiligen Stätten wieder dem Volk der Bibel zufielen. Sie wünscht im Gegenteil, die Stätten in Jordanien sollten den Arabern verbleiben, und willigte nur gezwungermaßen ein, daß die anderen in die Hand der Juden kamen. Sie wäscht sie zwar von dem Verbrechen des Gottesmords rein, ist aber weit davon entfernt, sie zu Wächtern des Heiligen Grabes zu bestimmen. Der Vatikan erkannte den Staat Israel nicht an und denkt auch nicht daran. Die wichtigen israelischen Persönlichkeiten empfingen uns in der Hoffnung, der Besuch des Papstes sei ein Vorspiel zur Aufnahme offizieller Beziehungen. Wir mußten ihnen ihre Illusion rauben, konnten ihnen aber nicht gestehen, daß die Existenz dieses Staates der römischen Kirche ein theologisches Problem stellt. Wie sollte sie es dulden, daß die Juden ihren Tempel wieder aufbauen? Es läge darin eine verletzende Ver-

leugnung der Worte Christi, der seine ewige Zerstörung prophezeite. Sie wissen, daß merkwürdige Ereignisse den Wiederaufbau unter Julianus Apostata verhinderten, wenn wir den Historikern glauben dürfen. In Rom wird zur Zeit *Der Psalter der Bibel von Jerusalem* herausgegeben, in dem die Anmerkungen zu jedem Psalm zu beweisen suchen, jede Zeile, jedes Wort kündige die Ankunft unseres Herrn Jesu Christi an, eine seltsame Art, Israel für die Reise des Papstes einzunehmen. Einer unserer Franziskaner in Jordanien zitierte einen Vers aus dem 125. Psalm: »Denn der Gottlosen Zepter wird nicht bleiben über dem Häuflein der Gerechten . . .« Dabei deutete er nicht etwa auf den Palast König Husseins, sondern auf die israelische Grenze. Abgesehen von einigen zionistischen Religiosen meist jüdischer Herkunft trauert unser Klerus den Arabern nach, mit denen er gut auskam. Gewisse griechisch-orthodoxe Patriarchen, die das »Zusammenleben« reichlich weit trieben, ahmte er allerdings nicht nach.

Ein unergründlicher Ratschluß Gottes versagte dem Zionismus, das jüdische Problem zu lösen. Welcher Instinkt treibt die Juden dazu, sich immerfort in die Höhle des Löwen zu stürzen, den Orient zu provozieren, nachdem sie in Europa so schwer gelitten haben? Läßt man metaphysische Erklärungen beiseite und den einfachen Begriff der Ungeschicklichkeit, den Ihnen einer Ihrer Pariser Juden entwickelte, so muß man die Psychoanalyse zu Hilfe rufen. Nach dem deutschen Juden Binenfeld erforschte Doktor Laforgue das sogenannte »jüdische kollektive Unbewußte«, einen Komplex der Verfolgung durch Gott, der die Juden treibt, zu den Völkern zu gehen, bei denen sie unbeliebt sind und wo sie sich unwillkürlich neue Verfolgungen zuziehen. Ich wünsche nicht weniger glühend als Sie Stabilität für diesen kleinen Staat, der so große Hoffnungen vertritt. Zwangsläufig

fällt einem aber jenes Geisterschiff ein, das zur Mandatszeit mit Juden beladen von Hamburg nach Palästina auslief, dort seine Passagiere nicht ausladen konnte, nirgends Anker werfen durfte und nach einer verrückten Reise zum Ausgangshafen zurückkehrte. Eine Neuauflage des Bildes von Ahasveros: der ewige Jude.

Ja, die Juden sind endlich in Jerusalem, aber in einem andersartigen Jerusalem. *Gras begräbt Jerusalems Mauern* – Gras und Stacheldraht. Dieser Vers floß mir im richtigen Augenblick in die Feder, denn hier gleicht alles einem Kommentar zu *Esther* oder *Atalia*. Man taucht ein in die Atmosphäre dieser »der Heiligen Schrift entnommenen Tragödie«. Esther oder der kleine Joas, *Davids Reis von unerfahrnen Jahren*, ist Israel selbst. (Israelische Karikaturisten stellen es dar als kleinen Jungen in kurzer Hose mit dem Pillëus auf dem Kopf, dem Abzeichen der freigelassenen Sklaven . . .) Der »Hohepriester« Joad oder »Esthers Oheim« Mardochai ist Ben Gurion. Elisa, »Esthers Vertraute« *(Bist du's, Elisa, selbst? . . .)* oder *die erlauchte Josabet*, »Joas' Tante, die Frau des Hohenpriesters« und wie Esther *von göttlicher Begeisterung durchdrungen*, ist Frau Golda Meir, die Außenministerin. Atalia, *das ungerechte Weib*, die davon träumt, daß sie *in deinem heißen Blut die wilde Rachsucht kühle, die stolze Vasthi, an deren Stelle Ahasver* Esther *erwählte, so daß von seinem Thron und Bett er sie verbannt*, ist die Arabische Liga, *den Namen Schwester gibt der Syrer mir entzückt. Der gottlose Haman aus dem Geschlecht der Amalekiter, Israels Quäler voll Übermut*, sind Nasser, Hussein und Genossen. Sie sind *Verleumder*, die *frevelnd Gerechte schmähen*, sie sagen: *Könnt' unter Trümmern ich hier, unter Leichen wühlen*, sie lassen von den Naziwissenschaftlern – *von Sehern, die man konnt' im Land Chaldäa finden* – Waffen schmieden und wollen, *daß noch die Nachwelt soll be-*

richten voller Graun: Einst war ein Judenvolk . . . Haman und Atalia leiten das Wasser des Yarmouk um und bedrohen damit das Tauchbad von Esther, Elisa und Frau Golda Meir . . . *So wie ein Bach gehorsam folgt der Hand, – Die seinen Lauf bestimmt nach allen Seiten, – Damit er so durch Teilung allem Land – Ringsum erquickend Labe könn' bereiten* – dem Land *des plündernden Arabers* . . . Der Araber ist es, nicht die Bundeslade, *die des Jordans Flut, die mächt'ge, selbst geteilt.* Mathan, »der abtrünnige Priester, der Baalspriester«, ist Deutschland mit seiner antijüdischen Einstellung, obwohl es von ungekannten Juden – Adenauer, Erhard, von Brentano, Strauß . . . – regiert wird. Swedenborg hatte eine Vision von Jerusalem, »schmutzig und mit einem Gestank nach Ratten, wo Juden, bis zum Hals mit Schlamm bespritzt, im Kot ein paar Goldstücken nachjagen«. Aber Esther stinkt nicht mehr, wenn sie auch noch nicht elegant ist; der Bibel zufolge war sie »zwölf Monate im Frauen-Schmücken . . . sechs Monate mit Balsam und Myrrhe und sechs Monate mit guter Spezerei« beschäftigt, um dem *stolzen Ahasveros*-Rothschild-Goldmann zu gefallen.

Entschuldigen Sie diesen Zitatenmischmasch, den ich noch verlängern könnte; er scheint Mühe gekostet zu haben und war doch ganz einfach zu erstellen. Ich nahm meinen Racine mit, um in Zion, ohne gleich nach Susan zu gehen, seine beiden jüdischen Tragödien und *Bérénice* wieder einmal zu lesen, und ich wollte mit Ihnen bei dieser Schülerübung wieder jung werden. Unsere Mönche in Jordanien und Israel befürchten, die Kriegspsychose veranlasse die Israelis zu einem Präventivkrieg, ein Gedanke, der der jüdischen Mentalität nicht fremd wäre, gehört er doch zu den erwähnten Komplexen. In Rom berichteten mir Leute, die Moravia, Elsa Morante oder Carlo Levi kennen, diese Schriftsteller seien niemals glücklicher gewesen, als wenn sie bei einem nach Wunsch

aggressiven Vortrag ausgepfiffen und tüchtig heruntergemacht wurden. Mit einem Schaudern des Vergnügens erzählen sie dann ihren Freunden davon. Malaparte, der desselben Ursprungs ist (sein richtiger Name ist Suckert), besaß das gleiche Temperament. Er beleidigte die Neapolitaner so lange, bis sie ihm schließlich den Aufenthalt auf Capri verboten. Die roten Bänder an den Hörnern des Sündenbocks symbolisieren die königliche Stirnbinde, nach der viele Juden streben.

Zu beachten ist, daß sich die Überempfindlichkeit nicht auf die Beziehungen zwischen Juden und Christen beschränkt. Die Juden selbst fordern einander gern heraus; Sie selbst stießen auf mehrere Beispiele jenes unerklärlichen gegenseitigen Hasses. Ich möchte hinzufügen, daß der Bankier Loewenstein von einem Dreyfus ruiniert wurde, seinem erbitterten Gegner im »Kunstseidekrieg« – ich weiß nicht, warum mir diese Einzelheit im Gedächtnis haftet. Ihre Gesprächspartner in der Rue des Rosiers waren aufrichtig, als sie über die tatsächlich vorhandene jüdische Wohltätigkeit spotteten, die jedoch nicht unerschöpflich ist. Die römischen Juden nahmen ihre im Jahr 1492 ausgestoßenen spanischen Brüder mit Freuden auf, aber fünf Jahre später boten sie dem Papst tausend Dukaten, wenn er ihren ebenfalls ausgestoßenen portugiesischen Brüdern den Zutritt zum Kirchenstaat verwehrte. Sie hatten genug. Joseph Reinachs Tochter erzählte, die ersten Einwanderer in Palästina, alle jüdischer Herkunft, hätten zu ihrem Vater und zu ihr gesagt: »Es ist doch fürchterlich! Man schickt uns deutsche Juden!« Nach Aussage des algerischen Juden Tubiana weigerte sich am Anfang des Jahrhunderts Zadoc Kahn, der Oberrabbiner von Paris, den ich in meinem letzten Brief erwähnte, bei den antisemitischen Wirren in Algier für die algerischen Juden einzutreten. In Israel schimpfen die Aschkenasim die Sephardim »Schwarze«, »Neger«, und

die Sephardim die Aschkenasim »Shknozim«, die Deutschen »Yekkes«, die Polen »Wus-Wus« oder »Polaks«. Die Sephardim beklagen sich öffentlich, die Stellen würden an Aschkenasim vergeben und, um Abgeordneter zu werden, »müsse man rote Haare haben«, wie in einem Artikel steht, den ich zu lesen bekam. Richter Cohn verkündete, die Diskriminierung der Juden untereinander sei in Israel so ausgeprägt wie bei den Nazis. Er wurde deshalb vor dem Obersten Gerichtshof angeklagt und leistete kürzlich Abbitte. Aber ein Isaac Amon veröffentlicht einen offenen Brief, in dem er diese Worte wiederholt und fragt, »ob ein Jude in Israel leben kann, wenn er nicht aus Plonsk, Pinsk oder Minsk stammt« – Plonsk ist die polnische Geburtsstadt Ben Gurions. Er schließt offensichtlich übertrieben heftig: »Die Nazis waren wenigstens so mutig, die Juden offen zu verfolgen.« Hatte ich nicht recht, als ich Ihnen sagte, man erlebe hier stets eine »der Heiligen Schrift entnommene Tragödie«? *Der gottlose Ahab* wird niemals *untergehen.*

Weil ich so oft in der Presse las, man habe so und so viele Millionen Bäume angepflanzt, erwartete ich, etwas Schatten vorzufinden. Doch der »Wald von Jerusalem« ist erst ein paar Zentimeter hoch, und unsere Mönche erzählten uns, man müsse dauernd nachpflanzen, weil die Bäumchen bei der Trockenheit eingingen. Wo sind die Rosenbüsche vom Kidron, die Früchte Kanaans? Man wohnt nicht ungestraft in einem Land, in dem sich ein Gott opferte und auf das Feuer vom Himmel fiel. Es wäre unrecht, nicht auf die Grünoase von Rishon-le-Zion in der Umgebung der Rothschildschen Weinberge und auf manche Gegenden in Galiläa hinzuweisen, die Renan mehr als alle anderen Orte der Welt »geschaffen schienen für Träume vom vollkommenen Glück«. Bemerkenswerte Worte bei einem Mann, der Griechenland so sehr bewunderte wie wir. Die Berge zu Gilboa, der Berg Tabor

und der Karmel, die aus dieser Landschaft aufragen, blieben seit dem Tode Sauls und Jonathans unbebaut; vor kurzem gründeten die Israelis dort einen Kibbuz. Mir gefällt dieser Anschluß an eine geschichtliche Domäne. Die Israelis fassen kühne Pläne, die, wenn sie auch manchmal den Schönheitssinn beleidigen, von unleugbarer Mannhaftigkeit zeugen. Ich fühle mich um so wohler bei meiner Kritik an diesem Land, als es meiner Ansicht nach einer großartigen Zukunft entgegengeht. Gelingt es ihm, den Versuchungen der Macht zu widerstehen, nicht dem verdummenden Marxismus zu verfallen und keine Rothschildkolonie zu werden, so kann es eines Tages ein neues Königreich Davids und Salomos werden – ein Reich, das nicht einmal einen Tempel braucht, das Reich des Geistes. Im durchdringenden Blick der beiden Oberrabbiner von Israel – Untermann für die Aschkenasim und Nissim für die Sephardim – glänzt der Schein jenes fernen Tages.

Trotz meiner archäologischen Neigungen schreckte ich vor der schwierigen Expedition nach Massada zurück, der letzten Festung, die den Römern nach der Einnahme Jerusalems Widerstand leistete. Ihre Verteidiger schnitten sich und ihren Angehörigen die Kehle durch, um nicht lebendig in Feindeshand zu fallen. Wie Josephus uns berichtet, überlebten nur fünf kleine Jungen, die sich in den Abwasserkanälen versteckt hielten. Unlängst entdeckte man die Reste der Festungswälle und des Palastes von Herodes. Dagegen bestand ich darauf, Sodom wiederzusehen, das heißt das Tote Meer. Monsignore Martin überließ ich seiner Ruhe und unternahm diesen gewichtigen Ausflug in Begleitung meines Novizen. Ich fühlte mich in meine Jugend zurückversetzt. Mit dreiunddreißig Jahren, kurz nach meinen endgültigen Professengelübden, hatte ich mit einer Schar arabischer Arbeiter die fünf palästinischen Städte Sodom, Gomorrha, Adama,

Segor und Seboim aufgesucht. Die Festtage sind vergangen.
Sodom! Welcher Ortsname der Welt erweckt größeren Widerhall? Aber gedämpften Widerhall. Die hebräische Aussprache ist für die Israelis ein Vorwand, den Namen zu verkleiden; auf Karten oder Wegweisern liest man Sedom oder Sdom. Nur die Franzosen verwendeten den Namen zu einem Lied:

Herr von Vendôme (da capo)
Bedrängt Sodom (da capo).

Man fährt endlos lang zwischen Sanddünen dahin und kommt durch Beerscheba, die Hauptstadt der Wüste Negev und erste Etappe zwischen Jerusalem und dem Toten Meer. Man erkennt die »Atomstadt«, eine verbotene Stadt; ich fand bemerkenswert, daß das Atom auf dem Weg nach Sodom liegt. Es steckt sogar in einem jüdischen Gedicht Byrons mit dem Titel *An den Ufern des Jordans,* vertont von seinem Freund Nathan: *Und von so vielen Feinden – wird nur ein zermalmtes Atom übrigbleiben.* Gott rücke diese Vorahnung in weite Ferne! Das Tote Meer ist mit dreihundertzweiundneunzig Metern unter dem Meeresspiegel der tiefste Ort der Welt. Die langsam abfallende Straße zwischen Sandhügeln in violetten und rötlichen Tönungen bietet apokalyptische Bilder. Manchmal wird kurz der Blick frei auf die Berge von Moab und die Wüste Juda, in die sich Johannes der Täufer zurückzog. Dort standen die Klöster der Essener, und in den naheliegenden Höhlen entdeckte man die berühmten Manuskripte vom Toten Meer, eine Entdeckung von atomarer Sprengkraft, nebenbei bemerkt. Ein Schild zeigt den Meeresspiegel an, man fährt also im Freien unter die Erde. Die Sandmassen werden pyramiden- oder kegelförmig. Wenn man endlich meint, das Tote Meer zu

sehen, sind es nur Becken mit grünlichem Wasser, die zur Gewinnung von Pottasche und Brom dienen und deretwegen Jordanien, der wichtigste Anlieger, Einspruch erhebt. Dann erscheint die blaue Meeresfläche, die Kuppel der im Wiederaufbau befindlichen Fabrik, vereinzelte Häuser, Haufen von Röhren und Masten, dazu Traktoren, die das Gelände durchpflügen. An einem Getränkestand kann man sich erfrischen und Briefmarken für Postkarten von Sdom kaufen. Die Karte, die ich Ihnen schickte, ist ziemlich bemerkenswert mit den beiden jungen Männern in kurzen Hosen, die am Boden einer Erdspalte die Arme heben – zwei junge Männer, kein Pärchen.

Wir stiegen aus dem Auto aus. Ich zeigte dem Novizen eine Art Säule, die in einem Einschnitt an dem über uns aufragenden Berg deutlich zu erkennen war und von zweierlei Farben waagrecht unterteilt wurde, »Lots Weib«. Die ersten christlichen Apologeten beobachteten noch jeden Monat hochrote Flecken, ihre Regel, wie sie sagten, heute ist nichts mehr davon zu sehen. Man erkennt auch nicht die geringste Vegetation mehr um den asphaltartigen See, kann also nicht nachprüfen, ob die Früchte der Bäume voll Asche sind, wie dieselben Autoren vermeldeten. Die Aschenfrucht ist ein Symbol für vieles.

Unter einem Strohdach waren in entgegengesetzten Ecken zwei Tische besetzt, der eine von drei jungen Männern, der andere von einer Dame und zwei jungen Mädchen. Sie mochten allesamt zu den beiden Wagen gehören, hinter denen unserer stand, einem Taxi und einem Cadillac. Wir setzten uns so unauffällig wie möglich. Da wir wie *clergymen* gekleidet waren, schreckten wir niemanden mit Soutanen. Eine erstaunliche Tatsache: Alles sprach französisch. Unsere Sprache herrschte an diesem Tag in Sodom, als habe Herr von Vendôme die Stadt

eingenommen. Ich schloß aus ihrem Akzent, daß die jungen Burschen belgische Juden waren, und unser Chauffeur flüsterte uns zu, die Dame mit den beiden jungen Mädchen sei die Rothschild, die die Ausgrabungen in Sodom leitet. Aufmerksam betrachtete ich diese edle Dame, der ich meine Arbeit übergeben hatte. Die Societas Jesu hätte trotz dem Interesse, das ich dem Orden für die Ausgrabungen eingeflößt hatte, nicht die gleichen Mittel aufwenden können wie eine Rothschild. Wir hatten den Grundstein zum Wiederaufbau jenes anderen Tempels gelegt, an ihr war es nun, das ganze Bauwerk aufzuführen.

Der Geist großer Baumeister wehte über Sodom. Wovon war am Tisch der belgischen Juden die Rede? Von der Gründung eines Kibbuz. Genauer und zu meinem Erschrecken: eines sodomitischen Kibbuz. Mein Novize und ich sprachen italienisch, woraus die jungen Leute vielleicht schlossen, wir verstünden kein Französisch, sonst hätten sie hoffentlich mein weißes Haupt geachtet. Wer weiß aber, ob sie nicht der große Altersunterschied zwischen meinem Novizen und mir zu irrigen Annahmen über die Art unserer Beziehungen verleitete und ob sie uns nicht das Amt des Almoseniers in ihrem Kibbuz antragen wollten? Es hatte jedoch nicht den Anschein, als planten sie ihn interkonfessionell, denn sie wollten zum Ruhm Israels einen staatlichen Kibbuz gründen. Sie diskutierten ebenso zynisch wie glänzend über die Kibbuzordnung. Jeder Schatten des weiblichen Geschlechts würde ausgeschlossen, abgesehen von Lots Weib. Die Dame und ihre Begleiterinnen schienen zuerst belustigt von diesen kühnen Reden, hielten sie wohl aber bald für übertrieben und beeilten sich mit dem Essen. Mein Novize errötete zuweilen vor Scham, ich beruhigte seine entzückende Sittsamkeit. Ich lauschte mit dem nachsichtigen Ohr eines im Dienst alt gewordenen Beichtvaters, aber ich hätte am

liebsten den Ausspruch des heiligen Paulus dazwischengerufen: »Die Hurer werden das Reich Gottes nicht ererben.« Der Heidenapostel wiederholte damit übrigens nur ein mosaisches Gesetz. Man könnte meinen, die Juden hätten Mose genau so wenig gehorcht wie die Christen dem heiligen Paulus. Einst war man verpflichtet, junge Leute zu verscheuchen, die sich im Vorhof des Tempels der Prostitution hingaben. Es handelte sich um die Kedeschim, heilige Prostituierte wie in Babylon und im Tempel der Venus Erycina. Der Talmud stand solchen Verirrungen wohl mitleidiger gegenüber. Rabbi Ame sagte, man dürfe die, die man auf frischer Tat ertappe, nicht anzeigen, sondern müsse sie »warnen«. Rabbi Juda ben Pazi war noch zurückhaltender. Als er eines Abends mit einem Schüler zur Synagoge ging, deutete der Schüler auf zwei Sodomiten, die im Schatten kauerten: »Rabbi, warnt diese beiden Unzüchtigen!« Der Rabbi beschränkte sich auf die Antwort: »Schweig!« Sein Wort entspricht dem *Guarda e passa*, das Vergil Dante bei den Sodomiten der Höllen zuflüsterte.

Um unsere Gedanken aus den Niederungen des Kibbuz von Sodom zu den Höhen des Kibbuz von Gilboa zu erheben, sagten mein Novize und ich Davids Trauerlied auf (in Rom habe ich eine Platte mit den Benediktinern von Solesmes): »Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden . . . ihr Töchter Israels, weinet über Saul . . . Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist . . . Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder tauen noch regnen auf euch noch Äcker sein . . .« Äcker wird es wieder geben.

Nach dem Mahl wanderten wir ziellos am See entlang. Wir sahen die Dame und die beiden Mädchen im Schatten einer Sandmauer, aber sie beweinten weder Saul noch

Jonathan. Sie saßen nebeneinander auf einem Leopardenfell, betrachteten das bituminöse Wasser und atmeten die aufsteigenden Gase ein. Träumten sie auch von einem Kibbuz?

Monsignore Martin und ich beschlossen, Sodom aus der päpstlichen Wallfahrt auszunehmen. Der Heilige Vater wird also einen anderen Weg von Jerusalem nach Nazareth und zurück einschlagen. Im Mittelalter gab es ein Titularbistum Sodom, es wurde aber nicht wieder eingesetzt. Unter der Wirkung des Gesprächs der belgischen Juden drängte ich Monsignore Martin, er solle etwas Tolles tun und diesen prächtigen Titel wieder aufleben lassen. (Es soll ihm anläßlich der päpstlichen Reise ein Bistum in Palästina übertragen werden.) In seiner Bescheidenheit wollte er nichts davon hören, ihm ist der schlichtere Titel Neopolis lieber. Doch ich erzähle Ihnen von dieser bevorstehenden Reise und nannte Ihnen noch nicht einmal den Grund dafür!

Warum beschloß dieser Papst plötzlich, die Heiligen Stätten aufzusuchen? Er ist der erste, dem dies nach dem heiligen Petrus in den Sinn kam. Soll das heißen, daß seine unzähligen Vorgänger ihre Pflicht versäumten? Die universelle Kirche singt bei der Vesper: »Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben . . .« Will das Oberhaupt der Kirche durch seinen persönlichen Besuch beweisen, daß es Jerusalem nicht vergißt? Das wäre naiv. Paul VI. ist das Gegenteil eines Naiven. Er bestieg den Stuhl Petri nach dem Papst der Güte und der »Öffnung nach links«. Er ist eher ein Mann der Rechten, aristokratisch und streng, in der Art Pius' XII., dessen Staatsprosekretär er war. Andererseits findet er ein Konzil vor, das ein Mißerfolg ist im Vergleich zu den hochfliegenden Plänen Johannes' XXIII. und den Hoffnungen, die er erweckte. Die Annäherung zum Protestan-

tismus bleibt theoretisch trotz dem theatralischen Besuch des sehr verehrten und sehr ehrenwerten Fisher, Erzbischof von Canterbury und »Sohn des Lichts«. Die Kardinäle Tisserant, Agagianian und Tappouni, auf den Spuren des verstorbenen Kardinals Coussa, ernteten nicht alle erhofften Früchte ihrer ausgezeichneten Beziehungen zu den Orthodoxen. Der Patriarch Athenagoras weigert sich, *ad limina* zu kommen. Deshalb faßte Paul VI. den großzügigen Gedanken, Mohammed nachzuahmen, der zum Berg ging, weil der Berg nicht zu ihm kam. Das Oberhaupt der orthodoxen Kirche willigt ein, den Papst zu treffen, aber *in partibus infidelium*, in Jerusalem. Man weiß noch nicht, ob der Großmufti, der berühmte Judenfresser Hadschi Amin Al Husseini, der Dritte im Bunde sein wird. Ich hoffe es. Damit ginge der Wunsch Ihres Freundes Voltaire in Erfüllung:

Ich möchte, daß der Papst nach der Messe
Mit dem Großmufti den Kotillon tanzt.

Der Patriarch von Konstantinopel wird den Tanz der Derwische von Beethoven tanzen. Leider werden aber die beiden Oberrabbiner von Israel nicht dazu Geige spielen.

Wir wandten unsere ganze Überredungskunst an, um sie dazu zu bestimmen, daß sie den Papst begrüßen, aber wir hatten weniger Glück als bei Shazar, dem neuen Präsidenten der Republik. Er will das Oberhaupt der Christenheit pflichtschuldig ehren, eine schöne Höflichkeitsgeste einem Mann gegenüber, der sich weigert, ihn zu kennen und ihn anzuerkennen. Oberrabbiner Nissim, der beim Tode Johannes' XXIII. dem Heiligen Stuhl eine Beileidsbotschaft sandte, wird sich damit begnügen, Paul VI. eine Willkommensbotschaft überbringen zu lassen. Oberrabbiner Untermann hält es für besser, auf

jede Begegnung und jede Botschaft zu verzichten. Er bemerkte geistreich: »Im 13. Jahrhundert bemühte sich der Kabbalist Abulafia vergeblich, euren Papst Nikolaus III. zum Judentum zu bekehren. Warum sollte ich es bei Paul VI. von neuem versuchen? Es wäre verlorene Zeit.« Ich sagte ihm, Pius II. Piccolomini habe eine ebenso schwierige Bekehrung unternommen, nämlich die des Großtürken, und zwar eines Großtürken, der sich einige Zeit zuvor Konstantinopels bemächtigt hatte. Der lateinische Brief dieses Papstes paßt auf die ewige Hoffnung, die Juden zu bekehren. »Nehmt den christlichen Glauben an«, schrieb er Mohammed II., »glaubt ans Evangelium . . . Was Ihr ungesetzlich besitzt, wird Euer rechtmäßiges Eigentum. Ihr werdet mein teurer Sohn sein, ich hege für Euch schon jetzt die Gefühle eines Vaters . . . Aber, werdet Ihr sagen, dieser Frieden, diese glückliche Verbindung käme ebenfalls zustande, wenn sich die Christen zum Islam bekehrten. Irrtum, Irrtum! . . . Zuviele Völker, zuviele Könige müßten zu dem gleichen Zweck zusammenarbeiten, während die Bekehrung der Mohammedaner sozusagen von Euch allein abhängt. Empfangt die Taufe, und die Türkei, Syrien, Arabien, Libyen werden sich zur Taufe drängen. Wenn Ägypten Ausflüchte sucht, brauchen die schon christlichen Abessinier nur den Lauf des Nils zu verändern . . .«
Wie schade, daß wir die Antwort Mohammeds II. nicht besitzen! Bewundern Sie diesen Papst, der die Bekehrung der Mohammedaner zum Christentum nur vorschlägt, weil sie einfacher ist als die der Christen zum Islam, und der einen Fluß umleiten lassen will, um die Ägypter rascher zu bekehren! Dem Oberrabbiner zitierte ich den Schluß des Briefes nicht, sonst hätte er uns vielleicht verdächtigt, wir hätten den Arabern geraten, den Yarmouk umzuleiten. Wie er mir gestand, zögerte er, Paul VI. zu begrüßen, weil er sich noch an den heiligen Pius X. er-

innert. Als Herzl diesen Papst aufsuchte und ihn um die Fürsprache der Kirche zugunsten einer Heimstatt für die Juden in Palästina bat, antwortete er, er werde viele Priester entsenden, damit alle anlangenden Juden getauft würden. Das war die Antwort eines Heiligen. Obwohl das Grab Herzls auf einem Hügel von Jerusalem ein heiliger Ort des Judentums ist, wurde sein Sohn katholisch.

Paul VI. wird die Heiligen Stätten nicht einzig und allein besuchen, um dem Heiland, dem ersten Papst Petrus und dem Patriarchen Athenagoras zu huldigen. Ich sagte Ihnen schon, seine letzte Kardinalstat sei die Rechtfertigung des Andenkens an Pius XII. gegen den drängenden Vorwurf gewesen, er habe nichts für die verfolgten Juden unternommen. Er wird die Gelegenheit ergreifen und Pius XII. in Jerusalem selbst verteidigen. Diesen Versuch werden die Israelis wohl kaum schätzen, selbst wenn Kardinal Tisserant sechs Kerzen am Denkmal der jüdischen Märtyrer entzündet. In Israel wird das Ergebnis also gleich null sein.

Wird er bei den Arabern mehr Erfolg haben? Ich bezweifle es. Pater Lopez weiß noch nicht, wie er all die Kranken und Krüppel von Jordanien daran hindern soll, sich dem Papst zu Füßen zu werfen, den sie für einen wundertätigen Imam halten werden. Päpste vollbringen erst nach ihrem Tod Wunder. Paul VI. besitzt den Mut, das Christentum auf menschliche Ebene zurückzuführen.

Die einzigen, die mit Sicherheit etwas an der Sache gewinnen werden, sind die Amerikaner von der Fox-Filmgesellschaft. Kardinal Spellman sichert ihnen die Filmrechte an der Reise zu. Fox, der Gründer des Unternehmens, war Jude. (Mein Novize war gelegentlich Sekretär bei der päpstlichen Filmkommission, bei der Pater Reinert, ein ungekannter Jude, als Abgeordneter unserer Gesellschaft fungiert, und er nannte mir die

Namen weiterer großer jüdischer Filmfachleute in den Vereinigten Staaten: Zukor, Warner, Cecil B. de Mille, Goldwin, Selznick, Zanuck . . . Ihnen sind sie natürlich nicht unbekannt, aber ich setze sie für alle Fälle hierher.) Kurz, »wir werden dem Orient den Karneval zeigen«, wie einer unserer Patres in Rom sagte, der in das Geheimnis eingeweiht ist.

Ich schließe, mein lieber Sohn, mit dem Psalmisten: »Der Ewige stärke dich aus Zion!«

Xavier de Trennes, S. J.

P. S. Die letzten Nachrichten vom Konzil. Freuen Sie sich nicht allzusehr, wenn Sie sehen, wie manches in Erfüllung geht, was Kardinal Spellman den amerikanischen Juden versprach. Die gegenseitigen Umarmungen werden immer herzlicher. Bis jetzt bildete Patriarch Saigh allein die Opposition. Im letzten Augenblick werden seine beiden Amtsbrüder, die Patriarchen von Antiochia, sowie Kardinal Tappouni und Meouchi mit Gori, dem lateinischen Patriarchen von Jerusalem, eine gemeinsame Erklärung abgeben, um die schönen Pläne Kardinal Spellmans zu begraben. Es erinnert mich an die Geschichte, die Sie mir von dem Portier Lord Rothschilds erzählten; geleitete er nicht einen jüdischen Bettler mit tausend Bücklingen durch die Räume und beförderte ihn nachher mit einem ungeheuren Fußtritt auf die Straße?

Vielleicht veranlaßte Ihr Spott über die gotischen Meßgewänder Monsignore Baron zu seiner plötzlichen Abreise aus Rom. Als wolle er beweisen, daß sein Name seit den Kreuzzügen jüdisch ist, begab sich der ehemalige Rektor von Saint-Louis-des-Français nach Israel. Aber er erschien nicht allein: Aus Rabat in Marokko entführte er sämtliche Nonnen eines Klosters, die unter dem Banner des Propheten um ihre Tugend bangten, und verpflanzte sie nach Nazareth. Angetan mit gotischen Meßgewändern läßt er sie die Messe arabisch nach melchiti-

schem Ritus singen. Der Teure! Für Schwester Pascalina schenkte er mir einen galiläischen Buchfinken, der das Entzücken der heiligen Frau sein und den Vogel Pius' XII. ersetzen wird.
Ich danke Ihnen für die Einladung zur Hochzeit von Fräulein de N. und Baron de Goldschild. Im Monat des Rosenkranzes werde ich nicht frei sein, weil ich mich verpflichtet habe, ihn den Soeurs de Saint-Charles zu predigen. Übermitteln Sie der jungen Frau meinen Segen.

VI

Am 17. Oktober um vier Uhr nachmittags wendete ein Rolls Royce mühsam an der Ecke der Rue Pavée und hielt in der Rue des Rosiers vor dem Tor der Jakobsgemeinde. Saul öffnete den Schlag, sprang auf den Gehweg und half seiner Mutter und seinem Onkel, Sir Lionel Cassel, beim Aussteigen. Hinter ihnen stieg Osmonde mit Georges und einer Kusine ihres Vaters, die sie gastlich aufgenommen hatte, aus einem Bentley. Ihre Familie war also auf der väterlichen Seite vertreten, und Georges vertrat sie gewissermaßen auf der mütterlichen Seite. Er hatte ein letztes Aufbegehren Françoises beschwichtigt, die drohte, sie werde ihre Einwilligung zurückziehen. Gott sei Dank war sie mit Packen beschäftigt, sie beide wollten nämlich am andern Tag nach Angkor aufbrechen. Diese exotische Wallfahrt würde das Gegenstück zu Osmondes Hochzeitsreise sein, die sie auf der Jacht von Sauls Onkel übers Mittelmeer zu den Hauptzielen Griechenland und Israel führen sollte.
Georges hatte sie überredet, die Hochzeit in der ortho-

doxesten Synagoge von Paris zu feiern. Bei Aschers Bar-Mizwa-Festessen hatte sich Osmonde mit dem Viertel vertraut gemacht, und Saul tat alles, was Osmonde gefiel. Die Baronin war nicht so leicht zu überzeugen gewesen, aber konnte sie Osmonde etwas abschlagen? Es war ihr auch recht, daß damit Françoises Abwesenheit vertuscht wurde, die in der großen Synagoge bemerkt worden wäre. Schließlich hatte sie gefunden, die Umgebung des Judenbades besitze auch ihren Zauber und es sei ruhmreich, sich vollzählig in der Rue des Rosiers zu zeigen, dem symbolischen Ausgangspunkt aller Pariser Juden.

»*Very curious!*« sagte der Bruder der Baronin, als er die Treppe zur Synagoge hinaufstieg.

Gewiß waren noch nie so elegant gekleidete Menschen durch dieses Tor und über diesen Hof geschritten. Die Straße wimmelte von Neugierigen, Händler standen auf ihrer Ladenschwelle, aus allen Fenstern schauten Gesichter. Kein Blick aber verriet Feindseligkeit oder Neid, die ein solches Schauspiel in einem anderen übervölkerten Viertel hervorgerufen hätte. Obwohl man das Geheimnis eifersüchtig gegenüber jedermann und vor allem gegenüber der Presse gehütet hatte, wußten die Juden hier, daß ein Goldschild eine zum Judentum übergetretene Christin heiratete. Zum ersten Mal konnten sie in ihrer Mitte einen ihrer wohlhabenden Barone betrachten. Und da war er, nicht als Schaulustiger oder als Beschützer, sondern um mit ihrer bescheidenen Nachbarschaft »den herrlichsten Tag seines Lebens« zu verschönen. Sie fühlten sich geehrt. Zwei Polizisten sorgten für Ordnung, aber die Aronovitz und Herr Frank hatten schon vorher mit ihren Anweisungen dazu beigetragen. Bei der Ankunft des Hochzeitspaares spielten Ascher und Egla die Rolle der Brautführer. Oben ging Egla zu ihrer Mutter in den Frauensaal. Frau Hermann und Frau Siméon, die

Pförtnerin des Judenbades, waren schon da. Die Buchhändlerin hatte das Pergament zu dem Heiratsvertrag gestiftet, den Herr Aronovitz und Herr Frank als Zeugen unterzeichnen würden. Die Baronin hatte ihren Bruder und einen ihrer Rothschild-Vettern vorgeschlagen, aber Rabbiner Warchawsky hatte entgegnet, der erste sei ihm nicht persönlich bekannt, und der zweite sei am Maßstab der Jakobsgemeinde gemessen kein frommer Jude. Es war dies ein Vorwand gewesen, um die Rothschilds von einer Feier fernzuhalten, bei der sie nur gestört hätten, die in Widerspruch zu den Bräuchen ihrer eigenen Synagoge stand und zu der weiter keine Gäste geladen waren. Der einzige Gast Georges' war Freund Ruben, dem er die ihm teure Rolle des »Zeugen« auf andere Weise verschaffen wollte. Er war nicht mehr in einer Synagoge gewesen seit jenem Tag in seiner Kindheit, als er bei der Suche nach einem zehnten Mann für eine Synagoge in Bukarest so schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

Rabbiner Warchawsky, der Gemeindevorsteher und der Vorbeter empfingen den Zug oben an der Treppe. Der Oberrabbiner von Paris und der Oberrabbiner von Frankreich hatten sich wegen der Goldschild herbemüht; man staunte, sie in einer nicht dem Konsistorium gehörenden Synagoge zu sehen. Der Saal war voll besetzt mit den Zöglingen der Jeschiwa von Brunoy, deren Wohltäterin die Baronin wurde. Der prächtige Vorhang vor dem Allerheiligsten aus purpurfarbenem, goldgesticktem Samt war ihr Geschenk, der große silberne Leuchter ein Geschenk Sauls. Zwei riesige Blumenpyramiden verströmten ihren Duft. In der Mitte war der Trauhimmel über dem Podium aufgebaut.

Saul und Osmonde gingen in den kleinen Raum im Hintergrund, wo der Heiratsvertrag unterschrieben wurde. Ihre Namen standen in Schmuckschrift mitten im

aramäischen Text, Ahinoam war an die Stelle von Osmonde getreten. In dieser Synagoge war seltsamerweise noch nie eine Ehe geschlossen worden. Orthodoxe Juden heiraten zu Hause oder in einem beliebigen Raum, wenn sie nicht eine Hochzeit unter freiem Himmel vorziehen wie einst in Polen und heute in Israel.
Als der Vertrag unterschrieben war, traten die Gatten, die nach dem jüdischen Gesetz erst Verlobte waren, auf das Podium zu. Saul stieg allein hinauf, Osmonde schritt siebenmal darum herum. Dieser geheimnisvolle Ritus, der nicht chassidäisch war, den aber viele orthodoxe Juden ausübten, spann ein Gewebe der Liebe zwischen den beiden Gatten, flehte er doch auf sie den Segen herab, den der Schöpfer der Welt am siebten Tag erteilte. Die Gattin behandelte ihren Gatten wie einen König, vor dem man tanzt und springt. Saul war ganz nach englischer Mode gekleidet in Cut und Zylinder, Osmonde verkörperte den Frühling in weißem Tüll mit einem Kranz von Rosen. Die Zöglinge von Brunoy stimmten Gesänge an, aus denen der Name Adonai hervorklang. Die wollüstigen Geheimnisse des jungen Paares schienen den Namen Adonis damit zu verbinden.
Als Osmonde zu Saul auf das Podium getreten war, kam Rabbiner Warchawsky mit einem Kelch Wein auf sie zu. Die Baronin und die Kusine standen auf Sauls Seite, Georges und Sir Lionel auf Osmondes Seite, Herr Frank und Herr Aronovitz in der ersten Reihe. Der Rabbiner segnete die Ehe über dem Kelch und reichte ihn Saul, der einen Schluck trank, dann Osmonde, die ebenfalls einen Schluck trank. Nun nahm Saul einen goldenen Ring aus der Tasche und zeigte ihn dem Rabbiner. Dieser fragte ihn, ob der Ring gewiß ihm gehöre und wirklich aus Gold sei. Die Baronin lächelte zu den beiden Fragen, die in der großen Synagoge nicht gestellt wurden. Als Saul bejaht hatte, hob er den Ring in die Höhe, zeigte ihn

allen Anwesenden und steckte ihn Osmonde an den Finger. »Durch diesen Ring«, sagte er, »sei mir geheiligt nach dem Gesetz Moses und Israels.« Er warf ein leeres Glas auf den Boden, es zersplitterte, während alle »viel Glück!« riefen. Georges wußte, daß dieses Glas nicht die Zerbrechlichkeit des Glücks bedeutet wie das Lineal aus Kristall, das bei der freimaurerischen Eheschließung zerbrochen wird, sondern die Zerstörung des Tempels, deren bei jedem Fest gedacht wird. Saul bedauerte, daß er, einer weiteren orthodoxen Sitte gemäß, seinen Gebetsmantel nicht umgelegt hatte, sonst hätte er sie nun beide darin eingehüllt. Die Neuvermählten und ihre Begleiter setzten sich bis zum Ende der Feier, ausnahmsweise waren Stühle aufgestellt worden. Der Oberrabbiner, Rabbiner Warchawsky und der Gemeindevorsteher saßen auf einer Bank.

Die jungen Leute von Brunoy begannen wieder zu singen, mitgerissen vom Vorbeter. Sie sangen zuerst den Verlobungssegen, dann die sieben Segnungen der Ehe. Sie dankten Gott dafür, daß er »alles für den Menschen schuf«, daß er die Welt und den Menschen ihm zum Bilde schuf, daß er die Hoffnung auf den Wiederaufbau des Tempels wachhält, daß er Eheleuten Frieden und die Freuden der Ehe spendet. Von diesen Freuden hatten Osmonde und Saul schon vorweg reichlich genossen. Sie hatten aber am Tage des großen Versöhnungsfestes Buße getan und sich seither vor Sünde gehütet. Die dreiwöchige Enthaltsamkeit genügte zwar nicht, ihnen ihre Unberührtheit wiederzugeben, erschien ihnen aber doch verdienstlich. Osmonde konnte sich allerdings als vom Tauchbad erneuert betrachten. Vor ihrem geistigen Auge schwebte nicht mehr das Bild der Jungfräulichkeit, die sie verloren hatte, sondern das Bild der Jungfräulichkeit, die sie noch verlieren sollte, und sie genoß die Aussicht auf eine so merkwürdige Hochzeitsnacht.

Sarre hatte am Versöhnungsfest in der Rue de la Victoire teilgenommen. Osmonde hatte sich zu der Baronin gehalten, während Saul neben ihm die allgemeine öffentliche Bekenntnisformel für begangene oder nicht begangene Sünden aufsagte. Georges, dem seine geistige Tochter von der geheimnisvollen Rachel erzählt hatte, lernte nun auch selbst den Goldschild-»Stil« kennen: die Sekretärin blieb sogar bei der Erfüllung der religiösen Pflichten unsichtbar, denn ihre Synagoge befand sich in der Rue Buffault. Am Tag vor dem Versöhnungsfest hatte er allein bei den Aronovitz einer Feier beigewohnt, die weder bei den Goldschild noch bei den Rothschilds begangen wurde. Zwei weiße Hähne und zwei weiße Hennen erwarteten in einem Käfig ihr Schicksal. Herr Aronovitz packte einen Hahn an einem Bein und schwang ihn dreimal durch die Luft, sein Sohn verfuhr ebenso mit dem anderen Hahn, Frau Aronovitz und Egla mit den Hennen. Jeder sprach ein Gebet, um sein Tier an seiner Stelle als Sühneopfer auf dem Altar des Allerhöchsten darzubringen. Der Opferpriester schnitt den beiden Hähnen und den beiden Hennen den Hals ab mit seinem scharf gewetzten Messer, über das er mit dem Nagel gefahren war, um nachzuprüfen, ob auch nicht die geringste Scharte zu spüren war. Das Blut der Opfertiere wurde wie ein Präputium in Sand begraben, den Ascher in das nächste Abwasserloch schüttete.

Die Hochzeitszeremonie nahm ihren Fortgang. Rabbiner Warchawsky erhob sich und ergriff das Wort. Eine Rede gehörte nicht zu den orthodoxen Gebräuchen; die Jakobsgemeinde machte hierin eine Ausnahme.

»›Wie fein sind deine Hütten, Jakob, und deine Wohnungen, Israel!‹« sagte der Rabbiner. »Niemals war diese Wohnung in der Rue des Rosiers herrlicher, niemals wurde ein schöneres Paar unter dieser Hütte vereint. Dieses Schriftwort spricht jeder Jude beim Eintritt in eine

Synagoge, denn dahin zieht er sich zurück, um den Ewigen zu preisen, sei es auch eine so bescheidene Stätte wie die der Jakobsgemeinde. Von allen Festen, die unser Gemüt erfreuen, geht uns eine Hochzeit am meisten zu Herzen, folgt sie doch dem Befehl des Ewigen an alle Lebewesen: ›Seid fruchtbar und mehret euch!‹ Diese Hochzeit ist ein doppelt schönes Fest, weil eine Adeptin für Israel gewonnen wurde, die ihm Ehre machen wird. Das Judentum rät davon ab, Menschen aufzunehmen, die nur aus Gefühlsgründen kommen, empfängt aber gern alle, die diese achtbaren Gründe mit echter Gesetzeskenntnis und tiefen Überzeugungen verbinden.«

Bei seinen Worten errötete Osmonde unter ihren Rosen. Der Rabbiner fuhr fort, er sei stolz, daß er auf diesem Wege dienlich gewesen sei, und beglückwünschte die Neuvermählten, daß sie einerlei Religion bevorzugten – die Religion des einzigen Gottes –, wie sie auch ein Fleisch sein würden. »Viel Glück!«

Herr Jaïs, der Oberrabbiner von Paris, erhob sich seinerseits zu einer Rede. Wenn er es etwas bedauert habe, sagte er, daß die große Synagoge um eine Hochzeit gebracht werde, die eigentlich in ihr gefeiert gehöre, sei dieses Bedauern verschwunden, denn die kleinste Synagoge von Paris sei wunderbarerweise zur größten Synagoge Frankreichs geworden. Vielleicht werde der Sieg des Judentums, den diese Hochzeit darstelle, hier besser gepriesen, und die Rue des Rosiers werde zur Rue de la Victoire, zur Siegesstraße. Da aber bei den Juden, wie das zerbrochene Glas bewies, über Freudenausbrüchen stets ein Schleier liegt, gedachte der Oberrabbiner von Paris bei seinem ersten Besuch in der Jakobsgemeinde des Rabbiners Hertz, der der Gemeinde vor dem Krieg vorstand und in der Deportation starb. Zeuge nicht sein eigenes Hiersein wie das des Rabbiners Warchawsky von dem stets zufallsbedingten Schicksal der Juden? Er stamme

aus Nordafrika, und die Pariser Juden hätten ihn großmütig an ihre Spitze gestellt, er habe aber sein Vaterland nicht wechseln müssen. Rabbiner Warchawsky habe in Frankreich eine neue Heimat gefunden, doch führe ihn die Treue zu seinem Vaterland Polen in dieses Viertel, obwohl er seine Amtspflichten anderwärts erfülle. Vielleicht sei aber hier das reinste Judentum beheimatet, das mit dem jüdischen Ideal am festesten verbunden ist. Es sei also nur natürlich, wenn man hier einen Herrn Frank antreffe, einen Helden Frankreichs und Träger des Befreiungsordens, der als Weiser beschlossen habe, einen geruhsamen Lebensabend hier verborgen zu verbringen, und zugleich unter denkwürdigen Umständen eine der größten jüdischen Familien der Welt. Die Judenheit, sagte er, wisse um die Wohltaten der Goldschild, aber der Ewige habe diese kleine Gemeinde und die Jeschiwa von Brunoy auf ihren Weg gelegt wie er Ruth auf das Feld des Boas schickte. Der Oberrabbiner fügte hinzu, die Cassel hätten nicht weniger getan und würden auch weiterhin nicht weniger tun für das Judentum als die Goldschild. Er schloß mit einem Lob auf Osmondes Familie, »die sich in der Diplomatie auszeichnete« und sich dem Übertritt der entzückenden jungen Gattin nicht widersetzte. »Viel Glück!«

Wie für die Juden vermischten sich auch für Georges Bilder der Trauer mit seiner Freude. Am Vortag war er mit Françoise in Milly-la-Forêt gewesen, wo Jean Cocteau beerdigt wurde. Welch ein Glück, daß es nicht der 17. war, mußte er sich bitter sagen. Der Mann, der »am meisten Geist und Geist jeder Art« besessen hatte, konnte von jenseits des Grabes auf die reiche Jüdin herabschauen, die ihn hinausgejagt und ihm seinen abgelegten Frack der Académie française auf sein Totenbett gelegt hatte, und sehen, wie sie in schwarzen Schleiern mit Ohnmachtsanfällen die Rolle der Witwe spielte.

Es folgte noch eine Rede. Herr Kaplan, der Oberrabbiner von Frankreich, war ein ebenso wortreicher Redner wie Herr Jaïs, aber er beschränkte sich darauf, an Sauls Bar-Mizwa zu erinnern, die er vollzogen hatte, und den beiden Familien und den Neuvermählten »viel Glück!« zu wünschen.

Alle erhoben sich. Saul, die Baronin, die Kusine, Sir Lionel und Sarre küßten die strahlende Osmonde. Ein Schatten glitt aber doch über ihr Gesicht, als sie Georges zuflüsterte:

»Gib Mutter einen Kuß von mir!«

»Überlasse es der Zeit und mir«, sagte er, »ich werde euch aussöhnen.«

Daraufhin wandte sie sich mit unbeschwertem Lächeln an Saul:

»Du hast mich gelehrt, wir hätten am Sabbat eine höhere Seele, aber ich habe heute eine höhere Seele und schenke sie dir!«

Die jungen Leute von Brunoy schrien im Chor: »Viel Glück!« – »Guten Appetit!« rief einer bei dem Gedanken an das Festessen, das sie im Restaurant erwartete.

Auf dem Treppenabsatz stand die Familie Aronovitz Spalier. Ascher zwinkerte mit seinen blauen Augen und bedeutete Georges, er wolle ihm etwas ins Ohr flüstern: »Wie ist es, Herr Sarre, wann lassen Sie sich beschneiden?«

Peyrefitte

die Juden